Die Dankbarkeit gegen Gott erhöhet unſre Freuden auf Erden.

Eine

Predigt,

in der

St. Katharinenkirche zu Braunſchweig

am 27ſten Auguſt 1780

gehalten

von

M. Carl Philipp Moritz,

Conrector am Grauen Kloſter zu Berlin.

Berlin,

bey Arnold Wever. 1780.

Liebreicher Vater der Menschen, Du hast uns zwar versprochen, daß Du uns in der Ewigkeit erst vollkommen glücklich machen willst, demohngeachtet aber gewährst Du uns auch hier schon manche Freuden. Du hast auch unserm Herzen das süße Gefühl der Dankbarkeit eingesenkt, welches unsre Freuden noch erhöhen und verschönern kann. Warum hast Du das gethan? — Nicht um deinetwillen, sondern um unsertwillen. Du wirst durch unsern Dank nicht glücklicher, nicht seliger; wir aber sollten dadurch froher und vergnügter werden, sollten jedes Glück des Lebens doppelt empfinden, wenn wir es mit dankbarem Herzen genössen. O, laß heute einen Blick auf deine Wohlthaten eine solche Dankbarkeit in uns erwecken, welche

stark genug ist, daß sie in den trübsten Stunden, bei den schwersten Leiden, und selbst im Tode nicht wieder verlöschen kann! Laß diese Dankbarkeit uns hinüber geleiten in ein besseres Leben, wo sie unaufhörlich unsre Freuden erhöhen wird, und von unsern Freuden wieder erhöhet werden soll! Amen.

Die Religion Jesu, m. Z., schreibt uns Pflichten gegen Gott, gegen unsern Nächsten und gegen uns selbst vor. Die Pflichten gegen uns selbst und gegen unsern Nächsten sollen unser wechselseitiges Glück befördern, aber die Pflichten gegen Gott sollen doch nicht Gottes Glück befördern, weil er schon an sich unendlich selig ist. Was mag also Gott wol für einen Endzweck dabei gehabt haben, wenn er uns auch Pflichten gegen sich vorschrieb? Gewiß keinen andern, als daß der Vortheil von der Ausübung unsrer Pflichten gegen ihn ganz allein auf uns zurückfallen sollte. Darum wollte er also, daß wir ihn lieben sollten, damit wir, aus Liebe zu ihm, seine Vorschriften desto williger beobachten, und eben dadurch desto glücklicher werden möchten: darum wollte er, daß wir auf ihn vertrauen

trauen ſollten, damit wir deſto ruhiger und unbeſorgter durch die Gefahren dieſes Lebens hinwandeln, und ihm unſer Schickſal ganz überlaſſen möchten: darum wollte er, daß wir dankbar gegen ihn wären, damit dieſe Dankbarkeit uns ſeine Wohlthaten erſt recht fühlbar machen, ihren Werth erhöhen, und uns den rechten Gebrauch derſelben lehren ſollte. Woher kömmt es aber, daß demohngeachtet die Empfindungen der Liebe, des Vertrauens und der Dankbarkeit gegen Gott ſo oft in unſrer Seele matt werden und erlöſchen? Vielleicht daher, weil Gott ein Weſen iſt, das wir nur denken können; und weil ſich iene Empfindungen bloß auf die Vorſtellungen gründen, die wir uns von Gott machen, ſo daß ſie ihre Lebhaftigkeit verlieren, ſo bald es dieſen Vorſtellungen an der gehörigen Stärke und Deutlichkeit mangelt. Da nun ſo viele äuſſere Gegenſtände unſre Gedanken von Gott abziehen, ſo iſt es ſehr gut, wenn wir zuweilen die Vorſtellungen von ihm in unſrer Seele recht lebhaft wieder zu erwecken ſuchen, damit unſer Vertrauen, unſre Liebe und unſre Dankbarkeit gegen ihn dadurch neue Stärke erhalten. Wir wollen das auch heute thun, und wollen, nach Anleitung unſers Textes, unſer Augenmerk insbeſondere darauf richten, wie wir Dankbarkeit gegen Gott in unſern Herzen erwecken können. Wir wollen ſie, zu dem Ende, aus dem liebenswürdigen Geſichtspunkte betrachten, wie ſie ſelbſt unſre Freuden auf Erden

erhöhen kann. Wenn also die Dankbarkeit gegen Gott in unsern Herzen erloschen wäre, so wollen wir sie aufs neue wieder anzufachen suchen; wenn sie nicht erloschen ist, so wollen wir sie desto stärker zu entflammen suchen, und flammt sie dann schon stark genug, so soll sie zum Throne des Ewigen emporsteigen, und ihm ein wohlgefälliges Opfer seyn.

Gott segne unsre heutige Betrachtung! Wir rufen ihn darum an, und beten: Vater unser u. s. w.

Text.

Luc. 17, 11 — 19.

Und es begab sich — dein Glaube hat dir geholfen.

Diese Geschichte, m. Z., flößt uns eine innige Liebe und Ehrfurcht gegen unsern göttlichen Erlöser ein, welcher sein ganzes Leben dazu anwandte, Menschen glücklich zu machen, und bei seinen Wundern gemeiniglich den doppelten Endzweck hatte, theils seine Lehre zu bestätigen, theils denen Menschen, an denen er seine Wunder verrichtete, Wohlthaten zu erzeigen. Das war auch hier der Fall: Jesus gab

zehn Menschen das größte Kleinod des Lebens wieder, was allein ihre Tage erheitern, und ihnen iede Freude auf Erden wieder schätzbar machen konnte. Dieß Wunder bestätigte ebenfalls seine göttliche Lehre, und hatte also die herrlichsten Folgen auf die Zukunft, und zugleich wurden auch schon damals zehn Menschen dadurch glücklich gemacht. — Diese Geschichte flößt uns ferner eine Liebe und Zuneigung zu dem Samariter ein, welcher mit dankbarem Herzen zurückkehrte, so bald er gesund geworden war, seinen Wohlthäter aufsuchte, und mit lauter Stimme Gott lobte und preisete: wir freuen uns über seine Genesung wegen seiner Dankbarkeit. — Diese Geschichte aber flößt uns auch eine Abneigung und Widerwillen gegen die Uebrigen ein, die eine eben so große Wohlthat, wie der Samariter, empfangen hatten, und dennoch den Geber derselben so bald vergessen konnten. Und doch waren der Undankbaren neun, und dankbar war nur Einer. Es wäre nicht gut, m. Z., wenn dieß Verhältniß in Ansehung der Dankbarkeit noch überhaupt von den Menschen gelten sollte, so daß nur der zehnte Theil von allen für die Wohlthaten Gottes dankbar wäre; sollte es aber dennoch seyn, so wollen wir uns wenigstens bestreben, unter diesem zehnten edlern Theile von Menschen mit begriffen zu seyn. Das Beyspiel des dankbaren Samariters soll uns hier zur Aufmunterung dienen. Wer empfand das Glück der Genesung am stärksten? Wer freute

sich am meisten darüber? Ganz gewiß der Samariter, sonst wäre er nicht so dankbar gewesen. Warum konnte er sich aber am meisten über die empfangne Wohlthat freun? Weil sein Herz vielleicht noch am unverdorbensten war, weil er unter den Uebrigen noch am wenigsten eigennützig dachte. Er stellte sich lebhaft den entsetzlichen Zustand vor, in welchem er sich vorher befunden hatte, und dieß vergrößerte nun die Freude über sein gegenwärtiges Glück: und nun konnte er nicht eher ruhen, er mußte erst seinen Wohlthäter aufsuchen mußte ihm seinen Dank bezeigen; dieß schien gleichsam an seinem Glück noch zu fehlen, und als er dieß erst thun konnte, da war auch seine Freude vollkommen; er konnte nicht eher zufrieden seyn, bis es sein Wohlthäter wenigstens erst wußte, daß er nicht undankbar gegen ihn wäre. Gewiß hatte der Samariter ein edeldenkendes Herz, und bei allen edeldenkenden Herzen ist die Dankbarkeit Bedürfniß; sie können nicht eher ruhen, bis sie dieselbe erst auf eine oder die andre Art an den Tag gelegt haben. Die Dankbarkeit sollte das Band der menschlichen Gesellschaft knüpfen, darum ist sie eigentlich allen Menschen schon von jeher in die Natur gelegt. Das sieht man an den Heiden, welche den wahren Gott nicht kannten, und daher ihre Zuflucht zu leblosen Dingen nahmen, um doch etwas zu haben, dem sie ihre Dankbarkeit bezeigen könnten. — Das sieht man an dem Kinde in der Wiege, das der Mut-

ter,

ter, die ihm Nahrung giebt, schon seinen Dank entgegen lächelt — man sieht dieß an so manchen angenehmen, täuschenden Vorstellungen, die wir uns machen, wenn es uns scheinet, als ob die Vögel in den Lüften Gott, ihrem Schöpfer, ein Loblied sängen, als ob die Blumen auf dem Felde ihm zu Ehren dufteten, und als ob das Wild aus seiner Höle ihm seinen Dank entgegen brüllte. Diese Vorstellungen gefallen und rühren uns; es ist, als ob die ganze Natur mit unsern innern Empfindungen in schönster Harmonie zusammenstimmte. Daß die Dankbarkeit unsern Herzen natürlich ist, können wir selbst schon daraus sehen, daß wir wenigstens mit Worten, sowol gegen Gott als gegen andre Menschen, sehr freigebig sind, wenn es uns gleich an Muth gebricht, unsern Dank durch die That zu beweisen; fühlten wir nicht tief in uns das Bedürfniß der Dankbarkeit, so würden wir auch die Worte weglassen. Ist uns nun aber dieß Gefühl der Dankbarkeit, als Menschen, schon natürlich, was sollte es uns nicht, als Christen, seyn, uns, die wir mit dem theuren Blute Jesu Christi erkauft sind, uns, denen er Vergebung der Sünden und ein ewiges Leben erworben hat? O Schande für uns, daß wir dieß Gefühl der Dankbarkeit erst in uns erwekken müssen, daß es nicht von selber schon in die feurigsten Lobgesänge und in tausend edle Handlungen überströmt! — Aber wir wollen diese Dankbarkeit gegen Gott in uns zu erwecken

suchen, und hätte sie auch Tage und Jahre lang noch so fest in unsrer Seele geschlafen, so soll die Stimme der Natur und die Stimme der Religion sie wieder aufwecken, daß sie nie wieder in Schlummer sinken, und nie wieder verlöschen möge. — Damit wir aber diese himmlische Tugend zugleich lieb gewinnen, damit wir sie nicht als einen Zwang für uns ansehen, so wollen wir sie aus dem liebenswürdigsten Gesichtspunkte betrachten. Wir wollen erwägen:

Wie die Dankbarkeit gegen Gott selbst unsre Freuden auf Erden erhöhen kann.

Erstlich wollen wir untersuchen:

Wie muß die Dankbarkeit gegen Gott beschaffen seyn, wenn sie unsre Freuden erhöhen soll?

Zweytens: Wie müssen die Freuden beschaffen seyn, wenn sie von der Dankbarkeit gegen Gott erhöhet werden sollen?

Drittens: Wie können wir eine solche Dankbarkeit in unsern Herzen erwecken?

Und viertens: Wie können wir sie erhalten?

Wie muß also die Dankbarkeit gegen Gott beschaffen seyn, wenn sie unsre Freuden erhöhen soll? Dann muß sie keine stolze, keine erkünstelte, keine vorübergehende, sondern eine wahre innige Dankbarkeit seyn, die sich auf Gehorsam und Liebe gegen Gott gründet, und diese Tugenden wechselsweise wieder befördert, sonst kann sie unsre Freuden nicht erhöhen, und kann uns nicht glücklicher und zufriedner machen. Wir müssen also ja einen Unterschied zwischen einer wahren und falschen Dankbarkeit machen. Damit uns nun dieser Unterschied desto eindrücklicher werde, so wollen wir uns denselben in einem Gleichnisse denken. Wir wollen uns vorstellen, ein Vater hätte vier Söhne, die er alle mit gleicher Zärtlichkeit liebte, und die es alle wohl empfänden, wie vielen Dank sie ihm schuldig wären, aber ihm denselben nur nicht alle auf die rechte Art bewiesen. Nun wollen wir einmal annehmen, daß der Eine zu ihm hinträte und sagte: ‚ich danke dir, „Vater, daß du mich über meine Brüder erho„ben hast, und daß du mich mehr als sie deiner „vorzüglichen Zuneigung und deines besondern „Vertrauens würdigst!“ würde dieser stolze Dank dem liebenden Vater wohl gefallen können? — Wir wollen uns ferner denken, daß der

der zweite Sohn zwar auch das Bedürfniß der Dankbarkeit empfände, aber nicht den Muth hätte, dieselbe durch seinen Gehorsam zu beweisen, und deswegen eine Danksagung auswendig lernte, die er zuweilen seinem Vater vorsagte, und sich dabei stellte, als obs ihm noch so sehr ums Herz wäre — wenn dieser nun vor seinen Vater hinträte und seine auswendig gelernte Danksagung hersagte, könnte dann dieser erkünstelte Dank von dem weisen Vater wohl gebilliget werden? — Ferner wollen wir annehmen, daß der dritte Sohn zwar ein gutes Herz besäße, und daß er oft durch eine neue Wohlthat, die ihm sein Vater erzeigte, oder durch eine lebhafte Erinnerung an alle die Liebe, welche derselbe ihm bewiesen hätte, zu einer wahren Dankbarkeit gerührt werden könnte, wo er denn seinem Vater plötzlich in die Arme eilte, und ihm mit Freudenthränen für seine Liebe dankte, auch versprächе, daß er inskünftige durch Gehorsam seine Dankbarkeit beweisen wollte, aber in wenigen Stunden sein Versprechen vergäße, und wieder in sein voriges ausschweifendes Leben verfiele; wenn dieser nun seinem Vater auch manchmal noch so feurig dankte, könnte dann dem weiter sehenden Vater dieser vorübergehende Dank wol angenehm seyn? — Endlich aber wollen wir uns noch vorstellen, daß der vierte Sohn nicht viel von seiner Dankbarkeit redete, sondern seinen Weg im Stillen vor sich hingienge, seine Brüder zärtlich liebte, und alles

gern

gern thäte, was er seinem Vater nur an den Augen absehen könnte, daß sich seine Dankbarkeit auf eine wahre innige Liebe gegen seinen Vater und auf einen unverbrüchlichen Gehorsam gegen ihn gründete, und eben diese Tugenden auch in ihrem Maaße wieder beförderte; wenn nun dieser Letztre seinem Vater einen thätigen Beweis seiner Liebe oder seines Gehorsams gäbe, würde ihm das nicht angenehmer seyn, als wenn die übrigen drei Söhne ihn mit noch so vielen mündlichen Danksagungen überhäuft hätten? — Nun wollen wir uns vor dem Angesichte Gottes prüfen, m. Z., welchem von diesen vier Söhnen wir wohl ähnlich sind! Gott ist unser aller Vater, und wir sind seine Kinder, das Verhältniß zwischen ihm und uns ist also dasselbe, welches zwischen jenem Vater und seinen Söhnen war. Glichen wir vielleicht bisher dem ersten Sohne, und war unsre Dankbarkeit noch immer mit Stolz vermischt, so daß wir dachten, ob wir es gleich nicht sagten: Ich danke dir, Gott, daß ich nicht bin wie andre Leute! o, dann ist unsre Dankbarkeit nicht rein vor Gott, dann kann sie unsre Freuden nicht erhöhen, sie wird vielmehr in Neid und Unzufriedenheit ausarten, so bald wir glauben, daß andre noch glücklicher, wie wir, sind. Darum laßt uns ja dahin sehen, daß unsre Dankbarkeit gegen Gott mit Demuth verknüpft sey! Glichen wir dem zweiten Sohne, und suchten wir vielleicht nur durch Lobgesänge und Gebete eine Dankbarkeit

zu erkünsteln, wovon unser Herz nichts wußte: o, so laßt uns ia diese erkünstelte Dankbarkeit in eine solche zu verwandeln suchen, wo Empfindung, Wort und That in der schönsten Harmonie zusammenstimmen, wo die Dankbarkeit durch unsre Lobgesänge nicht erst bewürkt wird, sondern wo sie dieselben aus dem Innersten unsers Herzens hervorströmen läßt, wo iedes Dankgebet, das wir zu Gott emporschicken, durch gute Handlungen unterstützt wird, die ihm dasselbe wohlgefällig machen; denn ein frommes Gebet, das, von irgend einer edlen, menschenliebenden Handlung begleitet, zu ihm aufsteigt, ist ihm gewiß angenehmer, als tausend lange Dankgebete, die von unsern Lippen strömen, und wovon unser Herz nichts weiß. Waren wir vielleicht dem dritten Sohne ähnlich, und war unsre Dankbarkeit vielleicht bisher nur ein vorübergehendes Gefühl, das sich nur zuweilen äusserte, wenn wir etwa aus einer großen Gefahr errettet, oder von einer schweren Krankheit genesen waren, und dann mit der lebhaftesten Empfindung ausriefen: Gott sey Dank! und ihm versprachen, von nun an unsre Dankbarkeit durch Gehorsam zu beweisen, aber vielleicht in wenigen Tagen unser Versprechen schon wieder vergaßen? O, dann konnte unsre Dankbarkeit Gott nicht gefallen, weil er in demselben Augenblick schon voraus sahe, daß sie doch unser Glück nicht erhöhen, und auf unsre Handlungen keinen Einfluß haben wurde. Gott fodert

unsre

unsre Dankbarkeit ie nicht um seinet- sondern um unsertwillen; da nun eine stolze, erkünstelte, oder vorübergehende Dankbarkeit uns selber nicht zu statten kömmt, so ist sie völlig ohne Nutzen. Darum laßt uns suchen, dem vierten Sohne ähnlich zu werden, wenn wir es noch nicht sind. Unsre Dankbarkeit gegen Gott müsse sich auf Liebe und Gehorsam gegen ihn gründen, und zugleich Liebe und Gehorsam gegen ihn befördern, so daß sich diese Tugenden einander schwesterlich die Hand bieten, um uns glücklich zu machen. So bald unsre Liebe zu Gott erkalten will, müsse die Dankbarkeit gegen ihn sie aufs neue entflammen; so bald unsre Dankbarkeit gegen Gott verlöschen will, müssen die Liebe zu ihm sie aufs neue wieder anfachen; und so bald unser Gehorsam wanken will, müssen Liebe und Dankbarkeit ihn unterstützen. Dann wird ein unverbrüchlicher Gehorsam gegen Gott uns immer glücklicher und zufriedner machen, und diese fortdaurende Zufriedenheit, die aus einem frommen Wandel entsteht, wird eine immerwährende Stütze unsrer Dankbarkeit seyn; mit jedem Tage wird dann unsre Dankbarkeit unser Glück erhöhen, und mit iedem Tage wird unser Glück durch unsre Dankbarkeit erhöhet werden. — O, wenn wir diese letzte Art der Dankbarkeit noch nicht besitzen, so wollen wir uns wenigstens aus allen Kräften bestreben, dieselbe uns zu erwerben, damit wir die herrlichen Vortheile genießen, die sie uns gewähren kann,

damit

damit sie hier auf Erden schon unsre Freuden erhöhe, und uns dann in ein besseres Leben hinüber geleite, wo sie unaufhörlich unser Glück erhöhen und verschönern wird.

Der gesund gewordene Samariter hätte sein Glück nicht halb so stark empfunden, wenn nicht dieß süße Gefühl der Dankbarkeit hinzugekommen wäre, welches die Freude über seine Genesung erst vollkommen machte. Seine Freude war gewiß nicht eigennützig, sondern zuverläßig dachte er schon darauf, wie er das erhaltene Geschenk zur Ehre Gottes anwenden wollte. hätte er das nicht gedacht, so wäre er nicht so vergnügt und nicht so dankbar gewesen. Seine Freude war also eben sowohl von der rechten Art, wie seine Dankbarkeit, und beide stimmten auf das schönste zusammen. Laßt uns also auch hierin seinem Beyspiele folgen, und beständig dahin sehen, daß auch unsre Freuden so uneigennützig, so rein und unschuldig sind, daß sie von der Dankbarkeit gegen Gott erhöhet werden können! — Wie können wir aber immer genau wissen, ob unsre Freuden rein und unschuldig sind, oder nicht? — Eine wahre Dankbarkeit ist hier wieder der beste Probierstein unsrer Freuden. So bald wir beim Genuß irgend einer Freude ab Gott denken, und dann bei uns bemerken, daß wir es nicht wagen dürfen, ihm mit gutem Gewissen dafür zu danken, so können wir sicher schließen, daß diese Freude nicht unschuldig und nicht rein sey. So bald wir es

also nur erst dahin gebracht haben, eine wahre Dankbarkeit gegen Gott in unsern Herzen zu erwecken, so können wir auch beim Genuß unserer Freuden schon sichrer gehen; jene Dankbarkeit wird unsre Freuden beständig rein und unschuldig zu erhalten suchen, damit sie immer fähig ist, dieselben zu erhöhen und zu verschönern. Nun ist es doch gewiß die größte Wonne des Lebens, eine Freude zu genießen, durch deren Genuß wir weder Andern, noch uns selber schaden, und wofür wir also Gott mit gutem Gewissen danken können. Darum wollen wir jetzt unsre Aufmerksamkeit auf einige solche unschuldige Freuden des Lebens richten, wovon wir gewiß überzeugt seyn können, daß sie Gott angenehm und wohlgefällig sind. Wir wollen uns jetzt insbesondere nicht mit den seltnern und glänzenden, sondern mit den sanftern Freuden des Lebens beschäfftigen, die ein jeder unter uns genießen kann, und die sich uns täglich und stündlich von selber darbieten, ohne daß wir ängstlich darnach streben dürften. — Hieher wollen wir nun zuerst rechnen, das Vergnügen an unsern Berufsgeschäfften. Dieß könnte ein jeder unter uns, der Niedrigste sowohl als der Vornehmste, am häufigsten genießen, und eigentlich sollte uns auch unser Beruf, der Absicht Gottes gemäß, die meisten frohen Stunden im Leben gewähren. Der Beruf eines jeden ist in Gottes Augen heilig, und so bald wir in demselben mit Vergnügen, und nicht mit

Murren und Widerwillen arbeiten, so werden uns unsre Geschäffte desto besser gelingen, und uns desto mehrere Vortheile verschaffen. Wenn wir nun finden, daß uns unsre Berufsgeschäffte gelingen, und freuen uns darüber, und wollten denn auch manchmal einen dankbaren Blick gen Himmel werfen, daß uns Gott die Kräfte dazu gab, uns selbst und andern Menschen nützlich zu seyn, wie würde das die Freude an unsern kleinsten Beschäfftigungen verschönern und veredeln! Wenn der geringste Arbeiter, der im Schweiß seines Angesichts sein Brodt verdient, manchmal während seiner Arbeit einen Blick gen Himmel werfen, und bei sich sagen wollte: ich danke dir, Gott, daß du mir diese Gesundheit schenkest, und meinem Arm diese Kräfte giebst, daß ich mich und die Meinigen ernähren kann! Würde der Gedanke nicht seinem Arm neue Stärke geben, und seine Seele mit Muth und Heiterkeit erfüllen, in seiner Arbeit mit verdoppeltem Eifer fortzufahren, und diese Kräfte, diese Gesundheit, die ihm Gott gegeben, gehörig anzuwenden, um sich und die Seinigen zu erhalten, und andern Menschen nützlich zu werden? — Die Dankbarkeit gegen Gott würde seine Arbeit veredeln, wenn sie auch noch so niedrig wäre, sie würde ihm jede Beschwerlichkeit erleichtern, und über jeden mühevollen Augenblick einen sanften Glanz verbreiten. Hieher wollen wir ferner zählen das Vergnügen an der Erholung nach der Arbeit: dieß

kann

kann auch ein jeglicher unter uns genießen, und für den, der des Tages Last und Hitze getragen hat, ist gewiß nichts süßer, als wenn er nun einmal von seiner Arbeit ausruhen, und sich seines wohl gelungenen Fleißes eine Zeitlang freuen kann. Wenn wir nun dabei manchmal dächten: auch diese Stunde der Erholung gönnet mir Gott, ich will sie mit dankbarem Herzen genießen, will mich aber auch hüten, daß ich sie nicht zu weit ausdehne, damit diese unschuldige Erquickung nicht in Trägheit und Müßiggang ausarte! Wenn wir so dächten, wenn wir jede Stunde der Erholung als ein Geschenk von Gott betrachten wollten, würde dann nicht die Dankbarkeit gegen ihn auch das Vergnügen an derselben erhöhen, und dasselbe beständig rein und unschuldig erhalten? Und indem sie uns auf die Art so manche frohe Stunde machte, könnte sie nicht auch bewirken, daß uns das Leben desto lieber und angenehmer würde? — Die Dankbarkeit gegen Gott kann selbst die Freuden erhöhen, die man oft am wenigsten achtet. Sie erhöhet und veredelt das Vergnügen, das wir beim Genuß der Nahrungsmittel empfinden: wenn wir dabei manchmal einen dankbaren Blick gen Himmel werfen und denken wollten: Gott speiset doch alles, was da lebet auf Erden, mit Wohlgefallen: er sorget nicht nur dafür, daß unser Hunger gestillet werde, sondern hat es auch so eingerichtet, daß der Genuß der Speisen mit einer so angeneh-

men Empfindung begleitet ist, die uns dieselben immer reizend und schmackhaft erhält. Wenn wir so beim Genuß der Gaben Gottes immer recht lebhaft an den Geber dächten, würde das nicht sogar dieß ganz gewöhnliche Vergnügen veredeln, und dasselbe zugleich rein und unschuldig erhalten, so daß wir uns nicht leicht zur Unmäßigkeit würden verleiten lassen? — Auch die sanften häuslichen Freuden, die ein jeglicher genießen kann und, der Absicht Gottes gemäß, genießen soll, kann die Dankbarkeit gegen Gott erhöhen. Wenn ein frommer Vater im Kreise seiner Familie sitzt, die Seinigen gesund und fröhlich um sich her erblickt, dann an die mannichfaltigen Schicksale seines Lebens sich zurückerinnert, mit nassen Blicken gen Himmel sieht, seine Hände zusammenfaltet und sagt: Bis hieher hat mich Gott gebracht! bis hieher hat er mich väterlich geleitet! — und dann schweigt, um sich seinen frohen Empfindungen zu überlassen: o, wie kann ein solcher dankbarer Blick gen Himmel einen milden Strahl über alle seine häuslichen Freuden verbreiten, die er im Kreise seiner Angehörigen genießt! — Auch das Vergnügen an der Freundschaft kann die Dankbarkeit gegen Gott erhöhen, und auch dieß Vergnügen kann ein jeglicher unter uns genießen, denn niemanden hat es noch an einem Freunde gefehlt, wer nicht selbst das Gefühl der Freundschaft in seinem Herzen unterdrückte. Wenn ich nun lange von einem Freunde entfernet war,

ihn zum erstenmale wieder sehe, alles das empfinde, was ich an ihm habe, ihn dann fest an mein Herz drücke, und denke, ob ich es gleich nicht sage: ich danke dir, Gott, daß du mir einen solchen Freund gegeben hast! feuriger werde ich ihn dann in meine Arme schliessen, und doppelt werde ich seinen Werth empfinden, weil ich denke: Gott ist es, der mir diesen Freund gegeben hat! — Eben so kann die Dankbarkeit gegen Gott auch das Vergnügen an der Betrachtung der schönen Natur erhöhen. Wenn im Frühlinge die Bäume Knospen gewinnen, und die grünen Sprossen aus der Erde keimen; wenn im Sommer die Saaten reifen; wenn im Herbst der Landmann seine Garben in die Scheuren sammlet; und wir denken dann: Gott ist es, der das Jahr gemacht hat, und der Frühregen und Spatregen giebt! o wie muß der Gedanke an ihn und an seine Wohlthaten nicht jeden unsrer Spatziergänge verschönern und veredeln! Wie muß er uns Knospen und Blüthen, Bäume und Pflanzen, und Erd und Himmel in einem schönern Glanze darstellen!

So kann also eine wahre innige Dankbarkeit gegen Gott unsre Freuden auf Erden erhöhen — aber wie sollen wir nun eine solche Dankbarkeit in unserm Herzen erwecken? — Sollte das so schwer seyn: Vielleicht schwerer, als Dankbarkeit gegen Menschen in uns zu erwecken? — Mancher Mensch erzeigt uns

Wohlthaten, und meinet es zwar recht gut mit uns, aber er besitzt nicht Weisheit genug, uns die Wohlthaten auf die Art zu erzeigen, daß sie uns einen wahren Vortheil verschaffen. Ein andrer, der uns Wohlthaten erzeigt, ist zwar klüger, aber er meinet es wieder nicht gut mit uns, und will uns vielleicht nur dadurch zu seinem Vortheil gewinnen und auf seine Seite ziehen. Noch ein andrer erzeigt uns auch Wohlthaten, so bald er aber siehet, daß wir einmal undankbar gegen ihn sind, zieht er plötzlich seine Hand zurück, und wir dürfen nicht wieder zu ihm kommen. Nun haben wir aber jenen Wohlthäter im Himmel, der es nicht nur gut mit uns meint, sondern auch weise genug ist, uns seine Wohlthaten auf die beste Art zu erzeigen, und auch langmüthig genug ist, uns immer aufs neue wieder Wohlthaten zu erzeigen, und es sollte uns schweret werden, dankbar gegen ihn, als gegen Menschen zu seyn? Erzeigt er uns nicht die meisten Wohlthaten, und muß es uns nicht am leichtesten werden, dankbar gegen den zu seyn, der uns die meisten Wohlthaten mit der besten Meinung ertheilt? — Menschen aber können wir sehen und mit ihnen reden, und ihr Anblick kann oft schon Dankbarkeit in unsern Herzen erwecken. — Wie aber, wenn ein Wohlthäter unter den Menschen, dem wir unsre Wohnung, unsre Nahrung, unsre Kleidung, unser Lager zu verdanken hätten, von uns abwesend wäre, sollte es uns wol schwer

werden,

werden, gegen einen solchen dankbar zu seyn? Würden wir uns nicht an ihn erinnern, so oft wir unsre Kleider anzögen? Würden wir nicht an ihn denken, so oft wir uns niederlegten, so oft wir Speise und Trank genössen? Würde uns nicht alles an ihn erinnern, was wir rund um uns her erblickten? — Und erinnert uns nicht an Gott diese Luft, die wir jetzt einathmen, diese Sonne, die jetzt am Himmel scheint, dieser Tag, der uns leuchtet? — und es sollte uns schwer werden, dankbar gegen Gott zu seyn? — Aber vielleicht wird es doch dem schwer, den Krankheit, Verachtung und Armuth darnieder drückt, dem kein Strahl von Hoffnung überbleibt, der auf Erden keinen Trost hat, und seinen gewissen Tod vor Augen siehet — Allein selten häuft sich so viel Unglück auf einmal über einen einzigen Menschen zusammen — und gesetzt auch, es würde demohngeachtet einmal einer so sehr vom Unglück darnieder gedrückt, müßte er dann nicht erstlich alles das abrechnen, was er sich selber durch seine eigne Schuld zugezogen hätte, ehe er es wagen könnte, undankbar gegen Gott zu seyn? — Müßte er nicht denken, daß er, ohngeachtet seines gegenwärtigen traurigen Zustandes, dennoch eine lange Ewigkeit vor sich habe, worin er eines unaufhörlichen Glücks theilhaftig werden kann? — Müßte er nicht denken, daß er mit dem theuren Blute Jesu Christi erkauft wäre, und wäre das nicht Grund genug zur Dankbarkeit gegen Gott? —

Kann also auch der Unglücklichste noch dankbar gegen Gott seyn, wie leicht muß es dann dem Glücklichen werden? — O, wenn wir in die vergangnen Tage unsers Lebens zurückschauen, und erinnern uns an die unschuldigen Freuden der Kindheit, und die hat doch ein jeder genossen, und erinnern uns, wie uns Gott aus so mancher Gefahr errettete, oder uns von einer schweren Krankheit wieder genesen ließ; wie er uns so manchen frohen Tag schenkte, denn niemand ist so unglücklich, daß er nicht eine Anzahl recht froher Tage in seinem Leben zählen könnte: muß diese Erinnerung nicht bey einem jeden unter uns Thränen der Dankbarkeit aus unsern Augen locken? Und wenn wir nun diese schöne Welt betrachten, und die herrlichen Sinne, die uns Gott gegeben hat, in welchen sich seine Welt auf so mannichfaltige Weise darstellt, muß das nicht in einem Augenblick unsre ganze Dankbarkeit erregen? Freilich wäre es traurig, wenn unser Aug im Tode auf ewig verlöschen und sich nie wieder öffnen sollte, um die herrlichen Werke Gottes zu betrachten; aber es wird nicht auf ewig verlöschen, sondern wird sich dereinst wieder eröffnen, und eine schönere Welt wird sich in unserm verklärten Auge darstellen. Freilich wäre es traurig, wenn unser Mund im Tode auf ewig verstummen, und nie wieder zum Lobe Gottes sich aufthun sollte; aber er wird nicht auf ewig verstummen, sondern wird sich dereinst mit Jauchzen wieder öffnen, und seine

Jubel-

Jubeltöne in die Chöre der Seeligen mischen. Freilich wäre es traurig, wenn unser Ohr sich im Tode auf ewig schließen, und nie wieder die sanften Töne der Freundschaft hören sollte; aber es wird sich nicht auf ewig schließen, sondern wird dereinst wieder aufgethan werden, um die sanfte, einladende Stimme zu hören: Komm herein, du Gesegneter des Herrn! Freilich wäre es traurig, wenn wir den Freund, dessen Tod wir hier beweinen, auf ewig verlieren sollten; aber wir werden ihn nicht auf ewig verlieren, sondern ihn dereinst im Himmel wieder finden, und uns vor Gottes Angesichte unaufhörlich mit ihm freuen. O, Dank! Dank! Dank dir, Gott! für diese seeligen Aussichten in die Zukunft!

Der müßte ein Unmensch seyn, m. Z., der von allem diesen überzeugt ist, und doch keine Dankbarkeit gegen Gott in seinem Herzen fühlte. Aber wie machen wir es nun, wenn dieß Gefühl in unsrer Seele nicht wieder erkalten soll? — Dann müssen wir uns ja keine zu reizende Vorstellungen von der Zukunft dieses Lebens machen, sonst wird unsre Dankbarkeit gegen Gott sehr bald einen Stoß erleiden. Wenn unsre Wünsche nicht erfüllt, und unsre Erwartungen nicht befriediget werden, so ist es aus mit unsrer Zufriedenheit, und so bald wir diese verloren haben, können wir unmöglich noch dankbar seyn. Wenn wir also dankbar

gegen Gott bleiben wollen, so müssen wir unsre Wünsche und Hoffnungen ia nicht auf ein irdisches Glück und auf die Freuden dieses Lebens einschränken, sondern beständig das herrliche Ziel in der Ewigkeit vor Augen haben, welches uns gewiß nicht täuschen wird. — Insbesondre aber müssen wir uns auch vor dem Neide hüten, wenn unsre Dankbarkeit gegen Gott nicht bald verschwinden soll. Denn der Neid untergräbt ebenfalls unser Glück und unsre Zufriedenheit. So bald wir uns über das Glück unsers Bruders betrüben, freuen wir uns nicht mehr über unser eignes Glück, und noch viel weniger können wir Gott dafür dankbar seyn. — Dann müssen wir auch in trüben Tagen über uns selber machen, damit unsre Dankbarkeit gegen Gott nicht in Unzufriedenheit und Murren ausarte. Eine einzige trübe Stunde wirft oft einen dunkeln Schatten über unser ganzes Leben, und stellt uns dasselbe in einem traurigen Gesichtspunkte dar. Das ist nun eben die Stunde der Versuchung und der Zeitpunkt, wo die Religion ihre ganze Kraft an unsern Herzen beweisen muß. Da müssen wir es zeigen, ob unsre Dankbarkeit gegen Gott aufrichtig war, oder nicht: war sie es, so wird sie uns gewiß auch dann nicht verlassen. Wir werden uns in trüben Stunden der Krankheit an alle die frohen Tage erinnern, wo wir einer ununterbrochnen Gesundheit und Heiterkeit der Seele genossen, und dann werden wir sagen:

Hab

Hab ich das Gute empfangen von Gott, und sollte das Böse nicht auch annehmen? Wie würde es mich kränken, wenn ich dereinst unaufhörlich glücklich seyn werde, und ich hätte dann über eine einzige trübe Stunde wider Gott gemurret! — Wenn wir unsern besten Freund verlieren, der die Wonne und das Glück unsers Lebens war, und wir nun merken, daß finstrer Gram und düstre Schwermuth sich unsrer Seele bemächtigen will, so werden wir uns aller der frohen Tage erinnern, die wir so vergnügt mit ihm zubrachten, werden Gott dafür danken, daß er uns unsern Freund so lange gelassen hat, und nicht darüber murren, daß wir ihn jetzt verlieren müssen, denn wie würde uns das kränken, wenn wir uns dereinst vor dem Angesichte Gottes unaufhörlich wieder mit ihm freuen werden, und über seinen Verlust auf Erden wieder Gott gemurret hätten! — Ueberhaupt könnten wir ja nicht wider Gott murren, wenn er uns auch hier auf Erden gar keine Freuden gewähren wollte; denn was wäre wohl ein Augenblick voll Mühe gegen eine ganze frohe Ewigkeit; aber so gut ist Gott, daß er uns selbst die Dornenpfade dieses Lebens noch mit Blumen bestreut, daß er uns hienieden schon so manche Freude gewährt hat. Für diese Freuden wollen wir ihm danken, und nun auch die Leiden gerne tragen, welche nicht werth sind der Herrlichkeit, die dereinst an uns soll offenbaret werden! — Wenn wir aber dankbar gegen

Gott

Gott bleiben wollen, so müssen wir auch über uns selber wachen in frohen Tagen, damit wir beim Genuß seiner Gaben beständig an den Geber denken. Da müssen wir auf unsrer Hut seyn, daß wir uns nicht über unsre Brüder erheben, die nicht so glücklich sind, wie wir, damit sich in unsre Dankbarkeit gegen Gott nicht Stolz und Verachtung gegen unsern Nächsten mische. Wir müssen die Wohlthaten, die uns Gott erzeigt, beständig seiner Absicht gemäß anzuwenden suchen: denn so bald wir sie misbrauchen, können wir Gott für die Freuden, die uns ihr Misbrauch gewährt, nicht mehr mit gutem Gewissen und mit aufrichtigem Herzen danken: unsre Dankbarkeit gegen Gott muß daher nothwendig in Heucheley und Verstellung, oder in ein flüchtiges, vorübergehendes Gefühl ausarten. Demuth und Frömmigkeit werden also in frohen Tagen gewiß die besten Stützen unsrer Dankbarkeit gegen Gott seyn.

Wir sind nun überzeugt, m. Z., daß es gut ist, dankbar gegen Gott zu seyn; wir haben auch gefunden, daß es nicht schwer ist. Wir haben auch gesehen, was wir thun müssen, um dankbar gegen Gott zu bleiben. Wenn es uns nun ein Ernst ist, Dankbarkeit gegen Gott in uns zu erwecken und zu erhalten, so müssen wir dieß noch heute thun, und nicht müde werden, damit fortzufahren, bis diese himmlische Tugend unserm Herzen natürlich geworden ist. Wie

können

können wir denn noch heute dankbar seyn? Wenn wir die Gaben Gottes mit Mäßigkeit genießen, und nicht vergessen, uns seiner dabei zu erinnern. Wie können wir noch heute dankbar seyn? Wenn wir bei unsern unschuldigen Spaziergängen und beim Genuß der gesellgen Freuden des Lebens beständig dahin sehen, daß wir in unsern Vergnügungen nicht ausschweifen, sondern uns mit dankbarem Herzen, unter dem allsehenden Auge Gottes, freuen. Wie können wir noch heute dankbar seyn? Wenn unser Herz vielleicht Jahre lang mit Haß und Feindschaft gegen unsern Bruder erfüllt war, und wir giengen heute hin, und versöhnten uns mit ihm. — Wie können wir noch heute dankbar seyn? Wenn uns ein Nothleidender bittet, und wir unser Herz nicht gegen ihn verschließen — wenn wir am Abend dieses Tages Gott mit gerührtem Herzen für das Gute danken, was er uns diesen Tag über und in unserm ganzen Leben erwiesen hat. Wie können wir morgen unsre Dankbarkeit gegen Gott beweisen? Wenn wir beim Erwachen unser Herz zu ihm emporrichten, und ihm geloben, auch diesen Tag zu seiner Ehre anzuwenden; wenn wir dann mit frohem Muthe an unsre Berufsgeschäffte gehen, dieselben mit Treue und Eifer verrichten, und auf die Art jeden Augenblick der Absicht Gottes gemäß anwenden. — Drum lerne dankbar seyn gegen deinen Gott, und es wird dich nicht gereuen, beim Genuß einer jeden kleinen Freude;

doppelt wirst du ihren Reiz empfinden, und keine Gewissensangst wird sich in dein Vergnügen mischen! — Drum lerne dankbar seyn gegen deinen Gott, und es wird dich nicht gereuen, in den schwersten Leiden, die dich noch treffen können, standhafter wirst du sie ertragen, und ihre Bürde wird dir leichter werden! — Drum lerne dankbar seyn gegen deinen Gott, und es wird dich nicht gereuen, in der schrecklichsten Stunde des Todes; selbst dann wird die Vorstellung, daß du nicht undankbar für das Leben warest, das du von Gott erhieltest, die Schrekken des Todes mildern, und den Angstschweiß von deiner Stirne abwischen! — Drum lerne dankbar seyn gegen deinen Gott, und es wird dich nicht gereuen, wenn du vor dem Richterstuhle Gottes stehst, und nicht zittern darfst, von der Anwendung der Wohlthaten deines Gottes Rechenschaft abzulegen! — Drum lerne hier auf Erden dankbar seyn gegen deinen Gott, und es wird dich dort nicht gereuen, wenn du vor dem Angesichte Gottes in alle Ewigkeit das Glück genießest, das Jesus Christus dir erworben hat!

Laßt uns niederfallen im Staub' und beten: Siehe, mein Vater, ich habe oft gegen Dich gemurret — bin oft mit meinem Schicksale unzufrieden gewesen — und habe mich oft selber mit unnöthigem Kummer gequält! — O, vergieb es mir! vergieb es mir! — Du kannst in

die

die Zukunft schauen, Du kennst iede Freude, die ich noch genießen soll — die werd' ich genießen, und keine mehr — Du weißt iede Thräne, die ich noch weinen soll — die werd' ich weinen, und keine mehr — Du übersiehest schon mein ewiges Glück, und es ist bei dir schon gegenwärtig — O, läß den Gedanken mich durchbeben, so oft ich inskünftige gegen Dich murren will! — Gieb mir Kraft, diese Dankbarkeit, die ich jetzt im Innersten meiner Seele empfinde, bis an den letzten Tag meines Lebens zu erhalten! — und in der ernsten Stunde des Todes, wenn die Sonne vor meinen Blicken verlischt, und die Welt um mich her versinkt — o, dann laß mich Dich Vater nennen, wenn meine Zunge nur noch stammeln kann! — laß es mich denken, daß Du mein Vater bist, wenn ich's nicht mehr sagen kann! — laß es mich empfinden, daß Du mein Vater bist, wenn ich's nicht mehr denken kann! — laß dieß Gefühl mich durch das dunkle Thal des Todes leiten! — Wenn ich Dich dann mit allen Engeln Gottes schauen werde, so will ich Dir noch danken, daß Du meines Angesichts Hülfe und mein Gott bist! Amen.

Sechs

deutſche Gedichte,

dem

Könige von Preuſſen

gewidmet

von

C. P. MORITZ.

Zweite Auflage.

Berlin

bei Arnold Wever. 1781.

Ihn,

I.

Gemälde von Sansſouci. 1779.

Jüngſt, als des Himmels Phantaſie
Den erſten Kuſs mir gab,
Blickt' ich vom hohen Sansſouci
Voll ſtiller Luſt herab.

Schon dämmerte das weite Thal
Ringsum vor meinem Blick,
Und zog im Abendſonnenſtrahl
Sich unvermerkt zurück,

Als eine ſüſse Wehmuth mich
Mit einemmal durchdrang,
Da um mich her ſo ſchauerlich
Der Abend niederſank.

Und FRIEDRICH, dacht' ich ganz entzückt,
Als ich mich nun ſo nah,
Vom ſanften Himmel angeblickt,
Bei Seinem Tempel ſah,

Und Friedrich hat den Sitz der Luſt
Auf dieſem Berg' erbaut!
So ſagt' ich, hoch ſchwoll meine Bruſt
Empor, ich weinte laut,

Daſs jezt mein Fuſs den Ort betrat
Und auf dem Berge ſtand,
Wo oft Sein Fuſs gewandelt hat.
Ich ſah, von Glut entbrannt,

Die Flur, die dieſer König ſchuf,
Als ſchweſterlich gepaart,
Natur und Kunſt auf Seinen Ruf
Zum Paradieſe ward,

Und ſprach: in Dämmerſchein gehüllt,
Lag auch vor Ihm die Stadt,
Die jezt in meinem Aug' ihr Bild
So ſchön entworfen hat.

Hier, wo Er Seiner Völker Glück
Tiefdenkend überſann,
Sah Er, mit einem Götterblick,
Rings Seine Schöpfung an.

Er ſah die Sonne untergehn
Von Seinem hohen Sitz,
Und in der Ferne dämmerten
Die Berg', im ſanften Blitz

Aurorens, wenn ſie königlich
Am Horizont ſich wieſs,
Und von des Königs Auge ſich
Sanftlächelnd ſchauen lieſs.

In feierlicher Stille ruhn,
Die Thäler rund umher,
Und trauren, doch ſie trauren nun
Gewiſs nicht lange mehr.

Bald iſt der Himmel aufgeklärt,
Dann lacht mit heiterm Blick
Die ganze Flur, denn FRIEDRICH kehrt
In ihren Schoos zurück.

II.

An den May. 1779.

Warum haſt du dein Haupt in Wolken eingehüllet,
Und blickſt ſo trüb' auf unſre Erd' herab?
Hat Wemuth jezt dein glänzend Aug' erfüllet,
Und weinſt du auf das Grab

Der Redlichen, die vor dem Schwerdt des Stärkern fielen,
Und nie dein holdes Antlitz wiederſehn,
Und nicht das Fächeln deiner Weſte fühlen,
Die ihren Staub umwehn?

Die Sonne bricht hervor, und ach, in ihrem Glanze,
Durchzittern deine Silbertropfen ſchon
Die Luft, und ſind, im leichten Reihentanze,
Sich folgend, ſchnell entflohn.

Du traureſt, und da dir kein froher Blick gelinget,
So weinet dein mitleidig Angeſicht,
Wie aus dem Aug', das ſich zu lächeln zwinget,
Die helle Thräne bricht.

Enthüll', o ſchöner May, die trübe Stirne wieder,
Die du mit ſchwarzen Wolken überziehſt,
Und weine nicht mehr über unſre Brüder,
Wenn du ihr Grabmahl ſiehſt!

Wir klagen nicht, wenn wir den Staub der Edlen
sehen,
Wir preisen ihr beneidenswerth Geschick,
Und schauen ihre glänzenden Trophäen
Mit Wonnetrunknem Blick.

Drum weine nicht auf ihre Urnen, sie erwarben
Den Lorbeer, der ihr sinkend Haupt umwand:
Beklage nicht die Edlen, denn sie starben
Den Tod fürs Vaterland!

III.

Das Manöwer.

Dort glänzen ſchon die Waffen, dämmernd ſtreuet
Die Morgenröthe ſanften Schimmer drauf,
Bis ſich umher der ganze Himmel bläuet,
Nun ſteigt die Sonn' am Horizont herauf.

Den Anblick kann das Auge kaum ertragen,
Wie ſich ihr Bild in jedem Harniſch mahlt,
Und hoch, in ihrem Glanz, emporgetragen,
Des Adlers Silber, wie vom Blitze, ſtrahlt.

Wer fühlt nicht einen wunderbaren Schauer,
Mit Luſt vermiſcht, durch ſeine Seele gehn,
Wenn dort, in Reihn, ſo feſt wie eine Mauer,
Die mächtgen Legionen Friedrichs ſtehn?

Doch was verkündigt dieſe bange Stille,
Die auf der ganzen weiten Ebne ruht?
Noch ſchläft der nahe Sturm in ſeiner Hülle,
Und majeſtätiſch glänzt die Silberfluth.

Horch auf! Dort unten ſtampfen ſchon die Roſſe,
Horch! wie der Sturm noch in der Ferne brüllt!
Sieh da! Schon iſt, vom donnernden Geſchoſſe,
Die ganze Luft mit ſchwarzem Dampf erfüllt.

Der Sonne mildes Antlitz iſt verdecket,
Verſchwunden iſt ihr ſanfter ſtiller Schein;
Schnell iſt er von der Flur hinweggeſchrecket
Und hüllt ſich nun in Nacht und Dunkel ein.

Im trüben Nebel dämmern noch die Fahnen,
Und flattern in der dickbewölkten Luft,
Dem Auge einen ſichern Weg zu bahnen,
Wohin des Feldherrn Wink den Krieger ruft.

Zehntauſend fallen auf die Kniee nieder,
Sobald ihr Ohr der Führer Stimme hört:
Sie folgen ihrem Wink, und ſtehen wieder,
Geſchwinder, als der Blitz vom Himmel fährt.

Geſchwinder als die eilenden Gedanken
Das flügelſchnelle Wort erreichen kann,
Erheben ſich zehntauſend Mann und wanken
Nicht mehr, und ſtehen, wie ein einzger Mann.

Welch prächtig Schauſpiel! wenn aus Feuerſchlünden
Auf jeden Blitz ein neuer Schlag entſteht,
Daſs Erd' und Himmel rund umher verſchwinden
Und jeder Sinn dem Hörenden vergeht.

Soll dies Geſchoſs den Donner überhallen,
Der kaum ſo ſchrecklich in den Lüften rollt,
Wenn hohe Tannen ſplittern, Eichen fallen,
Iſts ſein Gebrüll, das ihr betäuben wollt?

Und doch ist gegen einer Feldschlacht Schrecken,
Und gegen jenes tobende Gewühl,
Und jene Leichen, die die Erde decken,
Selbst dieser grosse Auftritt nur ein Spiel.

Ihr aber, die ihr fernher zu uns kamet,
Zu sehn, was Friedrichs Volk, durch Ihn, vermag,
Sagt, welches unter allen Völkern ahmet,
Wohl ganz dies wunderbare Schauspiel nach?

IV.

Sonnenaufgang über Berlin.

Auf dem Tempelhoffschen Berge, am 10. August 1780.

Die Sonne, die den goldumſäumten Fächer
Des Morgenroths entfaltet hat,
Vergüldet nun mit ihrem Strahl die Dächer,
Und grüſst, mit Lächeln, unſre Königsſtadt.

Aus grauer Dämmrung wälzen hohe Erker,
Beſonnte Gipfel ſich hervor,
Des blaugewölbten Tages Glanz wird ſtärker
Und majeſtätiſch ſteigt Berlin empor.

Mit ſeiner Häuſer und Palläſte Menge
Hat es die ganze Flur bedeckt:
Dort dehnt es ſich in ungeheurer Länge
Und hat die weiten Arme ausgeſtreckt:

Von da, wo ſeiner Dächer helles Schimmern
Sich in des Waldes Grün verliert,
Bis an die Wieſen, deren ſanftes Flimmern,
Im Sonnenglanz, die Morgenſeite ziert.

Schon ſeh' ich hier Palläſte an Palläſten,
Die ihre ſtolzen Häupter blähn,
Und, wie an einer graden Schnur, in feſten,
Geſchloſsnen Reihn, gleich unſern Kriegern, ſtehn.

Wie eine Stadt, erhebt in ihrer Mitte
Der Königsſitz ſein Haupt, und ragt
Hoch über Sie, wie über eine Hütte
Das kleinſte unſrer Felſenhäuſer ragt.

Rund,

Rund, um die hohe Königsburg zu ſchmücken,
Im Kreiſ', erheben überall
Palläſt' und Tempel ſich vor meinen Blicken,
Und wie ein Fels das mächtge Arſenal.

Wie in dem Ofen goldne Feuergluthen,
Wie Tröpfchen, die der Morgen thaut,
So glänzt der ganze Strom, in deſſen Fluthen
Der Städte Königinn ihr Antlitz ſchaut.

Nun ſtrömt das Licht herab wie Flammenbäche,
Und alle Gipfel ſind beſonnt,
Unüberſehbar iſt die weite Fläche
Der Stadt, und reicht bis an den Horizont.

Und Thürme dämmern noch in weiter Ferne,
Und ſind beinah dem Aug' entrückt,
Das dennoch, voll von ſüſser Sehnſucht, gerne
In dieſen Dämmerſchein hinüber blickt.

Wer mit der Morgenröth' erwacht, den lohnet
Sie mit der Fülle jeder Luſt,
Und Heiterkeit und ſüſſer Friede wohnet
Dann einen ganzen Tag in ſeiner Bruſt.

Du aber, träger Schlummrer, o erröthe
Vor ihrem holden Angeſicht,
Das dich ſo freundlichlächelnd weckt, und tödte
Die beſten Stunden deines Lebens nicht!

V.

Die Sprache.

Lafs mich aus deinem reinſten Quelle trinken,
Du, meines Liedes Schöpferinn,
Bis, freudetaumelnd, meine Kniee ſinken
Und ich von dir durchglühet bin!

Dann ſchmücke den Gedanken, den, im Dunkeln,
Dein milder Lichſtrahl, ſchlummernd, fand,
Und laſs ihn einſt in deiner Krone funkeln,
Wie einen hellen Diamant!

Du, deren Schall mit tauſend Farben mahlet,
Durch die der Schwerl trübte klagt,
Der Fromme, jauchzend, ſeinen Dank bezahlet,
Der Säugling, ſtammelnd, Mutter, ſagt;

Durch die ſich Seelen ineinander ſchmelzen,
Wenn deine ſanften Töne ſich
Durch' alle Fibern ihrer Herzen wälzen,
Und du vereinigſt ſie, durch dich;

Von Gottes Ruf, der durch die Himmel ſchallet,
Und Welten, aus dem Dunkeln, ſchafft,
Bis auf des Kindes Worte, das noch lallet,
Erſtreckt ſich deine Wunderkraft.

Wenn Nächte den Gedanken noch umhüllen,
Und deine Zauberſtimme ſpricht,
So muſs er, wie ein Blitzſtrahl, ſich enthüllen,
Und in der Seele wird es Licht.

Du lässest auf der unumgränzten Fläche
Des innern Sinnes Thal und Höhn,
Beblümte Wiesen, Büsche, Silberbäche,
In einem Augenblick, entstehn.

Du kannst dich in des Freundes Busen schleichen,
Und allen Kummer, den er fühlt,
Weisst du, gleich einem lauen Zephir, zu verscheuchen,
Der die noch offnen Wunden kühlt.

Dein Balsam, den du in die Seele giessest,
Ist lindernder, als Oel und Wein,
Wenn du von eines Freundes Lippen fliessest,
Um des Betrübten Trost zu seyn.

Oft schlängelst du dich erst durch Blumenbeete,
Bald schwellen deine Fluthen an,
Schon wälzen sie, im Glanz der Morgenröthe,
Sich, schimmernd, in den Ocean.

Du stürmst daher, wenn deine Wellen steigen,
Als ob der Ewge donnerte:
Sanft rieselst du, und alle Stürme schweigen,
Still, wie auf einem Sommersee.

Die du Gedanken ihren Schmuck verleihest,
Nach deiner holden Phantasie,
Und sie, wie Perlen, aneinander reihest,
Der Sprache süsse Melodie;

Bist du's, zu welcher sich mein Ohr gewöhnte,
Und war es reiner Silberklang,
Der jetzt durch deine vollen Saiten tönte,
So sey mein Lied dein Lobgesang.

VI.

Friedrich.

Ich will an deines Altars Marmor knieen,
Du Göttin der Unſterblichkeit,
So lange ſoll die Opferflamme glühen,
Bis ich dir meinen Weihrauch ausgeſtreut!

Erhebe dich, o Bild, vor meinen Blicken,
Aus dem ich ſüſsen Taumel trank!
Des frohen Dichters heiliges Entzücken,
Sey du mein Lohn, und FRIEDRICH mein Geſang!

Er trat hervor, ſo wie die Morgenſonne,
Wenn noch der halbe Himmel graut:
O gebt mir einen Tropfen von der Wonne,
Womit Er jetzt Sein Leben überſchaut!

So ſoll mein Lied bis in die Zukunft ſchallen,
Die, wie ein Phönix, ſich enthüllt,
Und unſer Enkel ſoll einſt niederfallen
Und ſagen ſtaunend: das iſt FRIEDRICHS Bild!

Er hat mit Seinem Arm die Welt erſchüttert,
Bis ſie im Gleichgewichte ſtand:
Den erſten Zug entwerf' ich, und ſchon zittert
Mein kühner Pinſel unter meiner Hand!

Er,

Er iſt es, Deſſen ehrner Muth die Wage
Von unſerm Schickſal niederzog,
Daſs oft ein einzger Seiner Königstage
Jahrhunderte der Vorwelt überwog.

Der Erdkreiſs freut ſich, daſs er dieſen König
In ſeinem weiten Schooſse trägt,
Und wäre gern dem Einzgen unterthänig
Der Sein Gebiet mit ſanftem Joch belegt.

Sein Leben, dem die Welt Bewundrung zollte,
Hat lange ſchon den Geiſt entzückt,
So wie ſein Glanz ſich auseinander rollte,
Bis ihn die Nachwelt ganz enthüllt erblickt.

Er ſelbſt, o daſs ich jetzt in Gluth zerflöſſe!
Durchſchauet Seine Heldenbahn,
Er bebt zurück vor Seiner eignen Gröſse,
Und ſtaunet über das, was Er gethan.

Weh mir! ich kann das Bildniſs nicht vollenden,
Das noch vor meiner Seele glüht:
Schon zag' ich, mir entreiſst mit raſchen Händen
Mein Genius den Pinſel und entflieht.

Aussichten

zu einer

Experimentalseelenlehre

an

Herrn Direktor Gedike

von

Carl Philipp Moritz.

(Bei der Jubelfeier des Werderschen Gymnasiums.)

Berlin
bei August Mylius 1782.

Die Feier dieſes Tages giebt mir Veranlaſſung, Ihnen, verehrungswürdiger Freund, zu dem glücklichen Erfolg Ihrer edlen Bemühungen, und zu dem erwünſchten Flor Ihres Gymnaſiums Glück zu wünſchen, meine warme theilnehmende Freude hierbei Ihnen öffentlich zu bezeigen, und nun ſtatt einer Reihe unbedeutender Complimente, worüber Sie durch den Beifall eines ganzen Publikums ſchon längſt erhaben ſind, Ihnen einige Gedanken zur nähern Prüfung vorzulegen, worüber ich mich ſchon in manchen Stunden ſelber mit Ihnen unterredet habe, und welche auch, in Anſehung der moraliſchen Bildung des jugendlichen Herzens, vielleicht einige Aufmerkſamkeit verdienen.

Was ist nöthiger, in ein jugendliches Herz einzudringen, als die Kenntnis dieses Herzens, und was ist schwerer, als eben dieses! Wer zieht den Vorhang auf, wer nimmt die Scheidewand weg, zwischen den Gedanken des Lehrers und des Schülers, damit der erstre seinen stärksten Feind in der Seele des Jünglings zuerst entdecken, den erst überwinden, und dann mit aller Macht in dieselbe eindringen kann, bis dem reinen Strome der Wahrheit sich kein Damm mehr entgegen setzt?

Daß das Gepräge der Seele von dem Gesichte des Menschen schon so früh verwischt wird, daß sein Ton und seine Mienen schon so früh die seelige Uebereinstimmung mit Gedank' und Empfindung verlernen; dies ist es, was den Blick des Beobachters hemmet; das ist die Frucht der Ueppigkeit und Verfeinerung, der auswendiggelernten Verbeugungen, lächelnden Blicke, und künstlichen Wendungen in den unbedeutendsten Ausdrücken der Höflichkeit.

Es ist traurig, daß mit den Gesetzen der Höflichkeit, welche dem Leben einige Vortheile

gewähren, besonders in grossen Städten, das beinahe unvermeidliche Uebel verknüpft ist, daß der Mensch in seiner frühsten Jugend schon verstimmt, und vielleicht auf sein ganzes künftiges Leben unwahr gemacht wird. Das Kind lernet schon leere Danksagungen und Glückwünsche stammlen, bei denen es nichts empfindet; es lernt sich verstellen, ehe es noch weiß, daß es Verstellung giebt, und daß Verstellung ein Laster ist; es lernt in einerlei leerem Komplimententone seinem Vater mit einem Handkusse, und seinem Schöpfer mit gefaltenen Händen danken; und wenn die Zunge noch lallet, sind die Worte schon gekünstelt, und hören auf, natürlicher Ausdruck der Empfindung zu seyn. Dadurch wird allmälig der dichte Vorhang gewebt, welchen am Ende der Blick des bildenden Beobachters und des beobachtenden Bilders der Herzen, nicht mehr durchdringen kann.

Doch was helfen Klagen und Ausrufungen über eine eingerissne und immer mehr um sich greifende Krankheit, wenn es darauf ankömmt, auf wirksame Gegenmittel zu denken.

Gäbe es doch moralische Aerzte, welche so wie die physicalischen, sich mehr mit Individuis beschäftigten, und von ihren Heilungsarten, zum allgemeinen Besten, öffentliche Berichte abstatteten! Aber leider giebt es viele moralische Quacksalber, welche die einzige Universalarznei aller Krankheiten der Seele erfunden zu haben glauben, und sie mit grossem Geschrei und in einem Schwall von Worten zu Markte bringen, um dem staunenden Pöbel ein Blendwerk zu machen.

Was ist unsre ganze Moral, wenn sie nicht von Individuis abstrahirt ist? Der Grundriß eines Gebäudes im Sande, den ein kleines Lüftchen zerstört, ein ohngefährer Umriß ohne innern Gehalt, eben so wie alle Pädagogik, die sich nicht auf eigne specielle Beobachtungen und Erfahrungen gründet.

Aus den vereinigten Berichten mehrerer sorgfältiger Beobachter des menschlichen Herzens könnte eine Experimentalseelenlehre entstehen, welche am praktischen Nutzen alles das weit übertreffen würde, was unsre Vorfahren in diesem Fache geleistet haben.

Freilich hält sich der Mensch für zu wichtig, an dem Menschen selber moralische Experimente zu machen; aber es kömmt ja hier nicht auf den Namen sondern auf die Sache an. Man macht ja diese Experimente nicht um ihrer selbst willen, oder blos um einen Satz aufzuklären, sondern vorzüglich um einem Individuum unmittelbar dadurch nüzlich zu werden: gelingt dies lezteres nun, so hat man ja einen doppelten Vortheil erreicht.

Aber wenn es nicht gelingt, wenn es die entgegengesezte Wirkung thut? — Muß man nicht bei Krankheiten, wo das Leben eines Menschen auf dem Spiele steht eben dies befürchten, und oft zu verzweifelnden Mitteln schreiten, wenn sonst keine Hoffnung mehr übrig ist. Sagt nicht ein Vater von seinem ausgearteten Sohne: dies lezte will ich noch an ihm versuchen, und wenn das nicht hilft, dann muß ich ihn aufgeben, und ihn seinem Schicksale überlassen!

Wer aber wird solche traurige Beobachtungen, die er an Kindern, Verwandten, oder

Fremden gemacht hat, öffentlich drucken lassen, und dadurch jene Unglücklichen noch der öffentlichen Schande aussetzen? — Wenn der Nutzen, welcher dadurch erreicht werden kann, das Wohl der Menschheit betrift, wer wollte sich da wohl weigern, ein solches Opfer zu bringen? schonen wir doch nicht unserer Cörper nach dem Tode, sondern lassen dieselben zum Besten der Menschheit öfnen, um zu untersuchen, wo der Sitz der Krankheit war. Dann dürfen ja auch nur die Fakta ohne die Nahmen der Personen erzählt werden, ob es gleich in sehr wichtigen Fällen, besser wäre, wenn auch diese als Belege der Wahrheit mit angeführt würden.

Befürchtet man, daß es eine widrige Wirkung thun würde, wenn manche Personen ihre eigne Geschichte gedruckt lesen sollten; könnte man denn nicht auch Stoff genug von solchen Personen hernehmen, welche nicht zur lesenden Welt gehören? Ein Prediger auf dem Lande von seinen Pfarrkindern? ein jeder Vorgesetzter von seinen niedrigern Untergebnen? Könnten nicht der Schulmann, der Prediger, der Officier, der Jurist zu einem solchen Werke wichtige Beiträge lie-

liefern? Schon die Geschichte der Missethäter und der Selbstmörder, was für einen reichen Stoff bietet sie dar? Die Geschichte wohlhabender in den Bettelstand gerathner Leute, und solcher, die sich aus einem niedern Stande emporgeschwungen haben. Die letzten Stunden grosser Männer, so wie der Aufsatz von Sulzern im Deutschen Museum, und das, was Leisewitz von Leßings Tode schreibt. Eigne wahrhafte Lebensbeschreibungen, oder Beobachtungen über sich selber, wie Stillings Jugend und Jünglingsjahre, Lavaters Tagebuch, Semlers Lebensbeschreibung, und Roußaus Memoiren, wenn sie erscheinen werden. Die Besserungsgeschichte von Jünglingen, und Erwachsenen in jedem Alter. Die Art und Weise, wie es jemanden gelungen ist, irgend einen besondern Fehler, als Zorn, Hochmuth oder Eitelkeit abzulegen. Der Rückfall in diese Fehler. Briefe über Angelegenheiten des Herzens im vertraulichsten Tone geschrieben. Gelungne oder mißlungne Versuche rechtschaffner Schullehrer und Erzieher an einzelnen Subiekten. Nachrichten alter Schulmänner von den merkwürdigen Schicksalen ihrer ehemaligen Schüler, die sie in ihrer Ju-

gend genauer kennen gelernet haben. Die Geschichte der Wahnwitzigen und Schwärmer. Auffallende gute Handlungen, wie die von dem hiesigen Teichmann, mit der genauen Prüfung derselben. Auffallende böse Handlungen, wie die von Rouſſau, worüber im Deutschen Merkur vortrefliche Abhandlungen stehn. Auffallende oder stille Tugenden. Auffallende oder verborgne Fehler. Nebeneinanderstellungen verschiedner Personen aus der Geschichte, und ihr Verhalten in beinahe ähnlichen Fällen. Charaktere und Gesinnungen aus vorzüglich guten Romanen und dramatischen Stücken, wie die Schakespearschen, welche ein Beitrag zur innern Geschichte des Menschen sind. Vorzüglich aber Beobachtungen aus der wirklichen Welt, deren eine einzige oft mehr praktischen Werth hat, als tausend aus Büchern geschöpfte.

Alle diese Beobachtungen erstlich unter gewisse Rubriquen, etwa in einem dazu bestimmten Magazine gesammlet, nicht ehr Reflexionen angestellt, bis eine hinlängliche Anzahl Fakta da sind, und dann am Ende dies alles einmal zu einem Zweckmäßigen Ganzen geordnet,

welch

welch ein wichtiges Werk für die Menschheit könnte dieses werden! das wäre noch der einzige Weg, wie das menschliche Geschlecht durch sich selber mit sich selber bekannter werden, und sich zu einem höhern Grade der Vollkommenheit emporschwingen könnte, so wie ein einzelner Mensch durch Erkenntnis seiner selbst vollkommner wird. Wie wird nicht schon durch Schlözers Briefwechsel, durch die Ephemeriden der Menschheit u. s. w. die Welt mit sich selbst bekannter, warum sollte nicht eben dieses auch durch ein Magazin der Experimentalseelenlehre geschehen können? Das würde alsdann einmal ein allgemeiner Spiegel werden, worinn das menschliche Geschlecht sich beschauen könnte. Und wenn dieser Beobachtungsgeist nur einmal rege würde, und eine dauerhafte Richtung auf diesen wichtigen Gegenstand der menschlichen Erkenntniß behielte, was für wichtige Fortschritte könnten nicht in wenigen Jahren gemacht werden, wenn ein jeder in seinem Cirkel Beobachtungen anstellte, und dieselben zum allgemeinen Besten bekannt machte.

In dieſes Magazin könnte zuerſt vieles geſammlet werden, was hin und wieder in Büchern zerſtreut iſt, und gerade hieher gehört: Dann müßten aber ſchlechterdings nur wirkliche Fakta darinn abgedruckt werden, und wer ſie einſendete, müßte der Verſuchung widerſtehn, Reflexionen einzuweben, ſo würde es ſich vielleicht von ſelber fügen, daß mehrere nach und nach eingeſandte Fakta einen bisher zweifelhaften Satz endlich beſtätigen, oder einen andern einſchränken, oder wiederum einen fälſchlich behaupteten ganz aufheben könnten.

Wer ſiehet nicht ein, daß Lavaters Phyſiognomik immer ein vortreflicher Beitrag zu einer Experimentalſeelenlehre bleiben wird, und daß dieſelbe vielleicht nur darauf wartet, in ein gröſſeres Ganze eingeſchoben zu werden, um ihre völlige Nutzbarkeit zu zeigen. Einige vortrefliche Aufſätze von Lichtenberg im Göttingſchen Magazin ſind ebenfalls ein wichtiger Beitrag; ſo wie verſchiedne Aufſätze im Deutſchen Muſeum, Merkur, den Ephemeriden der Menſchheit, Schlözers Briefwechſel, Meiſners Skizzen, Zöllners Leſebuch für alle Stände u. ſ. w.

Wer

Wer wird nicht gern einer so wichtigen Wissenschaft, als die Experimentalseelenlehre ist, seinen Zoll abtragen? — Kömmt eine solche Wissenschaft zu Stande, so wird man einmal die Kenntnis des menschlichen Herzens mehr aus der ersten Quelle als aus Erdichtungen schöpfen können. Das Nachbeten und Abschreiben in den Werken des Geistes wird aufhören, und der Dichter und Romanenschreiber wird sich genöthigt sehn, erst vorher Experimentalseelenlehre zu studiren, ehe er sich an eigne Ausarbeitungen wagt.

Auch das bloße Magazin dieser Wissenschaft würde auf die Art schon ein Werk seyn, das dem Seelsorger, dem Richter, dem Arzt, und vorzüglich dem Schriftsteller des menschlichen Herzens unentbehrlich wäre. Selbst dieses Magazin könnte wechselsweise durch wichtige Reflexionen und wichtige Fakta wachsen. Und wenn dann dies Werk von den besten Köpfen Deutschlands unterstützt würde, bis zu welcher Vollkommenheit könnte es gebracht werden! keine Nation hätte dann vielleicht ein ähnliches aufzuweisen. Diese Wissenschaft würde sich auf

die

die Weise allmälig selber bilden, und wie fest würde dies Gebäude werden, wo die Lücken nicht durch leere Spekulationen zugestopft, sondern durch Thatsachen ausgefüllt würden.

Welch eine Glückseligkeit wäre es, die Vollendung eines solchen Werks zu erleben! — Es ist fast schändlich, daß man bis itzt noch Schneckenhäuser und Spinnen beinahe mehr als den Menschen seiner Aufmerksamkeit werth gehalten hat!

Aber wie soll ein solches Werk jemals vollendet werden? — Dann ist es vollendet, wenn alle Ausnahmen bemerkt sind, wenn die Fakta sich immer so einfinden, daß sie keine Ausnahmen mehr von der Regel machen. — Das System der Moral, das wir besitzen, kann immer als ein ohngefährer Grundriß betrachtet werden, damit man doch nicht ganz aufs Ohngefähr hinarbeitet: aber man muß dies System auch so schwankend, wie möglich nehmen; blos einige Punkte festsetzen, aber noch nicht von einem Punkte zum andern Linien ziehen, sondern nur

war-

warten, bis dieſe Linien gleichſam ſich ſelber ziehen.

Möchten ſich doch viele finden, deren Geiſt ihr ganzes Leben hindurch die beſtändige Richtung behielte, nur den Menſchen zu beobachten! Möchten doch viele ſolche ihre Kräfte vereinigen, und zum Beſten der Menſchheit tauſend andre nützliche und angenehme Kenntniſſe aufopfern, die ihnen zu dem eigentlichen Studium des Menſchen die Zeit rauben!

Wer ſich zum eigentlichen Beobachter des Menſchen bilden wollte, der müßte von ſich ſelber ausgehen: erſtlich die Geſchichte ſeines eignen Herzens von ſeiner früheſten Kindheit an ſich ſo getreu wie möglich entwerfen; auf die Erinnrungen aus den früheſten Jahren der Kindheit aufmerkſam ſeyn, und nichts für unwichtig halten, was jemals einen vorzüglich ſtarken Eindruck auf ihn gemacht hat, ſo daß die Erinnrung daran ſich noch immer zwiſchen ſeine übrigen Gedanken drängt. Dabei müßte er aber ja nicht etwa die Spuren ſeines Genies, oder dasjenige was ſchon in ihm ſteckte, in den früheſten

Be-

Begebenheiten seines Lebens oder in seinen kindischen Handlungen suchen wollen. Er müßte auf sein gegenwärtiges würkliches Leben aufmerksam seyn; die Ebbe und Fluth bemerken, welche den ganzen Tag über in seiner Seele herrscht, und die Verschiedenheit eines Augenblicks von dem andern; er müßte sich Zeit nehmen, die Geschichte seiner Gedanken zu beschreiben, und sich selber zum Gegenstande seiner anhaltendsten Beobachtungen zu machen; ohne alle heftige Leidenschaften müßte er nicht seyn, und doch die Kunst verstehn, in manchen Augenblicken seines Lebens sich plötzlich aus dem Wirbel seiner Begierden herauszuziehen, um eine Zeitlang den kalten Beobachter zu spielen, ohne sich im mindesten für sich selber zu interreßiren. Von dem Leben der Menschen, deren Geschichte beschrieben ist, kennen wir nur die Oberfläche. Wir sehen wohl, wie der Zeiger an der Uhr sich drehet, aber wir kennen nicht das innre Triebwerk, das ihn bewegt. Wir sehen nicht, wie die ersten Keime von den Handlungen des Menschen sich im Innersten seiner Seele entwickeln. Dies bemerken wir nur so selten bei uns selber, geschweige denn bei andern. Damit ist aber

nicht

nicht ausgemacht, daß wir es nicht bemerken könnten. Dies ist eben noch das unbearbeitete Feld. Tausend Beobachtungen, die man hier schon gemacht hat, sind blos von der Oberfläche genommen, und nicht aus den Innersten der Seele herausgehoben. So mancher, der über seine Seele nachdachte, that es vielleicht erst in einem Alter, wo schon seine Leidenschaften ruhiger waren, und eine dunkle allgemeine Zurückerinnerung war die Grundlage seiner Beobachtungen. Wenige nahmen sich vielleicht nur die Zeit, ihre Seele zu beobachten, da sie noch gerade in der größten Wirksamkeit und Thätigkeit begriffen war. Freilich scheint es mit einer widrigen Idee bei andern Menschen verbunden zu seyn, Beobachtungen über sich selber anzustellen; und man kann den Gedanken nicht gut vermeiden, daß man seiner eignen Person eine zu grosse Wichtigkeit beilegt, indem man gerade selber der Gegenstand dieser Beobachtungen seyn will. — Aber kann es denn ein andrer seyn? können wir in die Seele eines andern blicken, wie in die unsrige? und opfern wir uns nicht beinahe eben so auf, wenn wir, andern zum Besten, den Zustand unsrer Seele zergliedern, wie derjenige, der nach seinem Tode an-

dern Menschen durch die Zergliederung seines Körpers nützlich wird? Kann man sich aber z. B. in einer unzufriednen Stunde nur einmal so sehr über sich selbst erheben, daß man über seine eigne Unzufriedenheit reflecktirt, so ist diese Reflexion gewiß weit interessanter, als wenn sie erst einige Tage nachher angestellt wird, weil mit der Unzufriedenheit selbst auch ihr Bild, welches sie in der Seele zurück ließ, größtentheils wieder verschwunden ist. Getreue Gemählde, die man sich selber von seiner eignen Seele entwirft, verdienen immer die größte Aufmerksamkeit.

So müßte nun der Menschenbeobachter von sich selber ausgehen, und dann könnten seine Beobachtungen nach und nach zu Gesicht, Sprache, und Handlung von Kindern, Jünglingen, Männern, und Greisen übergehn. Von der geheimen Geschichte seiner eignen Gedanken, müßte er, durch Gesicht, Sprache, und Handlung, auf die Seele andrer schließen lernen. Keine Wendung im Ausdruck, kein oftgebrauchtes Apropos, kein oftangebrachtes was ich doch sagen wollte? keine Wiederhohlung einer und eben derselben Sache, oder gar eines und eben desselben Wortes, müßte ihm unwichtig

schei-

ſcheinen, oder ſeiner Aufmerkſamkeit entgehn: denn zuweilen ſind ſolche oftwiederhohlte unbedeutend ſcheinende Ausdrücke im Reden, ein getreues Bild von der Schnelligkeit oder Langſamkeit, Beſtändigkeit oder Unſtetigkeit, Ordnung oder Unordnung, im Denken und Handeln bei ſolchen Perſonen. Aufmerkſamkeit aufs Kleinſcheinende iſt überhaupt ein wichtiges Erforderniß des Menſchenbeobachters, und dann die Uebung in der Nebeneinanderſtellung des Succeßiven, weil der ganze Menſch blos aus ſucceßiven Aeußerungen erkannt werden kann. Nun wird aber dasjenige in der Nebeneinanderſtellung oft zur Harmonie, was einzeln genommen mißtönen würde: dieß trift auch bei dem Menſchen ein. Welche Harmonie muß der höchſte Verſtand vernehmen, in dem alles nebeneinander ſteht, und zugleich tönet, was uns aufeinander zu folgen, und einzeln zu tönen, ſcheinet! etwas Aehnliches wird vielleicht einmal das Reſultat von allen nebeneinandergeſtellten Bemerkungen des Menſchenbeobachters ſeyn. Dieſer muß aber freilich auf viele andre angenehme und nützliche Kenntniſſe Verzicht thun. Das Studium des Menſchen muß ſein ganzes Leben hindurch, und in allen Verhält-

nissen seines eignen Lebens seine Hauptbeschäftigung seyn. Vor jedem Hang, sich in eine idealische Welt hinüber zu träumen, muß er sich äußerst hüten; er muß in keine idealische, sondern in seine eigne wirkliche Welt immer tiefer einzudringen suchen.

Aber wer giebt dem Beobachter des Menschen immer Kälte und Heiterkeit der Seele dazu, alles was geschieht, so wie ein Schauspiel zu beobachten, und die Personen, die ihn kränken, wie Schauspieler? Ja wenn er nur nicht selber mit im Spiele begriffen wäre, und wenn nur kein solcher Rollenneid statt fände? — Aber was soll einer denn thun, wenn er von Menschen oder von seinem Schicksale unterdrückt wird, und nun nicht weiter kann? was bessers und edlers, als sich hinaus versetzen über diese Erde, und über sich selber, gleichsam, als ob er ein anders von sich selber verschiednes Wesen wäre, das in einer höhern Region, aller dieser Dinge lächelt — und auf die Art über sich selber, über seine eignen Klagen und Beschwerden — lächeln — das alles wie ein Schauspiel zu betrachten — welche Wonne, welch eine Erhebung zum allesumfassenden Schöpfer des Weltalls!

Sobald ich also sehe, daß man mir selber keine Rolle geben will, stelle ich mich vor die Bühne, und bin ruhiger, kalter Beobachter. Sobald mir mein eigner Zustand beschwerlich wird, höre ich auf, mich für mich selber so sehr zu interessiren, und betrachte mich als einen Gegenstand meiner eignen Beobachtung, als ob ich ein Fremder wäre, dessen Glücks und Unglücksfälle ich mit kaltblütiger Aufmerksamkeit erzählen hörte.

In keinem Verhältnisse des Lebens ist die Beobachtung seiner selbst und der Menschen um uns her, etwas Unangenehmes oder Beschwerliches. Es ist vielmehr ein Trost und eine Zuflucht vor unserm eignen besondern Kummer.

Und fehlet es uns wohl in irgend einem Stande an Gelegenheit, Beobachtungen über den Menschen anzustellen? Möchten doch Leute aus ganz verschiednen Ständen diese Arbeit unter sich vertheilen, und ein jeder nur erst einige Personen, mit denen sein Stand oder sein Amt ihn in die genaueste Verbindung setzt, zum Ziele seiner Beobachtungen machen? — Aber auf die Art ist ja niemand vor den spähenden Blicken seines besten Freundes sicher, wenn die-

sie ihn gerade zum Ziele seiner Beobachtungen macht. — Und was schadet dieses denn? — Sollten nicht vielmehr zwei Freunde selber jeder in den andern wie in einen Spiegel blicken, um desto geübter mit sich selber bekannt zu werden? Wäre es nicht gut, wenn sie sich selber ihre Gedanken einer über den andern mittheilten, und auf diese Weise einen desto wichtigern Beitrag zur Experimentalseelenlehre lieferten, je strenger, und unpartheiischer sie sich gegeneinander enthüllet hätten, und die Beobachtungen des einen von dem andern geprüft wären.

Freilich hat der Menschenbeobachter noch viele Hindernisse zu überwinden. Er muß durch den Vorhang der sogenannten guten Lebensart, durch den Vorhang der Lebensklugheit, und durch den Vorhang der Selbstgefälligkeit oder Gefälligmachung seiner selbst bei andern durchblicken, ehe er in das Innerste des Herzens dringen kann.

Besonders ist die Verstellung aus einer falschen Art von Gefälligkeit am allerhäufigsten. So groß ist die Begierde, auch oft nur auf eine Viertelstunde lang, einem andern mit dem man jetzt gerade redet oder umgeht, besser zu

gu-

gefallen, daß man, die Zeit über, seine Meinungen und Gesinnungen ganz verläugnet, um in die Meinungen und Gesinnungen des andern einstimmen zu können. Im Grunde ist dieses Eitelkeit oder Selbstgefälligkeit, denn wir gefallen uns immer doppelt, indem wir zu gleicher Zeit einem andern zu gefallen glauben. Beinahe ein jeder zeigt sich in einem etwas andern Lichte, sobald er glaubt, daß er bemerkt wird, und sobald ihm daran gelegen ist, in den Gedanken eines andern auf eine vortheilhafte Weise zu existiren.

Auch die Nachahmungssucht unter uns ist ein grosses Hindernis des Beobachters. Man legt nach und nach seinen originellen Charakter ab, und setzt sich aus hie und da abgerißnen Lappen einen andern zusammen. Dies macht die Menschen oft so unwahr, daß man sie selber beinahe gar nicht mehr reden hört oder handeln siehet. Diese Nachahmungssucht scheint aber daher zu entstehen, weil eine grosse Eigenschaft des Menschen, der Stolz eines jeden auf sein eignes individuelles Daseyn, so sehr unter uns verloschen ist. Die Menschen drücken sich einander ihr Gepräge auf, und jeder verliert da-

durch sein eignes. Man sollte die Werthschätzung seiner selbst, und den Stolz auf sein eigenthümliches Daseyn auch bei dem geringsten Tagelöhner zu erwecken suchen, so würde ein Stand dem andern nicht so niederträchtig nachahmen.

Die Nachahmungssucht erstreckt sich gar so weit, daß man Ideale aus Büchern in sein Leben hinüber trägt. Ja nichts macht die Menschen wohl mehr unwahr, als eben die vielen Bücher. Wie schwer wird es dem Beobachter, unter alle dem, was durch das Lesen von Romanen und Schauspielen in den Charakter gekommen ist, das Eigne und Originelle wieder hervorzusuchen! Anstatt Menschen, o Wunder! hört man jetzt Bücher reden, und siehet Bücher handeln. Leute die wenig Romane gelesen haben, sind noch immer der leichteste Gegenstand für den Menschenbeobachter. Man lebt und webt jetzt in der Bücherwelt, und nur so wenige Bücher führen uns noch auf unsre wirkliche Welt zurück. Man sollte auch den geringsten Individuis nur ihre Wichtigkeit erst begreiflich machen, so würde ein ganz andrer Geist unter das Volk kommen. So ein Buch, wie Lienhard und Gertrud ist gerade zu

diesem Endzweck eingerichtet, und kann vielleicht eines der nützlichsten Produkte unsers Jahrhunderts seyn.

Insbesondre ist es noch der äußre Zwang in der Jugend, welcher die Verstellung am meisten befördert; und alle Vortheile, welche man durch den Zwang erreicht, können das niemals aufwiegen, was der Mensch dadurch auf sein ganzes künftiges Leben an Wahrheit verliert.

Auch sogar der innre Zwang oder die Ueberwindung unsrer selbst kann uns unwahr machen, sobald wir glauben, daß dieselbe bemerkt wird. Drum ist es gut, sich jemanden lieber allein, als in Gegenwart andrer in dieser Selbstüberwindung üben zu lassen, und ihn sich seinen Freunden mit den Fehlern, die er nun einmal noch an sich hat, zeigen zu lassen, wie er ist. Um immer wahr zu bleiben, sollte man sich sogar der Verstellung aus Höflichkeit oder aus Freundschaft nur im höchsten Nothfall bedienen, weil die Fertigkeit, welche man sich dadurch erwirbt, so gefährlich ist.

Bei Kindern geht die Verstellungskunst größtentheils so weit noch nicht; denn da dieselbe eine Fertigkeit ist, so kann sie freilich erst

durch Uebung und Anstrengung erlernt werden, und wenn man Zwang vermeidet, so kann man ihr bei Kindern noch am ersten entgegenarbeiten, ob sie gleich auch bei einigen schon tiefe Wurzel gefaßt hat, und man diesem Laster mehr als Muthwillen und offenbarer Bosheit entgegenarbeiten muß, wenn es nicht einreißen soll.

Wie viele Gelegenheit hat aber demohngeachtet vor vielen andern der Schulmann, Beobachtungen über den Menschen anzustellen. Er, welcher unmittelbar auf den Verstand und das Herz wirken, und nicht eher ruhen soll, bis er die Frucht seiner Wirkungen siehet! Freilich hat der Erzieher den Vorzug, daß er seine Subjekte beständig beobachten kann, da dem Schulmann dieses nur wenige Stundenlang möglich ist. Aber der Schulmann hat wiederum den Vortheil der Mannigfaltigkeit der Subjekte.

Als ich meine Lehrstelle am grauen Kloster antrat, machte ich mir schon einen Plan, solche Beobachtungen bei meinen Schülern anzustellen. Ich entschloß mich, ein eignes Journal hierüber zu halten, welches ich auch gethan, und es bis jetzt fortgesetzt habe. Man sammlet tägliche

Be-

Beobachtungen, dacht' ich, über das Wetter, und den Menschen sollte man dessen nicht werth achten? Weil ich nun, nach unsrer Einrichtung, sowohl in den untern als in einigen höhern Klassen unterrichten muß, so sind diejenigen, bei welchen ich Beobachtungen anstelle, dem Alter, der Fähigkeit, der Erziehung, und dem Stande nach sehr unterschieden, welches mir also nach Wunsch zu statten kömmt.

Bei meinen Beobachtungen habe ich mir folgenden Plan gemacht, den ich Ihrer freundschaftlichen, auf eigne Erfahrung sich gründenden Beurtheilung vorlege. Ich suche an einem jungen Menschen, den ich zum erstenmale sehe, sogleich das Auffallende zu bemerken: denn was einem oft beim ersten Anblick auffällt, das übersieht man nachher schon leichter, wenn man mit dem Subjekte bekannter geworden ist, und sich an sein Gesicht, an seine Minen u. s. w. gewöhnt hat. Freilich kann man sich beim ersten Anblick oft sehr in einer Person irren, allein dieser Irrthum selbst hat nachher seine Vortheile: man muß nur nicht gleich im Anfange etwas festsetzen, sondern sich nur gleichsam erst einen Grundriß zu seinen künftigen Beob-

ach-

achtungen entwerfen. Auch kömmt dieses noch zu statten, daß man gegen denjenigen, welchen man zum erstenmale sieht, gemeiniglich weder ein böses noch ein gutes Vorurtheil gefaßt hat, und also seinen Beobachtungen am besten trauen kann. Das Unterscheidende in der Gesichtsbildung, das mit dieser etwa Uebereinstimmende im Tone, im Gange, und jeder körperlichen Bewegung; Alter und Erziehung, insofern ich von dem Stande seiner Eltern, oder aus andern Nachrichten auf dieselbe schließen kann, sind mir zuerst merkwürdig. Dann werde ich erst das Zutrauen des jungen Menschen zu gewinnen suchen, um auf besondre an ihn zu richtende Fragen, unzurückhaltende und aufrichtige Antworten zu bekommen. Ich gebe auf sein Betragen Acht, wenn sich die Gelegenheit ereignet, ihm wegen Muthwillen oder Nachläßigkeit ernsthafte Verweise zu geben, oder ihn wegen seines Fleisses, oder seiner Ordnung zu loben. Wenn ich diese Bemerkungen ohngefähr eine Woche lang in mein Buch eingetragen habe, und sie dann zusammennehme, so kömmt oft gerade das Facit heraus, was ich nach wahrscheinlichen Gründen vermuthet hatte.

Auf diese Weise habe ich mir eine Tabelle von den abstechendsten Charakteren entworfen, wo die Namen oben in einiger Entfernung nebeneinander stehn, und wo ich unter einem jeden die täglichen Bemerkungen eintrage. Es ist ein Vergnügen, diese Charaktere da nebeneinander figuriren zu sehen, und ihre Nüancen bis in die kleinsten körperlichen Bewegungen und bis zum Mienenspiele zu verfolgen.

Indem bei diesem Anblick die Mannigfaltigkeit in den Werken Gottes meiner Seele immer anschaulicher wird, erhebt sich oft mein ganzes Herz. Welch ein Abstand vom Menschen bis zum Wurme, vom Wurme bis zum leblosen Steine! und dann wieder von den weisesten unter den Menschen bis zum wilden Bewohner der Wüste; und unter dieser kleinen Anzahl von aufkeimenden werdenden Menschen, die ich vor mir sehe, welch eine Verschiedenheit! Vom Lebhaftesten unter diesen bis zum Trägsten; von der feinsten Organisation bis zur gröbsten! vom feurigsten Blick bis zum kältesten; von der aufstrebendsten Stärke bis zur hinfälligsten Schwäche — und doch dies alles nur verhältnißmäßige Begriffe — jeder ist gut,

und

und kann gut seyn, in seiner Art. — Der allerunterste auf der Staffel der Menschheit bliebe doch noch immer ein Meisterstück auf Erden, wenn er der einzige in seiner Art wäre.

Dieser Gedanke versöhnt mich wieder, so oft ich mich mit einem Gesichte, das ich vor mir sehe, nicht recht vertragen kann. — Blos weil wir durch durch das Bessre verwöhnt sind, ist uns das Gute schlecht. Die Würde der Menschheit ganz zu fühlen, das hat mir oft Muth und Stärke gegeben, Haß und Verachtung gegen manchen in meiner Brust zu unterdrücken, gegen den sich meine ganze Seele empörte, so oft ich ihn sahe; durch diesen Gedanken gelingt es mir, mein Herz mit gleicher Liebe, einer so sehr untermischten Anzahl zu eröfnen, wie ich oft vor mir sehe. Ich suche meine Gedanken zu gewöhnen, daß sie nicht bessre und gut mit gut und böse verwechseln: das giebt mir oft Trost und Beruhigung, wenn mein Herz mich gerade mit dem Theile der Menschen entzweien will, auf den ich wirken soll.

Um auf die einzelnen Subjekte mehr zu wirken, stelle ich es denselben frei, mir schriftlich ihre

ihre Gedanken zu eröfnen, um mich um Rath zu fragen, oder mir von ihren Beschäftigungen Nachricht zu geben, auch es mir ohne Rückhalt zu schreiben, wenn jemand glauben sollte, daß ich ihm, vielleicht ohne mein Wissen, Unrecht gethan habe. Denn so lange bei einem jungen Menschen das Gefühl noch in der Seele bleibt, daß er glaubt, sein Lehrer thue ihm auf irgend eine Weise Unrecht, so lange wird der erstre auf sein Herz auch nicht im mindesten würken können. Und doch ist nichts leichter, als besonders unter einer grossen Anzahl junger Leute einem Einzelnen Unrecht zu thun

Vermittelst dieser Art von Correspondenz, die ich mit meinen Schülern unterhalte, ist es mir gelungen, mit jedem einzelnen näher bekannt zu werden, und auf die Individua zu würken. Bei einigen unter denselben ist es mir gelungen, den Schleier der Verstellung ganz hinweg zu ziehen, bei andern, wenigstens durch diesen Schleier hindurch zu blicken.

Ich glaube gewiß, daß viele Schulmänner eben solche, und noch bessre Beobachtungen wie ich, über einzelne Subjekte angestellt und niedergeschrieben haben, es käme also nur darauf an

daß

daß sie dieselben auch zum allgemeinen Besten bekannt machten, und sie in ein zu veranstaltendes Magazin der Experimentalseelenlehre mit einrückten, dadurch würde dies zugleich eines der wichtigsten Werke für die Pädagogik werden. Ich zweifle nicht, daß ein jeder, der den Werth der Menschheit fühlt, zu der Entstehung und Beförderung eines solchen Werks das seinige beitragen werde: und hoffe daher, nicht ohne Grund, daß diese meine Aussichten zu einer Experimentalseelenlehre vielleicht bald erfüllt werden können.

Gegen wen aber hätte ich diese Gedanken besser ausschütten sollen, als in den Busen eines edlen Freundes, der den Werth und das Wohl der Menschheit so innig fühlt, und selbst in seinem Posten so unermüdet daran arbeitet; der heute für seine redlichen Bemühungen Dank und Freude einerndtet, und mit bescheidnem Wohlgefallen sein Werk unter seinen Händen gelingen siehet; dem ich mit edlem Eifer nachzustreben nicht eher ablassen werde, bis seine freundschaftliche Hand mich am Ziele willkommen heißt.

Geschichte der Lehre von der

Association der Ideen,

nebst

einem Anhang

vom

Unterschied unter associirten und zusammengesezten

Begriffen,

und den

Ideenreyhen.

von

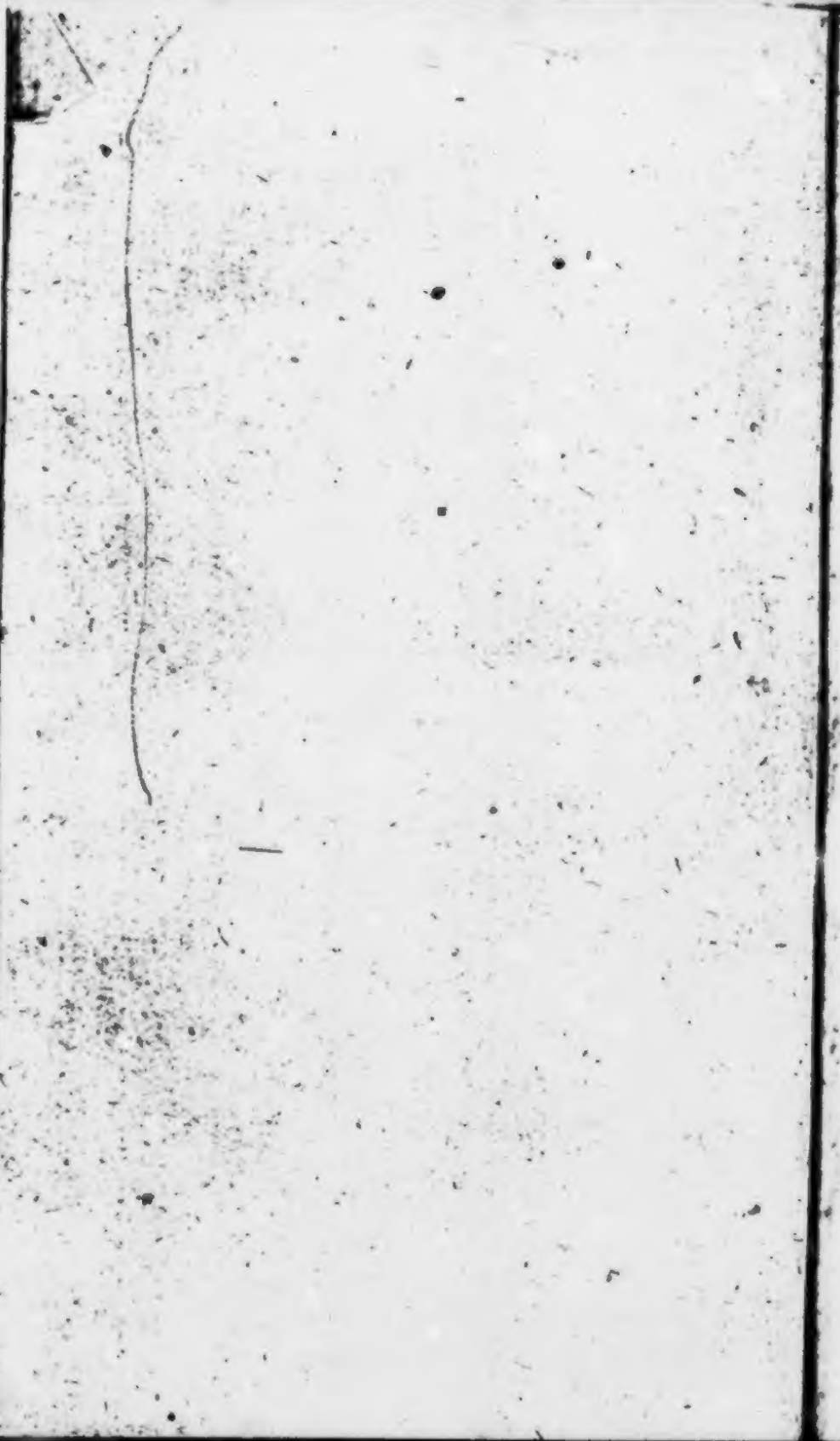
Michael Hißmann

Doktor der Philosophie in Göttingen; der königlichen deutschen Gesellschaft Mitglied.

Göttingen,

im Verlag Victorinus Boßiegel und Sohn

1777.

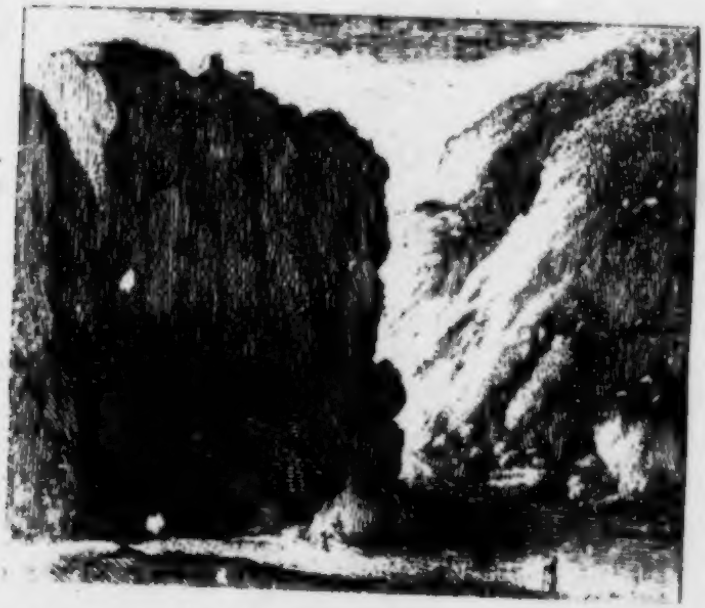


Reiſen

eines

Deutſchen in England

im Jahr 1782.



In Briefen

an Herrn Direktor Gedike

von

Carl Philip Moritz.

Berlin, 1783.
bey Friedrich Maurer.

Vorrede.

Da ein jeder seinen eignen Maasstab hat, wornach er die Dinge ausser sich abmißt, und seinen eignen Gesichtspunkt, woraus er die Gegenstände betrachtet, so folgt sehr natürlich, daß dieß bei mir denn auch der Fall ist. Daß also manchem die Dinge anders vorgekommen seyn müssen, wie sie mir vorgekommen sind, folgt eben so natür-

lich. Wem es daher einfallen sollte, sich, in Ermanglung beßrer Unterhaltung, etwa mit diesem Buche eine Stunde zu verkürzen, den bitte ich um Beherzigung dieser kurzen Vorrede, und um Nachsicht für den Erzähler.

Auf der Themse den 21sten May.

Endlich, liebster G..., befinde ich mich zwischen den glücklichen Ufern des Landes, das zu sehen, schon Jahre lang mein sehnlichster Wunsch war, und wohin ich mich so oft in Gedanken geträumt habe. Vor einigen Stunden dämmerten noch die grünen Hügel von England vor uns in blauer Ferne, jetzt entfalten sie sich von beiden Seiten, wie ein doppeltes Amphytheater.

Die Sonne bricht durch das Gewölk, und vergüldet wechselsweise mit ihrem Schein Gebüsche und Wiesen am entfernten Ufer. Zwei Masten ragen mit ihren Spitzen aus der Tiefe empor: fürchterliche Warnungszeichen! Wir se-

gein hart an der Sandbank vorbei, wo so viel Unglückliche ihr Grab fanden.

Immer enger ziehen sich die Ufer zusammen: die Gefahr der Reise ist vorbei, und der sorgenfreie Genuß hebt an. Wie ist doch dem Menschen nach der Ausbreitung die Einschränkung so lieb! Wie wohl und sicher ists dem Wandrer in der kleinen Herberge, dem Seefahrer in dem gewünschten Hafen! Und doch bleibt der Mensch immer im Engen, er mag noch so sehr im Weiten seyn; selbst das ungeheure Meer zieht sich um ihn zusammen, als ob es ihn in seinen Busen einschließen wollte; um ihn ist beständig nur ein Stück aus dem Ganzen herausgeschnitten.

Aber das ist ein herrlicher Ausschnitt aus dem Ganzen der schönen Natur, den ich jetzt um mich her erblicke. Die Themse voll hin und her zerstreuter großer und kleiner Schiffe und Böte, die entweder mit uns fortseegeln oder vor Anker liegen; die Hügel an beiden Seiten mit einem so milden sanften Grün bekleidet, wie ich noch nirgends sahe. Die reizenden Ufer der Elbe, die ich verließ, werden von diesen Ufern übertroffen, wie der Herbst vom Frühlinge! Allenthalben

ſeh ich nichts, als fruchtbares und bebautes Land, und die lebendigen Hecken, womit die grünen Weizenfelder eingezäunt ſind, geben der ganzen weiten Flur das Anſehen eines großen majeſtätiſchen Gartens. Die netten Dörfer und Städtchen und prächtigen Landſitze dazwiſchen, gewähren einen Anblick von Wohlſtand und Ueberfluß, der über alle Beſchreibung iſt.

Insbeſondre ſchön iſt die Ausſicht nach Gravesand, einem artigen Städtchen; das einen der Hügel hinangebaut iſt, und um welches Berg und Thal, Wieſen und Aecker mit untermiſchten Luſtwäldchen und Landſitzen ſich auf die angenehmſte Art durchkreuzen. Auf einem der höchſten Hügel bei Gravesand ſteht eine Windmühle, die einen guten Geſichtspunkt giebt, weil man ſie, nebſt einem Theile der Gegend, noch weit hin auf den Krümmungen der Themſe ſieht. Aber wie denn kein Vergnügen leicht vollkommen iſt, ſo ſind wir bei Betrachtung aller dieſer Schönheiten auf dem Verdeck noch einem ſehr kalten und ſtürmiſchen Wetter ausgeſetzt. Ein anhaltender Regenguß hat mich genöthiget, in die Kajüte zu gehen, wo ich mir eine trübe Stund

dadurch aufheitre, daß ich Ihnen die Geschichte einer angenehmen beschreibe.

London, den 2ten Juni.

Heute Morgen ließen wir uns, unser zehn, die in des Kapitans Kajüte mitgereist waren, nicht weit hinter Dartford, das noch sechzehn Meilen von London liegt, in einem Boote ans Land setzen. Dieß thut man gemeiniglich, wenn man die Themse hinauf nach London fährt, weil wegen der erstaunlichen Menge von Schiffen, die immer gedrängter aneinander stehen, je näher man der Stadt kömmt, oft verschiedne Tage erfordert werden, ehe ein Schiff sich durcharbeiten kann. Wer also keine Zeit unnütz verlieren, und andre Unannehmlichkeiten, als das öftere Stillstehen und Anstoßen des Schiffes vermeiden will, der macht die wenigen Meilen bis London lieber zu Lande, etwa in einer Postchaise, die nicht sehr theuer zu stehen kömmt, wenn überdem jedesmal ihrer drei zusammentreten, welches durch eine Parlamentsakte verstattet ist. Ein allgemeines Hurrah schallte uns von den deutschen Matrosen unsers Schiffes nach, die dieses von den Engländern angenom-

men haben. Das Ufer, wo wir ausſtiegen, war weiß und kreidigt. Bis Dartford mußten wir zu Fuße gehen. Erſtlich ſtiegen wir gerade vom Ufer einen ziemlich ſteilen Hügel hinan, dann kamen wir ſogleich an das erſte Engliſche Dorf, wo mich die auſſerordentliche Nettigkeit in der Bauart der Häuſer, die aus rothen Backſteinen errichtet ſind und flache Dächer haben, insbeſondre da ich ſie mit unſern Bauerhütten verglich, in ein angenehmes Erſtaunen ſetzte.

Und nun zogen wir wie eine Karavane mit unſern Stuben von einem Dorfe zum andern: einige Leute, die uns begegneten, ſchienen uns wegen unſers ſonderbaren Aufzuges mit einiger Verwunderung anzuſehen. Wir kamen vor einem Gehölz vorbei, wo ſich ein Trupp Zigeuner bei einem Feuer um einen Baum gelagert hatte. Allein ſo wie wir fortwanderten, ward die Gegend immer ſchöner und ſchöner. Die Erde iſt nicht überall einerlei! Wie verſchieden fand ich dieſe fetten und fruchtbaren Aecker, dieſes Grün der Bäume und Hecken, dieſe ganze paradieſiſche Gegend, von den unſrigen, und allen andern die ich geſehen habe! Wie herrlich dieſe Wege, wie

fest dieß Erdreich unter mir; mit jedem Schritte fühlte ich es, daß ich auf Englischen Boden trat.

In Dartford frühstückten wir. Hier sah ich zuerst einen Englischen Soldaten, in seiner rothen Montur mit abgeschnittnen und vorn herumtergekämmten Haar, auch auf der Straße ein Paar Jungen die sich baxten. Wir vertheilten uns nun in zwey einsitzige Postchaisen, wo in jeder drei Personen, freilich nicht allzubequem sitzen konnten. Eine solche Postchaise kostet jede Englische Meile einen Schilling. Sie ist mit unsern Extraposten zu vergleichen, weil man sie zu jeder Zeit bekommen kann. Aber ein solcher Wagen ist sehr nett und leicht gebaut, so daß man es kaum empfindet, wie er auf dem festen Erdreich fortrollt. Er hat vorn und an beiden Seiten Fenster. Die Pferde sind gut, und der Kutscher jagt immer in vollem Trabe fort. Der unsrige trug abschnittnes Haar, einen runden Hut, und ein braunes Kleid von ziemlich feinem Tuch, vor der Brust einen Blumenstrauß. Zuweilen, wenn er es recht rasch angehen ließ, schien er sich lächelnd nach unserm Beifall umzusehen.

Und nun flogen die herrlichsten Landschaften, worauf mein Auge so gern verweilt hätte, mit Pfeilschnelle vor uns vorbei; gemeiniglich ging es abwechselnd Berg auf, Berg ab, Wald ein, Wald aus, in wenigen Minuten. Dann kam einmal zur rechten Seite die Themse wieder zum Vorschein mit allen ihren Masten; denn ging es wieder durch reizende Städte und Dörfer. Besonders fielen mir die erstaunlich großen Schilder auf, welche beim Eingange in die Flecken und Dörfer, queer über die Straße an einen Balken hängen, der von einem Hause zum andern übergelegt ist. Dieß giebt einige Aehnlichkeit mit einem Thore, wofür ich es auch anfänglich hielt, allein so ist es weiter nichts, als ein Zeichen, daß hier sogleich beim Eintritt in den Ort ein Gasthof sey. So kamen wir bei dieser schnellen Abwechselung höchst mannichfaltiger Gegenstände beinahe in einer Art von Betäubung bis nahe vor Greenwich, und nun

Die Aussicht von London.

Es zeigte sich im dicken Nebel. Die Pauls-kirche hob sich aus der ungeheuren Masse kleine-

rer Gebäude, wie ein Berg empor. Das Monument, eine thurmhohe runde Säule, die zum Gedächtniß der großen Feuersbrunst errichtet ward, machte wegen ihrer Höhe und anscheinenden Dünnigkeit einen ganz ungewohnten und sonderbaren Anblick.

Wir näherten uns mit großer Schnelligkeit, und die Gegenstände verdeutlichten sich alle Augenblicke. Die Westminsterabtey, der Tower, ein Thurm, eine Kirche nach der andern, ragten hervor; Schon konnte man die hohen runden Schornsteine auf den Häusern unterscheiden, die eine unzählige Menge kleiner Thürmchen auszumachen schienen.

Von Greenwich bis London war die Landstraße schon weit lebhafter, als die volkreichste Straße in Berlin, so viel reitende und fahrende Personen, und Fußgänger begegneten uns. Auch erblickte man schon allenthalben Häuser, und an den Seiten waren in verhältnißmäßiger Entfernung Laternenpfäle angebracht. Was mir sehr auffiel, waren die vielen Leute, die ich mit Brillen reiten sahe, unter denen sich einige von sehr jugendlichen Ansehen befanden. Wohl dreimal

wurden wir bei sogenannten Turnpikes oder Schlagbäumen angehalten, um einen Zoll abzutragen, der sich doch am Ende auf einige Schillinge belief, ob wir ihn gleich nur in Kupfermünze bezahlten.

Endlich kamen wir an die prächtige Westminster-Brücke. Es ist, als ob man über diese Brücke eine kleine Reise thut, so mancherley Gegenstände erblickt man von derselben. Im Kontrast gegen die runde, moderne, majestätische Paulskirche zur Rechten, erhebt sich zur Linken, die altfränkische, länglichte Westminsterabtey mit ihrem ungeheuren spitzen Dache. Zur rechten Seite die Themse hinunter, sieht man die Blackfriarsbrücke, die dieser an Schönheit nicht viel nachgiebt. Am linken Ufer der Themse schön mit Bäumen besetzte Terrassen, und die neuen Gebäude, welche den Namen Adelphi-Buildings führen. Auf der Themse selbst eine große Anzahl kleiner hin und her fahrender Böte mit einem Mast und Seegel, in welchen sich Personen von allerlei Stande übersetzen lassen, wodurch dieser Fluß beinahe so lebhaft wird, wie eine Londner Straße. Große Schiffe sieht

man hier nicht mehr, denn die gehn am andern Ende der Stadt nicht weiter als bis an die Londner Brücke.

Wir fuhren nun in die Stadt über Charingkroß und den Strand, nach eben den Adelphi-Buildings, die von der Westminsterbrücke einen so vortrefflichen Prospekt gaben: weil meine beiden Reisegefährten auf dem Schiffe und in der Postchaise, ein Paar junge Engländer, in dieser Gegend wohnten, und sich erboten hatten, mir noch heute in ihrer Nachbarschaft ein Logis zu verschaffen.

In den Straßen wodurch wir fuhren, behielt alles ein dunkles und schwärzliches, aber doch dabei großes und majestätisches Ansehen. Ich konnte London seinem äußern Anblick nach, in meinen Gedanken mit keiner Stadt vergleichen, die ich sonst gesehen hatte. Sonderbar ist es, daß mir ohngefähr vor fünf Jahren, beim ersten Eintritt in Leipzig, gerade so wie hier zu Muthe war: vielleicht, daß die hohen Häuser, wodurch die Straßen zum Theil verdunkelt werden, die große Anzahl der Kaufmannsgewölber, und die Menge von Menschen, welche ich damals in Leipzig sahe,

mit dem einige entfernte Aehnlichkeit haben mochten, was ich nun in London um mich her erblickte.

Allenthalben gehen vom Strande nach der Themse zu sehr schön gebaute Nebenstraßen, worunter die Adelphi Buildings bei weiten die schönsten sind. Unter diesen führt wieder eine Nebenabtheilung, oder angrenzende Gegend den Namen York-Buildings, in welchen Georg Street befindlich ist, wo meine beiden Reisegefährten wohnten. Es herrscht in diesen kleinen Straßen nach der Themse zu, gegen das Gewühl von Menschen, Wagen und Pferden, welches den Strand beständig auf und nieder geht, auf einmal eine so angenehme Stille, daß man ganz aus dem Geräusch der Stadt entfernt zu seyn glaubt, welches man doch wieder so nahe hat.

Es mochte ohngefähr zehn oder elf Uhr seyn, da wir hier ankamen. Nachdem mich die beiden Engländer noch in ihrem Logis mit einem Frühstück, das aus Thee und Butterbrod bestand, bewirthet hatten, gingen sie selbst mit mir in ihrer Nachbarschaft herum, um ein Logis für mich zu suchen, das sie mir endlich bei einer Schneider-

wittwe, die ihrem Hause gegenüber wohnte, für sechzehn Schilling wöchentlich, verschaften. Es war auch sehr gut, daß sie mit mir gingen, denn in meinem Aufzuge, da ich weder weiße Wäsche noch Kleider aus meinem Koffer mitgenommen hatte, würde ich schwerlich irgendwo untergekommen seyn.

Es war mir ein sonderbares aber sehr angenehmes Gefühl, daß ich mich nun zum erstenmal unter lauter Engländern befand, unter Leuten, die eine fremde Sprache, fremde Sitten, und ein fremdes Klima haben, und mit denen ich doch nun umgehen und reden konnte, als ob ich von Jugend auf mit ihnen erzogen wäre. Es ist gewiß ein unschätzbarer Vortheil, die Sprache des Landes zu wissen, worinn man reist. Ich ließ es mir nicht sogleich im Hause merken, daß ich der Englischen Sprache mächtig sey; je mehr ich aber redete, destomeh. fand ich Liebe und Zutrauen.

Ich bewohne nun ein großes Zimmer unten an der Erde vorn heraus, das mit Tapeten und Fußteppichen versehen, und sehr gut möblirt ist. Die Stühle sind mit Leder überzogen, und die Tische von Mahagoniholz: darneben habe ich

noch eine groſse Kammer. Nun kann ich mich hier einrichten, wie ich will, und mir meinen eignen Thee, Kaffee, Butter und Brod halten, wozu mir meine Wirthin einen verschloſsnen gläsernen Schrank in der Stube eingeräumt hat.

Die Familie besteht aus der Frau im Hause, ihrer Magd und ihren beiden kleinen Söhnen Jacky und Jerry, sonderbare Namenverkürzungen von Johannes und Jeremias. Der älteste, Jacky, von zwölf Jahren, ist ein sehr lebhafter Kopf, und unterhält mich auf die angenehmste Art, indem er mir von seinen Beschäftigungen in der Schule erzählt, und sich von mir wieder allerley von Deutschland erzählen läſst. Er weiſs sein amo, amam, amas, ames, in eben solchen singenden Tone wie unsre gewöhnlichen Schulknaben herzusagen. Als ich in seiner Gegenwart anfing irgend eine fröliche Melodie für mich zu trillern, sahe er mich sehr bedenklich und verwundernd an, und erinnerte mich, daſs es Sonntag sey. Um ihm kein Aergerniſs zu geben, antwortete ich ihm, daſs ich bei der Verwirrung der Reise nicht auf den Tag gemerkt hätte. Er hat mich heute Mittag schon in den St. James-Park

geführt, der nicht weit von hier ist; und nun hören Sie denn etwas von dem berühmten

St. James-Park.

Dieser Park ist weiter nichts als ein halber Cirkel von einer Allee von Bäumen, der einen großen grünen Rasenplatz einschließt, in dessen Mitte ein sumpfigter Teich befindlich ist.

Auf dem grünen Rasen weiden Kühe, deren Milch man hier, so frisch, wie sie gemolken wird, verkauft. In den Alleen sind Bänke zum Ausruhen. Wenn man durch die Horse-Guards oder Königliche Wache zu Pferde, welche mit verschiednen Durchgängen versehen ist, in den Park kömmt, so ist zur rechten Seite, St. James Palace, oder die Königliche Residenz, wie bekannt, eines der unansehnlichsten Gebäude in London. Ganz unten am Ende ist der Pallast der Königinn, zwar schön und modern, aber doch sehr einem Privatgebäude ähnlich. Uebrigens giebt es allenthalben um St. James-Park sehr prächtige Gebäude, die diesen Platz um ein Großes verschönern. Auch ist vor dem halben Cirkel, der

durch die Alleen gebildet wird, noch ein großer Platz, wo die Parade gestellt wird.

Wie wenig aber dieser so berühmte Park mit unserm Berliner Thiergarten zu vergleichen sey, darf ich nicht erst sagen. Und doch macht man sich eine so hohe Idee von dem St. James-Park und andern öffentlichen Plätzen in London: das macht, weil sie mehr als die unsern in Romanen und Büchern figurirt haben. Beinahe sind die Londner Plätze und Straßen weltbekannter, als die meisten unsrer Städte.

Was aber freilich den St. James-Park einigermaßen wieder erhebt, ist eine erstaunliche Menge von Menschen, die gegen Abend bei schönem Wetter darinn spazieren geht. So voll von Menschen, sind bei uns die besten Spaziergänge niemals, auch in den schönsten Sommertagen nicht, als hier beständig im dichsten Gedränge auf und niedergehen. Das Vergnügen, mich in ein solches Gedränge fast lauter wohlgekleideter und schöngebildeter Personen zu mischen, habe ich heute Abend zum erstenmal genossen.

Ehe ich in den Park ging, machte ich mit meinem Jacky noch einen andern Spaziergang, der

mich nur sehr wenige Schritte kostete, und doch ausserordentlich reitzend war. Ich ging nehmlich die kleine Straße, wo ich wohne, nach der Themse zu hinunter, und stieg, beinahe am Ende derselben, zur linken Seite noch einige Stuffen hinab, die mich auf eine angenehme mit Bäumen besetzte Terasse am Ufer der Themse führten.

Von hieraus hatte ich den schönsten Anblick, den man sich nur denken kann. Vor mir lag die Themse in ihrer Krümmung mit den prächtigen Schwibbögen ihrer Brücken; Westminster mit seiner ehrwürdigen Abtey zur rechten, und London mit der Paulskirche zur linken Seite, bog sich mit den Ufern der Themse vorwärts, und am jenseitigen Ufer lag Southwerk, das jetzt auch mit zu London gerechnet wird. Hier konnte ich also beinahe die ganze Stadt, von der Seite wo sie der Themse zugewandt ist, mit einem Blick übersehen. Nicht weit von hier in dieser reitzenden Gegend der Stadt hatte auch der berühmte Garrick seine Wohnung. Diesen Spaziergang werde ich aus meiner Wohnung gewiß sehr öft besuchen.

Heute Mittag hohlten mich meine beiden Engländer in ein nahegelegnes Speisehaus ab,

wo wir für ein wenig Sallat und Braten einen Schilling, und beinahe halb so viel an den Aufwärter, nach unserm Gelde an neun bis zehn Groschen, bezahlen mußten, und doch soll es hier noch sehr wohlfeil seyn. Ich werde künftig zu Hause essen, wie ich schon heute Abend gethan habe. Ich sitze nun hier in London in meiner Stube beim Kaminfeuer, und so wäre nun dieser Tag zu Ende, der erste den ich in England zugebracht habe, und ich weiß kaum, ob ich es einen Tag nennen soll, wenn ich bedenke, was für mannichfaltige neue und auffallende Gegenstände in einer so kurzen Zeit vor meiner Seele vorübergegangen sind.

London, den 5ten Juni.

Endlich, liebster G..., bin ich einmal wieder in Ruhe, da ich meinen Koffer und meine Sachen vom Schiffe habe, das erst gestern Morgen angekommen ist. Weil ich meinen Koffer nicht erst wollte nach dem Kustom- oder Zollhause bringen lassen, welches sehr viele Umstände macht, so mußte ich an die Gerichtsdiener und Visitato-

ren, welche auf das Schiff kamen, bezahlen. Als ich aber den einen mit zwei Schillingen befriedigt hatte, so protestirte der andre wieder gegen die Lieferung des Koffers, bis ich ihm eben so viel gegeben hatte, und so auch der dritte, daß es mir sechs Schillinge kostete, die ich auch gern gab, weil es mir auf dem Kustomhouse noch mehr würde gekostet haben.

Gleich am Ufer der Themse befanden sich verschiedne Träger, wovon einer den großen und schweren Koffer mit erstaunlicher Leichtigkeit auf die Schulter nahm, und ihn für zwei Schillinge so weit trug, bis wir eine Miethkutsche trafen, in welche wir ihn absetzten, und ich zugleich selbst mitfuhr, ohne weiter für den Koffer besonders zu bezahlen. Dieß ist ein großer Vortheil bei den Englischen Miethkutschen, daß es einem nicht verwehrt ist, mit sich zu nehmen, was man will: man erspart dabei doppelt so viel, als man einem Träger bezahlen müßte, und fährt selber mit. Die Antworten und Ausdrücke der gemeinen Leute sind mir hier wegen ihrer Kürze und Präcision oft schon sehr aufgefallen. Als ich mit dem Kut-

ſcher zu Hauſe kam, warnte ihn meine Wirthin, mir nicht zu viel abzufordern, weil ich ein Fremder ſey: und wenn er auch kein Fremder wäre, antwortete er, ſo würde ich ihm nicht zu viel abfordern!

Meine Empfehlungsſchreiben an einen hieſigen Kaufmann, die ich wegen der eiligen Abreiſe von Hamburg nicht mitnehmen konnte, ſind nun auch angekommen, und haben mir viele Beſorgniſſe wegen der Umwechſelung meines Goldes erſpart, ich kann dieß nun wieder mit nach Deutſchland nehmen, und dort an den Korreſpondenten des hieſigen Kaufmanns die Summe wieder geben, die mir derſelbe hier im Engliſchen Gelde auszahlt. Sonſt hätte ich meine Preußiſchen Friedrichsd'or nach dem Gewicht verkaufen müſſen. Für einige holländiſche Dukaten, die ich während der Zeit ausgeben mußte, bekam ich nicht mehr wie acht Schillinge.

Von den Matroſenpreſſen hat hier ein Ausländer nicht das mindeſte zu befürchten, vollends wenn er ſich an keinen verdächtigen Orten finden läßt. Eine ſonderbare Erfindung zu dieſem Endzweck iſt ein Schiff, das nicht weit vom Tower

auf Towerhill auf dem Lande steht, und mit Masten und Zubehör versehen ist. Einfältigen Leuten, die etwa vom Lande kommen und hier stehen bleiben, um es anzugaffen, verspricht man, es für eine Kleinigkeit zu zeigen, und sobald sie darinn sind, werden sie wie in einer Falle fest gehalten, und entweder nach Befinden der Umstände wieder losgelassen oder zu Matrosen weggenommen.

Gar bequem dünkt einem Fremden der mit breiten Steinen gepflasterte Weg an beiden Seiten der Straßen, wo man vor der entsetzlichen Menge von Wagen und Kutschen auf den Straßen so sicher ist, wie in seiner Stube; denn kein Rad darf nur um einen Fingerbreit hinüber kommen. Indeß erfordert es die Höflichkeit, eine Dame, oder jemand, den man ehren will, nicht etwa wie bei uns, immer zur Rechten, sondern an der Seite der Häuser (Wall-side), es sey nun übrigens die rechte oder die linke, gehen zu lassen, weil diese die bequemste und sicherste ist. Mitten auf der Straße wird man in London nicht leicht einen vernünftigen Menschen gehen sehen, ausgenommen, wenn man quer über

muß, welches bey Charingkroß, und andern Plätzen, wo sich verschiedne Straßen durchkreuzen, wirklich gefährlich ist.

Sehr auffallend ist es, wenn man, besonders auf dem Strande, wo ein Kaufmannsgewölbe an das andere stößt, und oft Leute von sehr verschiednem Gewerbe in einem Hause wohnen, die Häuser oft von unten bis oben, mit großen, an aufgehängte Tafeln gemahlten Buchstaben, beschrieben siehe. Alles was in dem Hause lebt und webt prangt auch mit einem Schilde vor der Thüre, und da ist in der That kein Schuhflicker, dessen Nahmen und Gewerbe nicht mit großer goldner Schrift von jedermann zu lesen ist. Es ist hier gar nichts Ungewöhnliches, hinter einander an den Thüren zu lesen: hier werden Kinder erzogen, hier Schuh geflickt, hier fremde Liqueurs verkauft, und hier Begräbnisse veranstaltet. Dealer in Foreign Spirituous Liquors, oder hier sind fremde Liqueure zu verkaufen ist unter allen die häufigste Inschrift, die ich gefunden habe. Auch soll die Begierde zum zum Branteweintrinken, besonders bei den gemeinen Engländern außerordentlich weit

gehen, und es ist eine Englische Phrases, daß man von jemanden sagt, he is in liquor (er ist in Brantewein) wenn man bezeichnen will, daß er betrunken ist. Auch sind bei dem letzten großen Aufruhre, der noch jetzt immer der zweite oder dritte Gegenstand ist, worauf sich die gewöhnlichen Konversationen zu lenken pflegen, mehr Menschen bei den ausgeleerten Brantweinsfässern auf den Straßen, als durch die Musketenkugeln der eingerückten Regimenter, todt gefunden worden.

So weit ich diese Paar Tage über London durchstrichen bin, habe ich, im Ganzen genommen, nicht so schöne Häuser und Straßen, aber allenthalben mehr und schönere Menschen, als in Berlin, gesehen. Es macht mir ein wahres Vergnügen, so oft ich von Charingkroß, den Strand hinauf, und so weiter, vor der Pauls-kirche vorbei, nach der Königlichen Börse gehe, wenn mir vom höchsten bis zum niedrigsten Stande fast lauter wohlgestaltete, reinlich gekleidete Leute, im dichsten Gedränge begegnen, wo ich keinen Karrenschieber ohne weiße Wäsche sehe, und kaum einen Bettler erblicke, der unter sei-

nen zerlumpten Kleidern nicht wenigstens ein reines Hemde trüge.

Ein sonderbarer Anblick ist es, unter diesem Gewühl von Menschen, wo jeder mit schnellen Schritten seinem Gewerbe oder Vergnügen nachgeht, und sich allenthalben durchdrängen und stoßen muß, einen Leichenzug zu sehen.

Die Englischen Särge sind sehr ökonomisch gerade nach dem Zuschnitt des Körpers eingerichtet; sie sind platt, oben breit, in der Mitte eingebogen, und unten nach den Füßen zu laufen sie spitz zusammen, ohngefähr wie ein Violinkasten.

Einige schmutzige Träger suchen sich mit dem Sarge, so gut sie können, durchzudrängen, und einige Trauerleute folgen. Uebrigens bekümmert man sich so wenig darum, als ob ein Heuwagen vorbeiführe. Bei den Begräbnissen der Vornehmen mag dieß vielleicht anders seyn.

Uebrigens kömmt mir ein solcher Leichenzug in einer großen volkreichen Stadt immer desto schrecklicher vor, je größer die Gleichgültigkeit der Zuschauer, und je geringer ihre Theilnehmung dabei ist. Der Mensch wird fortgetra-

gen, als ob er gar nicht zu den übrigen gehört hätte. In einer kleinen Stadt oder Dorfe kennt ihn ein jeder, und sein Nahme wird wenigstens genannt.

Die Influenza, welche ich in Berlin verließ, habe ich hier wieder angetroffen, und es sterben viele Menschen daran. Noch immer ist es für die Jahrszeit ungewöhnlich kalt, so daß ich mir noch täglich muß Kaminfeuer machen lassen. Ich muß gestehen, daß mir die Wärme von den Steinkohlen im Kamine weit sanfter und milder vorkömmt, als die von unsern Oefen. Auch thut der Anblick des Feuers selbst eine sehr angenehme Wirkung. Nur muß man sich hüten, gerade und anhaltend hineinzusehen; denn daher kommen wohl mit die vielen jungen Greise in England, welche mit Brillen auf der Nase auf öffentlichen Straßen gehen und reiten; und sich also schon in ihrer blühenden Jugend der Wohlthat für das Greisenalter bedienen, denn unter diesen Nahmen (the Blessings of old Age) werden die Brillen in den Läden verkauft.

Ich esse jetzt beständig zu Hause, und muß gestehen, daß meine Mahlzeiten ziemlich frugal eingerichtet sind. Mein gewöhnliches Gericht des Abends ist eingemachter Lachs (Pickle Salmon) den man mit Oehl und Essig aus der Brühe isset, eine sehr erfrischende und wohlschmeckende Speise.

Wer in England Kaffee trinken will, dem rathe ich allemal vorherzusagen, wie viel Tassen man ihm von einem Loth machen soll, sonst wird er eine ungeheure Menge braunes Wasser erhalten, welches ich mit aller Erinnerung noch nicht habe vermeiden können. Das schöne Weizenbrod, nebst Butter und Chesterkäse halten mich für die spärlichen Mittagsmahlzeiten schadlos. Denn diese bestehen gemeiniglich aus einem Stück halbgekochten oder gebratnen Fleische, und einigen aus dem bloßen Wasser gekochten grünen Kohlblättern, worauf eine Brühe von Mehl und Butter gegossen wird; das ist wirklich die gewöhnliche Art, in England die Gemüse zuzurichten.

Die Butterscheiben, welche zum Thee gegeben werden, sind so dünne wie Mohnblätter.

Aber es giebt eine Art, Butterscheiben am Kaminfeuer zu rösten, welche unvergleichlich ist. Es wird nehmlich eine Scheibe nach der andern so lange mit einer Gabel ans Feuer gesteckt, bis die Butter eingezogen ist, alsdann wird immer die folgende drauf gelegt, so daß die Butter eine ganze Lage solcher Scheiben allmälig durchzieht: man nennt dieß einen Toast.

Vorzüglich gefällt mir die Art, ohne Deckbette zu schlafen. Man liegt zwischen zwei Bettlaken, wovon das obere die Unterlage einer leichten wollenen Decke ist, die ohne zu drücken, hinlänglich erwärmt. Das Schuhputzen geschiehet nicht im Hause, sondern durch eine benachbarte Person deren Gewerbe dieß ist, und die alle Morgen die Schuh aus dem Hause abholet, und gereinigt wiederbringt, wofür sie wöchentlich ein Gewisses erhält. Wenn die Magd unzufrieden mit mir ist, so höre ich zuweilen, daß sie mich draußen the German, den Deutschen nennt, sonst heiße ich im Hause the Gentleman, oder der Herr.

Das Fahren habe ich ziemlich eingestellt, ob es gleich lange nicht so viel kostet, wie in Berlin,

indem ich hier für einen Schilling über eine Engliſche Meile hin und her fahren kann, wofür ich dort wenigſtens einen Gulden bezahlen müßte. Demohngeachtet aber erſpart man ſehr viel, wenn man zu Fuße geht, und ſich mit Fragen zu behelfen weiß. Von meiner Wohnung in Adelphi bis an die Königliche Börſe, iſt wohl ſo weit, wie von einem Ende Berlins zum andern, und bis an den Tower und St. Catharins, wo die Schiffe auf der Themſe ankommen, iſt wohl noch einmal ſo weit, und dieſen Weg habe ich wegen meines Koffers, der noch auf dem Schiffe war, ſchon zweimal zu Fuße gemacht.

Als ich den erſten Abend, wie es dunkel ward, zurückkam, erſtaunte ich über die herrliche Erleuchtung der Straßen, wogegen die unſrige in Berlin äußerſt armſelig iſt. Die Lampen werden ſchon angeſteckt, wenn es noch beinahe Tag iſt, und die Laternen ſind ſo dicht neben einander, daß dieſe gewöhnliche Erleuchtung einer feierlichen Illumination ähnlich ſieht, wofür ſie auch ein deutſcher Prinz hielt, der zum erſtenmal nach London kam, und im Ernſt glaubte, daß ſie ſeinetwegen veranſtaltet ſey.

Den 9ten Juni 1782.

Heute habe ich in der deutschen Kirche in Ludgatehill für Herrn Pastor Wendeborn gepredigt. Er ist der Verfasser der statistischen Beiträge zur nähern Kenntniß Großbrittanniens. Dieses schätzbare Buch hat mir schon ausserordentliche Dienste geleistet, und ich möchte einem jeden rathen, der nach England reist, sich dieses Buch anzuschaffen, das um desto brauchbarer wird, weil man es bequem in der Tasche tragen, und sich allenthalben Raths erholen kann. Natürlicher Weise hat Herr Wendeborn, der nun schon eine geraume Zeit in England lebt, mehr und besser beobachten können, als alle diejenigen, welche durchreisen oder sich nur eine kurze Zeit dort aufhalten können. Wer dieses Buch beständig bei der Hand hat, dem wird schwerlich etwas Bemerkenswerthes in und um London und überhaupt in der Verfassung des Landes, entwischen.

Herr Wendeborn lebt in New-Inn bei Temple-bar, in einer philosophischen aber nicht unthätigen Ruhe. Er ist beinahe nationalisirt, und seine Bibliothek besteht größtentheils aus Engli-

schen Büchern. Beiläufig muß ich erwähnen, daß er in dem großen Gebäude, welches New-Inn heißt, seine Wohnung nicht gemiethet, sondern gekauft hat: so ist es auch mit allen übrigen Wohnungen dieses Hauses, und ein solcher Käufer von einigen Stuben und Kammern, wird wie ein Eigenthümer betrachtet, der Haus und Hof hat, und besitzt das Recht, bei Parlamentswahlen seine Stimme zu geben, wenn er kein Ausländer ist, welches bei Herrn Wendeborn der Fall war, der demohngeachtet auch vom Herrn Fox besucht wurde, als dieser zum Parlamentsgliede für Westminster gewählt werden wollte.

Eine sehr nützliche Maschine, welche in Deutschland noch nicht sehr bekannt ist, wenigstens nicht viel gebraucht wird, habe ich zuerst bei Herrn Wendeborn gesehen. Es ist dieses eine Presse, wodurch, vermöge sehr starker Stahlfedern, ein beschriebnes Blatt Papier auf ein andres unbeschriebnes abgedruckt werden kann, und man sich also die Mühe des Abschreibens erspart, und zugleich seine eigenthümliche Hand vervielfältigen kann. Herr Wendeborn bedient

sich derselben, so oft er Manuscript verschickt, wo-
von er eine Abschrift zurückbehalten will. Die
Maschine war von Mahagoniholz und kömmt
ziemlich theuer zu stehen.

Vermuthlich wegen des späten Aufstehens der Einwohner von London, nimmt der Gottesdienst erst um halb eilf seinen Anfang. Ich hatte heute Morgen Herrn Wendeborn verfehlt, und mußte mich bei dem Thürsteher vor der Paulskirche nach der deutschen Kirche erkundigen, worinn ich predigen sollte; dieser wußte es nicht, ich erkundigte mich also in einer andern Kirche nicht weit davon, wo ich endlich zurechtgewiesen wurde, und nachdem ich durch eine Thür mit eisernen Stangen und einen langen Gang hinten hinaus gegangen war, endlich nach gerade zu rechter Zeit in die Kirche kam, wo ich nach der Predigt eine Danksagung für die glückliche Ankunft unsers Schiffes in London ablesen mußte. Die deutschen Prediger gehen hier völlig wie die Englischen gekleidet, in großen Priesterröcken mit weiten Ermeln, worein ich mich ebenfalls einhüllen mußte. Herr Wendeborn trägt sein eignes von Natur krauses Haar, nach englischer

Weise das Toupe vorn heruntergekämmt. Die andern deutschen Prediger, die ich gesehen habe, tragen Perücken, so wie auch viele Englische Geistliche.

Gestern habe ich unserm Gesandten dem Grafen Lucy meine Aufwartung gemacht, und die Simplicität in seiner Lebensart setzte mich in eine angenehme Verwunderung. Er wohnt in einem ganz gewöhnlichen schmalen Hause. Sein Sekretär wohnt oben, bei welchem ich auch den Preußischen Konsul sprach, der ihn gerade besuchte. Unten an der Erde rechter Hand ward ich unmittelbar in das Zimmer seiner Excellenz geführt, ohne daß ich durch eine Antichambre gehen durfte. Er trug ein blaues Kleid mit rothem Aufschlag und Kragen. Bei einer Tasse Kaffee unterredete er sich mit mir über allerlei wissenschaftliche Gegenstände, und da ich ihm von dem großen Streit über den Etacismus und Itacismus erzählte, erklärte er sich, als ein gebohrner Grieche für den Itacismus. Verlangte darauf von mir, ihn ohne Umstände, wenn ich wollte, zu besuchen, ich würde ihm willkommen seyn.

Herr Leonhardi, der einige bekannte Stücke, als die Lästerschule und andre aus dem Englischen ins Deutsche übersetzt hat, lebt hier, als Privatmann, und giebt Deutschen im Englischen und Engländern im Deutschen mit vieler Geschicklichkeit Unterricht, auch verfertigt er gegen ein jährliches Gehalt, den Artikel von England, in der Hamburgischen neuen Zeitung, und ist Logenmeister einer deutschen Loge in London, und Repräsentant aller deutschen Logen in England, welches Geschäft ihm mehr Mühe verursacht, als es ihm einträglich ist: denn alles wendet sich an ihn. Auch ich ward von Hamburg aus an ihn empfohlen. Er ist ein sehr dienstfertiger Mann, und hat mir schon manche Gefälligkeit erzeigt. Er weiß sehr gut Englische Verse zu deklamiren, und redet die Sprache beinahe wie seine Muttersprache, auch ist er mit einer liebenswürdigen Engländerinn verheirathet. Ich wünschte ihm das beste Schicksal von der Welt!

Nun hören Sie denn auch etwas von dem berühmten und an so vielen Orten nachgeahmten

Vauxhall

Vauxhall.

Gestern habe ich Vauxhall zum erstenmale besucht. Aus meinem Logis in Adelphi-Buildings hatte ich nicht weit zur Westminsterbrücke, wo immer eine große Anzahl von Böten auf der Themse befindlich ist, die jedem auf einen Wink zu Gebote stehen, der sich für einen Schilling oder Sixpence fahren lassen will.

Von hier fuhr ich also die Themse hinauf nach Vauxhall, wo man im Vorbeifahren zur linken Seite Lambeth und den alten Pallast des Bischofs von Canterbury liegen siehet.

Vauxhall ist eigentlich der Nahme eines kleinen Dorfs, worinn der Garten eben dieses Namens befindlich ist. Man zahlt beym Eingange einen Schilling.

Ich fand beym Eintritt wirklich einige Aehnlichkeit mit unserm Berliner Vauxhall, in sofern man kleines mit größern vergleichen kann, wenigstens waren die Gänge, nebst den Mahlereien am Ende, und den hohen Bäumen, die zuweilen an der Seite derselben einen Wald ausmachen, denen zu Berlin so ähnlich, daß ich mich oft im

Spazierengehen auf eine angenehme Art täuschte, und vergaß, daß ich so weit von dieser Stadt entfernt war; insbesondere, da ich einige gebohrne Berliner, als den Herrn Kaufmann, Splittgerber, nebst mehrern hier antraf, mit denen ich den Abend sehr angenehm zubrachte.

Hin und wieder, besonders in einem der künstlichen Wälder in diesem Garten, wird man durch den plötzlichen Anblick der Bildsäulen von berühmten Englischen Dichtern und Philosophen, als z. B. Miltons, Thomsons und anderer angenehm überrascht. Was mich am meisten freute, war die Statue des deutschen Tonkünstlers Hendel, welche vorn beym Eingange in den Garten nicht weit vom Orchester befindlich ist.

Dieß Orchester ist unter einer Menge Bäume, wie in einem Wäldchen, sehr schön errichtet, und gleich beym Eintritt in den Garten schallt einem die Vokal- und Instrumentalmusik entgegen. Es lassen sich hier beständig weibliche Sängerinnen hören.

In der Nähe des Orchesters sind an den Seiten des Gartens kleine Nischen, mit Tischen und Bänken, worinnen gespeißt wird. Die Gänge vor denselben, so wie überhaupt im Garten, sind beständig gedrängt voll von Menschen aus den allerverschiedensten Ständen. Ich speißte hier mit dem Preußischen Legationssekretär und Herrn Splittgerber, nebst noch einigen gebohrnen Berlinern, und was mich am meisten wunderte, war die Frechheit der hiesigen unzüchtigen Weibspersonen, die zu halben Duzenden mit ihren Kuplerinnen ankamen, welche sich für sich selber und für ihr Gefolge, auf die unverschämteste Weise ein Glas Wein nach dem andern ausbaten, daß man ihnen nicht gut abschlagen durfte.

Ein Engländer eilte sehr schnell vor unsrer Nische vorbei, und als ihn einer seiner Bekannten fragte, wo er hinwolle, sagte er auf eine so komisch-wichtige Art, die uns alle zu Lachen machte: I have lost my Girl! Mein Mädchen ist mir aus dem Gesicht gekommen! Es schien, als ob er es suchte, wie man einen Handschuh oder Stock sucht, den man irgendwo hat stehen lassen.

Etwas spät in die Nacht sahen wir noch ein prächtiges Schauspiel in einem Theile des Gartens, wo nach aufgezognem Vorhange durch eine künstliche Maschine Auge und Ohr so getäuscht wurde, daß man einen würklichen Wasserfall von einem hohen Felsen herab, zu sehen und zu hören glaubte. Als alles im Gedränge hier hinrannte, entstand ein groß Geschrey, take care of your Pockets, nehmt eure Taschen in Acht! welches ein Zeichen war, daß einige Beutelschneider unter dem Haufen glückliche Handgriffe gemacht hatten.

Vorzüglich gefiel es mir in der sogenannten Rotunde, einem prächtigen runden Gebäude im Garten, welches vermittelst schöner Kronleuchter und großer Spiegel auf das schönste erleuchtet war, und rund umher mit vortrefflichen Gemählden und Bildsäulen prangte, mit deren Betrachtung man sich Stundenlang auf die angenehmste Art beschäftigen kann, wenn man des Gewühls und Gedränges von Menschen in den Lustgängen des Gartens müde ist.

Unter den Gemählden stellt eins die Uebergabe einer belagerten Stadt vor. Wenn man

dieß Gemählde lange ansieht, so wird man bis zu Thränen dadurch gerührt; denn der Ausdruck des höchsten Elends, der an Verzweiflung gränzt, bei den Belagerten, nebst der ängstlichen Erwartung des ungewissen Ausgangs, und was der Sieger über die Unglücklichen beschließen wird, ist in dem Gesicht der um Gnade flehenden Einwohner vom Greise bis auf den Säugling, den seine Mutter emporhält, so wahr und natürlich zu lesen, daß man sich ganz vergißt, und am Ende beinahe kein Gemählde mehr zu sehen glaubt.

Auch hier findet man die Büsten vorzüglicher englischer Schriftsteller rund umher an den Seiten aufgestellt. So findet der Britte seinen Schackspear, Lokke, Milton, Dryden auch an den Plätzen des öffentlichen Vergnügens wieder, und ehret da ihr Andenken. Selbst das Volk lernt diese Namen kennen, und nennt sie mit Ehrfurcht. In dieser Rotunde ist auch ein Orchester, worinn bei regnigten Abenden die Musik aufgeführt wird. Doch genug von Vauxhall!

Ausgemacht ist es, daß die Englischen klassischen Schriftsteller, ohne alle Vergleichung,

häufiger gelesen werden, als die Deutschen, die höchstens, außer den Gelehrten, der Mittelstand, und kaum dieser liest. Die Englischen Nationalschriftsteller liest das Volk, wie unter andern die unzähligen Auflagen beweisen.

Meine Wirthinn, die nur eine Schneiderwittwe ist, liest ihren Milton, und erzählt mir, daß ihr verstorbner Mann, sie eben wegen der guten Deklamation, womit sie den Milton las, zuerst liebgewonnen habe. Dieser einzelne Fall würde nichts beweisen, allein ich habe schon mehrere Leute von geringerm Stande gesprochen, die alle ihre Nationalschriftsteller kannten und theils gelesen hatten. Dies veredelt die niedern Stände und bringt sie den Höhern näher. Es giebt dort beinahe keinen Gegenstand der gewöhnlichen Unterredung im höhern Stande, worüber der niedre nicht auch mitsprechen könnte. In Deutschland ist seit Gellerten noch kein Dichternahme eigentlich wieder im Munde des Volks gewesen.

Aber es wird auch mehr für den Vertrieb der klassischen Schriftsteller, für wohlfeile und bequeme Ausgaben gesorgt. Man hat sie alle

gebunden, in einer Folge in Taſchenformat, und in welchem Format ſie einer haben will. Ich habe mir für zwey Schillinge einen Milton in Duodez in niedlichem Franzband gekauft, der ſich äuſſerſt bequem in der Taſche tragen läßt. Auch ſcheinet es mir eine gute Einrichtung zu ſeyn, daß die Bücher, welche am häufigſten geleſen werden, gröſtentheils ſchon ſehr ſauber gebunden ſind, wenn man ſie kauft.

Allenthalben auf den Straßen trift man Antiquarien, die einzelne Stücke von Schakeſpear, und andre Kleinigkeiten für einen Penny, ja zuweilen für einen Halfpenny, (einen Dreyer nach unſerm Gelde) verkaufen. Von einem ſolchen Antiquarius habe ich beide Theile vom Vikar von Wakefild für einen Sixpence oder halben Schilling (vier Groſchen ohngefähr) gekauft.

Wie aber unſre deutſche Litteratur noch in England geſchätzt wird, habe ich unter andern aus dem vorgedruckten Avertiſſement von einem Buche geſehen, daß unter dem Titel the Entertaining Muſeum oder Complete Circulating Library, ſowohl eine Reihe aller klaſſiſchen Engliſchen

Schriftsteller, als auch Uebersetzungen von den berühmtesten franzöſischen, spaniſchen, italieniſchen und selbst deutschen (even german) Romanen enthalten soll.

Bei diesem Buche ist auch der wohlfeile Preiß merkwürdig, wodurch die Bücher in England mehr unters Volk kommen. Damit, heißt es in dem Avertissement, jedermann im Stande seyn möge, dieß Werk zu kaufen, und sich allmälig eine sehr schätzbare Bibliothek anzuschaffen, ohne die Kosten gewahr zu werden, so wird wöchentlich ein Bändchen herauskommen, welches geheftet einen Sixpence (vier Groschen,) und gebunden, mit dem Titel auf dem Rücken, neun Pence (6 Groschen) kostet. Der 25ste und 26ste Band von diesem Werke enthalten den ersten und zweiten Theil vom Landprediger von Wakefield, den ich eben von einem Antiquarius gekauft habe.

Die einzige Uebersetzung aus dem Deutschen, welche in England vorzüglich Glück gemacht hat, ist wohl Geßners Tod Abels. Die Uebersetzung ist dort weit öfter aufgelegt, wie in Deutschland das Original. Man hat schon die achtzehnte Edition

davon, und sie schreibt sich der Vorrede nach, von einem Frauenzimmer her. Klopstocks Messias ist, wie bekannt, äusserst schlecht aufgenommen worden; freilich soll auch die Uebersetzung darnach seyn, ich kann sie hier nicht zu Gesicht bekommen. Herr Pastor Wendeborn hat eine deutsche Sprachlehre für die Engländer, in Englischer Sprache geschrieben, die gut aufgenommen ist. Nicht zu vergessen ist, daß die Schriften unsers Jakob Böhme sämmtlich ins Englische übersetzt sind.

London, den 12ten Juni.

So oft ich von Ranelagh gehört hatte, machte ich mir doch keine deutliche Vorstellung davon. Ich dachte mir darunter einen Garten, etwa von andrer Einrichtung wie Vauxhall, und wer weiß was. Gestern Abend ging ich zu Fuße hinaus, um diesen Ort des Vergnügens zu besuchen, verirrte mich aber nach Chelsea, wo ich einen Karrenschieber traf, der mich nicht nur sehr höflich zurechtwieß, sondern mich auch die Stücke, die wir miteinander gingen, unter-

hielt, und ſich von mir ſehr viel von unſerm King of Pruſſia erzählen ließ, nach welchem er ſich ſehr eifrig erkundigte, ſobald er auf Befragen, was für ein Landsmann ich wäre, von mir hörte, daß ich ein Königlich Preußiſcher Unterthan ſey.

Ich langte alſo in Ranelagh an, und nachdem ich beim Eingange meine halbe Krone erlegt hatte, fragte ich nach der Thür zum Garten, man zeigte mir dieſe, und zu meiner großen Verwunderung trat ich in einen ziemlich unanſehnlichen, ſchwach erleuchteten Garten, wo ich nur wenige Perſonen antraf. Es währte auch nicht lange, ſo wurde ich von einer jungen Lady, die da ſpazieren ging, und mir ohne Umſtände ihren Arm bot, gefragt: warum ich hier ſo einſam ginge? Ich ſchloß nun, dieß könne unmöglich das prächtige, geprieſne Ranelagh ſeyn, als ich nicht weit von mir verſchiedne Leute in eine Thüre gehen ſahe, denen ich folgte, um etwa dadurch wider ins Freie zu kommen, oder die Scene zu verändern.

Aber welch ein Anblick, als ich auf einmal aus der Dunkelheit des Gartens in ein von vie-

len hundert Lampen erleuchtetes rundes Gebäude trat, das an Pracht und Schönheit alles übertraf, was ich noch dergleichen gesehen hatte! Alles war hier Cirkelförmig: oben eine Gallerie mit abgetheilten Logen, und auf einem Theil derselben eine Orgel mit einem schöngebauten Chore, von welchem Instrumental- und Vokalmusik herunterschallte; unter dieser Gallerie rund umher schön ausgemahlte Nischen für diejenigen, welche Erfrischungen zu sich nehmen wollen; der Fußboden mit Teppichen belegt, in der Mitte desselben vier hohe schwarze Pfeiler, innerhalb welcher zierliche Kamine zur Zubereitung von Kaffee, Thee und Punsch angebracht sind, und um welche in der Ründung mit allerley Erfrischungen besetzte Tische stehen. Um diese vier Pfeiler drehet sich nun die ganze schöne Welt von London, im dichten Gedränge spazieren gehend, wie eine bunte Spindel herum.

In dieß Gedränge mischte ich mich zuerst. Und ich muß gestehen, daß die mannigfaltig abwechselnden Gesichter, wovon wirklich bei weitem die größte Anzahl von blendender Schönheit ist,

nebst der Erleuchtung, und der Größe, Majestät und Pracht des Orts, und der beständig dabei forttönenden Musik, einen unbeschreiblich angenehmen Eindruck auf die Phantasie macht, und daß einem, der dieß zum erstenmal siehet, ohngefähr so dabei zu Muthe ist, wie bei den Feenmährchen, die er in seiner Kindheit gelesen hat.

Als ich des Gedränges und Herumgehens im Cirkel müde war, setzte ich mich in eine der Nischen, um einige Erfrischungen zu nehmen, und sahe aus dieser nun mit Muße, diesem Spiele und Gedränge der fröhlichen sorgenfreien Welt zu, als ein Aufwärter mich sehr höflich fragte, was ich für Erfrischungen verlangte, und mir das Verlangte in wenig Minuten brachte. Zu meiner Verwunderung wollte dieser für die Erfrischungen kein Geld von mir annehmen, welches ich mir nicht erklären konnte, bis er mir sagte, daß alles schon mit der halben Krone beym Eingange bezahlt sey, und daß ich nur befehlen dürfte, wenn ich noch etwas genießen wollte, ihm aber, wenn es mir gefiele, ein kleines Trinkgeld geben möchte. Dieß gab ich ihm sehr gerne, weil ich für meine halbe

Krone nicht so viel Höflichkeit und gute Bewirthung erwartet hatte.

Ich ging nun auf die Gallerie, und setzte mich in eine der Logen, wo ich, wie ein ernster Weltbeschauer, auf das beständig im Cirkel sich umher drehende Gewühl hinunterblickte, und Sterne, und Ordensbänder, französische Frisuren, und ehrwürdige Perücken, das Alter, und die Jugend, die Hoheit und den simpeln Mittelstand im bunten Gewimmel sich einander durchkreuzen sahe. Ein Engländer, welcher sich zu mir gesellte, zeigte mir da auf mein Befragen, Prinzen und Lords mit ungeheuren Sternen, womit sie die übrige unansehnlichere Menge verdunkelten.

Hier drehten sich andre im ewigen Cirkel herum, um zu sehen und gesehen zu werden; dort versammlete sich ein Trupp eifriger Dilettanten in der Tonkonst vor dem Orchester und schmaußte mit den Ohren, indeß andre bei den wohlbedienten Tischen auf eine reellere Art ihren lechzenden Gaumen erfrischten, und noch andre, so wie ich, einsam auf der Gallerie in dem Winkel einer Loge saßen, um über dieß alles ihre Betrachtungen anzustellen.

Nun machte ich mir noch einigemal das Vergnügen, allen diesen Glanz und Pracht auf wenige Augenblicke mit der Dunkelheit des Gartens zu vertauschen, und mir die angenehme Ueberraschung zu erneuern, die mir mein erster Eintritt in das Gebäude verursachte. So brachte ich hier unter beständiger Abwechselung von Vergnügen einige Stunden in die Nacht zu, wo das Gedränge allmälig sich verminderte, und ich dann auch eine Kutsche nahm und nach Hause fuhr.

In Ranelagh schien mir mir die Gesellschaft ausgesuchter und feiner als in Vauxhall zu seyn; denn von geringem Stande geht niemand hin, der nicht seinen besten Schmuck anlegt, und es dadurch der feinen Welt gleich zu thun sucht, wenigstens sah ich unter der ganzen Menge keinen, der nicht seidene Strümpfe getragen hätte. Die ärmsten Familien machen wenigstens jährlich einmal den Aufwand, sich nach Ranelagh fahren zu lassen, wie meine Wirthinn versicherte, daß sie selbst einen Tag im Jahre festzusetzen pflegte, an dem sie ohnfehlbar nach Ranelagh

führt. Uebrigens ist der Aufwand in Ranelagh nicht so groß, wie in Vauxhall, wenn man auf die Erfrischungen siehet, denn wer im Vauxhall zu Abend essen will, wie es die meisten thun, dem kann leicht eine sehr spärliche Mahlzeit eine halbe Guinee kosten.

Das Parlament.

Bald hätte ich vergessen, Ihnen zu sagen, daß ich schon im Parlament gewesen bin, und doch ist dieß das Wichtigste. Und wenn ich in England auch sonst nichts als dieß gesehen hätte, so würde ich mich für meine Reise schon hinlänglich belohnt halten.

So wenig ich mich auch sonst um die politische Welt bekümmert habe, weil es bei uns wirklich nicht der Mühe werth ist, war ich doch sehr begierig, einer Parlamentssitzung mit beizuwohnen, und dieser Wunsch wurde mir sehr bald gewährt.

An einem Nachmittage um drei Uhr, wo gemeiniglich die Sitzung anhebt, erkundigte ich

mich nach Westminsterhall, und wurde von einem Engländer sehr höflich zurechtgewiesen, wie denn dieß überhaupt geschiehet, man mag fragen, wen man wolle, so daß man sich, wenn man nur einigermaßen der Sprache mächtig ist, mit leichter Mühe durch ganz London finden kann.

Westminsterhall ist ein ungeheures Gothisches Gebäude, dessen Gewölbe nicht von Pfeilern unterstützt wird; statt deren sind aber an beiden Seiten des Gewölbes große und unförmliche aus Holz geschnittene Engelsköpfe angebracht, die dasselbe zu tragen scheinen.

Wenn man durch diese lange Halle geht, so steigt man am Ende ein Paar Stuffen hinauf, und kömmt zur linken Seite durch einen dunkeln Gang, ins Haus der Gemeinen, das unten eine große doppelte Thür hat, und auf einer kleinen Treppe kömmt man zu der Gallerie für die Zuschauer.

Als ich das erstemal diese Treppe hinaufging, und an das Geländer kam, sah ich hier einen sehr feinen Mann in einem schwarzen Kleide stehen: den ich fragte, ob ich auf die Gallerie

kommen

kommen dürfe? Er antwortete mir, ich müsse von einem Parlamentsgliede heraufgebracht werden, sonst könne es nicht geschehen. Da ich nun nicht die Ehre hatte, ein Parlamentsglied zu kennen, und also mißvergnügt wieder die Treppe hinunter ging, hörte ich mir etwas von bottle of wine nachschällen, das ich mir schlechterdings nicht erklären konnte, bis ich zu Hause kam, und von meiner Wirthinn hörte, ich hätte dem feingekleideten Manne eine halbe Krone oder zwei Schillinge zu einer Bouteille Wein in die Hand drücken sollen. Dieß that ich den folgenden Tag, wo mir derselbe Mann, der mich vorher abgewiesen hatte, nachdem ich ihm nur zwei Schillinge in die Hand gedrückt, sehr höflich die Thür öfnete, und mir selber einen Platz auf der Gallerie anwieß.

Und nun sah ich also zum erstenmale in einem ziemlich unansehnlichen Gebäude, das einer Kapelle sehr ähnlich sieht, die ganze Englische Nation in ihren Repräsentanten versammelt: der Sprecher, ein ältlicher Mann, mit einer ungeheuren Allongenperücke, in einem schwarzen Mantel, den Hut auf dem Kopfe, mit so

rade gegenüber auf einem erhabenen Stuhle, der mit einer kleinen Kanzel viel Aehnlichkeit hat, nur das vorn das Pulpet daran fehlt; vor diesem Stuhle ein Tisch, der wie ein Altar aussieht, vor welchem wiederum zwei Männer, welche Clerks heißen, schwarz gekleidet und in schwarzen Mänteln sitzen, und auf welchem neben den pergamentnen Akten, ein großer vergoldeter Scepter liegt, der allemal weggenommen, und in ein Behältniß unter den Tisch gelegt wird, sobald der Sprecher von seinem Stuhle herabsteigt, welches geschieht so oft sich das Haus in eine sogenannte Kommittee oder bloße Untersuchung verwandelt, während welcher es seine Würde, als gesetzgebende Macht gewissermaßen ablegt. Sobald dieß vorbei ist, sagt jemand zu dem Sprecher: nun könnt ihr euch wieder hinsetzen! und sobald der Sprecher seinen Stuhl besteigt, wird auch der Scepter wieder vor ihm auf den Tisch gelegt.

An den Seiten des Hauses rund umher unter der Gallerie sind die Bänke für die Parlamentsglieder, mit grünem Tuch ausgeschlagen, immer eine höher, als die andre, wie unsre Chöre in den

Kirchen, damit derjenige, welcher redet, immer über die vor ihm sitzenden wegsehen kann. Eben so sind auch die Bänke auf der Gallerie. Die Parlamentsglieder behalten ihre Hüte auf, aber die Zuschauer auf der Gallerie sind unbedeckt.

Die Parlamentsglieder im Unterhause haben nichts Unterscheidendes in ihrer Kleidung; sie kommen im Ueberrock und mit Stiefeln und Sporen herein. Es ist nichts ungewöhnliches, ein Parlamentsglied auf einer von den Bänken ausgestreckt liegen zu sehen, indeß die andern debattiren. Einige knakken Nüsse, andre essen Aepfelsinen, oder was sonst die Jahrszeit mit sich bringt. Das Ein- und Ausgehen dauert fast beständig, und so oft jemand hinausgehen will, stellt er sich erst vor den Sprecher, und macht ihm seinen Reverenz, gleichsam als ob er ihn, wie ein Schulknabe seinen Präceptor, um Erlaubniß bittet.

Das Reden geschiehet ohne alle Feierlichkeit: einer steht bloß von seinem Sitze auf, nimmt seinen Hut ab, wendet sich gegen den Sprecher, an den alle Reden gerichtet sind, be-

hält Hut und Stock in einer Hand, und mit dem andern macht er seine Gesten.

Redet einer schlecht, oder hat das, was er sagt, für die meisten nicht Interesse genug, so ist oft ein solches Lermen und Gelächter, daß der Redende kaum sein eignes Wort hören kann, welches für diesen eine sehr ängstliche Lage seyn muß; und dann hat es sehr viel Komisches, wenn der Sprecher auf seinem Stuhle, wie ein Präceptor zu wiederhohltenmalen Ordnung gebietet, indem er ausruft, to Order, to Order! ohne das eben viel darauf geachtet wird.

Sobald hingegen einer gut und zweckmäßig redet, so herrscht die äußerste Stille, und einer nach dem andern giebt seinen Beifall dadurch zu erkennen, daß er hear him! hört ihn! ruft, welches denn freilich oft vom ganzen Hause auf einmal geschiehet, und auf die Weise ein solches Geräusch verursacht, daß der Redende wiederum durch eben dieses hear him! oft unterbrochen wird. Demohngeachtet ist dieser Zuruf immer eine große Aufmunterung, und ich habe oft bemerkt, daß einer, der mit einiger Furchtsamkeit oder Kälte zu reden anfängt, am Ende da-

durch in ein solches Feuer gesetzt wird, daß er mit einem Strome von Beredtsamkeit spricht.

Weil alle Reden an den Sprecher gerichtet sind, so fangen sie sich immer mit Sir an, auf welche Anrede der Sprecher seinen Hut ein klein wenig abnimmt, ihn aber sogleich wieder aufsetzt. Dieses Sir, dient denn auch oftmals, die Uebergänge in den Reden zu machen, und ist ein gutes Hülfsmittel, sobald jemanden sein Gedächtniß verläßt. Denn während, daß er Sir sagt, und dabei eine kleine Pause macht, besinnt er sich auf das Folgende. Doch habe ich auch gesehen, daß einer am Ende eine Art von Koncept aus der Tasche ziehen mußte, wie ein Kandidat, der in der Predigt stecken bleibt: sonst werden die Reden nicht abgelesen. Diese Reden haben ebenfalls ihre Gemeinörter, als z. B. worauf in diesem Hause immer vorzüglich Rücksicht genommen werden müsse, und dergleichen.

Gleich am ersten Tage zeigte mir ein Engländer, der neben mir auf der Gallerie saß, die vornehmsten Mitglieder des Parlaments, als Fox, Burke, Rigby u. s. w., die ich alle reden

hörte. Es wurde debattirt, ob dem Admiral Rodney außer dem Lordstitel noch eine reelle Belohnung sollte gegeben werden; zugleich wurde Fox von dem jungen Lord Fielding vorgeworfen, daß er sich als Minister der Wahl des Admiral Hood zum Parlamentsgliede für Westminster entgegengesetzt habe.

Fox hatte seinen Platz zur rechten Seite des Sprechers, nicht weit von dem Tische, worauf der vergoldete Scepter liegt, nun nahm er seine Stellung so nahe an diesem Tische, daß er ihn mit der Hand erreichen, und manchen herzhaften Schlag darauf thun konnte, nachdem es der Affekt seiner Rede erforderte: Und wie er sich nun gegen den Lord Fielding vertheidigte, indem er behauptete, daß er sich nicht als Minister, sondern bloß als Privatmann dieser Wahl entgegengesetzt, und seine Stimme einem andern, nehmlich dem Herrn Cecil Wray, gegeben habe; und daß der König, da er ihn zum Staatssekretär gemacht, keinen Tausch mit ihm eingegangen sey, wodurch er seine Stimme als Privatmann verlöhre, welchen Tausch er nicht würde angenommen haben; und mit wel-

dem Feuer und hinreißender Beredtſamkeit er ſprach, und wie der Sprecher auf dem Stuhle aus ſeiner Wolkenperücke ihm unaufhörlich Beifall zunickte, und alles hear him! hear him! rief, und Speak yet! wenn es ſchien, als wollte er aufhören zu reden; und er auf die Weiſe beinahe zwei Stunden nacheinander ſprach, das kann ich Ihnen nicht beſchreiben. Rygby hielt darauf noch eine kurze aber ſehr launigte Rede, worinn er ſagte, wie wenig der bloße Lords oder Lady'stitel ohne Geld zu bedeuten habe, und ſchloß mit der lateiniſchen Sentenz: infelix paupertas, quia ridiculos miſeros facit, nachdem er vorher ſehr fein bemerkt hatte, man müſſe erſt zu erfahren ſuchen, ob der Admiral Rodney nicht wiederum einige wichtige Priſen gemacht hätte, weil er alsdann eben keiner Belohnung an Gelde mehr bedürftig ſeyn würde. Ich bin nachher faſt alle Tage im Parlament geweſen, und ziehe die Unterhaltung, die ich dort finde, den meiſten andern Vergnügungen vor.

Fox iſt immer noch bei dem Volke ſehr beliebt, ob man gleich unzufrieden darüber iſt, daß auf ſeine Veranſtaltung der Admiral Rodney

zurückgerufen wird, auf den ich ihn doch selbst die stärkste Lobrede habe halten hören. Charles Fox ist schwärzlich, klein, untersetzt, gemeinhin schlecht frisirt, hat ein etwas jüdisches Ansehen, ist übrigens wohlgebildet, und die Politik sieht ihm aus den Augen: Mr. Fox is cunning like a Fox habe ich hier oft sagen hören. Burke ist ein wohlgewachsener langer gerader Mann, der schon etwas ältlich aussieht. Rygby ist sehr korpulent, und hat ein rothes starkes Gesicht.

Sehr auffallend waren mir die offenbaren Beleidigungen und Grobheiten, welche sich oft die Parlamentsglieder einander sagten, indem der eine z. B. aufhörte zu reden, und der andre unmittelbar darauf anfing: it is quite absurd u. s. w. Es ist höchst ungereimt, was der right honourable Gentleman, mit diesen Titel beehren sich die Parlamentsglieder vom Unterhause, eben jetzt vorgetragen hat. Niemals aber sagt, der Einrichtung gemäß, jemand dem andern ins Gesicht, daß er z. B. einfältig gesprochen habe, sondern er wendet sich, wie gewöhnlich, zu dem Sprecher, und sagt, indem er diesen anredet,

der righe honourable Gentleman habe sehr einsältig gesprochen.

Sehr komisch sieht es aus, wenn zuweilen einer spricht, und der andre die Gestus dazu macht: wie ich dieß einmal bei einem alten ehrlichen Bürger bemerkte, der sich selbst nicht zu reden getraute, aber indeß sein Nachbar sprach, jede nachdrückliche Sentenz desselben mit einer eben so nachdrücklichen Gestikulation, wobei sein ganzer Körper in Bewegung gerieth, bezeichnete.

Oft verirret sich der Gang der Debatten in einen Privatwortwechsel und Mißverständnisse untereinander, wenn dieß zu lange dauert, und man zu sehr von der Hauptsache abkömmt, so wird man endlich des Dings überdrüssig, und es entstehet ein allgemeines Rufen: The question! The question! Dieß muß zuweilen öfter wiederhohlt werden, weil immer einer gegen den andern noch gern das letzte Wort haben will. Endlich aber kömmt es denn doch zum Stimmen, und der Sprecher sagt: wer für die Sache ist, der sage ay, und wer darwieder ist, sage no! Dann hört man ein verwirrtes Geschrei von ay und no untereinander. Und der Sprecher sagt

sagt entweder: mir däucht, es sind mehr ay's als no's, oder, es sind mehr no's als ay's. Denn müssen aber alle Zuschauer von der Gallerie gehen, und das eigentliche Stimmen nimmt erst seinen Anfang. Die Parlamentsglieder schreien alsdann zu der Gallerie hinauf withdraw! withdraw! bis alle Zuschauer entfernt sind. Diese werden solange in ein Zimmer unten an der Treppe eingesperrt, und wenn das Stimmen vorbei ist, wieder hinaufgelassen. Hier habe ich mich über den Muthwillen, selbst bei gesitteten Engländern wundern müssen, mit welcher Gewalt sie sich wieder aus der Stube hinausdrängten, sobald nur die Thüre geöfnet wurde, um die ersten zu seyn, die wieder auf der Gallerie ankamen. Auf die Weise sind wir zuweilen zwei bis dreimal von der Gallerie fortgeschickt, und wieder hinaufgelassen worden.

Unter den Zuschauern giebt es Leute von allerlei Stande, auch sind beständig Damen darunter. Ein Paar Geschwindschreiber haben zuweilen nicht weit von mir gesessen, die auf eine etwas verstohlne Weise, die Worte des Redenden nachzuschreiben suchten, welche denn gemeiniglich noch

denſelben Abend gedruckt zu leſen ſind. Vermuthlich werden dieſe Leute von den Verlegern der Zeitungen beſoldet. Einige Perſonen giebt es, die beſtändige Zuſchauer im Parlament ſind, und für eine ganze Sitzung eine Guinee an den Thürſteher pränumeriren. Von den Parlamentsgliedern habe ich geſehen, daß einige ihre Söhne, als junge Knaben ſchon mit in dies Haus und auf ihre Sitze nahmen.

Es iſt im Vorſchlage geweſen, daß im Oberhauſe auch eine Gallerie für Zuſchauer errichtet werden ſolle. Dieß iſt aber nicht zu Stande gekommen. Auch geht es im Oberhauſe ſchon ſittſamer und hofmäßiger zu. Wer aber Menſchen beobachten, und die abſtechendſten Charaktere in ihren ſtärkſten Aeußerungen betrachten will, der gehe ins Unterhaus!

Vergangnen Dienſtag war Hängetag; es war aber auch zugleich eine Parlamentswahl: eins von beiden konnte ich nur mit anſehen, ich zog denn, wie natürlich, das letztre vor, indem ich nur in der Ferne die Todtenglocke jener Opfer der Gerechtigkeit läuten hörte. Jetzt beſchreibe ich Ihnen alſo

Eine Parlamentswahl.

Die Städte London und Westminster schicken jede zwei Mitglieder ins Parlament. Fox ist eins von den beiden Mitgliedern für Westminster; die erledigte Stelle des zweiten sollte besetzt werden. Und eben der Cäcil Wray, welchen Fox, statt des Admiral Hood, dem er entgegen war, vorgeschlagen hatte, wurde nun öffentlich gewählt. Zuweilen soll es bei solchen Wahlen, wenn eine Oppositionsparthei da ist, blutige Köpfe setzen; hier war aber die Wahl schon so gut wie geschehen, weil diejenigen, die sich für den Admiral Hood beworben hatten, schon von freien Stücken zurückgetreten waren, da sie sahen, daß ihr Vorhaben nicht durchging.

Die Wahl geschahe in Koventgarden, einem großen Marktplatze, unter freiem Himmel. Es war nehmlich vor dem Eingange einer Kirche, die auch die Paulskirche heißt, aber nicht mit der Kathedrale zu verwechseln ist, ein Gerüst für die Wählenden gebauet, die in rothen Mänteln und mit weißen Stäben auf übereinander errichteten Bänken saßen: ganz oben war ein

Stuhl für den Präses: alles aber war nur von Holz und Brettern zusammengeschlagen. Vorn auf dem Gerüste, wo die Bänke aufhörten, waren Matten gelegt, und hier standen diejenigen, welche zu dem Volke redeten. Auf dem Platze vor dem Gerüste hatte sich eine Menge Volks und größtentheils der niedrigste Pöbel versammlet. Die Redner bückten sich tief vor diesem Haufen, und redeten ihn allezeit mit dem Titel Gentlemen (edle Bürger!) an. Herr Cäcil Wray mußte vortreten und diesen Gentlemen mit Hand und Mund versprechen, seine Pflichten, als ihr Repräsentant im Parlament auf das getreuste zu erfüllen. Auch entschuldigte er sich mit seiner Reise und Kränklichkeit, daß er nicht einem jeden unter ihnen, wie es sich gebühre, seine Aufwartung gemacht habe. Sobald er anfing zu reden, war die ganze Menge so still wie das tobende Meer, wenn der Sturm sich gelegt hat, und alles rief, wie im Parlamente, hear him! hear him! und sobald er aufgehört hatte zu reden, erschallte ein allgemeines Hurrah aus jedem Munde, und jeder schwenkte seinen Hut, und der schmuzigste Kohlenträger seine Mütze um den Kopf.

Er ward nun von den Deputirten auf der Bühne förmlich gewählt, und dem Volke in seiner neuen Würde von einem Manne vorgestellt, der in einer wohlgesetzten Rede ihm und dem Volke Glück wünschte. Dieser Mann hatte eine gute Ausrede: he speaks very well! sagte ein Karrenschieber der neben mir stand.

Kleine Knaben hingen sich an Geländer und Laternenpfähle, und als ob sie überzeugt wären, daß auch sie schon mit angeredet würden, hörten sie aufmerksam dem Redner zu, und bezeugten am Ende auf gleiche Weise durch ein freudiges Hurrah ihren Beifall, indem sie, wie die Erwachsenen, ihre Hüte um den Kopf schwenkten.

Hier wachten alle Bilder von Rom, Koriolan, Julius Cäsar und Antonius in meiner Seele auf. Und mag dieß immer nur ein Gaukelspiel seyn, so kann doch selbst eine solche Chimäre das Herz und den Geist erheben.

O lieber Freund, wenn man hier siehet, wie der geringste Karrenschieber an dem was vorgeht seine Theilnehmung bezeigt, wie die kleinsten Kinder schon in den Geist des Volks mit einstimmen, kurz, wie ein jeder sein Gefühl zu er-

kennen giebt, daß er auch ein Mensch und ein Engländer sey, so gut wie sein König und sein Minister, dabei wird einem doch ganz anders zu Muthe, als wenn wir bei uns in Berlin die Soldaten exerciren sehen.

Als Fox, der mit unter den Wählenden war, gleich anfänglich in seinem Wagen angefahren kam, ward er mit einem allgemeinen Freudengeschrei empfangen; zuletzt nachdem der Aktus beinah vorbei war, fiel es dem Volke ein, ihn reden zu hören, und alles schrie: Fox! Fox! ich rief selber mit, und er mußte auftreten und reden, weil wir ihn hören wollten. Er trat denn auf und bekräftigte nochmals vor dem Volke, daß er schlechterdings nicht als Staatsminister, sondern nur als Privatmann bei dieser Wahl Einfluß gehabt habe.

Nachdem nun alles vorbei war, so zeigte sich der Muthwille des Englischen Pöbels im höchsten Grade. Binnen wenigen Minuten war das ganze bretterne Gerüste mit Bänken und Stühlen abgebrochen, und die Matten, womit es bedeckt war, in tausend lange Streifen zerrissen, womit der Pöbel einen Cirkel schloß, in

welchem Vornehme und Geringe gefangen wurden, was nur in den Weg kam, und so zog das Volk im Triumph durch die Straßen.

Hier führt doch ein jeder, bis auf den Geringsten, den Namen Vaterland im Munde, den man bei uns nur von Dichtern nennen hört. For my country I'll shed every Drop of my Blood! sagt der kleine Jacky in unserm Hause, ein Knabe, der kaum zwölf Jahr alt ist. Vaterlandsliebe und kriegrische Tapferkeit ist gemeiniglich der Inhalt der Balladen und Volkslieder, welche auf den Straßen von Leibern abgesungen und für wenige Pfennige verkauft werden. Noch kürzlich brachte unser Jacky eins mit zu Hause, worinn die Geschichte eines Admirals erzählt wurde, der noch tapfer kommandirte, als ihm schon beide Beine abgeschossen wären, und er sich mußte emporhalten lassen. Die Verachtung des Volks gegen den König geht erstaunlich weit. Our King is a Blockhead! hab' ich wer weiß wie oft sagen hören; indem man zu gleicher Zeit den König von Preußen mit Lobsprüchen bis an den Himmel erhob. Dieser habe einen kleinen Kopf, hieß es, aber hundertmal so viel Verstand darinn, als

der König von England in seinem ziemlich dicken Kopfe. Ja bei einigen ging die Verehrung gegen unsern Monarchen so weit, daß sie sich ihn im Ernst zum Könige wünschten. Nur wunderten sie sich über die große Menge Soldaten, die er hält, und daß allein in Berlin eine so große Anzahl davon einquartirt sind, da sich in London, oder der eigentlichen City, nicht einmal ein Trupp Soldaten von des Königs Garde darf blicken lassen.

Vor einigen Tagen habe ich auch den Zug des Lordmayors in London, in einem ungeheuer großen, vergoldeten Wagen gesehen, welchem eine erstaunliche Menge von Kutschen folgten, in denen die übrigen Magistratspersonen oder sogenannten Aldermänner von London sitzen. Doch genug für diesesmal!

London, den 17ten Juni.

Ich habe nun London alle Tage nach verschiednen Richtungen durchstrichen, und bin jetzt, nach meinem Grundriß zu urtheilen, mit diesen Wanderungen beinahe fertig. Dann solls wei-

ter ins Land gehn, und das, wills Gott! in ein Paar Tagen, denn schon lange bin ich des immerwährenden Kohlendampfes müde, und sehr begierig, einmal eine reinere Luft wieder einzuathmen.

Es ist wohl wahr, daß London, im Ganzen genommen, nicht so schön wie Berlin gebaut ist, aber es hat mehrere und schönere große Plätze, die sogenannten Squares, deren eine ziemliche Anzahl sind, und die denn doch unsern Gens d'armes-Markt, Dehnoffchen, und Wilhelmsplatz an Pracht und Regelmäßigkeit zu übertreffen scheinen. Diese Squares oder viereckigten Plätze enthalten die prächtigsten Gebäude von London, und innerhalb derselben ist ein runder grüner Rasenplatz mit einem Geländer eingefaßt, in dessen Mittelpunkt gemeiniglich eine Statüe errichtet ist, wovon die, welche ich gesehen habe, zu Pferde und vergoldet waren. In Grosvenorsquare ist statt dieses Rasenplatzes sogar ein kleines Wäldchen in der Rundung angelegt. Einer der längsten aber auch angenehmsten Wege, die ich gemacht habe, ist von Paddington nach Islington, wo man zur linken

Seite eine schöne Aussicht auf die nahegelegnen Hügel, und vorzüglich nach dem Dorfe Hampstead, das an einem dieser Hügel erbauet ist, und zur rechten Seite die Straßen der Stadt London in einem abwechselnd schönen Prospekte hat. Freilich ist es gefährlich, hier, besonders in den Mittags- und Abendstunden allein zu gehen: denn noch vergangene Woche ist auf eben diesem Wege ein Mensch beraubt und erschlagen worden. Doch nun von etwas andern!

Das brittische Museum.

Ich habe auch Herrn Pastor Wolde kennen lernen, der mit dem brittischen Museum in Verbindung steht, und mir Gelegenheit verschaft hat, dasselbe, noch am Tage vorher, ehe es geschlossen wurde, zu sehen; Da man sich sonst vierzehn Tage vorher melden muß, ehe man zugelassen wird. Eigentlich habe ich aber freilich nur die Zimmer und Glasschränke, und Bücherrepositoria im brittischen Museum, und nicht das brittische Museum selbst gesehn, so schnell wurden wir durch die Zimmer ge-

führt. Die Gesellschaft bestand aus allerlei, auch ganz niedrigen Personen, beiderlei Geschlechts: denn weil es ein Eigenthum der Nation ist, so muß einem jedweden der Zutritt dazu verstattet werden. Ich hatte Herrn Wendeborns Beiträge bei mir, wodurch ich wenigstens auf einiges Specielle, als die ägyptischen Mumien, einen Homerskopf, und einige andre Dinge aufmerksam gemacht wurde. Sobald das die übrige Gesellschaft von Engländern bemerkte, versammelten sie sich um mich, und ich unterrichtete sie aus Herrn Wendeborns deutschem Buche, was hier zu sehen sey. Der Trustee oder Aufseher, welcher uns herumführte, bezeigte eine spöttische Verwunderung, da er erfuhr, daß ich eine deutsche Beschreibung vom brittischen Museum bei mir habe. Man ist in einer Art von Betäubung, wenn man binnen einer Stunde durch alle diese Zimmer geht, und die ungeheuren Schätze von Naturmerkwürdigkeiten, Alterthümern und Gelehrsamkeit anstaunt, woran man wenigstens ein Jahr aufmerksam zu betrachten, und eine Lebenszeit zu studiren haben würde. Theilweise soll die Sammlung von

von andern weit übertroffen werden, aber im Ganzen genommen, und an Vollständigkeit dieser keine gleich kommen. Durchreisende Theologen pflegen sich gern den Alexandrinischen Kodex zeigen zu lassen, um sich mit ihren Augen zu überzeugen, ob die Stelle: Drei sind die da zeugen, u. s. w. darinn steht, oder nicht.

Der Herr Pastor Woide wohnt nicht weit von Paddington, ganz am Ende der Stadt, in einer sehr angenehmen Gegend, wo man schon eine weit freiere und reinere Luft einathmet, als mitten in der Stadt. Seine Verdienste um die orientalische Litteratur sind bekannt. Er ist aber auch ein sehr umgänglicher und dienstfertiger Mann.

Das Theater zu Haymarket.

Vergangene Woche bin ich denn auch zweimal in der Englischen Komödie gewesen. Das erstemal wurde der Nabob aufgeführt, woron der verstorbene Foot Verfasser ist, und zum Nachspiel wurde ein komisches Singspiel The

Agreeable Surprise, die angenehme Ueberraschung gegeben; das andremal aber der Englische Kaufmann, welches Stück ins Deutsche übersetzt, und unter dem Titel: die Schottländerinn oder das Kaffeehaus, bekannt ist.

Das Theater zu Koventgarden und Drurylane habe ich nicht gesehen, weil auf denselben im Sommer nicht gespielt wurde. Auch reisen die besten Schauspieler vom May bis zum Oktober aufs Land, und spielen nur im Winter. Die Schauspieler, welche ich gesehen habe, waren, einige wenige ausgenommen, eben nicht sonderlich.

In den Logen bezahlt man fünf, im Parterre drei, in der ersten Gallerie zwei, und in der letzten oder Obergallerie einen Schilling. Und gerade diese Obergallerie macht für ihren einen Schilling das meiste Lerm. Ich war im Parterre, welches bis an das Orchester schräg hinuntergeht, und von oben bis unten mit Bänken versehen ist. Und alle Augenblicke kam eine faule Apfelsine bei mir oder meinem Nachbar vorbei, mir auch wohl auf den Hut geflogen, ohne daß ich es wagen durfte, mich um-

zuſehen, wenn mir nicht auch eine ins Geſicht geflogen kommen ſollte.

Beiläufig werden dieſe Aepfelſinen ſehr häufig in London gegeſſen, und man verkauft ſie um einen ziemlich wohlfeilen Preiß, zuweilen eine oder gar zwey für einen Halfpenny, oder einen Dreier nach unſerm Gelde. In der Komödie hingegen foderte man mir für eine einen Sixpence ab.

Außer dieſem Werfen von der Gallerie hat das Schreien und Stampfen mit den Stöcken kein Ende bis der Vorhang aufgezogen iſt. Ich ſahe einen großen Müller oder Beckerjungen mit ſeinem Stocke über das Geländer reichen, und immer auswendig mit aller Gewalt daran ſchlagen, ſo daß ihn jedermann ſehen konnte, ohne daß er ſich geſcheuet oder geſchämt hätte. Zuweilen hörte ich auch, daß Leute aus der untern Gallerie mit der obern zankten.

Hinter mir im Parterre ſaß ein junger Geck, der um ſeine prächtigen Steinſchnallen brilliren zu laſſen, immer ſeinen Fuß auf meine Bank, und auch wohl auf meinen Rockſchoos ſetzte, wenn ich ſeinen Schnallen nicht Platz machte.

In den Logen saßen die Bedienten der Herrschaften, die nicht da waren, ganz in einem Winkel; denn wenn es einer wagt, sich darinn blicken zu lassen oder hinaus zu sehen, soll er gleich mit einer ganzen Ladung Apfelsinenschalen von der Gallerie begrüßt werden.

In dem Nabob von Foot sind lokal und persönliche Anzüglichkeiten, die für einen Fremden verlohren gehen. Der Nabob, welchen ein Mr. Palmer mit alle-dem vornehmseynwollenden affekirten Air eines plötzlich zu ungeheuren Reichthümern gelangten Geckes, spielte, wurde von einer Gesellschaft naturforschender Freunde, von Quäkern, und wer weiß von wem sonst, zum Mitgliede gesucht und aufgenommen, und eine höchst einfältige Rede, die er spottweise in dem naturforschenden Klubb hielt, mit Bewunderung angehört. Die beiden Scenen mit den Quäkern, und mit der Gesellschaft Naturforscher, die mit den wichtigsten Mienen, ihren Präses in der Mitten, an einem grünen Tische saßen, indeß der Sekretär die lächerlichen Geschenke des Nabobs sehr sorgfältig aufzeichnete, waren höchst komisch. Eine der letzten Scenen

nahm sich noch am besten aus, wo des Nabobs alter Freund und Spielkamerad ihn besucht, der ihn ohne Umstände bei seinem Taufnahmen anredet, aber auf alle seine Fragen: ob er ihn denn nicht mehr kenne, sich nicht noch jenes Spiels, jener Schlägerei, die sie als Kinder gehabt, u. s. w. zu erinnern wisse, mit einem kalten und spöttischen: no Sir! und vornehmen Achselzucken zurückgewiesen wird, das äusserst karakteristisch war.

Das Nachspiel the agreeable Surprise, war wirklich eine sehr komische Farce. Und auch hier habe ich denn gesehen, daß die Schulmeister, so wie allenthalben, auf dem Theater lächerlich gemacht werden, welches auch sehr natürlich ist, denn die Pedanterie der Schulmeister in England geht so weit, wie irgendwo. Eben der, welcher in dem vorigen Stücke, mit sehr viel Natur und eigenthümlicher Laune den ehemaligen Schulkameraden des Nabob spielte, machte hier den Schulmeister. Er heißt Edwin, und ist gewiß einer der besten unter den Schauspielern die ich hier gesehen habe.

Dieſer Schulmeiſter iſt denn in ein gewiſſes Bauermädchen, Nahmens Cowſlip, verliebt, der er auf eine wunderliche mythologiſchgrammatikaliſche Art ſeine Liebeserklärungen thut, und von der er unter andern einmal in voller Begeiſterung folgende Arie ſingt, wobei er faſt vor Zärtlichkeit zerſchmilzt, indem er von der Konjugation anfängt und mit der Deklination und dem Genere aufhört:

Amo, amas
I love a Laſſ,
She is ſo ſweet and tender!
It is ſweet Cowslips grace
In the nominative Caſe
And in the foeminine Gender.

Das in the nominative Caſe, und in the foeminine Gender ſingt er insbeſondre mit einer unnachahmlichen Zärtlichkeit. Dabei behält dieſer Edwin bei ſeinen komiſchen Rollen immer etwas gutmüthiges im Geſicht, das ich noch bei keinem komiſchen Schauſpieler ſo bemerkt habe, und welches macht, daß man ihm ohngeachtet aller ſeiner Lächerlichkeiten gut bleibt, und ſich für

den Charakter, den er vorstellt, doppelt interessiret. Nichts gleicht dem Ton und der Mine voll Selbstgefälligkeit, womit er einem, der ihn fragte, ob er ein Scholar, (ein Studierter) wäre, zur Antwort gab: Why, I was a Master of Scholars! Eine Mrs. Webb stellte eine Käsehändlerinn vor, und spielte das gemeine Weib so natürlich, wie ich es noch nirgends gesehen habe. Ihr starker Körper und ihr ganzes Aeussere schien aber auch dazu gemacht zu seyn.

Der arme Edwin mußte als Schulmeister sich fast heißer singen, indem er seine Detlinations- und Konjugations-Arien oft zwei bis dreimal wiederholen mußte, wenn es der Obergallerie beliebte encore! zu rufen, und dann mußte er sich noch dazu mit einem tiefen Reverenz für den hohen Beifall bedanken.

Das stärkste Komische des Stücks liegt übrigens in einer Lüge, die in dem Munde der Wiedererzählenden immer ungeheurer anwächst, so lange das Stück dauert, und die Zuschauer beinahe in einem ununterbrochenen Gelächter erhält. Die Piece ist noch nicht gedruckt, sonst

hätte ich Luſt, mich an eine Ueberſetzung oder Nachahmung zu wagen.

Den Engliſchen Kaufmann, oder die Schottländerinn, habe ich bei uns in der Ueberſetzung weit beſſer, als hier im Original aufführen ſehen. Insbeſondre ſpielte Herr Fleck in Hamburg den Engliſchen Kaufmann mit weit mehr Intereſſe, Wahrheit und Biederheit, als hier ein gewiſſer Aickin, der wenig oder nichts von dem eigenthümlichen originellen Weſen des Freeports ausdrückte, ſondern ihn beinahe mit ſeiner abgemeßnen Sprache und Gange in einen galanten Herrn verwandelt hätte.

Der alte treue Bediente, welcher für ſeinen Herrn das Leben laſſen will, hatte einen gravitätiſchen Gang, wie ein Miniſter. Den Zeitungsſchreiber Spatter machte eben der Herr Palmer, welcher den Nabob geſpielt hatte; jedermann ſagte aber er mache ihn zu Gentleman-like, das iſt zu ſehr mit dem Air und Weſen eines Gentleman oder feinen Mannes; auch war ſeine Perſon zu anſehnlich dazu.

Die Amalia wurde von einer Schauſpieleinn gemacht, die zum erſtenmal hier auftrat,

und daher aus Furchtſamkeit noch etwas leiſe ſprach, ſo daß man ſie nicht allenthalben hören konnte: ſpeak louder, o ſpeak louder! fing ein Kerl auf der Obergallerie an, und ſie bequemte ſich den Augenblick lauter zu ſprechen.

Neben mir im Parterre, war man oft mit ſeinem Beifall ſehr verſchwenderiſch, bei der kleinſten oft unbedeutendſten Rede, die mit einigen Affekt geſagt ward, riefen immer einige Stimmen, very well! als wenn ſie, wer weiß was für einen Meiſterzug der Schauſpielkunſt bemerkt hätten. Daher, iſt denn dieß very well auch von wenigem Nachdruck.

The agreeable Surpriſe wurde wiederhohlt, und ich ſahe es zum zweitenmale mit Vergnügen. Es iſt auch ein Lieblingsſtück geworden, und wird immer mit dem Zuſatz: the favourite muſical Farce angekündigt. Das Theater ſchien mir etwas größer wie das Hamburger zu ſeyn, und das Haus war beidemal ſehr voll. So viel von der Engliſchen Komödie!

Engliſche Sitten und Erziehung.

Nun noch etwas die Pädagogik betreffend. Ich habe die Einrichtung einer hieſigen ſogenann-

'ten Akademie gesehen, deren es in London eine ungeheure Menge giebt, die aber im Grunde weiter nichts, als kleine von Privatleuten errichtete Pensionsanstalten für Kinder und junge Leute sind.

Der eine von den beiden Engländern, die meine Reisegefährten waren, machte mich dem Herrn Green bekannt, der in der Gegend von Paddington wohnet, und ein Erziehungsinstitut für zwölf junge Leute hat, deren Anzahl er, so wie bei uns Herr Kampe, nicht überschreitet, welches dort auch mehrere thun.

Beim Eintritt erblickte ich über der Thür des Hauses ein großes Schild mit der Inschrift: Mr. Greens Academy. Herr Green nahm mich als einen Fremden sehr freundschaftlich auf, und zeigte mir seine Lehrstube, welche völlig so wie die Klassen in unsern öffentlichen Schulen, mit Bänken und einem Katheder versehen war.

Der Unterlehrer des Herrn Green war ein junger Geistlicher der die Knaben vom Katheder in der lateinischen und griechischen Sprache unterrichtete. Ein solcher Unterlehrer heißt ein Usher, und ist gemeiniglich ein geplagtes Geschöpf, gerade so, wie er einmal im Landprediger von Wake-

field beſchrieben wird. Indem wir in die Klaſſe traten, ließ er gerade die Knaben ganz nach dem alten Schlendrian lateiniſch dekliniren, und es klingt einem ſehr ſonderbar, wenn man z. B. anſtatt viri, nach der Engliſchen Ausſprache, weirei, des Mannes, weiro, dem Manne, u. ſ. w. dekliniren hört. Eben ſo ging es nachher auch mit dem Griechiſchen.

Den Mittag lud uns Herr Green zu Tiſche, wo ich ſeine Frau, ein ſehr artiges junges Weib, kennen lernte, die mit den Kindern auf eine ſolche Art umging, daß ſie unter den Erziehern an dieſem kleinen Inſtitut vielleicht das meiſte leiſtete. Die Kinder bekamen blos Waſſer zu trinken. Für jeden Penſionär erhält Herr Green nicht mehr, als jährlich dreißig Pfund Sterling, beklagte ſich aber auch darüber, daß dieſes zu wenig ſey: vierzig bis funfzig Pfund ſoll beinahe das Höchſte ſeyn, was bezahlt wird.

Ich erzählte ihm von unſern Fortſchritten in der Erziehungskunſt, und ſprach mit ihm von der Würde des Erziehers, und dergleichen: er hörte ſehr aufmerkſam zu, ſchien aber ſelbſt wenig an dergleichen gedacht zu haben. Vor und nach

Tische ward das Vaterunser französisch gebetet, welches an mehrern Orten geschiehet, damit man, wie es scheint, auch diese Gelegenheit zu einer Uebung in der französischen Sprache nutzen, und also einen doppelten Endzweck erreichen möge. Ich sagte ihm nachher meine Meinung über diese Art zu beten, welche er mir doch nicht übel zu nehmen schien.

Als gegessen war, hatten die Knaben auf einem sehr engen Hofe, Freiheit zu spielen, welches denn in den meisten Akademien in der Stadt London das non plus ultra ihres Spielraums in den Erhohlungsstunden ist. Herr Green aber hat auch einen Garten am Ende der Stadt, wohin er sie zuweilen spazieren führt.

Des Nachmittags gab der Master Herr Green selber, im Schreiben, Rechnen und Französischen Unterricht, welches die Kinder bei ihm recht gut lernten; besonders Schreiben, worinn die Englische Jugend die unsrige gewiß weit übertrift, vielleicht, weil sie nur einerlei Buchstaben zu lernen brauchen. Weil die Hundstagsferien bald angehen sollten, wo die Kinder aus den Akademien allemal vier Wochen zu

Hause

Hauſe gehen, ſo mußte jeder mit der äuſſerſten Sorgfalt eine Vorſchrift nachſchreiben, um dieſe ſeinen Eltern zu zeigen, weil darauf am meiſten geſehen wird. Alle Regeln des Syntax wußten die Knaben auswendig.

Sonſt heißen alle dieſe Akademien eigentlich nur Baordingſchools, (Schulen, worinn man zugleich ſpeiſet) einige haben auch dieſen Nahmen noch beibehalten, welche oft mehr als die ſogenannten Akademien zu bedeuten haben. Größtentheils ſind Geiſtliche mit einem geringen Gehalt die Unternehmer ſolcher Erziehungsinſtitute, ſowohl in der Stadt als auf dem Lande, und es können ſich auch fremde erwachſene Perſonen darinn aufnehmen laſſen, um die Sprache zu lernen. Herr Green nahm für Wohnung, Tiſch und Unterricht im Engliſchen, wöchentlich zwei Guineen. Wer ſich aber in der Engliſchen Sprache ganz vollkommen machen will, der thut am beſten, wenn er weit ins Land geht und ſich dort bei einem Geiſtlichen, der Penſionärs hält, in die Koſt verdingt, wo er weiter nichts als Engliſch reden hört, und es von jung und alt bei jeder Gelegenheit lernen kann.

Es giebt in England, auſſer den beiden Univerſitäten, nur wenige groſſe Schulen und Gymnaſien. So ſind in London bloß die St. Pauls- und Weſtminſterſchule. Die übrigen ſind faſt lauter Privatanſtalten, worinn eine Art von Familienerziehung herrſcht, die freilich wohl die natürlichſte iſt, wenn ſie nur ſo wäre wie ſie ſeyn ſollte. Einige ſogenannte Grammarſchools oder lateiniſche Schulen giebt es demohngeachtet hin und wieder, wo der Lehrer auſſer dem Schulgelde noch eine fixe Beſoldung erhält.

Man ſieht immer auf den Straßen in London kleine und groſſe Knaben mit langen blauen Röcken, die wie ein Talar bis auf die Füße heruntergehen, und mit einem weißen Krägelchen, wie die Prediger tragen, herumlaufen. Dieſe ſind aus einer Armenanſtalt, die von den blauen Röcken den Nahmen führt. Das Singen der Chorſchüler auf den Straßen, wie es gewöhnlich bei uns geſchieht, iſt hier gar nicht gebräuchlich. Es iſt auch wegen des beſtändigen Gehens, Reitens und Fahrens auf den Straßen nicht wohl thunlich. Die Eltern, auch von ge-

ringem Stande, scheinen hier gegen ihre Kinder sehr gütig und nachsichtsvoll zu seyn, und nicht so sehr, wie bei uns der Pöbel, mit Schlägen und Scheltworten ihren Geist zu unterdrücken. Die Kinder müssen schon früh sich selber schätzen lernen, statt daß bei uns die Eltern vom Pöbelstande ihre Kinder wieder zu eben der Sklaverei erziehen, worunter sie selber seufzen.

Ohngeachtet aller zunehmenden Modesucht bleibt man hier denn doch der Natur noch treu bis in gewisse Jahre. Welch ein Kontrast, wenn ich mir unsre sechsjährigen, blassen, verzärtelten Berlinerknaben mit einem großen Haarbeutel und dem ganzen Staate eines Erwachsenen, wohl gar in einem verbrämten Kleide denke, und dagegen hier lauter blühende, schlanke, rüstige Knaben, mit offner Brust und abgeschnittnem Haar erblicke, das sich von selber in natürliche Locken rollt. Hier ist es etwas sehr seltnes bei einem Knaben oder jungen Menschen eine blasse Gesichtsfarbe, entstellte Züge, und schlechtproportionirte Gliedmaßen anzutreffen. Bei uns ist wirklich das Gegentheil etwas seltnes, sonst würden die schönen Menschen nicht so auffallen.

Diese freie natürliche Tracht dauert doch bis ins achtzehnte auch wohl ins zwanzigste Jahr. Dann hört sie freilich bei den feinern Ständen auf, und dauert nur noch bei dem Pöbel fort. Dann fängt man an sich frisiren zu lassen, die Haare mit Brenneisen zu kräuseln, einen dicken Zopf zu tragen, und den halben Rücken mit Puder zu bestreuen. Unter den Händen meines Englischen Friseurs habe ich länger als unter den Händen eines Deutschen aushalten, und unter seinem heißen Eisen schwitzen müssen, womit er mir die Haare von unten bis oben kräuselte, damit ich mich unter Engländern (o Zeiten!) produciren könnte. Hierbei bemerke ich, daß die Englischen Friseur zugleich Barbier sind, welches sie denn herzlich schlecht verrichten, ob ich gleich diese Beschäftigung ihnen für anständiger, als den Wundärzten halte, die sich bei uns damit abgeben. Es ist unglaublich, wie die Engländer in den jetzigen Zeiten französiren; was noch fehlet sind die Haarbeutel und die Degen, womit ich wenigstens niemanden auf öffentlicher Straße habe gehen sehen, aber demohngeachtet fährt man damit zur Cour.

Des Morgens pflegt man in einer Art Negligee (Morningdreſs) mit unfriſirten bloß aufgewickeltem Haar, und im Frak und Stiefeln auszugehen. In Weſtminſter dauert der Morgen bis Nachmittags um vier bis fünf Uhr, wo man erſt zu Mittage ſpeiſet, nach welchem Verhältniß ſich denn auch die Zeit des Abendeſſens und zu Bettegehens richtet. Um zehn Uhr wird gemeiniglich erſt gefrühſtückt. Je weiter man von der Gegend des Hofes wiederum in die Stadt kömmt, deſto bürgerlicher wird es auch, und man ſpeißt wohl zu Mittage um drei Uhr, ſobald nehmlich die Geſchäfte auf der Börſe geendigt ſind.

Beſetzte Kleider werden denn doch nicht getragen, und die gewöhnlichſte Art, ſich im Sommer zu kleiden, iſt eine kurze weiße Weſte, ſchwarze Beinkleider, weiße ſeidne Strümpfe, und ein Frak, gemeiniglich von ſehr dunkelblauen Tuche, das beinahe wie ſchwarz ausſieht, wenigſtens bedient man ſich immer der dunklern Farben. Will man Galla machen, ſo trägt man ſchwarz. Officiere gehen nicht in Uniform, ſondern kleiden

ten sich bürgerlich, und zeichnen sich blos durch eine Kokarde am Hute aus.

Sobald die Engländer frisirt sind und Halsbinden tragen scheinen sie auch weichlicher zu werden, und warnen einen bei jeder Gelegenheit daß man sich nicht erkälten solle. You'll catch cold! heißt es, wenn man sich nur ein wenig dem Zuge oder der Luft aussetzt, oder nicht warm genug angezogen ist.

Die gewöhnliche Konversation dreht sich im Sommer fast immer um den wichtigen Gegenstand, ob dieser oder jener Bekannte in the Country, (auf dem Lande) oder in Town (in der Stadt) sey. Freilich ist dieß sehr natürlich, da beinahe die Hälfte von den Einwohnern der Stadt im Sommer aufs Land hinauszieht, wohin ich auch bald wandern werde, ob ich gleich kein Einwohner von London bin.

Die Elektricität ist das Puppenspiel der Engländer. Wer damit Wind machen kann, ist eines glücklichen Erfolgs gewiß. Dieß kann denn ein gewisser Herr Katterfello, der sich für einen Preußischen Husarenobristen ausgiebt, schlecht Englisch spricht, und außer den gewöhnlichen

elektrischen und andern physikalischen Versuchen noch einige Taschenspielerkünste versteht, womit er, wenigstens den Zeitungen nach, das ganze Publikum in Bewunderung und Erstaunen setzt. Denn fast in jedem Zeitungsbogen, der erscheint, stehen Gedichte auf den großen Katterfello gedruckt, die irgend einer von seinen Zuhörern ex tempore gemacht hat.

Jeder Vernünftige hält diesen Katterfello für einen Windbeutel, demohngeachtet hat er Zulauf die Menge. Er hat den Leuten demonstrirt, daß die Influenza von einer Art kleiner Insekten herrühre, welche die Luft vergiften, und ein Arkanum, das er dagegen zu haben vorgibt, wird ihm reißend abgekauft. Seit einigen Tagen hat er in die Zeitung setzen lassen: Herr Katterfello habe zwar immer sehr gewünscht, daß kaltes und regnigtes Wetter einfallen möge, um die kleinen schädlichen Insekten in der Luft zu tödten, jetzt wünsche er aber nichts eifriger als heitres Wetter, weil seine Majestät und die ganze Königliche Familie beschlossen hätten, sobald einmal ein schöner Tag seyn würde, die großen Wunder in Augenschein zu nehmen, welche ih-

wen dieser erhabne Philosoph darstellen würde, und die Königliche Familie soll noch nicht daran gedacht haben, die Wunder des Herrn Katterfello zu sehen. Dergleichen Aufschneidereien werden im Englischen sehr schön durch das Wort, Puff ausgedrückt, welches in seiner ersten Bedeutung, das Schnauben oder Blasen eines starken Windes, und in der zweiten oder metaphorischen eine Prahlerei oder Aufschneiderei bedeutet.

Von solchen Puffs sind nun die Englischen Zeitungen tagtäglich voll. Besonders von Quacksalbereien und Arkanis womit sich hier schon mancher, und unter andern auch ein Deutscher, der unter dem Nahmen the German Doctor bekannt ist, bereichert hat. Eine Ankündigung von einer Lotterie in den Zeitungen fängt sich mit großgedruckten Buchstaben also an: „Zehntausend „Pfund für einen Sixpence! — Ja, es „mag so erstaunlich scheinen wie es wolle, so „ist es doch ungezweifelt wahr, daß für den klei„nen Einsatz von einem Sixpence zehntausend „Pfund, und andre Hauptgewinnste, die sich „bis auf 50000 Pfund belaufen, gewonnen

„werden können u. s. w.“ Genug für dießmal von den Windbeuteleien der Engländer!

Gestern habe ich bei dem Herrn Pastor Schrader, einem Schwiegersohne des Herrn Professor Forster in Halle gespeißt. Er steht als Prediger an der St. James-Kapelle, nebst einem Kollegen und einem Lektor, der auch ordinirt ist, aber jährlich nur 50 Pfund Einkünfte hat. Herr Pastor Schrader giebt zugleich den jungen Prinzen und Prinzessinnen von der Königlichen Familie Religionsunterricht. Bei ihm sprach ich auch die beiden Besatzungsprediger, Herrn Lindemann und Herrn Kritter, welche mit den Hannövrischen Truppen nach Minorka gegangen, und jetzt mit der Besatzung wieder zurückgekehrt waren. Sie sind aller Gefahr mit ausgesetzt gewesen. Auch die deutschen Prediger, so wie alle in öffentlichen Bedienungen stehende Personen in England, müssen von ihren Besoldungen eine gewisse sehr beträchtliche Taxe bezahlen.

Die Englischen Geistlichen, besonders in London zeichnen sich durch eine sehr freie und zügellose Lebensart aus. Seit meiner Anwesenheit

hat sich einer in Hidepark duellirt, und seinen Gegner erschossen. Er ward von der Jury oder den zwölf Geschwornen gerichtet, und sie erklärten ihn für guilty of Manslaughter, oder des unvorsetzlichen Todschlages schuldig, worauf er mit einem kalten Eisen in die Hand gebrandmarkt wurde, welches Recht der Adel und die Geistlichkeit vor andern Mördern voraus hat.

Gestern vor acht Tagen, da ich für Herrn Wendeborn gepredigt hatte, kamen wir vor einer Englischen Kirche vorbei, worinn noch gepredigt wurde, wir gingen hinein, und es sprach ein junger Mensch, ob er gleich ablaß, mit ziemlich guter Deklamation, die freilich bei den Engländern immer eintönig bleibt. Wir gingen darauf der Kirche gegenüber in ein Kaffehaus, wo wir zu Mittag aßen. Es währte nicht lange, so kam auch der Geistliche, den wir hatten predigen hören. Er forderte sich Feder und Dinte, schrieb in großer Eile einige Blätter voll, die er wie ein Koncept in die Tasche steckte, darauf ließ er sich zu essen geben, und ging unmittelbar darauf wieder in dieselbe Kirche. Wir folgten ihm, und er trat auf die Kanzel, nahm sein Ge-

schriebnes aus der Tasche, und hielt wahrscheinlich die Predigt, die er in unsrer Gegenwart im Kaffeehause verfertigt hatte.

In diesen Kaffeehäusern herrscht aber auch eine große Stille, ein jeder redet leise mit seinem Nachbar, die meisten lesen Zeitungen und keiner stört den andern. Das Zimmer ist gleich draußen auf dem Flur, und man tritt in dasselbe, so wie man in die Hausthüre tritt, die Sitze sind durch bretterne Verschläge abgetheilt. Viele Briefe und Aufsätze werden hier geschrieben, auch solche, die man in den Zeitungen gedruckt ließt, sind gemeiniglich aus irgend einem Kaffeehause datirt. Es läßt sich also schon denken, daß jemand hier eine Predigt verfertigen könne, die er im Begriff ist, sogleich in einer naheliegenden Kirche zu halten.

Noch eine weite Tour habe ich ziemlich oft gemacht, über Hannoversquare, und Kavendischsquare, nach Bullstroatstreet, bei Paddington, wo der Dänische Gesandte wohnt, und wo ich den Dänischen Legationssekretär Herrn Schönborn zu verschiednenmalen besucht habe. Er ist aus einer Probe einer Uebersetzung vom Pin-

bar und auch sonst als Philosoph und schöner Geist in Deutschland bekannt. Mit ihm habe ich sehr angenehme Stunden zugebracht. Empyrische Psychologie und die tiefste Philosophie der Sprache ist sein Lieblingsstudium, und er hat darüber vortreffliche Sachen in seinem Pulte ausgearbeitet liegen, von denen zu wünschen wäre, daß er sie der Welt mittheilen möchte. Auch ist die erhabne Poesie, besonders die Ode, sein Fach: Ueberdem besitzt er eine ausgebreitete Gelehrsamkeit und Belesenheit in den Schriften der Griechen und Römer. Und alles, was er treibt, treibt er gewiß aus Liebe zur Sache und nicht aus Ruhmsucht. Man möchte sagen, es sey Schade, daß ein so vortrefflicher Mann sich so in sich zurückzieht, wenn sich nicht die vortrefflichsten Menschen gemeiniglich in sich zurückzuziehen pflegten. Was ihn aber über dieß alles schätzbar macht, ist seine reine offne Seele, und sein vortrefflicher Charakter, der ihm die Liebe und das Zutrauen aller seiner Freunde erworben hat. Er ist schon als Gesandschaftssekretär in Algier gewesen, und lebt jetzt hier, wenn seine Amtsgeschäfte ihn nicht binden, ganz sich selber

und den Wissenschaften. So angenehm mir diese Bekanntschaft ist, so schwer wird es mir werden, den freundschaftlichen und lehrreichen Umgang dieses Mannes sobald wieder zu verlieren.

Ich habe denn auch den hiesigen grossen Freimäurersaal in Free Masons Tavern gesehen. Dieser Saal ist von einer ganz erstaunlichen Höhe, und Breite, beinahe wie eine Kirche. Das Orchester für die Musikanten ist in der Höhe angebracht, und man hat von demselben eine Uebersicht des ganzen Saals, der sich sehr majestätisch ausnimmt. Seine Erbauung hat grosse Summen gekostet, wozu auch die Logen in Deutschland mit beigetragen haben. Die Freimäurerei wird hier übrigens nicht viel mehr geachtet, weil die meisten Zusammenkünfte einmal zu Trinkgesellschaften herabgewürdigt sind, ob es gleichwohl noch Logen geben mag, die sich zu einem edlern und wesentlichern Zweck vereinigen. Der Herzog von Kumberland ist jetzt Landesgroßmeister.

London, den 20sten Juni 1782.

Endlich hat mein Entschluß, aufs Land zu gehen, gesiegt; noch heute Nachmittag soll's mit der Stage coach fortgehen, und diesen Morgen schreibe ich Ihnen den letzten Brief aus London, versteht sich, bis ich von meinen Wanderungen wieder zurückkomme; denn, sobald ich nur aus den unsichern Gegenden um London bin, werde ich mich gewiß nicht länger in eine Postkutsche einpacken lassen, sondern meinen Stab ergreifen, und meinen Weg zu Fuße fortsetzen. Jetzt aber will ich erst nachholen, was ich Ihnen noch zu schreiben vergessen, oder seit ein Paar Tagen noch Merkwürdiges in London gesehen habe; und das ist denn vor allen andern

Die St. Paulskirche.

Ich muß gestehen, daß beim ersten Eintritt in dies Gebäude, die außerordentliche Leere, welche darinn herrscht, die Majestät des Eindrucks bei mir etwas hemmte, statt sie zu vermehren. Um mich nichts als ungeheure leere Wände und

Pfeiler, in erstaunlicher Höhe über mir das gemauerte Gewölbe, unter mir der mit Marmor gepflasterte ebne flache Boden, kein Altar, oder sonst irgend ein Zeichen, daß man sich hier versammle, um das höchste Wesen zu verehren; denn das eigentliche Chor oder Kirche, wo der Gottesdienst gehalten wird, ist nur wie angebaut, und durch ein Gitter von dem großen runden Hauptgebäude abgesondert. Will man sagen, daß ein solcher Tempel der Verehrung des höchsten Wesens am angemessensten sey, so lobe ich mir doch den großen Tempel der Natur, das blaue Gewölbe des Himmels, und den grünen Teppich, der den Fußboden bekleidet, hier ist ein größrer Tempel, und hier ist nichts Leeres, alles ist hier voll von Spuren der göttlichen Gegenwart; wollen aber Menschenhände diesen Tempel nachahmen, so muß nothwendig etwas darinn angebracht seyn, das mich für das Volle und Lebendige in der Natur schadlos hält, und mich, den erhabnen Endzweck eines solchen Gebäudes einigermaßen sehen und empfinden läßt. Betrachte ich hingegen die Paulskirche bloß als ein Werk der Kunst, das

gleichsam da ist, um zu zeigen, was menschliche Kräfte hervorbringen können, so flößt sie mir freilich Ehrfurcht und Bewunderung ein. Es läßt sich über dergleichen freilich nicht disputiren, doch kann es zuweilen gut seyn, wenn einer sagt, wie es ihm vorgekommen ist.

Ich ward denn für eine Kleinigkeit an Gelde von einem Manne in der Kirche herumgeführt, der seine Lektion, wie viel Fuß die Kirche hoch, lang und breit, und in wie viel Jahren sie erbaut sey, u. s. w. ganz mechanisch auswendig hersagte, das ich ihm gerne geschenkt hätte. In dem durch ein Gitter von dem Hauptgebäude abgesonderten Chore, war denn die eigentliche Kirche, mit Bänken und Stühlen, Kanzel und Altar versehen; an beiden Seiten waren die Sitze für die Chorherren, wie in unsern Domkirchen. Diese Kapelle schien recht dazu gebaut zu seyn, daß ein Bischof oder Dechant ja beim Predigen seine Stimme nicht zu sehr anstrengen dürfe.

Ich wurde nun auch auf die sogenannte Whispering-Gallerie geführt, welche unten am Ende der Kuppel in einem erstaunlichen Umkreise herum-

herum läuft. Ich mußte mich meinem Führer ganz auf der andern Seite der Gallerie gerade gegenüberstellen, so daß die ganze Breite der Kirche, oder der ganze Durchmesser dieses ungeheuren Cirkels zwischen uns war, und indem ich hier stand, schlug er die Thüre zu, welches vor meinen Ohren einen Knall, wie ein Donnerschlag, verursachte. Darauf mußte ich mein Ohr an die Wand legen, und ich hörte die Worte meines Führers: can you hear me?. die er, in einer so weiten Entfernung von mir, leise gegen die Wand sprach, mit einem starken Getöse in meine Ohren schallen. Diese Verstärkung des Schalles in einer solchen Entfernung ist wirklich bewundernswürdig. Ich habe einmal etwas Aehnliches von Vergrößerung des Schalles in dem Rathskeller in Bremen bemerkt, welches aber hiergegen gar nicht in Betrachtung kömmt.

Nun stieg ich noch verschiedne Treppen hinauf auf die große Gallerie, welche auswendig um den großen Dohm läuft, und hier hielt ich mich beinahe an zwei Stunden auf, weil man sich an dem Anblick der mannichfaltigen Gegenstände fast nicht satt sehen kann.

Ich wandte mich von einer Seite, von einer Weltgegend zur andern, und studierte recht die Aussicht, um meiner Einbildungskraft ein immerwährendes Bild davon einzuprägen. Unter mir lagen in der Tiefe, Thürme, Häuser und Palläste, im dicksten Gedränge, und die Squares, mit ihren grünen Plätzen in der Mitte, machten dazwischen ein angenehmes Kolorit.

An dem einen Ende der Themse ragte der Tower, wie eine Stadt, mit einem Wald von Masten hinter ihm, und an dem andern die Westminsterabtei, mit ihren Thürmen, empor. Dort lächelten die grünen Hügel längst der Gegend von Paddington und Islington; hier lag Southwark am jenseitigen Ufer der Themse. Die Stadt war beinahe unübersehbar, denn wenn sie schon an sich aufhört, erstreckt sie sich doch fast immer noch in einzelnen Häusern an den Seiten der Heerstraße bis zu den benachbarten Plätzen fort.

Wie groß kam mir Berlin vor, als ich es zum erstenmal vom Marienthurm, und vom Tempelhoffschen Berge übersah: wie verschwindet es jetzt in meiner Vorstellung gegen London!

Doch, es ist vergeblich, eine solche Aussicht mit Worten auch nur im mindesten zu beschreiben, und nur einen Schatten dieses Eindrucks dadurch zu geben; wer eine Welt im Kleinen mit einem Blick überschauen will, der komme hieher und sehe!

Das Dach der Paulskirche selbst, mit ihren beiden kleinern Thürmen, liegt unter mir, wie der Rücken eines niedrigen Gebirgs, wenn man den Gipfel eines höhern erstiegen hat. Gern hätte ich noch länger hier verweilt, aber ein Sturmwind, der hier oben so stark wurde, daß man sich kaum dagegen erhalten konnte, trieb mich hinunter.

Obgleich die Paulskirche an sich sehr hoch ist, so trägt doch die Höhe des Platzes, worauf sie erbauet ist, zu ihrem hervorragen auch sehr viel bei.

Die Petrikirche in Berlin scheint ungeachtet der gänzlichen Verschiedenheit in der Bauart mit der Paulskirche in London einige Aehnlichkeit zu haben. Wenigstens ragt sie auch so mit ihrem großen schwarzen Dache unter den übrigen Gebäuden hervor.

Was ich sonst noch in der Paulskirche gesehen habe, ist ein höhernes Modell von der Paulskirche, das vor ihrer Erbauung verfertigt seyn soll, und sich mit Vergnügen eine Weile betrachten läßt, wenn man das ungeheure Gebäude damit vergleicht.

Um den Hof der St. Paulskirche geht ein eisernes Geländer, und es däucht einem eine ziemliche Strecke zu seyn, wenn man es umgehen will. Der Platz umher ist aber nicht geräumig, und diese prächtige Kirche ist fast dicht umher mit Häusern umbaut.

Eine marmorne Bildsäule der Königinn Anna dient dem eingeschloßnen Platze vor der Kirche zur Zierde.

Auch ist die große Glocke in der St. Paulskirche eine Merkwürdigkeit, weil man sie unter die größesten in Europa mitzählt, und sie ihren Rang, wie ich glaube, nach der Wiener haben soll.

Alles, was ich in der Paulskirche gesehen habe, hat mir nicht mehr, als etwas über einen Schilling gekostet, den ich nach und nach

in Pennys auch Halfpennys, nach einer bestimmten Taxe, für die Sehenswürdigkeiten bezahlen mußte.

Die Westminsterabtei.

An einem trüben melancholischen Tage, recht wie es eigentlich seyn muß, habe ich die Westminsterabtei besehen.

Ich gieng durch eine ziemlich kleine Thür hinein, welche mich sogleich in in the Poets Corner (den Poetenwinkel) führte, wo die Denkmäler und Büsten vorzüglicher Dichter, Künstler und Schriftsteller aufgestellt sind.

Nicht weit von der Thür erblickte ich gleich beim Eintritt, Schakespears Statue in Lebensgröße mit einem Kragen um den Hals u. s. w. nach der Gewohnheit seiner Zeit gekleidet, und in der Nähe desselben Garricks Denkmal.

Eine Stelle aus einem Schakespearschen Stück, der Sturm, worinn er auf eine feierliche und rührende Art, den Untergang aller Dinge schildert, ist hier sehr zweckmäßig angebracht.

Nicht weit von Schakespear ist auch Rowens Denkmal, daß er sich, wie einige Zeilen sagen, in dieser geliebten Nachbarschaft seines Schakespears gewünscht hatte.

In dieser Nachbarschaft sah ich auch den guten Goldsmith's Büste, dem man, sowie Buttlern, dessen Denkmahl in einiger Entfernung ist, bei seinem Leben kaum das nothdürftige Brod, nach seinem Tode aber einen Stein gewährte.

Ferner sieht man hier fast in einer Reihe die Denkmähler von Milton, Dryden, Gay und Thomson. Sehr rührend ist Gay's Grabschrift, die er sich selbst verfertigt haben soll,

Life is a Jest and all Things shew it,
I thought so once, but now I know it.

Unser Händel hat auch hier ein Monument, wo er in Lebensgröße vorgestellt ist.

Auch einer Schauspielerinn, Miß Pritchard, und einem Schauspieler Booth sind hier sehr ehrenvolle Monumente errichtet.

Newton hat ein sehr prächtiges Denkmal erhalten; es ist oben beim Eingange in das Chor, und diesem gerade gegenüber ganz unten in der Kirche ist wieder ein anderes errichtet, welches auf dieses erste hinweißt.

Als ich längst den Seitenwänden der Westminsterkirche hinunter ging, sah ich fast lauter in Marmor gehauene Denkmäler großer Admirale, die aber mit Pracht und Zierrathen viel zu sehr überhäuft waren, als daß sie hätten einen zweckmäßigen Eindruck machen sollen.

Am liebsten verfügte ich mich immer wieder in den Poets Corner, wo ich die vortrefflichsten Köpfe aus verschiednen Zeitaltern, in vertraulicher Geselligkeit zusammen erblickte, und vorzüglich die edle und geschmackvolle Simplicität der Denkmäler auf das Gemüth einen erhabnen und rührenden Eindruck machte, indeß oft eine lebhafte Erinnerung an irgend eine Lieblingsstelle, aus den Werken eines Schakespear, oder Milton, in der Seele erwachte, welche mir die Geister dieser großen Todten herzuzaubern schien.

Von Addison und Pope habe ich keine Denkmäler hier gefunden. Die Gräber der Könige, und einige andre Merkwürdigkeiten in der Westminsterabtei habe ich noch nicht gesehen. Vielleicht geschiehet dieses, wenn ich von meiner Reise ins Land nach London wieder zurückkehre.

Zu dieser Reise habe ich jetzt schon alle Anstalt gemacht. Eine Specialcharte von England habe ich in der Tasche, nebst einem vortrefflichen Wegweiser, den mir Herr Pointer, der Englische Kaufmann, an den ich empfohlen bin, geliehen hat, unter dem Titel: A new and accurate Description of all the direct and principal Cross roads in Great Britain. Dieß Buch, hoffe ich, soll mir bei meinen Wanderungen gute Dienste leisten.

Ich war lange unschlüssig, wo ich meinen Weg hinnehmen sollte, ob nach der Insel Wight, oder dem Hafen Portsmouth, oder nach Darbyshire, welches wegen seiner vielen Naturmerkwürdigkeiten, und wegen seiner romantischen Gegenden berühmt ist: ich zog denn dieß letztere vor.

Bei Herrn Pointer lasse ich während meiner Abwesenheit meinen Koffer stehen, um kein Logie bezahlen zu dürfen, ohne darinn zu wohnen. Dieser Herr Pointer ist lange in Deutschland gewesen, und spricht sehr gut und gern Deutsch. Er ist ein sehr höflicher und gefälliger Mann, der auch Kenntnisse und Geschmack besitzt. Daher ist mir die Empfehlung an ihn, von den Herren Persent und Dörner in Hamburg, welchen ich von dem Herrn Geheimenrath von Taubenheim in Berlin empfohlen war, sehr zu statten gekommen.

Heute werde ich bis Richmond fahren, wohin die Postkutsche um zwei Uhr nicht weit von Newchurch, am Strande, abgeht. Vier Guineen, etwas Wäsche, mein Englischer Wegweiser, und eine Landcharte und Schreibtafel, nebst Miltons verlohrnen Paradiese, das ich bei mir gesteckt habe, sind meine ganze Equipage, und ich hoffe sehr leicht damit zu gehen. Doch, es schlägt schon halb zwei, und es ist Zeit, mich bei der Postkutsche einzufinden. Leben Sie wohl! Aus Richmond schreibe ich Ihnen wieder.

Richmond, den 21sten Junk.

Gestern Nachmittag bin ich denn zum erstenmale in einer sogenannten Stage oder Postkutsche gefahren. Diese Kutschen sind sehr elegant, inwendig ausgeschlagen, und zweisitzig, für sechs Personen eingerichtet, die sich denn freilich, wenn die Zahl voll ist, etwas einschränken müssen.

Bei dem weißen Hirsch, wo die Kutsche abfuhr, stieg zuerst nur eine etwas ältliche Dame mit hinein; so wie wir aber weiter fuhren, ward sie ganz und gar, größtentheils, mit Frauenzimmern, und nur noch einer Mannsperson, besetzt. Die Gespräche der Frauenzimmer unter einander, die sich theils kannten, waren ziemlich fade und langweilig. Ich zog meinen Wegweiser heraus, und sahe nach, welchen Weg wir fuhren.

Ehe man weiß wie man aus London gekommen ist, ist man schon in Hammersmith, Kensington, u. s. w., weil die einzelnen Häuser von London an beiden Seiten noch immer fortdauren, wenn die Stadt schon aufgehört

hat; es ist beinahe so, als wenn man von Berlin nach Schöneberg fährt, obgleich in Ansehung der Aussicht, Häuser, und Straßen, ein himmelweiter Unterschied ist.

Es war ein schöner Tag, und die herrlichsten Aussichten von beiden Seiten, auf denen das Auge gern länger verweilt hätte, wenn unser Wagen nicht so neidisch vorbeigerollt wäre. Etwas sonderbar sah es mir aus, als ich einige Meilen von London, ein prächtiges weißes Haus in der Ferne, und an der Heerstraße wo wir fuhren, einen Handweiser erblickte, worauf die Worte standen; jenes große weiße Haus in der Ferne ist eine Boardingschool!

Der Mann, welcher mit im Wagen saß, zeigte uns die Landhäuser der Lords und Großen, vor welchen wir vorbeifuhren, und unterhielt uns mit allerlei Geschichten von Räubereien, die in dieser Gegend an Reisenden verübt worden waren, so daß dem Frauenzimmer anfing, etwas bange zu werden. Drauf fieng er an, die Ehre der Englischen Straßenräuber gegen die französischen zu retten: diese raubten doch nur, sagte er, aber jene mordeten zugleich.

Demohngeachtet giebt es in England eine Art Spitzbuben, welche ebenfalls morden, und das zwar oft um eine Kleinigkeit, die sie dem Ermordeten abnehmen. Diese heißen Footpads, und sind freilich die allerniedrigste Klasse von den Englischen Spitzbuben, unter denen eine gewisse Rangordnung herrscht.

Die vornehmste Klasse sind die Pickpockets oder Beutelschneider, die man allenthalben oft in den besten Gesellschaften findet, welche gemeiniglich sehr fein und sauber gekleidet sind, so daß man sie für Leute von Stande hält, welches sie denn auch zuweilen wirklich seyn mögen, indem sie durch unzählige Ausschweifungen in Dürftigkeit gerathen, und endlich sich genöthigt finden, zu diesem Mittel ihre Zuflucht zu nehmen.

Nach ihnen kommen die Highwaymen, oder Straßenräuber, die zu Pferde sitzen, und oft mit einer Pistole, die nicht geladen ist, die Reisenden in Schrecken setzen, um ihrer Börsen habhaft zu werden, welche aber auch zuweilen großmüthig einen Theil ihres Raubes wieder

zurückgeben, und nicht leicht eine Mordthat begehen.

Dann kommt die dritte, und niedrigste aber auch schändlichste Klasse der Footpads, welche zu Fuße sind, und oft um ein Paar Schillinge willen, arme Leute, die ihnen in den Weg kommen, jämmerlich ermorden, wovon in den Englischen Zeitungen fast täglich traurige Beispiele zu lesen sind. Wahrscheinlich morden sie deswegen, weil sie nicht, so wie die Highwaymen mit ihren Pferden, die Flucht nehmen können, und man ihnen also leichter nachsetzen, und ihrer habhaft werden kann, wenn der Beraubte sie angeben sollte.

Doch wieder auf unsre Postkutsche zu kommen, muß ich erinnern, daß es noch eine sonderbare Art nicht in, sondern auf derselben zu fahren giebt. Es sitzen nehmlich Personen von niedrigem Stande, oder die nicht viel bezahlen können, anstatt inwendig, oben auf der Kutsche, ohne daß ein Geländer oder Sitze oben angebracht wären, sondern sie sitzen ganz frei, und lassen die Beine herunterhängen.

Dieß nennt man on the Outside (auf der Außenseite) fahren, wofür nur halb so viel be-

zahlt wird, als wenn man on the Inside (inwendig in der Kutsche) fährt. Wir hatten also sechs Passagier über unsern Köpfen, welche oft beim Auf- und Absteigen ein erschütterndes Geräusch über uns verursachten. Wer sich auf dieser Außenseite der Kutsche gehörig im Gleichgewicht erhalten kann, der sitzt da recht gut, und fährt im Sommer bei heitern Tagen, wegen der freien Aussicht, fast angenehmer, als inwendig, nur taugt die Gesellschaft gemeiniglich nicht viel, und der Staub ist ebenfalls beschwerlicher, als inwendig, wo man doch die Fenster nach Belieben zumachen kann.

Zu Kensington, wo wir anhielten, wollte ein Jude gern mitfahren, da aber inwendig kein Platz mehr war, so wollte er nicht an der Outside fahren, welches ihm mein Reisegefährte in der Kutsche sehr übel nahm, und sich gar nicht darüber zufrieden geben konnte, daß ein Jude sich schäme an der Outside zu sitzen, da er doch nichts weiter, als ein Jude wäre. Dieses Vorurtheil und Verachtung gegen die Juden habe ich überhaupt hier in England weit häufiger, als bei uns bemerkt.

Von den prächtigen Landhäusern und Lustschlössern, vor welchen wir nun vorbeifuhren, konnte ich, aus den Fenstern unsrer Kutsche immer nur stückweise und abgebrochen einen Prospekt haben, welches mich wünschen ließ, bald aus diesem rollenden Kerker befreit zu seyn.

Gegen Abend kamen wir denn auch in Richmond an. In London hatte ich vor meiner Abfahrt einen Schilling bezahlt, hier auch einen, und also von London bis Richmond nicht mehr als zwei Schilling.

Sobald ich in einem Gasthofe abgetreten war, und ein Abendessen bestellt hatte, gieng ich sogleich aus, um die Stadt und die Gegend umher zu besehen.

Die Stadt sieht schon weit ländlicher, angenehmer und heitrer aus, wie London, und die Häuser scheinen auch nicht so sehr vom Kohlendampf geschwärzt zu seyn. Auch kam mir es hier schon weit geselliger und wirthbarer vor. Die Leute saßen auf Bänken vor den Thüren ihrer Häuser, um der kühlen Abendluft zu genießen. Auf einem schönen grünen Rasenplatze mitten in der Stadt ergötzte sich eine große Anzahl Knaben und

auch erwachsene junge Leute mit Ballspielen. Auf den Straßen herrschte gegen das Geräusch von London eine angenehme ländliche Stille; und man athmete hier eine reinere und freiere Luft ein.

Nun gieng ich aus der Stadt, über eine Brücke, die über die Themse geht, und wo man allemal einen Penny bezahlen muß, so oft man hinüber und herüber geht. Die Brücke war sehr hoch und bogenförmig gebaut, und von ihr stieg ich sogleich in ein reizendes Thal, am Ufer der Themse, hinunter.

Es war Abend, die Sonne schoß ihre letzten Strahlen das Thal hinunter. Aber diesen Abend und dieses Thal werde ich nie vergessen! Dieß war in seiner Art der reinste Anblick der schönen Natur, den ich in meinem Leben gehabt habe. Was ich dabei empfand, wird kein Federstrich schildern können.

Tage und Stunden fingen mich an zu gereuen, die ich in London zugebracht hatte, und ich machte mir tausend Vorwürfe wegen meiner Unentschlossenheit, daß ich nicht schon längst jenen großen Kerker verlassen hatte, um mich in einem Paradiese zu verweilen.

Ja,

Ja, wie die Einbildungskraft sich nur ein Paradieß erschaffen will, dazu findet sie Stoff in diesen herrlichen Gegenden. Hier war es, wo Thomson und Pope die reizenden Bilder sammleten, woraus ihre unnachahmlichen Gemählde der schönen Natur zusammengesetzt sind.

Statt des wilden Geräusches in und um London, sahe ich in der Ferne wenige einzelne Familien, am Ufer der Themse Hand in Hand spazieren gehen. Alles athmete hier eine sanfte Stille, die mein Herz dem reinsten Genuß eröffnete.

Unter meinen Füßen das weiche Grün, das nur auf diesem Boden wächst, an der einen Seite ein Wald, den die Natur nicht schöner hervorbringen kann, und an der andern die Themse, mit ihrem jenseitigen Ufer, das sich wie ein Amphitheater empor hob, und seine hohen weißen Schlösser durch das dunkle Grün der Bäume in das Thal hinunter schimmern ließ.

O Richmond! Richmond! nie werde ich den Abend vergessen, wo du von deinen Hügeln so sanft auf mich herablächeltest, und mich allen Kummer vergessen ließest, da ich an dem blumig-

ten Ufer der Themse voll Entzückung auf und nieder gieng.

Wohl mir, daß ich jenem melancholischen Gemäuer noch zu rechter Zeit entflohen bin!

O ihr blühenden jugendlichen Wangen, ihr grünen Wiesen, und ihr Ströme, in diesem glückseligen Lande, wie habt ihr mich bezaubert! Allein dieß soll mich nicht abhalten, auf jene dürren, mit Sand bestäubten Fluren wieder zurückzukehren, wo mein Schicksal mir den Fleck meiner Thätigkeit angewiesen hat. Aber die Erinnerung an diese Scene soll mir noch manche heitre Stunde gewähren!

So dachte ich, liebster Freund, bei meinem einsamen Spaziergange, und wirklich ist der gestrige Abend einer der angenehmsten meines Lebens gewesen.

Ich nahm mir fest vor am Morgen früh aufzustehen, und diesen Spaziergang wieder zu besuchen. Jetzt dachte ich, habe ich diese sanften Ebnen nur im Mondschein dämmern sehen, wie werden sie blitzen im Morgenthau! Allein diese Hoffnung schlug mir fehl.

Und wie man sich denn gemeiniglich bei einem großen Vergnügen immer auf einen kleinen verdrießlichen Umstand gefaßt machen sollte, so ging es mir auch hier, da ich mich etwas verspätet, und indem ich nach Richmond zurückkehrte, den Nahmen und das Schild des Gasthofs vergessen hatte, in welchem ich eingekehrt war, so daß ich ihn erst mit vieler Mühe wiederfand, nachdem ich beinahe die ganze Stadt durchlaufen war.

Da ich zu Hause kam, erzählte ich von meinem Spaziergange, und man machte mir sehr viel Rühmens von der Aussicht von einem Hügel bei Richmond, der unter dem Nahmen Richmondhill bekannt ist, und eben der war, von welchem ich die weißen Häuser hatte in das Thal hinunter schimmern sehen. Von diesem Hügel nahm ich mir also vor, den künftigen Morgen die Sonne aufgehen zu sehen.

Die Frau im Hause zankte darauf noch mit dem Gesinde, worüber ich erst ziemlich spät einschlief, aber doch den Morgen um drei Uhr schon wieder aufgestanden war. Und nun fühlte ich sehr lebhaft den üblen Mißbrauch des späten

Aufstehens in England; denn weil kein Mensch wach war, so konnte ich nicht aus dem Hause kommen, und hatte drei Stundenlang bis um sechs Uhr die entsetzlichste Langeweile, weil ich meinen Zweck nicht erreichen konnte.

Um sechs Uhr eröffnete denn endlich ein Hausknecht die Thüre, und ich stieg nun Richmondhill hinauf. Zu meinem größten Mißvergnügen aber hatte sich seit einer Stunde der Himmel umzogen, und es war so trübe geworden, daß ich nicht die Hälfte von der herrlichsten Aussicht, die ich hier hatte, genießen konnte.

Oben auf dem Hügel ist eine Allee von Kastanienbäumen, unter welchen hin und wieder Kanapees zum Sitzen stehen. Hinter den Alleen ist eine Reihe sehr schöngebauter Landhäuser, die gewiß, wegen der reinen Luft, die man hier einathmet, einen gesunden Wohnsitz gewähren müssen.

Der Abhang des Hügels bis an die Themse hinunter ist grün bewachsen. Die Themse macht unten beinahe einen halben Cirkel, in welchem

sie waldigte Ebnen, mit Wiesen und Lustschlöss-sern, wie in ihren Busen einschließt. An der einen Seite sieht man die Stadt mit ihrer hohen Brücke, und an der andern liegt ein dunkler Wald.

In der Ferne schimmerten aus dem Grunde der Wiesen und Wälder allenthalben kleine Dörfer hervor, so daß diese Aussicht, ohngeachtet des trüben Wetters, noch immer eine der schönsten war, die ich in meinem Leben gehabt habe.

Aber wie kömmt es? gestern Abend waren meine Empfindungen weit lebhafter, und der Eindruck weit stärker und romantischer, da ich aus dem Thale diesen Hügel hinauf blickte, und mir da allerlei herrliches dachte, als heute Morgen, da ich von dem Hügel selbst das Thal überschaute, und nun wußte, was da war.

Jetzt habe ich mein Frühstück verzehrt, ergreife meinen Stab, und werde nun zu Fuße meine Reise antreten. Aus Windsor sollen Sie mehr von mir hören!

Windsor, den 12ten Junk.

Jetzt, lieber Freund, da ich von hier an Sie schreibe, habe ich schon so manches Ungemach als Fußgänger erfahren, daß ich beinahe unschlüssig bin, ob ich meine Reise so fortsetzen soll oder nicht.

Ein Fußgänger scheint hier ein Wunderthier zu seyn, das von jedermann, der ihm begegnet, angestaunt, bedauert, in Verdacht gehalten und geflohen wird, wenigstens ist es mir auf meinem Wege von Richmond bis Windsor so gegangen.

Mein Wirth in Richmond konnte sich gestern Morgen schon nicht genug verwundern, daß ich es wagen wollte, bis Oxford und noch weiter zu Fuß zu gehen. Doch gab er mir seinen Sohn, einen kleinen Knaben mit, der mich auf den Weg nach Windsor bringen mußte.

Zuerst ging ich einen sehr angenehmen Fußsteig längst dem Ufer der Themse hinauf, wo dicht neben mir zur rechten Seite des Königs Garten lag. Am jenseitigen Ufer der Themse lag Isleworth, ein Flecken, der sich aber durch

einige Landhäuser und Gärten vortreflich ausnahm. Hier mußte ich mich in einem Kahn übersetzen lassen, um auf Oxford road, oder die Straße nach Oxford zu kommen, welche zugleich nach Windsor führt.

Als ich über die Themse war, kam ich an ein Haus, wo ich einen Mann, der vor der Thür stand, fragte, ob ich auf dem rechten Wege nach Oxford sey? Yes. but you want a Carriage, to bring you there, (ja, aber ihr braucht ein Fuhrwerk, um euch hinzubringen) sagte er: als ich ihm antwortete, ich würde zu Fuße hingehen, sähe er mich bedeutend an, schüttelte den Kopf, und ging ins Haus hinein.

Ich war nun auf Oxfordroad, einem sehr breiten und schönen Wege, wo mir viele Fuhrwerke und Postkutschen begegneten, die denn doch zuweilen, wegen der Hitze einen etwas beschwerlichen Staub verursachten. Die schönen grünen Hecken, welche die Landstraßen in England einzäunen, tragen sehr viel zur Annehmlichkeit derselben bei, welches auch hier der Fall war, und wenn ich müde war, setzte ich mich zuweilen in den Schatten einer solchen Hecke

und las im Milton. Allein es ward mir bald beschwerlich, daß mich die Vorbeireitenden und Fahrenden immer mit einer solchen Verwunderung angafften, und solche bedeutende Minen machten, als ob sie mich für einen Verrückten hielten, so sonderbar mußte es ihnen vorkommen, einen Menschen an der öffentlichen Landstraße sitzen, und in einem Buche lesen zu sehen. Ich sah mich daher genöthigt, wenn ich mich ausruhen und lesen wollte, mir irgendwo ein einsames Plätzchen auf einem Seitenwege von der Heerstraße aufzusuchen.

Ging ich wieder, so rief mir jeder vorbeifahrende Kutscher zu, ob ich nicht auf der Outside der Postkutsche mitfahren wolle; wenn mir nur ein Bauer zu Pferde begegnete, so sagte er mitleidsvoll, warm walking Sir! (Es ist sehr warm zu gehen, mein Herr) und wenn ich durch ein Dorf kam bezeigte jedes alte Weib, ihr Bedauren, durch ein God almighty!

Bis Hounslow war der Weg sehr angenehm. Nachher ward er etwas schlechter, und gieng über eine Heide, die sich ziemlich weit

erſtreckte, auf welcher ich aber doch hin und wieder Schafe weiden ſahe.

Als ich etwas müde geworden war, fand ich auf einmal zu meiner Verwunderung mitten in der Heide einen Baum, der ganz einſam da ſtand, und einen Schatten, wie eine Laube um ſich her verbreitete: unten war rund um den Stamm eine Bank zum Sitzen angebracht. Ich ruhte in dem Schatten dieſes Baumes aus, las eine Weile im Milton, und ſchrieb in meine Schreibtafel, daß ich dieſes Baums, der den müden Wanderer ſo wohlthätig in ſeinen wirthbaren Schatten aufgenommen habe, gedenken wolle, welches ich nun gethan habe.

Die Engliſchen kleinen Meilen ſind vortreflich zu gehen; man freut ſich doch, ſo oft man eine Meile, in ſo kurzer Zeit zurückgelegt hat, ob es gleich nur eine Täuſchung iſt. Wenn ich einen ordentlichen Schritt gehe, lege ich in zwei Stunden ſechs Engliſche Meilen zurück; und man kann auch beinahe ſo viel auf eine deutſche Meile rechnen, wenn man insbeſondre die Güte der Wege mit in Anſchlag bringt. Nun verurſacht es einem aber eine angenehme Täu-

schung, wenn man sieht, daß man in ein Paar Stunden zwölf Meilen gegangen ist.

Ich mochte ohngefähr siebzehn Meilen von London seyn, als ich an einen Gasthof kam, wo ich für ein wenig Wasser und Wein einen halben Schilling bezahlen mußte. Ein Engländer, der neben dem Wirth saß, erkannte mich für einen Deutschen, der folglich aus dem Vaterlande seiner Königinn sey, die er mit vielen Lobsprüchen rühmte, und hinzusetzte, eine solche Königinn habe England noch nicht gehabt, und werde auch nicht leicht eine solche wieder bekommen.

Es fieng nun an heiß zu werden. Ich fand zur linken Seite nicht weit von der Heerstraße einen klaren Bach, und nachdem ich mich darinn gebadet hatte, setzte ich meinen Weg weiter fort.

Die Heide hatte sich verlohren, und es eröffnete sich wieder eine paradiesische Gegend vor mir bis nach Slough, das zwanzig und eine halbe Meile von London, auf dem Wege nach Oxford, liegt, und wovon zur linken Seite

eine Straße nach Windsor geht, dessen hohes weißes Kastell man schon in der Ferne sieht.

Ich hielt mich hier nicht auf, sondern ging gleich rechter Hand, in einer sehr angenehmen Heerstraße, zwischen Wiesen und grünen Hekken, nach Windsor zu, wo ich denn um Mittag ankam.

Es ist einem Fremden sehr auffallend, wenn man durch die Englischen Städte kömmt, und nichts von dem bemerkt, wodurch sich die Städte in Deutschland von den Dörfern unterscheiden, weder Mauren noch Thore, noch sonst etwas dergleichen. Keinen laurenden Visitator, keine drohende Schildwache wird man gewahr; sondern frei und ungehindert geht man durch Flecken und Städte, wie durch die große offne Natur.

Dicht vor Windsor liegt Eaton College, eine berühmte öffentliche Erziehungsanstalt oder Gymnasium, deren es, wie ich schon bemerkt habe, in England nur wenige giebt. Es lag mir zur linken Seite, und zur Rechten, gerade gegenüber war ein Gasthof, in welchen ich einkehrte.

Jetzt mußte gerade eine Erhohlungsstunde für die jungen Leute seyn, welche auf dem Hofe vor dem Kollegio, der mit einer niedrigen Mauer umgeben war, in großer Menge auf und niederglingen.

Sehr auffallend, war mir ihre Tracht, denn sie trugen alle, vom größten bis zum kleinsten, schwarze Mäntel oder Chorröcke, wodurch sie die Aerme stecken konnten, über ihre farbigten Kleider, nebst einem viereckigten mit Sammt überzogenen Hut, wie bei uns an manchen Orten die Prediger tragen.

Sie beschäftigten sich auf allerlei Art mit Unterreden, Spazierengehen, und einige hatten auch ihre Bücher in der Hand und lasen. Doch ich mußte mich bald ihren Augen entziehen, so staunten sie mich an, da ich ganz bestäubt mit meinem Stabe gewandert kam.

Als ich nun in den Gasthof trat, und zu Essen forderte, prophezeite mir das Angesicht des Aufwärters sogleich eine sehr unfreundliche Aufnahme. Man gab mir alles mit Murren und Verachtung, wie einem Bettler, und ließ mich es doch wie einen Gentleman bezahlen. Ich glau-

be, es war dem Kerl nicht gelegen, daß er mir, als einem so erbärmlichen Menschen, der zu Fuße ginge, aufwarten sollte. Ich war müde und forderte ein Zimmer zum schlafen, und man wieß mich mich in eines, das einem Gefängniß für Missethäter ziemlich ähnlich sahe. Ich forderte auf die Nacht ein besseres Zimmer, und bekam zur Antwort, daß man gar nicht gesonnen sey, mich die Nacht zu beherbergen, weil keine Gelegenheit dazu wäre, ich möchte nur nach Slough wieder zurückgehen, da würde ich wohl ein Nachtlager bekommen.

Daß ich mich mit meinem Gelde in der Tasche so mußte behandeln lassen, bloß weil ich zu Fuße gieng, brachte mich denn doch etwas auf. Ich mußte für mein Mittagessen und Kaffee zwei Schillinge bezahlen, die ich hinwarf, und schon den Staub von meinen Füßen schütteln wollte, um diesen unwirthbaren, unfreundlichen Ort zu verlassen, als die grünen Hügel von Windsor, mir so freundlich zulächelten, und mich einzuladen schienen, sie erst zu besuchen, und der Unfreundlichkeit der Menschen zu vergessen.

Ich stieg nun durch die Straßen von Windsor einen Hügel hinauf, und ein steiler Weg führte mich endlich ganz auf den Gipfel desselben, bis dicht an die Mauer des Kastells, wo ich auf einmal eine so weite, schöne, herzerhebende Aussicht vor mir hatte, daß ich in dem Augenblick jeden Gedanken an Beleidigung und Unrecht von Menschen vergaß. Denn hier lag nun die ganze reiche, üppige Natur, eine der schönsten Landschaften in der Welt, der herrlichste Stoff, den Popens Muse wählte, zu meinen Füßen, und vor meinen Blicken majestätisch ausgebreitet. Was hätt' ich in dem Augenblick mehr wünschen können!

Und das ehrwürdige Kastell, dieß Königliche Gebäude, woran alles das Gepräge des grauen Alterthums trägt, lächelte durch seine grünen Bäume, wie die frohe Stirn des Greises, den die Freude verjüngt hat.

Nichts hat mir mehr Ehrfurcht eingeflößt, als die uralte St. Georgenkirche, die im Herumtergehen vom Kastell zur rechten Seite liegt, und bei deren Anblick mir die verflossnen Jahrhunderte, wieder emporzusteigen scheinen.

Aber keine Merkwürdigkeiten will ich mehr sehen, die mir ein fühlloser Miethling zeigt, der seine Lektion auswendig gelernt hat, und sie hundertmal des Tages mit Widerwillen hersagt. Der widrige Kerl, welcher mich für einen Schilling in der Kirche herumführte, hätte mir durch sein Geplapper beinahe den schönsten Eindruck verdorben. Heinrich der Achte, Karl der Erste, und Eduard der Vierte liegen hier begraben. Die Kirche hat inwendig sowohl als auswendig ein äusserst melancholisches Ansehen.

An dem Königlichen Pallaste wurde gebauet, und eine Menge Steine dazu herbeigeschaft, womit eine große Anzahl Arbeiter beschäftiget waren.

Ich ging nun in dem herrlichen Windsor Park, einen sanften Abhang hinunter, wo er sich mit seinem immer zunehmenden Dunkel von allen Seiten wie ein Tempel eröffnete. Dieser Wald übertrift gewiß an Schönheit alles, was man sich nur von der Art vorstellen kann. Dazu kam die Einsamkeit, die Kühle der Abendluft, und eine sanfte Musik, die in der Ferne vom Schlosse herunterschallte. Ich war wie in einer

Art von angenehmer Bezauberung, und hielt mich für alle Beschwerden des Tages tausendfach belohnt.

Ich kehrte nun aus dem Walde zurück, die Glocke schlug sechs, und die Arbeiter gingen zu Hause.

Noch habe ich den großen runden Thurm, ebenfalls ein uraltes Gebäude bei dem Königlichen Schlosse, vergessen. Die auswendigen Aufgänge auf denselben sind mit grünem Gebüsch bepflanzt, welches gegen das Alterthum des Gemäuers einen sehr angenehmen Kontrast macht. Ganz oben auf dem Gipfel desselben war die Fahne von Großbrittannien ausgesteckt, die aber spät gegen Abend wieder eingezogen wurde.

Als ich vom Schloß hinunter ging, sahe ich den König in einem simpeln Wagen hinausfahren. Man war hier höflicher, wie man in London zu seyn pflegt, denn jedermann zog doch, als er vorbeifuhr, den Hut vor ihm ab.

Ich kam nun wieder in die Stadt, und befand mich nicht weit vom Schlosse, vor einem sehr ansehnlichen Gasthofe, wo ich Officiere

und

und viele andre Leute vom Stande hineingehen sahe, und hier ward ich, wider alles Vermuthen, von dem Wirth, der ebenfalls eine vornehme Figur spielte, ohne Schwierigkeit aufgenommen, da man mich aus jenem weit schlechtern Gasthofe, bei Eaton Kollege, so unfreundlich weggewiesen hatte.

Allein, es schien einmal mein Schicksal zu seyn, daß ich den Aufwärtern ein Anstoß und ein Dorn im Auge war. Mit Murren ließ mir die Magd ein Zimmer an, wo ich meinen Anzug ein wenig in Ordnung bringen konnte, und nun ging ich wieder hinunter, in den großen Saal (Coffee Room) der gleich beim Eingange im Hause ist, wo ich dem Wirth sagte, daß ich noch einen kleinen Spaziergang vornehmen wollte; er beschrieb mir darauf, wie ich gleich hinter seinem Hause auf ein sehr angenehmes Feld, und über dasselbe ans Ufer der Themse kommen könne, daselbst würde ich einen sehr schönen Badeplatz antreffen.

Ich folgte seinem Rathe, und dieser Abend war beinahe noch schöner, als der vorhergehende in Richmond. Die Themse fand ich hier in ih-

ren ſanften Krümmungen wieder; Windſor ſchimmerte faſt noch ſchöner ins grüne Thal hinunter, wie die Häuſer von Richmondhill, und das Grün der Wieſe war eben ſo zart und weich. Das Feld nach der Themſe zu war etwas ſchräg und abſchüſſig. Ich ſetzte mich an ein Geſträuch und erwartete den Untergang der Sonne. In der Ferne ſah ich eine große Anzahl Leute, die ſich in der Themſe badeten. Als ſie ſich nach Sonnenuntergang etwas zerſtreuet hatten, näherte ich mich dem Ufer der Themſe, und tauchte mich hier zum erſtenmale in ihre kühlen Fluthen. Das Ufer war ziemlich abſchüſſig, aber es war eine Treppe in den Fluß hinunter, gebaut, welche für die Badenden, die nicht ſchwimmen können, äuſſerſt bequem iſt. Es kamen noch ein Paar blühende muntre Handwerksjungen von der Stadt hergelaufen, die in der größten Geſchwindigkeit ihre Kleider und Schurzfelle abgeworfen hatten, und ſich ſogleich über Kopf ins Waſſer ſtürzten, wo ſie mit ihren nervigten Armen die Fluth durchſchnitten, bis ſie müde waren. Sie riethen mir ſehr zutraulich, mein

Haar erſt loszubinden, und mich dann, wie ſie, mit dem Kopfe hineinzutauchen.

Erfriſcht und geſtärkt durch das kühle Bad, machte ich noch einen Spaziergang im Mondſchein längſt dem Ufer der Themſe hin; zu meiner Linken die Thürme von Windſor, vor mir ein kleines Dorf, mit einem Thurm, deſſen Spitze aus den grünen Bäumen hervorragte; in der Ferne ein Paar reizende Hügel, die ich mir am künftigen Morgen zu beſteigen vornahm, um mich das grüne Waizenfeld; o wie unbeſchreiblich ſchön war dieſer Abend und dieſer Spaziergang! Und in der Ferne konnte ich zwiſchen den Häuſern den Gaſthof ſehen, wo ich wohnte. Ich hatte alſo gleichſam eine Heimath, wohin ich zurückkehren konnte, und es war mir, als ob ich hier zu Hauſe wäre, und immer hier bleiben müßte.

Wie bald verflogen dieſe ſüßen und angenehmen Träume, als ich zu Hauſe kam, und von den Aufwärtern, die ſich vielleicht ein ſchlechtes Trinkgeld von mir verſprachen, wieder mit ſcheelem Blick empfangen wurde. Und wie groß war mein Erſtaunen, da eben die mürriſche Magd, welche mir ein Zimmer anwieß, unten

in die Stube trat, und mir mit einem Kutz und spöttischem Wesen sagte: ich möchte mich nur nach einem andern Logis umsehen, denn hier könne ich die Nacht nicht bleiben, weil das Zimmer, das sie mir aus Versehen angewiesen habe, schon besetzt gewesen sey. Ich protestirte natürlicher Weise dagegen, bis endlich der Wirth dazu kam, auf den ich mich berief, und der mir sogleich ein Zimmer anweisen ließ, worauf ich aber selbander schlafen mußte. So wäre ich also hier in Windsor beinahe zum zweitenmal ausgestoßen worden.

Nun war gerade unter meinem Schlafzimmer ein Trinkgelag, daß der Boden zitterte. Es wurden Trinklieder gesungen, worinn ähnliche Stellen mit den unsrigen vorkamen, so viel ich verstehen konnte. Die Gesellschaft bestand, wie ich vorhergesehen hatte, aus lauter Officieren. Kaum war ich bei diesem Lerm und Geräusch ein wenig eingeschlafen, so kam mein Schlafkamerad, vermuthlich einer aus der saubern Trinkgesellschaft, in die Stube und an mein Bette getaumelt, bis er endlich mit vieler

Mühe das seinige fand, und sich, so wie er war, mit Stiefeln und Kleidern hineinwarf.

Heute Morgen stand ich denn sehr früh auf, um, wie ich mir vorgenommen hatte, die beiden Hügel zu besteigen, welche mir gestern einen so reizenden Prospekt gaben, besonders der eine, auf dessen Gipfel ein hohes weißes Haus zwischen den dunkelgrünen Bäumen hervorragte. Der andre lag gleich darneben.

Ich fand keinen ordentlichen Weg, der zu diesem Hügel führte, ging also grade zu, ohne mich an eine Straße zu kehren, immer meiner einmal genommenen Richtung nach. Freilich war dieß etwas mühsam, ich hatte oft einen Zaun oder Sumpf zu umgehen, endlich aber langte ich doch am Fuße des sehnlich gewünschten Hügels mit dem hohen weißen Hause an, und als ich im Begriff war, hinauf zusteigen, und mich schon auf die Aussicht von dem weißen Hause freute, las ich an einer aufgestellten Tafel die Worte: Take Care! Steel-traps and Springguns are laid here. (Nehmt euch in Acht, hier liegen Fußangeln!). Meine Mühe war also vergebens, und ich ging nun

nach dem andern Hügel, aber auch hier waren Steeltraps und Springguns für den Wandrer gelegt, der auf dieser Anhöhe den schönen Morgen genießen wollte.

So kehrte ich, in meiner Hoffnung getäuscht, in die Stadt zurück, beinahe eben so, wie gestern Morgen, von Richmondhill, da mir ebenfalls mein Wunsch vereitelt war.

Da ich zu Hause kam, erhielt ich von der mürrischen Magd die schöne Bewillkommung, daß ich nun schlechterdings keine Nacht mehr hier logiren könne, welches aber auch mein Wille nicht war. Jetzt schreibe ich Ihnen unten im Coffee room, wo ein Paar Deutsche neben mir sprechen, die gewiß glauben, daß ich sie nicht verstehe, da ich mich also zu erkennen gebe, daß ich ein Deutscher sey, würdigen mich die Kerls nicht mit mir zu reden, weil ich ein Fußgänger bin. — Ich glaube es sind Hannoveraner! — Das Wetter ist so schön, daß ich ohngeachtet der kleinen Unbequemlichkeiten, denen ich ausgesetzt gewesen bin, dennoch meine Reise zu Fuße fortsetzen werde.

Oxford, den 25sten Juni.

Was für sonderbaren Schicksalen und Abentheuern ist doch ein Fußgänger in diesem Lande der Pferde und Karossen ausgesetzt! Doch ich will nur gleich meine Erzählung von vorne anfangen.

In Windsor mußte ich für ein altes Huhn, daß ich den Abend verzehrte, für ein Schlafzimmer, daß man mir mit Murren gab, und wo ich noch dazu von einem besoffenen Kerl beunruhigt wurde, und für ein Paar Tassen Thee zum Frühstück, neun Schillinge bezahlen, worunter denn das Huhn allein sechs Schillinge gerechnet ward.

Als ich nun weggehen wollte, stand der Aufwärter, welcher mich mit Unwillen und Murren bedient hatte, an der Treppe, und sagte: remember de Wairer! (bedenkt den Aufwärter!) Ich gab ihm drei Halfpenny's, wogegen er mir ein herzhaftes: God damm you Sir! nachschickte. An der Thüre stand die mürrische Magd, und sagte: remember the Chambermaid! — J'ill remember your Civility (ich werde mich an eure Höflich-

keit erinnern!) sagt' ich, und gab ihr nichts, worüber sie ihren Aerger in einem lauten Hohngelächter erstickte. Es folgten mir also im eigentlichen Verstande Flüche und Hohngelächter nach, da ich aus Windsor gieng.

Wie froh war ich nun, da ich die Thürme von Windsor wieder im Rücken hatte! Es ist nicht gut seyn für den Wandrer nahe bei den Palläſten der Könige, dacht' ich, und lagerte mich im Schatten einer grünen Hecke, wo ich in meinem Milton las, und die Herrlichkeit der schönen Natur um mich her empfand.

Ich nahm meinen Weg wieder durch Slough über Salthill nach Maidenhead. In Salthill, welches doch nur ein Dorf ist, hatte ganz am Ende ein Perukenmacher seine Bude, worinn er zugleich balbirte und frisirte. Dafür daß er mein Haar ein wenig in Ordnung brachte, und mich rassirte, mußte ich ihm einen Schilling bezahlen. Dieser Bude gegenüber war ein sehr elegantes Haus und Garten.

Zwischen Salthill und Maidenhead begegnete mir das erste Abentheuer auf meiner Wanderung,

Mir war bis jetzt noch faſt kein einziger Fußgänger begegnet, hingegen rollten beſtändig eine große Menge Kutſchen vor mir vorüber, weil auf der Straße von Oxford eine ſtarke Paſſage iſt, auch begegneten mir häufig Perſonen zu Pferde, welches hier auch eine ſehr gewöhnliche Art zu reiſen iſt.

Mein Weg führte mich in einem ziemlich tiefen Grunde zwiſchen hohen Bäumen hin, ſo daß ich nicht weit vorwärts ſehen konnte, als mir ein Kerl in einem braunen Frak und runden Hute, mit einem Stabe in der Hand entgegen kam, der um ein gut Theil ſtärker als der meinige war. Seine Phyſiognomie kam mir gleich etwas verdächtig vor. Er ging aber vor mir vorbei. Allein ehe ichs mir verſah kehrte er wieder um, und verlangte von mir weiter nichts, als einen Halfpenny, wofür er ſich wolle etwas Bier geben laſſen, weil er noch nüchtern ſey. Ich griff in die Taſche, und fand, daß ich gar keine Kupfermünze und nicht einmal Sixpences, ſondern lauter Schillinge hatte. Als ich mich damit entſchuldigte, ſagte er mit einer ſo hämiſchen Mine, God bleſs my ſoul!

und machte mich auf den faustdicken Griff an seinem Wanderstabe so aufmerksam, daß ich sogleich in die Tasche griff, und ihm mit der fröhlichsten Mine einen Schilling gab. Indem kam eine Kutsche gefahren. Er bedankte sich sehr höflich bei mir, und ging fort. Wäre die Kutsche einen Augenblick eher gekommen, so würde ich ihm den Schilling, den ich gar nicht überflüssig hatte, schwerlich gegeben haben. Ob dieß nun ein Footpad war, will ich nicht entscheiden, alles mögliche Ansehn hatte er dazu.

Ich kam nun auf Maidenheadbridge oder die Brücke von Maidenhead, welches 25 Englische Meilen von London ist.

Die Englischen Meilenzeiger sind für den Reisenden eine große Annehmlichkeit und Bequemlichkeit. Mir haben sie oft die Hälfte des Weges erleichtert, weil ich immer gewiß wußte, wie weit ich gekommen war, und daß ich auf dem rechten Wege sey. Denn auf diesen Meilenzeigern sind allemal sowohl die Entfernungen von London, als bis zum nächstliegenden Orte bezeichnet, und wo Scheidewege sind, ist immer noch besonders ein Handweiser angebracht, so

daß es hier faſt unmöglich iſt, ſich im Gehen zu verirren. Ich muß geſtehen, daß meine Reiſe faſt ein beſtändiger Spaziergang war.

Von der Brücke vor Maidenhead iſt eine vortreffliche Ausſicht auf einen Hügel der ſich rechts längſt dem Ufer der Themſe hin erſtreckt, und auf welchem zwei prächtige Landſitze mit Wieſen und Parks befindlich ſind. Der erſte heißt Taplow und gehört dem Grafen von Inchiquin, und ein wenig weiter in der Ferne liegt Cliefden, welches ihm ebenfalls zugehört. Die Schlöſſer ſchimmern mit grünen Wieſen umgeben aus dem dicken Gehölz hervor, und geben einen reizenden Anblick.

Von dieſer Brücke hat man nicht weit bis Maidenhead, und beim Eingange in daſſelbe zur linken Seite, wiederum die Ausſicht auf einen ſchönen Landſitz, wovon ein gewiſſer Pennyſton Powney Eſq. Beſitzer iſt.

Dieſe Nachrichten ſchöpfe ich größtentheils aus meinem Engliſchen Wegweiſer, den ich faſt beſtändig in der Hand habe, und worinn faſt alles Merkwürdige von Meile zu Meile angezeigt iſt. Ich laſſe mir von den Leuten, bei denen ich ein-

kehre, die Wahrheit der Nachrichten bestätigen; und diese wundern sich denn, wie ich als ein Fremder, mit ihrer Gegend so genau bekannt bin.

Maidenhead selber ist ein unansehnlicher Ort: für eine Bierkalteschale, die ich mir hier machen ließ, mußte ich doch neun Pence bezahlen. Man schien mich auch hier nicht für voll anzusehen. A lusty Comrade! hört' ich im Vorbeigehen von mir sagen, und das klang denn freilich nicht sehr ehrenvoll, wenn es eben so viel heißen sollte, als wie man bei uns zu sagen pflegt: das mag mir wohl ein lustiger Kamrad, oder ein lustiger Passagier seyn!

Am Ende des Dorfs hatte ein Schuhmacher seinen Laden, so wie am Ende von Salthill ein Friseur wohnte.

Von hier gings nun auf Henley zu, daß noch eilf Meilen von Maidenhead, und 36 Meilen von London entfernt ist.

Als ich ziemlich scharf sechs englische Meilen nach einander gegangen, und also nur noch fünf Meilen von Henley war, kam ich auf eine Anhöhe, wo grade ein Meilenzeiger stand, bei

dem ich mich niederſetzte, um eine der herrlichſten Ausſichten zu genießen, zu deren Betrachtung ich einen jeden rathen will, der etwa einmal auf dieſen Fleck kommen ſollte.

Vor mir in der Nähe ein ſanfter Hügel voll grüner Walzenfelder mit lebendigen Hecken eingezäunt, und oben von einem Walde umkränzt.

Und nun in der Ferne in einem großen halben Cirkel um mich her ein grüner Hügel an den andern, die ſich vom Ufer der Themſe ſanft in die Höhe erhoben, und auf denen ſich Wälder, Wieſen, Aecker und Dörfer mannichfaltig durchkreuzten, indeß zu ihren Füßen die Themſe ſich zwiſchen Dörfern und einzelnen Häuſern, und grünen Thälern, in reizenden Krümmungen hinſchlängelte.

Die Ufer der Themſe ſind beſtändig ſchön und reizend; wie ſüß iſt mir ihr Anblick, wenn ich ſie oft, nach einer kleinen Entfernung, wo ich ſie aus den Augen verlohren habe, plötzlich mit allen ihren grünen Ufern wieder ſehe!

Unten im Thale weideten Heerden, und die Glocken ſchallten den Hügel herauf.

Und was eine solche Englische Gegend so bezaubernd schön macht, ist, daß alles übereinstimmt einen rührenden Anblick zu gewähren, daß man keinen Fleck sieht, auf dem das Auge nicht gern ruhen möchte. Die mittelmäßigste Gegend von denen, die ich nun in England gesehen habe, würde in der unsrigen schon ein Paradies ausmachen.

Durch diese belohnende Aussicht gleichsam zum neuen Gange gestärkt, gings nun im scharfen Schritt Berg auf Berg ab, die übrigen fünf Meilen bis Henley, wo ich den Nachmittag ohngefehr um vier Uhr ankam.

Zur linken Seite dicht vor Henley, an dem diesseitigen Ufer der Themse liegt auf einem Hügel ein schöner Park und Landsitz, den jetzt der General Conway bewohnet.

Ehe ich in Henley hinein gieng, spazierte ich noch ein wenig am Ufer der Themse hinunter, und setzte mich im hohen Grase nieder, indeß am andern Ufer der Park auf dem Hügel vor mir lag: weil ich etwas müde war, schlief ich hier ein, und als ich wieder aufwachte, schienen mir gerade noch die letzten Strahlen der untergehenden Sonne ins Gesicht.

Gestärkt von diesem süßen Schlummer ging ich weiter fort, und in die Stadt hinein, wo es mir aber viel zu vornehm aussahe, als daß ich meiner gemachten Erfahrung zu folge, hätte da bleiben sollen, vielmehr entschloß ich mich in einem Gasthofe by the Roadside (an der Heerstraße,) welche der Vikar von Wakefield the usual Retreat of Indigence and frugality (die gewöhnliche Zuflucht der Armuth oder Sparsamkeit) nennt, einzukehren.

Allein das schlimmste war, daß mich niemand selbst einmal in einen solchen Zufluchtsort aufnehmen wollte. Es begegneten mir auf diesem Wege doch ein Paar Bauren. Ich fragte den ersten, ob ich in einem Hause an der Heerstraße, das ich von ferne sahe, wohl die Nacht Herberge finden würde? I dare say you may! war seine Antwort. Allein, als ich hinkam hies es: we have got no Beds, and you can't stay here to night! (Wir haben keine Betten, und ihr könnt die Nacht nicht hier bleiben), eben so hieß es auch in dem folgenden Hause, das ich an der Heerstraße traf. Ich mußte mich also entschliessen, noch fünf Meilen bis Nettlebed zu gehen,

wo ich denn etwas spät am Abend, da es schon völlig dunkel war, ankam.

Es ging in diesem Dörfchen noch recht munter zu, indem einige beurlaubte Soldaten auf ihre eigene Hand musicierten. Gleich beim Eingange in das Dorf war das erste Haus zur linken Seite ein Gasthof, wovon ein Querbalken bis zu dem gegenüberstehenden Hause gelegt war, an welchem ein erstaunlich großes Schild mit dem Nahmen des Eigenthümers hieng.

May I stay here to night? war meine erste Frage, da ich in das Haus trat, und ein kaltes: yes you may! war die Antwort darauf, worüber ich doch sehr froh war.

Man wieß mich in die Küche, und gab mir an einem Tische mit den Soldaten und Hausknechten zu essen. Ich befand mich also nun zum erstenmal in einer solchen Küche, die in den Englischen Romanen des Fielding so oft vorkommen, und worinn sich gemeiniglich die meisten Abentheuer zutragen.

Das Kamin in dieser Küche, wo gekocht und gebraten wurde war mit einem hölzernen

Ver-

Verschlage eingefaßt, und das übrige wurde wie ein Wohn- und Speisezimmer gebraucht. Rund herum an den Seiten waren Börte mit zinnernen Schüsseln und Tellern besetzt, und die Decke hing voller Viktualien; als Zuckerhüte, Würste, Speckseiten und dergleichen.

Während daß ich aß, kam eine Postchaise angefahren, und sogleich wurden beide Thürflügel eröffnet, und das ganze Haus in Bewegung gesetzt, um nur diese vornehmen Gäste gehörig zu empfangen. Die Herrn stiegen aber nur einen Augenblick aus, und verzehrten nichts als ein Paar Krüge Bier, worauf sie wieder fortfuhren. Man begegnete Ihnen mit allem möglichen Respekt, denn sie kamen in einer Postchaise gefahren.

Ohngeachtet dieß nur ein kleines Dorf war, und man mich gewiß für keinen vornehmen Gast hielt, wieß man mir hier doch ein tapeziertes Schlafzimmer mit sehr guten Betten an.

Am folgenden Morgen zog ich reine Wäsche an, die ich bei mir trug, und putzte mich, so gut ich konnte, heraus, und als ich nun herunter kam, wieß man mich nicht, wie den Abend

vorher, in die Küche, sondern in das Parlour oder Fremdenzimmer, unten an der Erde; auch hieß ich wieder Sir, da ich den Abend vorher nur Master titulirt wurde, mit welcher letztern Benennung man eigentlich nur Bauern und ganz gemeine Leute anredet.

Es war Sonntag, und alles im Hause hatte sich schon festlich angeputzt. Es fing mir an in diesem Dorfe ausserordentlich zu gefallen, und ich nahm mir vor, diesen Morgen dem Gottesdienste mit beizuwohnen. Zu dem Ende lieh ich mir von meinem Wirth dem Herrn Illing, dieß war sein Nahme, der mir auffiel, weil er auch in Deutschland sehr gebräuchlich ist, ein Prayerboock (Gebetbuch), worinn ich beim Frühstück für mich blätterte, und verschiednes von der Englischen Liturgie darinn las. Auffallend war es mir, daß den Priestern alle Worte vorgeschrieben sind, deren sie sich bedienen müssen, wenn sie einen Kranken besuchen, wo sie z. B. anheben müssen: Place dwell in this House! (Friede sey mit diesem Hause) u. s. w.

Daß ein solches Buch aber Gebetbuch und nicht Gesangbuch heißt, rührt daher, weil bei dem Englischen Gottesdienst von der Gemeine eigentlich nicht gesungen, sondern nur gebetet wird. Demohngeachtet aber sind auch in diesem Gebetbuche die Psalmen in Englische Verse übersetzt mit befindlich.

Das Gebetbuch, was mir mein Wirth liehe, war ein rechtes Familienstück, denn aller seiner Kinder Geburts- und Nahmenstage, und auch der Tag seiner Hochzeit waren sorgfältig darinn verzeichnet. Um desto mehr Werth hatte auch dieß Buch in meinen Augen.

Um halb zehn Uhr fing erst der Gottesdienst an. Grade unserm Hause gegenüber standen die Knaben des Dorfs, alle blühend und schön, und sehr nett und sauber angezogen, ihr rundabgeschnittnes Haar nach Englischer Art gekämmt, mit offner freier Brust, und die weißen Kragen an ihren Hemden von beiden Seiten übergeschlagen. Sie schienen sich hier beim Eingange des Dorfs versammlet zu haben, um den Pfarrer zu erwarten.

Ich gieng ein wenig vor das Dorf hinaus spazieren, wo ich von fern einige Männer aus einem andern Dorfe kommen sahe, die dem hiesigen Gottesdienste beiwohnen wollten.

Endlich kam der Pfarrer geritten. Die Knaben zogen ihre Hüte vor ihm ab, und bückten sich tief vor ihm. Er war ein Mann von schon etwas ältlichem Ansehn, und trug sein eignes Haar rund frisirt, oder vielmehr, wie es sich von selber in Lockon rollte.

Es ward geläutet, und ich ging, mein Gebetbuch unterm Arm, mit der Gemeine zur Kirche; wo mir der Clerk oder Küster sehr höflich dicht vor der Kanzel einen Platz anwieß.

Die Auezierung der Kirche war sehr simpel. Gerade über dem Altar, waren auf zwei Tafeln mit groſen Buchstaben die zehn Gebote verzeichnet, welche doch immer ein sehr kurzer und nachdrücklicher Inbegriff einer Sittenlehre für das Volk sind.

Unter der Kanzel dicht am Aufgange derselben war ein Pult, worinn der Prediger, vor der Predigt, stand, und eine sehr lange Liturgie ablas, worauf der Küster jeder[illegible] ant-

wortete, indeß die ganze Gemeine leiſe mit einſtimmte. Wenn z. B. der Pzieſter ſagte: God have Mercy upon us! ſo antwortete der Küſter und die Gemeine: and forgive us all our Sins! oder der Prieſter las ein Gebet, und die ganze Gemeine ſagte Amen dazu.

Dieß iſt für den Prediger ſehr beſchwerlich, der nicht nur, ſo lange er predigt, ſondern während des ganzen Gottesdienſtes beſtändig reden muß. Aber das Mitbeten der ganzen Gemeine hat etwas ſehr Feierliches und Rührendes.

Ein Paar Soldaten, die neben mir ſaßen, und vermuthlich in London geweſen waren, ſchienen ſchon ſtarke Geiſter ſeyn zu wollen, denn ſie beteten nicht laut mit.

Nachdem nun eine Weile gebetet war, merkte ich auf dem Chore einige Bewegungen, der Clerk war ſehr geſchäftig, und man ſchien ſich zu irgend etwas Feierlichem zu rüſten, auch erblickte ich verſchiedne muſikaliſche Inſtrumente, als der Prediger mit Leſen inne hielt, und der Clerk vom Chor herunter ſagte: Laßt uns zur Ehre Gottes ſingen, den ſieben und vierzigſten Pſalm,

der ſich anhebt, awake, our Hearts, awake with Joy!

Und wie rührend und herzerhebend war es, als nun auf einmal in dieſer kleinen ländlichen Kirche eine Inſtrumental- und Vokalmuſik erſchallte, welche von keinen gedungenen Tonkünſtlern, ſondern von den glücklichen Bewohnern dieſes Dorfes ſelbſt, als ein fröhliches Opfer zur Ehre ihres Gottes dargebracht wurde.

Dieſer Geſang wechſelte nun noch einigemal mit dem Gebet ab, und die Melodie der Pſalmen hatte einen ſo raſchen und freudigen, und doch dabei erhabnen Gang, der das Herz unaufhaltſam zur Andacht mit ſich fortriß, und mich oft bis zu Thränen rührte.

Der Prediger trat nun auf und hielt eine kurze Rede über den Text: Es werden nicht alle, die zu mir Herr! Herr! ſagen ins Himmelreich kommen, u. ſ. w. Er handelte in ziemlich allgemeinen Ausdrücken und Predigerterminologien von der Nothwendigkeit, des Herrn Willen zu thun, ſagte aber weiter eben nichts beſonders Zweckmäßiges. Die Predigt dauerte keine halbe Stunde.

Dieſer Prediger hatte eben kein freundliches, einnehmendes Weſen, und ſchien auch den Bauern etwas ſtolz mit einem vornehmen Kopfnicken zu danken, wenn ſie ihn grüßten.

Ich blieb bis der Gottesdienſt ganz geendigt war, und dann ging ich wieder mit der Gemeine aus der Kirche, und beſahe noch die Leichenſteine und Grabſchriften auf dem Kirchhofe, welche doch größtentheils ſimpler und geſchmackvoller als die unſrigen waren.

Einige waren freilich auch komiſch genug, worunter denn vorzüglich eine Grabſchrift auf einen Schmidt gehört, die ich wegen ihrer Seltſamkeit abgeſchrieben haben, und ſie hierher ſetzen will:

My Sledge and Anvil lie declined,
My Bellows too have loſt their Wind;
My Fire's exſtinct, my Forge decay'd.
My Coals are ſpent, my Iron's gone,
My Nails are drove, my Work is done.

„Mein Schmiedehammer und Ambos lie„gen darnieder; meine Blaſebälge haben ihren „Wind verlohren; mein Feuer iſt verloſchen, „und meine Schmiede verfallen; meine Kohlen

„sind verbraucht, mein Eisen ist alle, meine „Nägel sind eingeschlagen, meine Arbeit „ist aus.“

Viele Grabschriften fand ich, die sich mit folgenden Reimen endigten: Physicians were in vain; God knew the best, and laid his Dust to Rest. Aerzte waren vergeblich; Gott wußte am besten, was ihm gut sey, und legte seinen Staub zur Ruhe.

In der Kirche selbst sahe ich das marmorne Epitaphium eines Sohnes des berühmten D. Wallis, mit folgender simpeln und rührenden Inschrift: Eben der Verstand, welcher ihn zu jedem öffentlichen Amte fähig machte, lehrte ihn, sein Leben hier in der Stille zubringen.

Alle die Bauern, welche ich hier sahe, waren nicht, wie die unsrigen, in grobe Kittel, sondern gutes feines Tuch, auf eine geschmackvolle Art gekleidet, und unterschieden sich nur dadurch von den Stadtleuten, daß mir ihr Anzug und ihr ganzes Betragen weit natürlicher und edler zu seyn schien.

Einige von den Soldaten, die starke Geister seyn wollten, gesellten sich zu mir, da ich

die Kirche befahe, und schienen sich ordentlich ihrer Kirche zu schämen, indem sie sagten: es sey nur eine sehr erbärmliche Kirche; worüber ich mir denn die Freiheit nahm, sie zu belehren, daß keine Kirche erbärmlich sey, die ordentliche und vernünftige Menschen in sich faßte.

Ich blieb noch den Mittag hier. Den Nachmittag war kein Gottesdienst, aber die jungen Leute musicierten wieder für sich, und sangen einige Psalmen, wobei ein Theil der Gemeine zuhörte. Es geschahe dieß mit solcher Anständigkeit, daß es auch wie eine Art von Gottesdienst zu betrachten war. Dieser Kirchenmusik wohnte ich wieder bei. Ich war wie an dieß Dorf gebannt. Dreimal ging ich fort, um weiter zu reisen, und eben so oft kehrte ich wieder um, weil ich mir beinahe vorgenommen hatte, eine Woche oder länger in diesem Dorfe zuzubringen.

Doch der Gedanke, daß ich nur noch einige Wochen bis zu meiner Rückreise übrig hatte, und doch noch Derbyshire besehen wollte, trieb mich endlich fort. Mit Wehmuth blickte ich oft nach

dem kleinen Kirchthurme und den friedlichen Hütten zurück, wo ich einen Morgen, wie zu Hause gewesen war.

Nun war es beinahe drei Uhr Nachmittages, als ich von hier wegging, und ich hatte noch achtzehn Meilen bis Oxford. Allein ich nahm mir vor, nicht bis Oxford zu gehen, sondern die Nacht über etwa fünf bis sechs Meilen davon zu bleiben, um es alsdann den folgenden Morgen noch bei guter Zeit zu erreichen.

Mein Weg von Nettlebed aus war ein ununterbrochener Spaziergang in einem großen Garten. Ich wechselte oft mit Gehen und Lesen im Milton ab: Als ich ohngefähr acht Meilen von Nettlebed und nicht weit mehr von Dorchester war, hatte ich die Themse in einiger Entfernung zur Linken, und an ihrem jenseitigen Ufer sah ich einen langen Hügel, hinter welchem ein Mastbaum hervorzuragen schien, der mich vermuthen ließ, daß an der andern Seite des Hügels auch ein Fluß sey.

Die Aussicht, welche ich mir von diesem Hügel versprach, konnte ich unmöglich so vorbeigehen; ich ging links vom Wege ab, über

eine Brücke über die Themse, und immer den Hügel hinauf, auf den Mastbaum zu. Als ich den Gipfel erstiegen hatte, fand ich, daß alles ein Blendwerk war. Ich hatte nichts, als eine große Ebne vor mir, und der Mastbaum war in die Erde gegraben, um vorwitzige Leute vom Wege abzulocken.

Ich stieg also meinen Hügel wieder herunter; am Fuß desselben war ein Haus, wo viele Leute aus dem Fenster sahen, die mich auszulachen schienen, daran ich mich aber wenig kehrte, und meine Straße fortging, ohne daß mich meine Reise zu dem Mastbaum sehr gereuet hätte. Nur war ich doch von dem Steigen etwas ermüdet.

Nicht weit von hier nahe vor Dorchester hatte ich noch eine herrliche Scene. Die Gegend wurde hier so schön, daß ich nicht weiter gehen konnte, sondern mich auf den grünen Rasen legte, und sie mit Entzücken betrachtete. Der Mond stand schon in seiner ganzen Fülle am Himmel, die Sonne flimmerte noch mit ihren letzten Strahlen durch die grünen Hecken. Hierzu kam der Wiese betäubender Wohlgeruch, der

Vögel mannichfaltiger Gesang, die Hügel an der Themse, bald hellgrün, blaßgrün, oder dunkelgrün, mit ihren hin und her zerstreuten Baumgeschwadern. Ich erlag fast unter der Betrachtung aller dieser reizenden Gegenstände.

Ich kam ziemlich spät in Dorchester an. Dieß ist nur ein kleiner Ort, hat aber eine große und ansehnliche Kirche. Indessen standen die Damen mit frisiertem Haar vor den Häusern, wo ich vorbei ging, und es schien mir hier wieder alles ein viel zu vornehmes Ansehen zu haben, als daß ich hier hätte bleiben sollen, wie ich anfänglich willens war.

Ich entschloß mich also, noch viertehalb Meilen bis Nuneham zu gehen, wovon es nur noch fünf Meilen bis Oxford war. Hier in Nuneham kam ich denn ziemlich ermüdet und bei finstrer Nacht an.

Der Ort bestand aus zwei Reihen dicht aneinandergebauter Häuser, und war so regelmäßig angelegt, wie eine Straße in London. Alle Thüren waren schon verschlossen, und ich sahe nur noch in einigen Häusern Licht.

Endlich sah' ich ganz am Ende des Orts, ein groſses Schild queer über die Straſse aushängen, und das letzte Haus an der linken Seite war der Gasthof, wo noch alles in Bewegung war.

Ich kehrte ohne Umstände ein, und sagte, ich wolle die Nacht da bleiben. By no means! (keinesweges) hieſs es, es sey schlechterdings unmöglich; das ganze Haus sey voll, und alle ihre Betten besetzt; da ich so weit wäre, solle ich nur noch vollends die fünf Meilen bis Oxford gehen.

Weil mich sehr hungerte, so verlangte ich wenigstens, daſs man mir etwas zu essen geben sollte. Allein ich bekam zur Antwort, weil ich die Nacht nicht da bleiben könne, so ginge es auch nicht gut an, daſs sie mir zu Essen geben könnten, ich möchte nur weiter gehn.

Endlich verlangte ich einen Krug Bier, den man mir für baare Bezahlung gab, aber einen Bissen Brodt dazu, den ich auch gern bezahlen wollte, schlug man mir ab.

Eine solche erstaunliche Inhospitalität hatte ich denn doch in einem Englischen Gasthofe nicht

erwartet. Ich wollte aber doch alles mögliche versuchen, um zu sehen, wie weit die Liebloſigkeit dieſer Leute gehen würde.

Ich bat alſo, ſie möchten mich nur auf einer Bank ſchlafen laſſen, und mir Obdach geben, ich wolle dafür ſo viel, als für ein Bette bezahlen, denn ich wäre ſo müde, daß ich unmöglich weiter gehen könnte, allein indem ich noch dieſen Antrag machte, ſchlug man mir die Thür vor der Naſe zu.

'Da man mich nun hier in einem kleinen Dorfe nicht hätte aufnehmen wollen, ſo konnte ich noch weit weniger erwarten, daß man es in Oxford thun würde. Ich war alſo beinahe entſchloſſen, dieſe Nacht, weil es überdem ziemlich warm war, unter freiem Himmel zuzubringen, und ſuchte mir zu dem Ende einen bequemen Platz auf dem Felde unter einem Baume aus. Als ich nun gerade im Begriff war, meinen Ueberrock auszuziehen, um ihn mir untern Kopf zu legen, hörte ich jemanden mit ſchnellen Schritten hinter mir herkommen, der mir zurief, ich ſolle warten, wir könnten miteinander gehen.

So wenig nun auch jemanden, der auf die Weise hinter einem herkömmt, in finstrer Nacht zu trauen ist, so war es mir doch eine Freude, daß sich wieder ein Mensch um mich bekümmerte, und mit mir gehen wollte, da ich vorher so äuſſerst unfreundlich von den Menschen ausgestoßen war.

Ich erwartete ihn also ruhig, und als er zu mir heran kam, sagte er, wenn ich gut zu Fuße wäre, so könnten wir miteinander gehen, denn er wolle auch noch nach Oxford. Als ich ihm das erste versicherte, setzten wir unsern Weg zusammen fort.

Da ich nun nicht wissen konnte, ob meinem Reisegefährten zu trauen sey, so suchte ich mich ihm auf alle Fälle von einer bemitleidenswerthen Seite bekannt zu machen. Und beklagte mich zu dem Ende über das Unrecht, daß man mir, als einen armen Wandrer, in dem letzten Gasthofe nicht einmal ein Obdach verstattet, und mir für mein Geld sogar einen Bissen Brod versagt habe.

Mein Reisegefährte entschuldigte die Leute in etwas, indem er sagte, daß wirklich das Haus

voller Leute sey, die hier in der Nähe gearbeitet hätten, und nun da logierten. Daß man mir aber einen Bissen Brod versagt habe, könne er freilich selbst nicht billigen; und hierauf fragte er mich, wo ich denn heute hergewandert käme.

Ich antwortete aus Nettlebed, und erzählte ihm, daß ich da heute Morgen dem Gottesdienste mit beigewohnt hätte.

Da Ihr also vermuthlich heute Nachmittag durch Dorchester gekommen seyd, sagte er, so hättet Ihr mich auch können predigen hören, wenn Ihr dort in die Kirche gekommen wäret: denn dieß ist mein Vikariat, wo ich eben herkomme, um wieder nach Oxford zu gehen.

Also seyd Ihr ein Prediger? sagte ich, ganz voller Freuden, daß ich in dieser finstern Nacht, auf meinem Wege einen Gefährten angetroffen hatte, mit dem ich einerlei Beschäftigung trieb. Ich bin auch ein Mann der predigt, sagte ich zu ihm, indem ich ihm zugleich zuverstehen gab, daß ich nicht, wie ich vorher gesagt, aus Armuth, sondern um Sitten und Menschen kennen zu lernen, zu Fuße reißte.

Er war über dieſe angenehme Zuſammenkunft eben ſo erfreut wie ich, und wir ſchüttelten brüderlich die Hände zuſammen, ehe wir weiter gingen.

Nun fing er an, einige Worte Latein zu reden, und da ich ihm nach der Engliſchen Ausſprache wieder Lateiniſch antwortete, gab er mir ſeinen Beifall über meine richtige Prononciation des Lateiniſchen zu erkennen. Denn, ſagte er, vor einigen Jahren ſey ihm einmal, auch in der Nacht, faſt auf eben dem Fleck, ein Deutſcher begegnet, der ihn auch in Latein angeredet, aber es ſo abſcheulich ausgeſprochen habe, daß er nur wenige Worte davon verſtanden hätte.

Das Geſpräch lenkte ſich nun auf theologiſche Materien, und unter andern auf die neuen Lehren des D. Prieſtley, den er bis in den unterſten Abgrund der Hölle verdammte. Ich hütete mich alſo wohl, mich über dieſen Text zu tief mit ihm einzulaſſen, und billigte ſeine Behauptungen ohne alle Einſchränkung, wodurch ich mir ſehr ſeine Gunſt erwarb.

Während diesem Gespräche waren wir fast, ohne des Weges gewahr zu werden, bis nahe vor Oxford gekommen.

Nun, sagte er, würde ich bald eine von den schönsten und prächtigsten Städten, nicht nur in England, sondern in ganz Europa, sehen, nur sey es Schade, daß ich, wegen der Dunkelheit der Nacht, den herrlichsten Prospekt davon verlieren würde.

Diesen verlor ich denn auch wirklich, und sahe nicht eher etwas von Oxford, bis wir dicht daran waren. Und nun sagte er, als wir hineingingen, würde ich eine der längsten, prächtigsten und schönsten Straßen nicht nur in dieser Stadt, sondern in England, und überhaupt in ganz Europa sehen.

Sehen konnte ich die Pracht und Schönheit dieser Straße nicht, aber ihre Länge fühlte ich an meiner Müdigkeit, denn ich merkte, daß wir immer fortgingen, ohne daß die längste Straße in Europa ein Ende nahm, oder das ich gewußt hätte, wo ich nun auf dieser berühmten Straße die Nacht bleiben würde. Bis endlich mein Reisegefährte stille stand, um von mir Abschied zu

nehmen, und ſagte, er wolle nun in ſein Kollegium gehen, wo er wohnte.

Und ich will mich die Nacht hier auf einen Stein ſetzen, gab ich ihm zur Antwort, und den Morgen abwarten, weil ich hier wohl ſchwerlich eine Herberge finden werde.

Ihr wollt Euch auf einen Stein ſetzen, ſagte er, und ſchüttelte mit dem Kopfe: Kommt lieber mit mir in ein Bierhaus hier in der Nähe, vielleicht treffen wir da noch mehr Geſellſchaft an!

Wir gingen alſo noch ein Paar Häuſer weiter, und klopften an die Thüre. Es gieng ſchon auf zwölf Uhr. Man machte uns auf, und wie groß war meine Verwunderung, da wir gleich zur linken Seite in einen Verſchlag traten, wo eine ganze Anzahl Prieſter mit ihren Mänteln und Kragen, um einen großen Tiſch, jeder ſeinen Bierkrug vor ſich, ſaßen, denen mich mein Reiſegefährte als einen german Clergyman vorſtellte, und mich nicht genug wegen meiner richtigen Ausſprache des Lateiniſchen, meiner Orthodoxie, und meines guten Schrittes wegen, rühmen konnte.

Ich sahe mich also plötzlich in eine Gesellschaft versetzt, wovon ich mir nie etwas hatte träumen lassen; und es kam mir äusserst sonderbar vor, daß ich nun so auf einmal, ohne zu wissen wie, nach Oxford, und mitten in der Nacht in eine Gesellschaft oxfordischer Geistlichen gekommen war.

Indeß suchte ich mich in dieser Situation so gut wie möglich zu nehmen. Ich erzählte von unsern deutschen Universitäten, und daß es auf denselben oft sehr unruhig und geräuschvoll zuginge, und dergleichen: O hier gehts auch manchmal sehr geräuschvoll zu, versicherte mich einer von den Geistlichen, der einen kräftigen Zug aus seinem Bierkruge that, und dabei mit der Hand auf den Tisch schlug.

Die Unterhaltung ward immer lebhafter: man fragte mich auch nach Herrn Bruns, jetzigen Professor in Helmstädt, den die meisten unter der Gesellschaft gekannt hatten.

Nun war unter allen diesen Clerygmen auch ein Weltlicher, Nahmens Clerck, der ein starker Geist seyn wollte, und ihnen allerlei Einwürfe gegen die Bibel machte. Er machte ein

Wortſpiel mit ſeinem Nahmen, weil Clerk auch ein Küſter heißt, indem er ſagte, er bleibe immer Clerk, und avancire nie zum Clergyman; überhaupt war er, nach ſeiner Art, wirklich ein launigter Kerl.

Dieſer machte denn unter andern meinem Reiſegefährten, der, wie ich hörte, Mr. Modd hieß, den Einwurf gegen die Bibel, daß mit klaren Worten darinn ſtünde, Gott ſey ein Weintrinker.

Darüber ereiferte ſich nun Mr. Modd gewaltig, indem er behauptete, es ſey ſchlechterdings unmöglich, daß eine ſolche Stelle in der Bibel gefunden werde. Ein andrer Geiſtlicher, der Mr. Caern hieß, berief ſich auf ſeinen abweſenden Bruder, der ſchon vierzig Jahr im Amte ſey, und gewiß etwas von dieſer Stelle wiſſen müſſe, wenn ſie in der Bibel ſtände, er wolle aber darauf ſchwören, daß ſein Bruder nichts davon wiſſe.

Waiter! ſerch a Bible! (Aufwärter, hohlet eine Bibel!) rief Mr. Clerk, und es wurde eine große Hausbibel gebracht, und mitten auf dem Tiſche unter allen den Alekrügen aufgeſchlagen.

Mr. Clerk blätterte ein wenig, und las im Buch der Richter 9, 13. Soll ich meinen Wein verlassen, der Götter und Menschen fröhlich macht? in der Englischen Ueberſetzung: which rejoices the Heart of God and Man.

Mr. Mobb und Mr. Caern, die vorher am muthigſten geweſen waren, ſaßen auf einmal wie betäubt, und es herrſchte eine Stille von einigen Minuten, als auf einmal der Geiſt der Exegeſe über mich kam, und ich ſagte: Gentlemen! that is an allegorical Expreſſion! (Meine Herrn, das iſt ein allegoriſcher Ausdruck,) denn, fuhr ich fort, wie oft werden die Könige der Erden in der Bibel Götter genannt?

Freilich iſts ein allegoriſcher Ausdruck! fielen ſogleich Mr. Mobb und Mr. Caern ein, und das iſt ja ſo leicht einzuſehen, wie möglich! — ſo triumphirten ſie nun über den armen Clerk, und tranken mir mit vollen Zügen eine Geſundheit nach der andern zu.

Mr. Clerk aber hatte ſeine Pfeile noch nicht alle verſchoſſen, ſondern verlangte, ſie ſollten ihm eine Stelle im Propheten Ezechiel erklären,

wo mit ausdrücklichen Worten stehe, Gott sey ein Bartscheerer.

Hierdurch wurde Mr. Modd so sehr aufgebracht, daß er den Clerk an impudent Fellow (einen unverschämten Kerl) nannte, und Mr. Caern berief sich auf seinen Bruder, der schon vierzig Jahr im Amte sey, daß dieser den Mr. Clerk ebenfalls für einen unverschämten Kerl halten würde, weil er so etwas Abscheuliches behaupten könnte.

Mr. Clerk aber blieb ganz ruhig, und schlug im Propheten Ezechiel eine Stelle auf, die ein jeder lesen konnte, wo es von den verstockten Juden hieß: God will shave the Beard of them (Gott wird ihnen den Bart abscheren). Waren nun Mr. Modd und Mr. Caen vorher wie vor den Kopf geschlagen, so waren sie es jetzt noch viel mehr, und hier ließ selbst den Mr. Caern sein Bruder, der schon vierzig Jahr im Amt war, ganz im Stiche.

Ich brach das Stillschweigen aufs neue, und sagte! Gentlemen! dieß ist ja ebenfalls ein allegorischer Ausdruck! — Freilich ist es das! fielen mir Mr. Modd und Mr. Caern ins Wort, und

schlugen dazu auf den Tisch. — Denn den Gefangenen, fuhr ich fort, wurde der Bart abgeschoren, und es heißt also weiter nichts, als Gott wird sie in die Gefangenschaft fremder Völker geben, die ihnen den Bart abscheeren! — Das versteht sich, ein jeder sieht es ein, und es ist so klar wie der Tag! schallte mir vom ganzen Tische entgegen, und Mr. Caern setzte hinzu, sein Bruder, der vierzig Jahr im Amte wäre, erklärte es eben so;

Dies war der zweite Triumph über Mr. Clerk, und dieser war nun ruhig und machte keine Einwürfe weiter gegen die Bibel. Von den übrigen aber wurde mir noch manche Gesundheit in dem starken Ale zugetrunken, welches mir höchst zuwider war, weil dieses Ale beinahe stärker wie Wein berauscht.

Das Gespräch lenkte sich nun auf andre Gegenstände. Endlich als es beinahe gegen Morgen ging, fing Mr. Modd an: damm me! I must read Prayers in all Souls College! (ich muß in aller Seelen Collegio Betstunde halten; und damm me! ist eine Verkürzung aus God damm me! Gott verdamme mich, welches aber in England

nicht viel mehr sagen will, als bei uns, Ei zum Henker! oder Potztausend!)

Ehe aber Mr. Modd wegging, lud er mich auf den folgenden Morgen zu sich ein, und erbot sich sehr höflich, mir die Merkwürdigkeiten von Oxford zu zeigen. Die übrigen von der Gesellschaft verlohren sich nun auch. Und da ich einmal, freilich auf eine sonderbare Art, in eine so ansehnliche Gesellschaft eingeführt war, trug man auch im Hause weiter kein Bedenken, mich aufzunehmen, und wieß mir ein gutes Schlafzimmer an.

Allein am folgenden Morgen, da ich aufwachte, hatte ich von dem gestrigen starken Zutrinken der Ehrwürdigen Herren ein solches Kopfweh bekommen, daß es mir nicht möglich war aufzustehen, und noch weniger, den Herrn Modd in seinem Kollegio zu besuchen.

Der Gasthof, worinn ich war, hieß the Miter, (die Bischofsmütze). Und ich fand hier, gegen Windsor gerechnet, die vortrefflichste Bedienung. Allein weil ich den Abend, ehe ich zu Bette ging, etwas aufgeräumt war, so sagte ich dem Aufwärter geradezu, er möchte nicht glauben, weil ich zu

Fuße ginge, daß ich ihm deswegen ein schlechter Trinkgeld geben würde, sondern versicherte ihm das Gegentheil, wodurch ich denn die beste Aufwartung von der Welt erhielt.

Ich nahm mir nun vor, ein Paar Tage in Oxford zu bleiben, um zugleich während der Zeit, wieder reine Wäsche zu erhalten, die hier äusserst nöthig thut, denn als ich den Nachmittag ein wenig spazieren ging, und meine Wäsche etwas schmutzig war, hört ich mir in einer kleinen Straße ein Paar Weiber vor der Thüren nachrufen: Seht doch den feinen Herrn, der nicht einmal ein weißes Hemde am Leibe trägt!

Den Mittag aß ich unten mit der Familie und noch einigen Personen die da speißten, und unterhielt mich sehr angenehm. Ich mußte viel von Deutschland und vorzüglich vom König von Preußen erzählen. Ueber meinen Entschluß und Kühnheit zu Fuß zu gehen, konnte man sich nicht genug wundern, ob man gleich meine Absicht billigte; und endlich gestand man mir offenherzig, daß ich auch hier nicht wäre aufgenommen worden, wenn es nicht auf eine so sonder-

bare Weise gekommen wäre. Denn ein jeder, der eine so weite Reise zu Fuße thäte, würde für einen Bettler oder Spitzbuben gehalten, woraus ich mir denn meine Aufnahme in Windsor und Muneham leicht erklären konnte. Ob ich gleich diesen schrecklich übertriebnen Luxus nichts weniger als billigen kann, vermöge dessen die Fußgänger in England nicht einmal ehrlich seyn sollen.

Da ich nun nach Darbyshire gehen wollte, rieth man mir, wenigstens, bis ich tiefer ins Land kommen würde, einen Platz in einer Postkutsche zu nehmen. Denn je weiter man von London ab ins Land käme, desto weniger herrschte der Luxus, und desto wohlfeiler und wirthbarer sey es auch. Ich nahm mir also auch vor, von Oxford bis Birmingham, wo ich von Herrn Pointer aus London an Herrn Fothergill, einen Kaufmann empfohlen war, in einer Postkutsche zu fahren, und von da erst weiter zu Fuße zu gehen.

Den Montag brachte ich in Oxford wegen meines Kopfwehes etwas mißvergnügt zu. Herr Modd kam, um mich selber abzuhohlen, weil er

sein Versprechen erfüllen wollte, allein ich fand mich nicht im Stande, mitzugehen.

Demohngeachtet machte ich gegen Abend noch einen kleinen Spaziergang auf einen Hügel, der gegen Norden vor Oxford liegt, und von welchem man die ganze Stadt übersehen kann, die mir denn bei weitem nicht so schön und prächtig vorkam, wie sie mir Herr Modd bei unsrer Nachtwanderung beschrieben hatte.

Die Kollegiengebäude sind größtentheils in gothischem Geschmack mit Verzierungen überhäuft, aus einem grauen Stein erbauet, der vielleicht, wenn er neu ist, besser aussieht, aber jetzt die ekelhafteste widrigste Farbe hat, die man sich nur denken kann.

Nur einige dieser Kollegien sind modern gebaut, und die übrigen Häuser sind größtentheils höchst erbärmlich, und in verschiednen Straßen nur ein Stockwerk hoch, und mit Schindeln gedeckt. Mir schien Oxford einen sehr traurigen und melancholischen Anblick zu haben, und ich begreife gar nicht, wie man es nächst London für eine der schönsten Städte in England halten kann.

Ich wartete auf dem Hügel, in welchen eine Treppe zu einem unterirdischen Gange hineingemauert war, bis die Sonne unterging, und sahe verschiedne Studenten hier spazieren gehen, die eben so wie die Schüler in Eaton-College, über ihre bunten Kleider große schwarze Chorröcke und platte viereckigte Hüte tragen; welches die Tracht ist, wodurch sich alle, die zur Universität gehören, mit verschiednen kleinen Abänderungen nach ihren Würden und Graden, auszeichnen.

Wegen dieser Chorröcke werden sie auch wahrscheinlich Gownsmen im Gegensatz gegen die Bürger genannt, welche Townsmen heißen. Und wenn man alle Einwohner von Oxford zusammenfassen will, so sagt man: die ganze Stadt, Gownsmen and Townsmen.

Freilich sticht diese Kleidung gegen die großen Stiefeln, Kokarden an den Hüten, Kollets und Hetzpeitschen mancher Studenten auf unsern Universitäten ganz erstaunlich ab, so wie überhaupt die Stille und das sittsame Betragen, welches denn doch hier unter den Studenten herrscht.

Am andern Morgen zeigte mir Herr Mobb verſprochnermaßen einige von den Merkwürdigkeiten in Oxford. Er ging erſt mit mir auf ſeine Stube in ſein Kollegium, welche unten an der Erde ziemlich niedrig und dunkel war, und mit einer Zelle viel Aehnlichkeit hatte. Das Kollegium, worinn Herr Mobb wohnte, hieß Christ Corps College.

Alsdann führte er mich nach All Souls College, ein elegantes Gebäude, worinn auch die Kirche vorzüglich ſchön iſt. Herr Mobb zeigte mir hier über dem Altar ein Gemählde von Mengs, bei deſſen Anblick er mehr Empfindung verrieth, als ich ihm zugetrauet hätte. Er ſagte, ſo oft er dieß Gemählde ſähe, würde er aufs neue dadurch gerührt.

Dieß Gemählde ſtellte die Maria Magdalena vor, wie ſie plötzlich Jeſum vor ſich ſtehen ſieht, und vor ihm niederfällt. Und in ihrem Geſicht ſind Schmerz, Freude, Wehmuth, kurz ganz verſchiedne Leidenſchaften, ſo meiſterhaft ausgedrückt, daß man gar nicht müde wird, dieß Gemählde zu betrachten, und immer mehr dadurch gerührt wird, je länger man es anſieht.

Er zeigte mir nun auch die Bibliothek in diesem Kollegio, welche oben mit einer Gallerie versehen ist, und überhaupt eine schöne äussere Einrichtung hat. Unter andern sahe ich hier eine Beschreibung von Oxford mit Kupfern, in Folio, wo sich denn die Thürme und Kollegiengebäude freilich weit schöner auf dem Papier, als in der Natur ausnahmen.

Hierauf führte mich Herr Mobb weiter unten auf die Bodlejanische Bibliothek, welche mit der Vatikanischen in Rom verglichen wird; und auf das Gebäude, welches the Theater heißt, und wo die öffentlichen Disputationen gehalten werden. Dieß ist ein rundes Gebäude, worinn ein Chor umhergeht, das mit Bänken, eine über der andern, versehen ist, worauf die Doktoren, Magister und Studenten sitzen; und gerade gegeneinander über sind zwei Kanzeln erbauet, von welchen die Disputirenden zu einander hinüber sprechen.

Christchurch College und Queens College sind wohl die modernsten und schönsten unter den öffentlichen Gebäuden. Beliols College scheint

ſich vorzüglich wegen ſeines Alterthums und ſeiner ganz gothiſchen Bauart auszuzeichnen.

Herr Modd erzählte mir, daß man ſich in Oxford mit Predigen viel verdienen könne, denn die Studenten müßten alle nach der Reihe, in der Univerſitätskirche des Sonntags einmal predigen; die meiſten aber an die es käme, ſuchten es abzukaufen: und bezahlten für eine Predigt wohl fünf bis ſechs Guineen.

Auch erzählte mir Herr Modd, daß er nun achtzehn Jahr auf dieſer Univerſität ſey, und umſonſt Doktor werden könne, ſo bald er wolle. Er war Maſter of Arts, und hielt, wie er ſagte, Vorleſungen über klaſſiſche Autoren. Auch war er wirklich ordinirter Prediger, um in einigen Dörfern um Oxford den Gottesdienſt zu verſehen.

Unterweges begegnete uns der Engliſche Dichter Warton, ein ſchon etwas ältlicher Mann, der demohngeachtet noch Fellow oder Mitglied eines Kollegii iſt, und wie Herr Modd erzählte, auſſer der Poeſie, ſein gröſtes Vergnügen darinn finden ſoll, wilde Enten zu ſchießen.

Herr

Herr Modd schien übrigens auch ein guter menschenfreundlicher Mann zu seyn. In Dorchester, erzählte er mir, sey der Clerk oder Küster gestorben, und habe eine zahlreiche Familie in größter Dürftigkeit hinterlassen, nun wolle er Morgen hinreiten, und zu bewerkstelligen suchen, daß der älteste Sohn des Verstorbenen, ein junger Mensch von sechzehn Jahren, den Clerkdienst wieder erhalte, um seine arme Familie ernähren zu können.

In der Miter, dem Gasthofe, wo ich logierte, sprachen die Geistlichen und Studenten alle Augenblick einmal ein, um einen Krug Ale zu trinken, oder eine kurze Konversation mit der Tochter im Hause zu führen, die ein artiges Frauenzimmer war.

Man machte mir erstaunlich viel Rühmens, von einem Deutschen, Nahmens Mitschel, wenigstens sprachen sie seinen Nahmen so aus, der sich schon seit vielen Jahren als Musikus hier berühmt gemacht habe. Ich freute mich, von Engländern einen Landsmann so rühmen zu hören, wollte ihn auch besuchen, aber traf ihn nicht zu Hause.

Caſtleton, den 30ſten Juni.

Ehe ich Ihnen von meinem hieſigen Aufenthalt etwas ſage, will ich in der Erzählung meiner Abenteuer fortfahren, und nur da wieder anfangen, wo ich es in meinem letzten Briefe gelaſſen habe.

Am Dienſtage Nachmittage führte mich Herr Modd auf die Spaziergänge bei Oxford, und bemerkte denn ziemlich oft, daß ſie nicht nur in England, ſondern überhaupt in Europa nicht ſchöner ſeyn könnten. Es waren wirklich auch recht hübſche Gänge und Alleen, insbeſondre gefiel mir ein kleiner Spaziergang längſt einem Fluſſe, hinter Chriſtcorpscollege.

Wir ſetzten uns hier auf eine Bank nieder, und Herr Modd zog ein Journal aus der Taſche, worinn unter andern auch ein deutſches Buch vom Profeſſor Beckmann in Göttingen recenſirt, und gelobt war. Herr Modd ſchien bei dieſer Gelegenheit einigen Reſpekt für die deutſche Litteratur zu bezeugen. Endlich ſchieden wir von einander, er zur Beſetzung der Küſterſtelle in Dorcheſter, und ich in die Miter, um mich ebenfalls zu meiner Abreiſe aus Oxford anzuſchicken, die denn auch den Mittwoch früh um drei Uhr mit der Poſtkutſche vor ſich ging, nach-

dem ich vorher eine verhältnißmäßig ziemlich billige Rechnung bezahlt hatte.

Inwendig in der Postkutsche saß nur noch ein junger Mensch, der zwar schwarz gekleidet, aber nach seiner Kokarde am Hute zu schließen, ein Officier war. Hingegen war die Aussenseite der Kutsche mit Weibern und Soldaten ganz besetzt. Die Weiber von geringem Stande tragen hier eine Art kurzer Mäntel von rothem Tuch, übrigens Hüte, wie die Vornehmen.

Die Tracht mit den Hüten, welche bei dem Englischen Frauenzimmer so gemein ist, daß sich die geringste Dienstmagd ihrer bedient, nimmt sich, wie mir däucht, weit besser aus, als die Hauben und Mützen unsers deutschen Frauenzimmers von bürgerlichem Stande. Es ist überhaupt in England kein so großer Unterschied in der Kleidung zwischen den Vornehmen und Geringen, als in Deutschland.

Ich hatte etwas Kopfweh, und machte daher bei meinem Reisegefährten in der Postkutsche ziemlich den Misanthropen, welches vielleicht ihm, als dem Engländer, eher zugekommen wäre. Allein hier war es umgekehrt, er redte

mich einigemal sehr freundlich an, indeß ich nicht die mindeste Lust bezeigte, mich in ein Gespräch mit ihm einzulassen. Indeß gestand er mir nachher, daß eben diese anscheinende Zurückhaltung mir zuerst seine Gunst verschafft habe.

Er erzählte mir, daß er zwar Medicin studiert habe, nun aber nach Ostindien reisen, und da sein Glück als Officier versuchen wolle. Jetzt reise er nach Birmingham, um von seinen drei Schwestern, die dort in Pension wären, Abschied zu nehmen.

Ich erwiederte sein Zutrauen dadurch, daß ich ihm von meiner Fußreise in England, und von meinen Abentheuern erzählte. Er glaubte, dieß sey erstaunlich viel gewagt, ob er gleich meine Absicht, bei dieser Art zu reisen, billigte. Auf meine Frage, warum die Engländer denn nicht auch um derselben Vortheile willen manchmal zu Fuße reißten? war seine Antwort: they are too rich and to lazy! (sie sind zu reich und zu träge dazu).

Und wahr ist es, selbst der ärmste Mensch setzt sich lieber in Gefahr, auf der Outside einer Postkutsche den Hals zu brechen, als eine Strecke

zu Fuße zu gehen. Es sahe fürchterlich aus, wenn die Weiber, wo wir stille hielten, oben von der Kutsche herunterstiegen, und die eine war einmal wirklich in Gefahr zu stürzen, da sie eben im Herabsteigen begriffen war, und die Pferde unversehens fortgingen.

Von Oxford bis Birmingham sind zwei und sechzig Meilen: allein diese weite Strecke ging fast ganz für mich verlohren, weil ich wieder in einer Postkutsche fuhr, wodurch ich zwar in großer Geschwindigkeit von einem Orte zum andern kam, aber nichts weniger that, als reisen.

Mein Reisegefährte entschädigte mich indeß einigermaßen für diesen Verlust. Er schien ein äusserst gutmüthiger Mensch zu seyn, und ich faßte in der kurzen Zeit eine Art von Zuneigung zu ihm, die man nicht leicht sobald gegen jemanden empfindet. Es schien dieses bei ihm eben der Fall zu seyn, und es war beinahe, als wenn wir eine Art von Freundschaft stifteten.

Indem wir gerade zufälliger Weise uns eine Zeitlang von Schakespear unterhalten hatten, waren wir auf einmal, ohne daß einer von uns

vorher daran dachte, in Stratford an der Avon, Schakespears Geburtsorte, wo unser Wagen still hielt, weil hier eine Poststation war. Dieß war noch zwei und zwanzig Meilen von Birmingham, und vier und neunzig Meilen von London.

Unsre Empfindungen theilten sich hier einander sehr lebhaft mit.

Hier war es, wo das größte Genie, welches vielleicht die Natur je hervorbrachte, geboren ward. Hier bildete sich seine junge Seele, auf diesen Fluren spielte er als Knabe. Und hier in diesen niedrigen Hütten brachte er vergnügt mit einigen Freunden seine letzten Tage zu, nachdem er von dem großen Schauplatze der Welt abgetreten war, dessen Elend, Laster und Thorheiten, er selbst so meisterhaft geschildert hatte.

Der Fluß Avon ist ziemlich breit, und eine Reihe niedriger Hütten, nur ein Stockwerk hoch, und mit Schindeln gedeckt, erstreckt sich längst dem Ufer desselben. Diese Reihe von Häusern trägt recht das Gepräge patriarchalischer Simplicität und Genügsamkeit.

Wir besahen Schakespears Haus, das unter allen Häusern in Stratford, eines der schlechtesten, niedrigsten und unansehnlichsten ist, und unter dessen niedrigem Dache er demohngeachtet die vergnügtesten Tage zubrachte. In diesem Hause wohnen jetzt ein Paar alte Leute, die es gegen eine Kleinigkeit Fremden zeigen, und von diesem Einkommen leben.

Schakespears Stuhl, worauf er vor der Thür gesessen, war schon so zerschnitten, daß er fast keinem Stuhle mehr ähnlich sah; denn jeder Durchreisende schneidet sich zum Andenken einen Span davon ab, welchen er als ein Heiligthum aufbewahrt. Ich schnitt mir auch einen ab, weil er aber zu klein war, habe ich ihn verloren, und Sie werden ihn also bei meiner Wiederkunft nicht zu sehen bekommen.

Als wir weiter fuhren, betrachtete ich jeden Fleck mit Aufmerksamkeit, wo wir vorbeikamen, wenn ich dachte: das ist nun die Gegend, wo ein solcher Geist, wie Schakespears, seine erste Bildung durch die ihn umgebende Natur erhielt! Denn die ersten Eindrücke der Kindheit bleiben doch immer äusserst wichtig, und sind ge-

wissermaßen die Grundlage aller folgenden. Obgleich die Gegend hier zwar nicht vorzüglich schön ist, so hat sie doch ganz etwas Eignes, Romantisches.

Den Nachmittag um drei Uhr kamen wir schon in Birmingham an. Sechzehn Schillinge für meinen Platz in der Kutsche von Oxford bis Birmingham, hatte ich schon in Stratford bezahlt. In Oxford hatte man mir nichts abgefordert; man braucht also in England, nicht wie bei uns, die Post vorauszubezahlen.

Mein Reisegefährte und ich stiegen im Gasthofe ab, wo die Postkutsche hielt. Wir trennten uns ungern, und ich mußte ihm versprechen, daß ich ihn nach meiner Rückkunft in London besuchen wollte, zu welchem Ende er mir seinen Nahmen und seine Wohnung aufschrieb. Sein Vater war der D. Wilson in London, der in seinem Fache ein berühmter Schriftsteller ist.

Ich erkundigte mich hierauf nach der Wohnung des Herrn Fothergill, an welchen ich empfohlen war; man bezeichnete mir dieselbe, mit dem Zusatze, daß eben dieser Herr Fother-

gill vor acht Tagen gestorben sey. Da mir also, unter diesen Umständen die Empfehlung an ihn nicht viel nützen konnte, so sah' ich wohl, daß meines Bleibens in Birmingham nicht war.

Ohne mich also hier eine Minute länger aufzuhalten, erkundigte ich mich sogleich nach dem Wege nach Darby, und verließ Birmingham, da ich kaum darinn angelangt war. Von dieser berühmten Stadt, und ihren Fabrik- und Manufakturwesen, kann ich Ihnen also keine Zeile schreiben.

Der Weg von Birmingham aus ist nicht zum besten, sondern ziemlich sandigt. Ich langte denselben Abend noch in einem kleinen Orte, Nahmens Sutton, an, worinn es mir aber auch zum Bleiben zu vornahm aussahe, bis ich ganz am Ende einen kleinen Gasthof antraf, der einen Schwan im Schilde führte, worunter stand, Aulton Brickmaker.

Dieser Gasthof schien etwas Einladendes für mich zu haben, ich ging also hinein, und fragte nicht gleich zuerst, ob ich die Nacht da bleiben könne, sondern sog-

derte mir vorher einen Krug Bier (a Point of Ale). Hier hieß ich nun gar nicht anders als Maſter, und man wies mich in die Küche, wo die Wirthinn an einem Tiſche ſaß, und ſehr über Zahnſchmerzen klagte. Mein Mitleid, daß ich ihr als ein fremder Menſch darüber bezeigte, verſchaffte mir bald ihre Gunſt, und ſie fragte mich ſelbſt, ob ich nicht die Nacht hier bleiben wolle? welches ich bejahte, und ſo hatte ich denn auf dieſe Nacht wieder eine Herberge.

Die Geſellſchaft, welche ich hier traf, war eine Schornſteinfegerinn mit ihren Kindern, welche mir ſogleich ſehr freundſchaftlich zutrank, und ſich mit mir und der Wirthinn unterhielt.

Sie erzählte mir ihre Geſchichte, die intereſſant genug war. Sie hatte nehmlich frühzeitig ihren Mann im Kriege verlohren, und für todt gehalten, worauf ſie ſieben Jahr in Irrland diente, ohne daß jemand drum wußte, daß ſie verheirathet ſey. Wähend der Zeit kömmt ihr Mann, der ein Schornſteinfeger war, wieder nach England, und beſetzt ſich in Lichfield. Sobald er hier in wohlhabende Umſtände kömmt, erkundigt er ſich allenthalben nach ſeiner Frau,

erfährt endlich ihren Aufenthalt, und hohlt sie aus Irrland ab. Mit Thränen in den Augen erzählte sie, wie feierlich er sie in Lichfield eingehohlt, und ihr zu Ehren ein ordentliches Fest veranstaltet habe. Hier in Lichfield, daß nur noch ein Paar Meilen von Sutton liegte, und wo ich Morgen durchreisen würde, lebe sie nun mit ihrem Manne, und helfe ihm fleißig arbeiten, sey auch bey allen vornehmen Herrschaften beliebt und angesehen.

Die Wirthinn erzählte mir, während ihrer Abwesenheit als im Vertrauen, daß der Mann dieser Schornsteinfegerinn, so schlecht sie aussähe, seine tausend Pfund im Vermögen hätte, Silberzeug, Zinn und Kupfer ungerechnet; daß er seine silberne Uhr trüge, und wenn er durch Sutton käme, und hier logierte, wie ein Nobleman bezahle.

Ein Nobleman will aber erstaunlich viel sagen, denn in Rücksicht gegen Gentleman, das blos einen feinen Mann bezeichnet, heißt es so viel, als ein Lord oder Graf.

Ferner bemerkte sie, die Frau sey etwas lowlived (von niedrigen Sitten) er aber sey der

feinſte und artigſte Mann von der Welt. Nun bemerkte ich freilich bei der Schornſteinfegerinn etwas ſehr grobes in der Ausſprache, ſie ſprach z. B. das Wort old, alt, welches o h l d geleſen werden muß, wie a u l d aus. Sonſt bemerkte ich in dieſer Entfernung von London noch keine merkliche Abweichung in Anſehung der Ausſprache.

Morgen, ſagte die Schornſteinfegerinn, ſey ſie und ihr Mann nicht zu Hauſe, aber wenn ich durch Lichfield wieder zurückkäme, wollte ſie ſich die Ehre meines Beſuchs ausbitten, zu welchem Ende ſie mir denn ihren Nahmen und Wohnung ſagte.

Am Abend kam die übrige Familie, ein Sohn und Tochter der Wirthinn zu Hauſe, welche für ihre kranke Mutter alle mögliche Sorgfalt bezeigten. Ich aß mit der Familie, und man ging hier mit mir um, als ob wir ſchon Jahre lang zuſammen gelebt hätten.

Als ich ſagte, daß ich ein Scholar oder Student wäre, erzählte mir der Sohn, hier ſey auch eine Grammar School (lateiniſche Schule) wo ich der Schoolmaſter auf zweihundert Pfund

(zwölfhundert Thaler) auſſer dem Schulgelde ſtünde. Und dieß war nur in einem Flecken, ich dachte dabei an unſre Grammarſchools in Berlin, und an die Beſoldungen der daſigen Schoolmaſters.

Als ich am folgenden Morgen meine Rechnung bezahlte, merkte ich den auſſerordentlichen Abfall gegen Windſor, Nettlebed und Oxford. In Oxford mußte ich für Abendeſſen, Bette, und Frühſtück wenigſtens drei Schillinge bezahlen, und dem Aufwärter einen Schilling geben. Hier bezahlte ich für Abendeſſen, Bette und Frühſtück nur einen Schilling, und als ich der Tochter im Hauſe, welche ich hier als Chambermaid betrachten mußte, Four pence (ohngefähr zwei Groſchen) gab, bedankte ſie ſich gar höflich, und gab mir noch überdem eine ſchriftliche Empfehlung an einen Wirth in Lichfield mit, bei dem ich gut würde logieren können, weil ſonſt die Leute in Lichfield ſehr ſtolz wären. Dieſe ſchriftliche Empfehlung war denn ein Meiſterſtück von orthographiſcher Schreibart im neueſten Geſchmack, wo man nichts ſchreibt, als was man hört und ausſpricht, welches ſich

denn vorzüglich im Englischen gar sonderbar ausnimmt.

Ich nahm aus diesem Hause Abschied, wie man von guten Freunden Abschied nimmt, und mit dem gewissen Versprechen, bei meiner Rückreise wieder da einzukehren.

Den Mittag kam ich nach Lichfield, einer ziemlich altfränkischen Stadt, mit engen und unsaubern Gassen, und wo ich zuerst wieder runde Fensterscheiben bemerkte, die sonst in England nicht gewöhnlich sind. Der Ort schien mir etwas unfreundliches zu haben, ich machte also von meiner Empfehlung keinen Gebrauch, sondern ging gerade durch, und kaufte mir nur in einem Beckerhause Brod, welches ich mit mir nahm.

Den Abend kam ich nach Burton, wo das berühmte Burton Ale gebraut wird. Schon ehe ich an diese Stadt kam, war ich ziemlich müde, und nahm mir also vor, die Nacht hier zu bleiben. Allein wie bald ließ ich diesen Entschluß fahren, da ich nun in die Stadt kam, und alles wieder ein so vornehmes Ansehn hatte, als wenn ich in nahe bei London wäre. Und

doch war es hier so kleinstädtisch, daß man auf mich, als einen Fremden, der zu Fuße ging, fast mit Fingern wies. Und nun kam ich dazu durch eine lange Straße, wo es an beiden Seiten vor allen Thüren voller Menschen stand, die mich ordentlich durch ihre neugierigen Blicke Spiesruthen gehen ließen, und immer hinter mir her zischelten,

Alle meine Beruhigungsgründe, daß ich doch ja diese Leute nie wieder sehen würde, eben so wenig, wie sie mich, und dergleichen, halfen nichts; dieser Zustand ward mir beinahe unerträglich, und die Straße ward mir so lang, als ob ich eine Meile gegangen wäre, und ermüdete mich auch eben so sehr. Ich habe auch eine solche verhaßte Aufmerksamkeit auf einen Durchreisenden noch nirgends als hier in Burton gefunden.

Wie froh war ich, als ich mich wieder ausser der Stadt im Freien befand, ob ich gleich nun noch nicht wußte, wo ich die Nacht eine Herberge finden würde, und dazu äusserst ermüdet war.

Ich ging indeß immer auf der Straße nach Darby fort, wohin mich ein Fußweg von Burton aus, über eine sehr angenehme Wiese führte, die durch Verschläge abgetheilt war, wo man sehr oft übersteigen mußte.

Als ich nun eine ganze Strecke gegangen war, ohne an der Heerstraße einen Gasthof anzutreffen, und es auch schon dunkel zu werden anfing, so setzte ich mich endlich bei einem kleinen Zollhause, wo ein Schlagbaum, und für Fußgänger eine kleine Treppe zum Uebersteigen war, auf diese Treppe nieder, um mich auszuruhen, und allenfalls zu versuchen, ob mich der Zöllner beherbergen würde.

Nachdem ich eine ziemliche Weile hier gesessen hatte, kam ein Bauer geritten, und fragte mich, wo ich hinwolle? ich sagte ihm, ich sey so müde, daß ich nicht weiter gehen könne, und den Augenblick erbot sich dieser gutmüthige edle Bauer, von freien Stücken, ohne das geringste Mißtrauen, mich hinter sich auf sein Pferd zu nehmen, und mich bis an den nächsten Gasthof zu bringen, wo ich die Nacht bleiben könne.

Das Pferd war ein ziemlich hoher Gaul, und als ich nicht sogleich hinaufsteigen konnte, kam der Zöllner, ein steinalter Mann heraus, dem ich kaum Kräfte genug zutraute, sich selbst emporzuhalten, und eben dieser Mann faßte mich mit einem Arm, und hob mich mit einem einzigen Schwung aufs Pferd, daß ich nicht wußte, wie mir geschahe.

Und so trabte ich denn mit meinem vortrefflichen Bauer fort, der auch keine einzige neugierige Frage an mich that, sondern mich vor dem Gasthofe absetzte, und darauf links nach seinem Dorfe zuritte.

Dieser Gasthof hieß der Bär, und der Wirth ging umher, und brummte wie ein Bär mit seinen Leuten, so daß ich mir anfangs keine gute Aufnahme versprach, allein ich suchte ihn milde zu machen, indem ich mir einen Krug Ale geben ließ, und ihm ein paarmal zutrank. Dieß Mittel half, und er wurde bald so höflich und gesprächig, daß ich mich recht angenehm mit ihm unterhalten konnte. Ich hatte mir dieß vom Vikar von Wakefield abgemerkt, der auch seine Wirthe immer dadurch gesprächig macht, daß er

sie mit sich trinken läßt. Und überdem gewann ich dabei, weil ich selber das starke Ale nicht gut vertragen kann.

Dieser Wirth nannte mich nun wieder Sir, und man mußte mir mit ihm allein einen Tisch decken, denn, sagte er, er sähe wohl, daß ich ein Gentleman wäre.

Wir sprachen darauf sehr viel von Georg dem Zweiten, der sein Favoritkönig war, so wenig Georg der Dritte seine Gunst hatte: unter andern kamen wir auf die Schlacht bei Dettingen, wovon er viel Specialia wußte. Auch mußte ich ihm vom Könige von Preußen und seinen vielen Soldaten, und was bei uns die Schafe kosteten, erzählen. Und als wir darauf noch eine Weile von politischen Sachen gesprochen hatten, fragte er mich auf einmal: ob ich das Waldhorn blasen könne? — dieß vermuthete er deswegen, weil ich aus Deutschland sey, denn er erinnere sich, als er noch ein Knabe gewesen wäre, hätte auch einmal bei seinen Eltern in eben diesem Gasthofe ein Deutscher logiert, und dieser habe das Waldhorn sehr vortrefflich blasen kön-

nen. Er glaubte alſo, daß dieß eine vorzügliche Eigenſchaft der Deutſchen ſey.

Ich benahm ihm denn dieſen Irrthum, und wir kamen wieder auf die politiſchen Angelegenheiten, indeß ſeine Kinder und Geſinde in einiger Entfernung mit vieler Ehrfurcht unſerm Geſpräche zuhörten.

So brachte ich hier wieder einen ſehr angenehmen Abend zu, und am Morgen, da ich gefrühſtückt hatte, betrug meine Rechnung nicht mehr, als in Sutton.

Nun kam ich endlich am Freitage Morgen in die Heide vor Darby. Es wehte eine milde Luft, und ich war ganz auſſerordentlich heiter und vergnügt.

Gegen Mittag begann die herrliche romantiſche Gegend. Ich kam auf eine groſſe Anhöhe, und ſahe auf einmal eine ganze Perſpektive von Bergen vor mir, wo immer ein Paar nähere noch ein Paar entferntere, und dieſe wieder noch entferntere, zwiſchen dem Raume, der ſie trennte, durchſchimmern ließen.

Und nun hob ſich das Land immer wie eine Welle auf und nieder, auf deren Rücken ich bald

emporstieg, und weit um mich her schaute, bald wieder in den tiefen Abgrund mit ihr hinunterſank.

Den Nachmittag sah ich Darby vor mir im Thale: Und nun war ich hundert sechs und zwanzig Meilen von London entfernt. Darby ist eine kleine unansehnliche Stadt. Es war hier gerade Markt, und ich mußte auch durch viele Menschen gehen, aber hier herrschte keine solche verhaßte Neugierde, und beleidigendes Anstaunen, wie in Burton. Auch wurde ich von nun an, wenn ich durch ein Dorf kam, von den Bauerkindern immer sehr höflich gegrüßt.

Von Darby bis nach den Bädern zu Matlock, wo eine der romantischsten Gegenden ist, waren noch funfzehn Meilen. Auf diesem Wege kam ich durch ein langes breites Dorf, welches, glaub' ich, Duffield hieß. Man wieß mich hier doch nicht in die Küche, sondern in ein Zimmer, und ich aß hier eine kalte Schale zu Mittage.

Die Kupferstiche und Bilder, welche man gewöhnlich in den Englischen Gasthöfen findet, sind eine Abbildung der ganzen Königlichen Fami-

ſie, in einer Gruppe, wo der König ſie als ein Vater um ſich her verſammelt, oder ein Grundriß von London, und auch das Bildniß des Königs von Preußen, welches ich hier verſchiednemal geſehen habe. Auch findet man zuweilen eine Hogartſche Scene. Weil es eine große Hitze war, mußte ich in dieſem Dorfe einigemal wieder das bemitleidende God Almighthy! hören, wodurch man mich als einen armen Fußgänger bedauerte.

Am Abend kehrte ich wieder in einem Gaſthofe an der Heerſtraße ein, von welchem es nur noch vier Meilen bis Matlock war. Ich hätte es leicht noch erreichen können, aber ich wollte den erſten Anblick dieſer Gegend lieber auf den folgenden Morgen verſparen, als in der Dämmerung hinkommen.

Allein in dieſem Gaſthofe war ich nicht ſo glücklich, als in den beiden vorigen. Die Küche ſaß voller Bauern, unter welchen ich den Wirth nicht unterſcheiden konnte, dem ich ſonſt gleich zugetrunken hätte. Nun hörte ich wohl, daß ein Bauermädchen, die auch mit in der Küche war, ſo oft ſie trank, ſagte: your Health, gentlemen all!

(Eure Gesundheit, ihr Herrn insgesammt!) allein ich weiß nicht, wie es kam, daß ich vergaß, diese Gesundheit zu trinken, welches mir denn sehr übel aufgenommen ward. Der Wirth trank ein paarmal auf eine spöttische Art meine Gesundheit, gleichsam, um mir meine Unhöflichkeit zu verweisen, und dann fing er an, mich mit den übrigen auszulachen, die fast mit Fingern auf mich zeigten. So mußte ich nun eine Zeitlang den Bauern zum Gespötte dienen, bis endlich doch einer unter ihnen mitleidig sagte: we must do him no Harm, for he is a Stranger! (Wir sollten ihn nicht beleidigen, denn er ist doch ein Fremder!) it is no Harm! sagte der Wirth um sich zu entschuldigen, schien aber doch nun in sich zu gehen, und hörte mit seinen Spöttereien auf, als ich ihm aber nun zutrinken wollte, schlug er es ab, und sagte wieder auf eine spöttische Art zu mir: ich solle mich nur ans Kamin setzen, und mich wärmen, und mich um die Welt nicht bekümmern. Die Wirthinn schien Mitleiden mit mir zu haben, und führte mich aus der Küche in ein andres Zimmer, wo ich

allein seyn konnte, indem sie sagte: das ist gottloses Volk!

Ich verließ dieß unfreundliche Haus den folgenden Morgen früh, und nun ging es auf Matlock zu.

Das Ziel meiner Reise, was ich mir nun gesetzt hatte, war die große Höhle bei Kastleton, in dem hohen Peak, von Darbyschire. Bis dahin hatte ich von Matlock noch ohngefähr zwanzig Meilen.

Die Erde bekam hier eine ganz andre Gestalt, als bei Windsor und Richmond. Statt jener grünen Wiesen und sanften Hügel, thürmten sich hier nackte Berge, und himmelhohe Felsen; statt jener angenehmen grünen Hekken, waren hier die hin und her zerstreuten Aecker und Viehweiden mit einem Wall von grauen Steinen eingeschlossen: und von eben diesem grauen Stein, der hier allenthalben gebrochen wird, sind auch die Häuser auf eine sehr einfache patriarchalische Art errichtet, indem die rohen Steine fast ohne alle Zubereitung aufeinandergepackt sind, und vier Wände ausmachen, so daß man sich allenfalls selber mit leich-

ter Mühe ein solches Haus erbauen könnte. In Darby schienen die Häuser von eben diesem Stein erbauet zu seyn.

Die Gegend bey Matlock selbst, übertraf alles, was ich mir davon vorgestellt hatte. Zur rechten Seite waren einige elegante Häuser für die Badegäste, und kleinere Hütten hingen wie Nester an dem hohen Felsen. Zur Linken ergoß sich tief im Grunde ein Fluß, der durch ein majestätisches Gewölbe hoch hinüberragender Bäume beinahe dem Auge verdeckt war. Längst diesem Fluß erstreckte sich über eine Meile weit eine ungeheure Felsenwand, an welcher sich oft versteckte Gänge in dunklem Gebüsch hinaufschlängelten.

Oben war der jähe Felsen mit grünem Gesträuch umkränzt, zuweilen kam ein Schaf oder eine Kuh von der weidenden Heerde an den steilen Abhang, und blickte durch das Gesträuch hinunter.

Ich war in Miltons verlornem Paradies, das ich nach der Reihe durchlese, gerade bis an die Beschreibung des Paradieses gekommen, als ich in diese Gegend kam, und folgende Stelle, die ich nun

im Grunde am Ufer des Flusses las, that eine sonderbare Wirkung auf mich, da sie auf die Naturscene, die ich hier vor mir sahe, so sehr paßte, als ob sie der Dichter selbst davon genommen hätte:

— — delicious Paradise,
Now nearer crowns with her Enclosure green,
As with a rural Mound, the Champain Head
Of a steep Wilderness, Whose hairy sides
With Thicket overgrown, grotesque and wild,
Access denied. — —

Von Matlockbade kömmt man über die Matlockbrücke, erst nach dem Städtchen Matlock selbst, das eigentlich kaum ein Dorf heißen könnte, weil es aus äusserst wenigen schlechten Häusern besteht. In dieser Gegend ist wegen der Bäder beständig viel Reitens und Fahrens, und eine starke Passage.

Von hier kam ich durch einige Dörfer wieder nach einem kleinen Städchen, Nahmens Bakewell. Die ganze Gegend ist hier gebirgigt und romantisch. Oft führete mich mein Weg auf schmalen Steigen, über erstaunliche Anhöhen,

wo ich tief im Abgrunde einige kleine Hütten unter mir liegen sahe. Die Einzäunungen der Felder von den aufgeworfenen grauen Steinen, gaben überdem der ganzen Gegend ein wildes Ansehen. Die Berge waren gröſtentheils nicht mit Bäumen bewachsen, sondern nackt, und man sah in der Ferne die Heerden auf ihren Gipfeln weiden.

Als ich durch eines der Dörfer kam, hörte ich einen groſsen Bauerjungen mit vieler Neugierde einen andern fragen: ob ich denn nun ein Frenchman sey? gleichsam, als ob er schon lange darauf gewartet habe, einmal ein solches Wunderthier zu sehen, und dieser Wunsch ihm nun gewähret sey.

Als ich durch Bakewell, einen noch unansehnlichern Ort, wie Darby, gekommen war, führte mich mein Weg vor einem ziemlich breiten Flusse vorbei, eine kleine Anhöhe hinauf, wo ein bebautes Feld vor mir lag, das einen unbeschreiblich angenehmen Eindruck auf mich machte, ohne daſs ich mir erst die Ursach davon angeben konnte, bis ich mich erinnerte, in meinen Kinderjahren, bei dem Dorfe, wo ich erzogen

war, eine faſt ganz ähnliche Gegend geſehen zu haben, die ich nun hier mitten in England wieder fand.

Das Feld war nehmlich auf deutſche Art nicht mit Hecken eingezäunt, ſondern die Saatfelder wechſelten mit allerlei grünlichten und gelblichten Farben ununterbrochen ab, welches ein angenehmes Kolorit gab. Uebrigens aber brachte mir dieſe ganze Gegend, und tauſend Kleinigkeiten, deren ich mich nicht deutlich bewußt war, die Jahre meiner erſten Kindheit ins Gedächtniß zurück.

Ich ruhete mich hier eine Weile aus, und da ich nun wieder fortging, dachte ich an den Ort meines Aufenthals, an alle meine Bekannte, und auch an Sie, liebſter Freund, und dachte, wenn die mich hier ſo wandern ſähen! — und in dem Augenblick fühlte ich erſt eigentlich den Gedanken der Entfernung, und daß ich nun in England war, welches eine ganz ſonderbare Empfindung bei mir hervorbrachte, die ich nur einigemale in meinem Leben gehabt habe.

Ich kam nun durch noch einen kleinen Ort, Nahmens Aſhford, und wollte den Abend noch ein kleines Dorf, Nahmens Wardlow, das nur drei Meilen davon lag, erreichen, als in der Ferne zwei Männer hinter mir herkamen, die ich ſchon in Matlock geſehen hatte, und welche mich anriefen, daß ich auf ſie warten ſollte. Dies waren alſo ſeit dem Herrn Modd, die erſten Fußgänger, die ſich mit mir zu gehen erboten.

Der eine war ein Sattler, und trug eine kurze braune Jacke, eine Handwerksſchürze und einen runden Hut, der andre war ordentlich bürgerlich gekleidet, und ein ſehr ſtiller Mann, da hingegen der Sattler äuſſerſt geſprächig war.

Ich horchte hoch auf, da derſelbe von Homer, Horaz und Virgil zu ſprechen anfing, und Stellen aus dem Gedächtniß daraus anführte, und überhaupt ſeine Worte ſo vortrefflich zu ſetzen wußte, als ich es vielleicht nur irgend von einem Doktor oder Magiſter in Oxford hätte erwarten können. Er rieth mir, nicht nach Wardlow, wo ich ſchlechte Herberge finden würde, ſondern lieber mit ihm noch ein Paar Meilen weiter nach

Tideſwell

Tideswell, zu gehen, wo er wohnte. Dieser Nahme Tideswell wird durch eine sonderbare Verkürzung wie Tidsel ausgesprochen, eben so, wie man anstatt Birmingham im gemeinen Leben beständig Brumidschäm ausspricht.

Wir kehrten in einem kleinen Alehause an der Heerstraße ein, wo der Sattler nicht abließ, bis ich ihm verstattete, meine Zeche zu bezahlen, weil er mich diesen Weg mit hergenommen habe.

Nicht weit von diesem Hause kamen wir auf eine Anhöhe, wo mich mein philosophischer Sattler auf eine Aussicht aufmerksam machte, die freilich wohl die einzige in ihrer Art seyn mochte. Wir sahen nehmlich unter uns einen tiefen Abgrund, der wie ein Kessel aus der umgebenden Erdmasse herausgeschnitten war, und auf dem Boden desselben ein kleines Thal, wo der grüne Teppich der Wiese von einem kleinen Flüßchen in schlängelnden Krümmungen durchschnitten wurde, und die reizendsten Spaziergänge waren. Hinter einer kleinen Krümmung blickte ein Haus hervor, wo der Bewohner dieses glücklichen Thales ein großer Naturforscher, ganz sich selbst und seiner Lieblingswis-

senschaft leben soll. Er hat schon eine große Anzahl fremder Gewächse auf diesen Boden verpflanzt. Mein Begleiter gerieth beinahe in poetische Begeisterung, da er mich auf die Schönheiten dieses Thales aufmerksam machte, indeß unser dritter Mann, dem dieß zu lange dauerte, über den Verzug beinahe etwas unwillig wurde.

Uns führte ein ziemlich steiler Weg in das Thal hinunter, durch welches wir gingen, und auf der andern Seite zwischen den Bergen wieder herauskamen.

Nicht weit von Tideswell verließ uns unser dritter Reisegefährte, der in einem benachbarten Orte wohnte. Als wir nun endlich Tideswell vor uns im Thale liegen sahen, erzählte mir der Sattler von seiner Familie, und daß er sich nie mit seiner Frau gezankt, noch ihr mit der geballten Faust gedrohet, und gesagt habe: thou liest! (du lügst.)

Hierbei muß ich bemerken, daß es in England für die größte Beleidigung gehalten wird, wenn man zu jemanden sagt: du lügst! thou art a Liar, (du bist ein Lügner) ist noch stärker,

und thou art a dammned Liar (du bist ein verdammter Lügner) ist das allerstärkste was man jemanden sagen kann.

So wie man also in Deutschland sagt, einer läßt keinen Hundefott oder Schurken auf sich sitzen, oder so wie dieß bei den Zänkereien die Losung zum Schlagen ist, eben so verhaßt ist auch in England das Wort Lügner, und gleichsam ein Herausforderungszeichen, wodurch der beleidigte Theil zur thätigen Rache gereizt wird.

Unser Jacky in London sahe mich einmal mit großen Augen an, da ich im Scherz zu ihm sagte: thou art a Liar, und ich hatte viel zu thun, ehe ich es wieder bei ihm gut machte.

Wenn man aus dergleichen Kleinigkeiten auf den Charakter einer Nation schließen kann, so scheint mir dieser allgemein eingewurzelte Haß gegen das Wort Lügner keinen schlechten Zug bei der Englischen zu verrathen.

Doch, ich komme wieder auf meinen Reisegefährten, der mir ferner erzählte, wie er sich sein Brod auswärts verdienen müsse, und jetzt nach zwei Monathen zum erstenmal zu seiner Familie wieder zurückkäme.

Er zeigte mir nahe an der Stadt eine Reihe Bäume, die sein Vater gepflanzt habe, und die er nie ohne Rührung ansehe, so oft er von seinen kleinen Reisen wieder in seinen Ort zurück käme. Sein Vater sey ein reicher Mann gewesen, habe aber fast alle sein Vermögen angewandt, um einen Sohn in Amerika zu unterstützen, und seine übrigen Kinder arm hinterlassen, demohngeachtet sey ihm sein Andenken werth, und sein Herz gerührt, so oft er diese Bäume erblicke.

Tideswell bestand aus ein Paar Reihen hiesiger Häuser, von unbearbeiteten grauen Steinen erbauet. Mein Begleiter machte mich gleich beim Eingange auf die Kirche des Orts aufmerksam, welche ziemlich ansehnlich, und ohngeachtet ihres Alterthums sehr im modernen Geschmack erbaut war.

Er fragte mich darauf, ob er mich in einen ansehnlichen oder wohlfeilen Gasthof führen solle? Weil ich das letztre verlangte, ging er selbst mit mir in einen kleinen Gasthof, und empfahl mich dem Wirth, als seinen Reisegefährten, zu einer guten Aufnahme.

Man ſuchte mich denn hier auch recht präch-
tig zu bewirthen, und machte mir zu dem Ende
einen Käſe toaſt; dieß war am Feuer gebratner
und halbgeſchmolzner Cheſterkäſe, der wohl ein
recht delikates Gericht ſeyn mag, wovon ich aber
zum Unglück keinen Biſſen eſſen konnte, und
den Wirth darauf zu Gaſte bat, der ihn ſich köſt-
lich ſchmecken ließ. Als ich nun weder Brant-
wein noch Ale trank, ſagte er mir, ich lebte viel
zu ſchlecht für einen Fußgänger, als daß ich Kräf-
te genug zum Gehen behalten könnte.

Bei dieſer Gelegenheit bemerke ich, daß es
die Engliſchen Gaſtwirthe am Aletrinken wohl
nicht fehlen laſſen, und daher alle von ſehr ſtar-
ker Leibeskonſtitution, und insbeſondre erſtaun-
lich dick und fett im Geſicht ſind, das ihnen von
den vielen Ale und Brantweintrinken ganz auf-
gedunſen iſt.

Am folgenden Morgen gab mir meine Wir-
thinn die Ehre, mit mir Kaffee zu trinken, theilte
mir aber bei dieſer Gelegenheit Milch und Zucker
ſehr kärglich mit. Es war Sonntag, und ich
ging mit meinem Wirth zu einem Barbier, an
deſſen Bude ſtand, Shaving for a Penny (allhier

halbirt man für einen Penny). Es waren hier viele Einwohner aus dem Ort versammlet, diese hielten mich für einen Gentleman wegen meines feinen Huts, den ich mir in London für eine Guinee gekauft hatte; und den sie alle nach der Reihe bewunderten. Ein Zeichen, daß der Luxus noch nicht bis hieher gedrungen ist.

Man findet in England ebenfalls bei gemeinen Leuten solche gedruckte Bogen mit allerlei Sittenlehren in den Stuben an den Thüren angeschlagen, wie bei uns. Nur findet man hier zuweilen auf solchen schlechten Bogen die vortrefflichsten und feinsten Sentiments, die dem besten moralischen Schriftsteller Ehre machen würden.

So las ich z. B. hier auf einem solchen gedruckten Blatt an der Stubenthür unter andern die goldne Regel; Make no Comparisons! (macht keine Vergleichungen!) Und wenn man bedenkt, wie viel Zänkereien und Unheil in der Welt eben durch solche verhaßte Vergleichungen der Verdienste oder der Person des einen, mit den Verdiensten oder der Person des andern, u. s. w., entstehen; so ist in den kurzen Worten der

ebigen Regel die herrlichste Sittenlehre zusammengedrängt.

Ein Mann, dem ich einen Sixpence gab, brachte mich nun aus der Stadt auf den rechten Weg nach Castleton, der neben einer solchen Mauer von unordentlich aufgeworfenen Steinen, wie ich schon beschrieben habe, hinging. Die ganze Gegend war hier bergigt und rauh, und das Erdreich mit braunen Heidekraut bewachsen. Hin und wieder weideten Schaafe.

Ich machte eine kleine Digression auf einen Hügel zur Linken, wo ich eine fürchterlich schöne Aussicht auf lauter nackte Gebirge in der Nähe und in der Ferne hatte, wovon insbesondre diejenigen, welche ganz mit schwarzen Heidekraut bewachsen waren, einen schaudervollen Anblick gaben.

Hundert und siebenzig Meilen von London hatte ich nun zurückgelegt, als ich eine der höchsten Anhöhen, die vor mir lagen, erstiegen hatte, und nun auf einmal unter mir ein reizendes Thal erblickte, das mit Flüssen und Bächen durchschnitten, und rund umher von Bergen eingeschlossen war. In diesem Thale nun lag Cast-

leton, ein kleines Städtchen mit niedrigen Häusern, welches von einem alten Schlosse, dessen Ruinen hier noch zu sehen sind, seinen Nahmen hat, der eigentlich aus Castle Town zusammengezogen ist.

Ein schmaler Weg, der sich von der Seite des Berges hinunterschlängelte, führte mich in das Thal hinab, bis in eine Straße von Castleton, wo ich eine Herberge fand, in welcher ich geschwind mein Mittagsmahl hielt, und unmittelbar darauf meinen Weg nach der Höhle fortsetzte.

Ein kleiner Bach, der mitten durch die Stadt fließt, führte mich an ihren Eingang.

Hier stand ich eine Weile voller Bewunderung und Erstaunen über die entsetzliche Höhe des steilen Felsen, den ich vor mir erblickte, an beiden Seiten mit grünem Gebüsch bewachsen, oben die zerfallenen Mauern und Thürme eines alten Schlosses, das ehemals auf diesem Felsen stand, und unten an seinem Fuße die ungeheure Oefnung zum Eingange in die Höhle, wo alles stockfinster ist, wenn man auf einmal von der hellen Mittagssonne hinunter blickt.

Indem ich so voll Verwunderung da stand, bemerkte ich im dunkeln Eingange der Höhle einen Mann von wilden und rauhem Ansehen, der mich fragte, ob ich die Höhle sehen wollte, wobei seine harte Stimme in der Höhle einen starken Wiederschall gab.

Als ich dieß bejahete, fragte er mich weiter, ob ich auch über die Flüsse gesetzt seyn wollte? und bestimmte zugleich eine Kleinigkeit an Gelde, die ich dafür bezahlen müßte.

Dieser Mann hatte mit seinem schwarzen struppigten Haar, und schmuzigem zerrißnen Anzuge, ein so wildes Charonsmäßiges Ansehen, welches seine Stimme und seine Fragen noch vermehrten, daß die sonderbare Täuschung, worein man beim Anblick dieser Höhle versetzt wird, schon hier ihren Anfang nahm.

Da ich mich zu seiner Forderung verstanden hatte, sagte er, ich sollte ihm nur dreist folgen, und wir traten zusammen in die Höhle.

Zur linken Seite im Eingange der Höhle, lag ein abgehauener Stamm eines Baumes, bei welchem die Knaben des Orts spielten. —

Der Weg ging etwas abschüssig hinunter, so daß sich der Tag, welcher durch die Oefnung beim Eingange hineinfiel, allmälig in Dämmerung verlor.

Und als wir nun einige Schritte vorwärts gegangen waren, welch ein Anblick war es für mich, als ich auf einmal zu meiner rechten Seite unter dem ungeheuren Gewölbe der Höhle ein ganzes unterirrdisches Dorf erblickte, wo die Einwohner, weil es Sonntag war, von ihrer Arbeit feierten, und vergnügt und frölich mit ihren Kindern vor den Thüren ihrer niedrigen Hütten saßen.

Kaum hätten wir diese kleinen Häuser hinter uns zurückgelassen, so erblickte ich hin und her zerstreut eine Menge großer Räder, worauf diese unterirrdischen Bewohner der Höhle am Werkeltage Seile verfertigen.

Ich glaubte hier das Rad des Ixion und die unaufhörliche Arbeit der Danaiden zu sehen.

So wie wir tiefer hinabgingen, schien die Oefnung, wodurch das Tageslicht hineinfiel, immer kleiner zu werden, und die Dunkelheit

nahm faſt mit jedem Schritte zu, bis endlich nur noch einige Strahlen, wie durch eine kleine Spalte hineinfielen, welche die dünnen Rauchwolken färbten, die ſich durch die Dämmerung an das Gewölbe der Höhle emporwälzten.

Dies allmälige Zunehmen der Dunkelheit erweckt eine ſüße Melancholie, indem man den ſanften Abhang der Höhle hinunter geht, als wäre ohne Schmerz und ohne Gram der Lebensfaden abgeſchnitten, und wandelte man nun ſo ruhig dem ſtillen Lande zu, wo keine Quaal mehr iſt. —

Endlich ſchloß ſich das hohe Gewölbe des Felſen, wie ſich der Himmel an die Erde zu ſchließen ſcheint, als wir an eine kleine Pforte kamen, wo uns eine alte Frau aus einer der Hütten zwei Lichter brachte, wovon jeder von uns beiden eins in die Hand nahm.

Mein Führer eröfnete nun die Pforte, welche die ſchwache Dämmerung vollends ausſchloß, die vorher noch übrig war, und uns in das Innerſte dieſes nächtlichen Tempels führte, deſſen Vorhof wir bis jetzt nur betreten hatten.

Hier war der Felsen so niedrig, daß wir uns einige Schritte tief bücken mußten, um hindurch zu kommen; aber wie groß war mein Erstaunen, da wir uns nach diesem beklemmenden Durchgange wieder in die Höhe richteten, und ich nun auf einmal, so weit es bei dem dunkeln Schein unsrer Lichter möglich war, die entsetzliche Länge, Höhe und Breite des Gewölbes übersehen konnte, wogegen die erste ungeheure Oefnung, durch welche wir nun schon gekommen waren, gar nicht mehr in Betrachtung kam.

Nachdem wir hier eine ganze Stunde, wie unter einem schwarzen mitternächtlichen Himmel, auf einem ebnen sandigten Erdreich gewandert hatten, senkte sich endlich der Felsen allmälig wieder nieder, und wir befanden uns auf einmal an einem ziemlich breiten Flusse, welcher, bei dem Flimmern unsrer Lichter, mitten in der Dunkelheit einen wunderbaren Wiederschein gab.

Am Ufer war ein kleiner Kahn befestigt, in welchem Stroh lag.

Mein Führer sagte mir, daß ich hineinsteigen, und mich ganz ausgestreckt darinn niederlegen sollte, weil in der Mitte des Flus-

ses der Felsen beinahe das Wasser berühren würde.

Als ich mich niedergelegt hatte, stieg er selbst bis über den halben Leib ins Wasser, und zog das Boot nach sich.

Rund umher herrschte eine feierliche Todtenstille, und so wie das Boot fortrückte, senkte sich der Felsen, wie eine dunkelgraue Wolke immer tiefer nieder, bis er endlich beinahe mein Gesicht berührte, und ich im Liegen kaum noch das Licht vor meiner Brust in die Höhe halten konnte, so daß ich in meinem Boote, wie in einem beklommenen Sarge lag, bis wir durch diese fürchterliche Enge kamen, und sich der Felsen auf der andern Seite in die Höhe zog, wo mich mein Führer am gegenseitigen Ufer wieder aussetzte.

Unser Weg wurde nun bald auf einmal weit und hoch, und dann wieder plötzlich niedrig und enge.

An beiden Seiten sahen wir im Vorbeigehen eine Menge großer und kleiner versteinerter Pflanzen und Thiere, bei denen wir uns aber

nicht aufhalten dürften, wenn wir nicht mehrere Täge in der Höhle zubringen wollten.

Und so kamen wir an den zweiten Fluß, der aber nicht so breit war, wie der erste, und wo man gleich das gegenseitige Ufer sehen konnte: über diesen trug mich mein Führer auf seinen Schultern hinüber, weil kein Boot zum Ueberfahren da war.

Von da aus gingen wir wenige Schritte, als wir wieder an ein schmales Wässerchen kamen, das sich in der Länge vor uns hin erstreckte, und uns zuletzt bis ganz ans Ende der Höhle führte.

Der Weg, den wir längst dem Ufer dieses kleinen Gewässers hingingen, war naß und schlüpferig, und wurde zuweilen so schmal, daß man kaum einen Fuß vor dem andern fortsetzen konnte.

Demohngeachtet aber wanderte ich mit Vergnügen an diesem unterirrdischen Ufer hin, und ergötzte mich an der wunderbaren Gestalt aller Gegenstände um mich her in diesem Reiche der Dunkelheit und der Schatten, als es auf einmal wie eine Musik von fern in meine Ohren tönte.

Ich blieb voller Verwunderung ſtehen, und fragte meinen Führer, was dieß bedeute? worauf er mir antwortete: daß ich es bald ſehen würde.

Allein ſo wie wir fortgingen, verloren ſich die harmoniſchen Töne; das Geräuſch würde ſchwächer, und löſte ſich in ein ſanftes Rieſeln, wie von herabfallenden Regentropfen, auf.

Und wie groß war meine Verwunderung, da ich auf einmal wirklich einen Regen, oben aus einem Felſen, wie aus einer dicken Wolke herabſtrömen ſahe, deſſen Tropfen, die jetzt im Schein unſrer Lichter flimmerten, eben jenes melodiſche Geräuſch in der Ferne verurſacht hatten.

Dieß war nehmlich ein Staubbach, der ſich von oben durch die Adern des Felſen in dieß Gewölbe hinunter ergoß.

Wir durften mit unſern Lichtern nicht zu nahe herangehen, weil ſie leicht von den herabfallenden Tropfen konnten ausgelöſcht werden, und wir alsdann den Rückweg vielleicht vergeblich würden geſucht haben.

Wir setzten also unsern Weg längst dem Ufer des schmalen Gewässers fort, und sahen oft an den Seiten solche weite Oefnungen in die Felsenwand, welche wiederum neuen Höhlen ähnlich waren, die wir aber alle vorbeigingen, bis mich mein Führer zu einer der prächtigsten Erscheinungen vorbereitete, die wir jetzt haben würden.

Und kaum waren wir auch einige Schritte gegangen, so traten wir in einen majestätischen Tempel mit prächtigen Bogen, die auf schönen Pfeilern ruhten, welche die Hand des künstlichsten Baumeisters gebildet zu haben schien.

Dieser unterirdische Tempel, woran keine Menschenhand gelegt war, schien mir in dem Augenblick an Regelmäßigkeit, Pracht und Schönheit, die herrlichsten Gebäude zu übertreffen.

Voll Ehrfurcht und Erstaunen sah ich hier in den innern Tiefen der Natur die Majestät des Schöpfers enthüllt, die ich in dieser feierlichen Stille, und in diesem heiligen Dunkel anbetete, ehe ich die Halle dieses Tempels verließ.

Wir näherten uns nun dem Ziele unsrer Reise.

Unſer getreues Gewäſſer leitete uns durch den übrigen Theil der Höhle hin, wo ſich der Felſen noch zum letztenmale wölbt, und dann wieder niederſteigt, bis er mit der Fluth zuſammenſtößt, die hier einen kleinen halben Cirkel macht, und ſo die Höhle ſchließt, daß kein Sterblicher einen Fuß weiter ſetzen kann.

Mein Führer ſprang hier hinein, ſchwamm einige Schritte unter dem Waſſer und dem Felſen hin, und kam ganz benetzt zurück, um mir zu zeigen, daß es unmöglich ſey, weiter zu kommen, wenn dieſer Felſen nicht etwa einmal mit Pulver geſprengt, und vielleicht eine zweite Höhle hier eröffnet wird.

Jetzt glaubte ich, würden wir den nächſten Weg wieder zurücknehmen, allein ich ſollte noch mehr Beſchwerlichkeiten erdulden, und noch ſchönere Auftritte ſehen, als die bisherigen.

Mein Führer wandte ſich auf dem Rückwege zur linken Hand, wo ich ihm durch die Oefnung einer hohen Felſenwand folgte.

Hier fragte er mich erſt, ob ich mich entſchließen wollte, eine ziemliche Strecke unter einem Felſen durchzukriechen, der beinahe die

Erde berührte, und als ich dieß bejahete, sagte er mir, ich solle ihm nur folgen, mit der Warnung, mein Licht wohl in Acht zu nehmen.

Und so krochen wir nun auf Händen und Füßen im nassen Sande durch die Oefnung zwischen dem Felsen fort, die oft kaum groß genug war, sich mit dem Körper hindurchzuwinden.

Als wir diesen beschwerlichen Durchmarsch vollendet hatten, sahe ich in der Höhle einen steilen Hügel, der so hoch war, daß er sich oben in den höchsten Felsen wie in einer Wolke zu verlieren schien.

Dieser Hügel war so naß und schlüpfrig, daß ich sogleich hinstürzte, als ich nur den ersten Schritt hinauf thun wollte. Mein Führer aber faßte mich bei der Hand, und sagte, ich sollte ihm nur folgen, weil er schon wüßte festen Fuß zu fassen.

Wir stiegen nun eine solche Höhe hinauf, und an beiden Seiten waren solche Abgründe, daß mir noch schwindelt, wenn ich daran denke.

Als wir endlich auf dem Gipfel waren, wo sich der Hügel in dem Felsen verliert, stellte mich mein Führer auf einen Platz, wo ich festen Fuß

faſſen konnte, und ſagte mir: ich ſollte da nur ganz ruhig ſtehen bleiben. Indeß gieng er ſelbſt mit ſeinem Lichte den Hügel hinunter, und ließ mich ganz allein.

Ich verlor ihn eine Zeitlang aus dem Geſichte, bis ich endlich nicht ihn, ſondern ſein Licht tief im Abgrunde wieder erblickte, woraus es wie ein ſchöner Stern emporzuſteigen ſchien.

Nachdem ich mich eine Weile an dieſen unbeſchreiblich ſchönen Anblick ergötzt hatte, kam mein Führer, und brachte mich den ſteilen ſchlüpfrigen Hügel auf ſeinen Schultern glücklich wieder hinunter. Und als ich nun im Abgrunde ſtand, ſtieg er hinauf, und ließ ſein Licht oben durch eine kleine Oefnung in dem Felſen hinunterſchimmern, indeß ich das meinige mit der Hand verdeckte, und nun war es, als ob in dunkler Mitternacht, durch dicke Wolken ein Stern hinunter glänzte: ein Anblick, der alles an Schönheit übertraf, was ich geſehen hatte.

Nun war unſre Reiſe ganz vollendet, und wir kehrten mit vieler Mühe und Beſchwerlichkeit durch unſern engen Weg wieder zurück.

Wir betraten aufs neue den Tempel, den wir vor kurzem verlassen hatten; hörten aufs neue den Regenguß, sanft rieselnd in der Nähe, und melodisch tönend in der Ferne, und kehrten über die stillen Flüsse, und durch den weiten Raum der Höhle, wieder zu dem engen Pförtchen zurück, wo wir vorher vom Tageslichte Abschied nahmen, das wir nun nach einer langen Dunkelheit wieder begrüßten.

Und ehe noch mein Führer das Pförtchen eröffnete, sagte er, jetzt würde ich einen Anblick haben, der alle die vorigen an Schönheit weit übertreffen würde. Ich fand, daß er Recht hatte; denn indem er die Pforte erst halb eröffnete, war es mir wirklich, als thäte ich einen Blick in Elysium, in einem solchen wunderbaren erquickenden Dämmerlichte zeigten sich alle Gegenstände.

Der Tag schien allmälig anzubrechen, und Nacht und Dunkel schwanden. In der Ferne sahe man zuerst wieder den Rauch der Hütten, und dann die Hütten selber; und wie wir höher hinaufstiegen, sahen wir noch die Knaben bei dem abgehauenen Stamme spielen, bis end-

lich die röthlichen Purpurſtreifen des Himmels durch die Oefnung der Höhle ſchimmerten, und gerade indem wir hinausſtiegen, die Sonne im Weſten unterſank.

Ich hatte alſo beinahe den ganzen Nachmittag bis an den Abend in der Höhle zugebracht, und als ich mich nun betrachtete, ſahe ich in meinem ganzen Aufzuge meinem Führer ziemlich ähnlich, und meine Schuh hingen kaum noch an den Füſſen, ſo ſehr waren ſie durch das lange Gehen im feuchten Sande und auf den harten ſpitzigen Steinen erweicht und zerriſſen.

Ich bezahlte für das Herumführen nicht mehr als eine halbe Krone, und meinem Führer ein Trinkgeld: denn die halbe Krone bekömmt er nicht, ſondern muß ſie ſeinem Herrn geben, der von den Revenüen dieſer Höhle ſehr ſtattlich lebt, und ſich einen Kerl hält, der die Leute darinn herumführt.

Als ich zu Hauſe kam, ſchickte ich ſogleich nach einem Schuſter. Dieſer wohnte gerade gegenüber, und kam, um meine Schuh in Augenſchein zu nehmen, wobei er ſich nicht gnug über die ſchlechte Arbeit daran verwundern konnte;

denn ich hatte diese Schuh noch aus Deutschland mitgebracht. Demohngeachtet aber, weil er gerade keine neuen fertig hatte, unternahm er es, sie so gut wie möglich auszubessern.

Ich machte darauf mit diesem Schuster eine gar angenehme Bekanntschaft: denn als ich ihm meine Verwunderung über die Höhle bezeigte, freute er sich darüber, daß doch in diesem kleinen Orte etwas sey, welches Leuten, die aus so weit entfernten Ländern herkämen, Bewunderung einflößte. Und darauf erbot er sich selbst, noch einen kleinen Spaziergang mit mir zu machen, um mir in der Nähe den berühmten Berg zu zeigen, welcher Mam Tor genannt, und unter die Naturmerkwürdigkeiten in Darbyschire gezählt wird.

Dieser Berg ist auf seinem Rücken und Seiten grün bewachsen, allein an dem einen Ende hat er auf einmal einen jähen Absturz. Nun besteht aber das Innere dieses Berges, nicht so wie der übrigen, aus Felsen, sondern aus einer lockern Erde, die sich immer von selber ablöst, und beständig von der Spitze dieses jähen Absturzes bald in kleinen Stücken herunterrieselt,

bald ſich in großen Maſſen mit einem donnernden Getöſe losreißt, und auf die Weiſe neben dieſem Berge einen Hügel bildet, der immer höher anwächſt.

Daher kömmt auch wahrſcheinlich der Nahme Mamtor, welcher ohngefähr ſo viel ſagen will, als Mutterberg. Denn tor iſt eine Abkürzung von tower, und bedeutet jede Anhöhe. Mam aber iſt eine gewöhnliche Abkürzung von Mother, Mutter; nun aber gebiert dieſer Berg gleichſam wie eine Mutter wieder kleine Berge.

Ein Aberglaube iſt es wohl, wenn die Einwohner ſagen, daß dieſer Berg ohngeachtet ſeines täglichen Verluſtes nie abnehme, noch ſich zurückziehe, ſondern immer ſo bleibe, wie vorher.

Eine fürchterliche Geſchichte erzählte mir mein Begleiter, von einem Einwohner von Caſtleton, der eine Wette einging, dieſen jähen Abſturz hinaufzuſteigen.

Weil der Abſturz unten nicht ſo ganz ſteil iſt, ſondern etwas ſchräg in die Höhe geht, ſo konnte er in dem weichen loſen Erdreiche gut' feſten Fuß faſſen, und kletterte immer hinan,

ohne sich umzusehen. Endlich war er weit über die Hälfte hinaufgestiegen, und kam dahin, wo sich der Absturz hinüberneigt, und seine eigne Basis übersieht. Von dieser entsetzlichen Höhe warf der Unglückliche seine Augen hinunter, indeß die drohende Spitze des Absturzes mit wankenden Erdmassen über seinem Haupte hing.

Er fing am ganzen Körper an zu zittern, Hände und Füße waren schon im Begriffe loszulassen, und er wagte es, weder vorwärts noch rückwärts zu steigen: so schwebte er eine Weile mit Verzweiflung umgeben, zwischen Himmel und Erde. Indeß da seine Sehnen nicht mehr halten wollten, rafte er noch einmal alle seine Kräfte zusammen, und ergriff einen losen Stein nach dem andern, wovon jeder ihn fallen zu lassen drohte, wenn er nicht schnell einen andern ergriff, auf welche Weise er denn zu seiner und aller Zuschauer Verwunderung, dem beinahe gewissen Tode entging, glücklich die Spitze des Berges erreichte, und seine Wette gewann.

Mich schauderte, da ich diese Erzählung hörte, und den Berg und den ungeheuren Absturz, wovon die Rede war, selbst so nahe vor

mir, und den Kerl in Gedanken hinanklettern sahe.

Nicht weit von hier ist Elbenhole, ein fürchterliches Loch in der Erde, von so ungeheurer Tiefe, daß wenn man einen Kieselstein hineinwirft, und das Ohr an den Rand legt, man denselben lange Zeit fallen hört.

Sobald der Stein hinunterkömmt, ists, als ob man einen seufzenden Laut hörte, bis der erste Schlag das Ohr wie ein unterirrdischer Donner rührt. Dieses donnernde Getöse nimmt ab und zu, nachdem der Stein an die harten Felsenwände schlägt, und endlich nachdem er lange gefallen ist, hört plötzlich das Getöse mit einem Gezisch auf.

Das Volk trägt sich auch hiervon mit allerlei abergläubischen Erzählungen; daß nehmlich einer eine Gans hineingeworfen habe, die zwei Meilen davon, in der großen Höhle, die ich beschrieben habe, ganz nackt und von Federn entblößt wieder hervorgekommen sey, und mehr dergleichen Mährchen.

Eigentlich zählt man in Darbyshire sieben Wunder der Natur, wozu denn dieß Eldenhole, der Berg Mamtor, und die große Höhle, worinn ich gewesen bin, gehören. Diese Höhle wird hier mit einem ziemlich schmuzigen Nahmen, the Devils Arse, benannt.

Die übrigen vier Wunder der Natur sind die Poolshöhle, welche mit der meinigen einige Aehnlichkeit hat, die ich aber nicht gesehen habe: ferner St. Anna's well, oder der St. Annenbrunnen, wo dicht nebeneinander zwei Quellen, die eine siedend heiß und die andre eiskalt, entspringen; alsdann noch Tideswell, nicht weit von der Stadt, durch welche ich gekommen bin, eine Quelle, die sich die mehreste Zeit fast ganz unmerklich ergießt, und dann auf einmal mit einem starken unterirrdischen Getöse, das auch etwas musikalisches haben soll, hervorbricht, und ihre Ufer überschwemmt; endlich Chatsworth, ein Pallast am Fuß eines Berges, der oben mit Schnee bedeckt ist, und den traurigsten Winter darstellt, indeß zu seinen Füßen der angenehmste Frühling blühet. Von diesen lezten Wundern kann ich Ihnen nichts

mehr sagen, weil ich sie alle nur aus Erzählungen kenne, womit mich theils auch mein Begleiter der Schuster, während unsers Spazierganges unterhielt.

Indem mich dieser Mann hier herumführte, und erwägte, wie weit ich nun schon in der Welt gekommen sey, und was für wunderbare Dinge ich weit und breit zu sehen bekomme, erregte dieß bei ihm eine so lebhafte Begierde zum Reisen, daß ich genug zu thun hatte, sie ihm wieder auszureden: denn er konnte den ganzen Abend nicht davon aufhören, und betheuerte, wenn er nicht Weib und Kind hätte, er reißte Morgen im Tage fort; denn hier in Castleton sey so nicht viel zu verdienen, und sehr schlechte Nahrung, und er sey noch nicht dreißig Jahr alt.

Auf dem Rückwege wollte er mir noch die Bleiminen zeigen, allein es war schon zu spät. Er stellte mir den Abend noch meine Schuh auf eine meisterhafte Art wieder her.

Ich aber habe aus der Höhle einen Husten mitgebracht, der mir gar nicht gefällt, und mir viel Beschwerlichkeit verursacht, welche mich

vermuthen läßt, daß man doch in dieser Höhle wohl ungesunde Dämpfe einathmen müsse, aber denn begreife ich nur nicht, wie der Charon es so lange aushalten kann.

Heute Morgen bin ich schon früh aufgestanden, um die Ruinen zu besehen, und einen daneben liegenden sehr hohen Berg zu besteigen.

Die Ruinen stehen gerade über dem Eingange der Höhle auf dem Hügel, der sich noch weit hinter den Ruinen über die Höhle hin erstreckt, und immer breiter wird, hier vorn aber so schmal ist, daß das Gemäuer den ganzen vordern Theil desselben einnimmt.

Von den Ruinen herab ist rund umher nichts als steiler Felsen, so daß kein Zugang zu demselben ist, als nach der Stadt zu, wo ein krummer Weg, vom Fuße des Berges an, in den Felsen gehauen ist, der auch sehr steil hinaufgeht.

Der Platz, wo die Rudera stehen, ist mit sehr hohen Nesseln und Disteln bewachsen. Ehemals soll eine Brücke von einem Felsen zu den gegenüberstehenden gegangen seyn, wovon man noch Spuren entdeckt, indem man in dem Thale, das die beiden Felsenspitzen trennt,

die Ueberbleibsel von Bogen findet, auf welchen dieſe Brücke geruht haben ſoll.

Dieſes Thal welches hinter den Ruinen befindlich iſt, und wahrſcheinlich oben über der Höhle weggeht, heißt the Caves Way (der Höhlenweg), und iſt eine der ſtärkſten Paſſagen zu der Stadt; und wo es in der Ferne anfängt, ſich erſt zwiſchen dieſen beiden Bergen, die es von einander trennt, zu ſenken, läßt es ſich ſo ſanft herunterſteigen, daß der Weg nicht im mindeſten ermüdet. Verfehlt man aber dieſen Weg zwiſchen den beiden Bergen, und geht oben in der Höhe fort, ſo iſt man in gröſſer Gefahr von dem immer ſteiler werdenden Felſen hinunter zu ſtürzen.

Der Berg, worauf die Ruinen ſtehen, iſt allenthalben felſigt, der andre aber linker Hand daneben, welcher durch das Thal abgeſondert wird, iſt überall grün, und oben auf dem Gipfel deſſelben ſind die Viehweiden, durch nach Art einer Mauer aufgeworfne Steine, abgetheilt. Der grüne Berg aber iſt wenigſtens dreimal ſo hoch, wie der, auf dem die Ruinen ſtehen.

Ich fing an, den grünen Berg hinauf zu klettern, der doch auch ziemlich steil ist, und als ich nun weit über die Hälfte gekommen war, ohne mich umzusehen, ging es mir beinahe wie dem Wagehalse, der den Mantorberg hinaufkletterte: denn als ich mich umsahe, war mein Auge nicht an die entsetzliche Höhe gewöhnt; Castleton lag mit der ganzen umliegenden Gegend, wie eine Landcharte unter mir, die Dächer der Häuser schienen beinahe dicht auf der Erde, und der Ruinenberg selber zu meinen Füßen zu liegen.

Mir schwindelte vor diesem Anblick, und ich hatte alle mögliche Vernunftgründe nöthig, um mich zu überzeugen, daß ich ohne Gefahr sey, denn ich konnte ja auf alle Fälle, den grünen Rasen, welchen ich hinaufgeklettert war, nur wieder hinunterrutschen. Endlich gewöhnte ich mich an diesen Anblick, bis er mir wirklich Vergnügen machte. Ich kletterte nun ganz bis auf den Gipfel des Berges, wo ich über die Wiesen hinging, und endlich an den Weg kam, der sich zwischen den beiden Bergen allmälig hinunter senkt.

Oben auf dem Gipfel des grünen Bergs melkten die Hirtinnen ihre Kühe, und kamen dann mit den Milcheimern auf den Köpfen eben diesen Weg herunter.

Eine schöne Gruppe war es, da sich einige dieser Mädchen, indem es an zu regnen fing, mit ihren Milcheimern unter ein überhangendes Felsenstück am Wege geflüchtet hatten, worunter sie auf natürlichen steinernen Bänken saßen, und vertraulich mit einander schwatzten.

Mein Weg führte mich wieder in die Stadt, woraus ich Ihnen schreibe, und die ich nun im Begriff bin zu verlassen, um meine Rückreise nach London anzutreten, wozu ich aber wohl nicht ganz denselben Weg wieder nehmen werde.

Northhampton, den 5ten Juli.

Da ich von meinem Schuster in Castleton, der gar zu gerne mit mir gereißt wäre, Abschied genommen hatte, so ging ich nun nicht auf Tideswell, sondern Wardlow, welches näher ist, wieder zurück.

In dieser Gegend traf ich einen einzelnen Gasthof, wo nur die Frau zu Hause war, die mir erzählte, daß ihr Mann in den Bleiminen (Lead Mines) arbeite, und daß die Höhle von Castleton, und alles was ich gesehen habe, gegen diese Leadmines gar nicht in Betrachtung komme. Ihr Mann könne mich darinn herumführen.

Da ich ihr mein Mittagsessen bezahlen wollte, machte sie mir den Einwurf, daß ich keinen Ale und keinen Branntwein getrunken habe, wovon sie eigentlich ihren Verdienst haben müsse, und mir also nicht gut die Rechnung machen könne, worauf ich mir denn einen Krug Ale geben ließ, ohne ihn zu trinken, um ihre Rechnung zu berichtigen.

In eben diesem Gasthofe bekam ich meinen Wirth aus Tideswell wieder zu sehen, der aber nicht, wie ich zu Fuß gegangen, sondern sehr stolz geritten kam.

Da ich nun von da weiter ging, und die Berge wieder vor mir aufstiegen, welche mir von meiner Hinreise noch bekannt waren, las ich gerade im Milton die Schöpfungsscene, welche der Engel dem Adam schildert, wie sich das Wasser

ſenkt, und die nackten Berge ihren breiten Rücken emporheben.

Immediately the Mountains huge appear
Emergent, and their broad bare Backs
upheave
Into the Clouds, their Tops aſcend the Sky.

Mir war es, indem ich dieſe Stelle las, als ob alles, was um mich her war, erſt wurde, und die Berge ſchienen wirklich vor meinen Augen emporzuſteigen, ſo lebhaft wurde mir dieſe Scene.

Etwas ähnliches empfand ich bei meiner Herreiſe, da ich gerade einem Berge gegenüber ſaß, deſſen Spitze blos mit Bäumen bewachſen war, und im Milton die koloſſaliſche Beſchreibung von dem Streit der Engel las, wo die abgefallenen Engel ihre Gegner mit einem ſtarken Bombardement angreifen, dieſe ſich aber dagegen vertheidigen, indem ein jeder einen Berg gleichſam oben beim Schopf ergreift, ihn mit der Wurzel ausreißt, und ſo in ſeinen Händen aufgehaben trägt, um ihn auf die Feinde zu ſchleudern.

— — they ran, they flew
From their Foundations loos'ning to and fro
They pluck'd the seated Hills with all their Load,
Rocks, Waters, Woods, and by the shaggy Tops
Uplifting bore them in their Hands. — —

Mir däuchte, als sähe ich den Engel stehen, wie er den Berg, der vor mir lag, in den Lüften schüttelte.

Als ich den Abend, da es schon dunkel war, in das letzte Dorf vor Matlock kam, entschloß ich mich die Nacht da zuzubleiben, und erkundigte mich nach dem Gasthofe, von dem man mir sagte, daß er am Ende des Dorfs sey. Allein ich ging beinahe bis um Mitternacht, ehe ich an das Ende des Dorfs kam, das fast gar kein Ende zu haben schien. Bei meiner Herreise mußte ich entweder nicht auf dieß Dorf zugekommen, oder auf seine Länge gar nicht aufmerksam gewesen seyn.

Ermüdet und halb krank kam ich endlich in dem Gasthofe an, wo ich mich in der Küche aus

Feuer ſetzte, und zu eſſen verlangte. Als man mir ſagte, ich könne kein Bette bekommen, ließ ich mich ſchlechterdings nicht wieder wegtreiben, ſondern ſagte, ich wolle die Nacht beim Kaminfeuer ſitzen bleiben, welches ich denn auch that, und mich mit dem Kopfe auf den Tiſch legte, um zu ſchlafen.

Da man nun glaubte ich ſchliefe, hörte ich in der Küche über mich deliberiren, was ich wohl für ein Menſch ſeyn möge. Eine Frau nahm meine Parthei, und ſagte: I dare say, he is a well bred Gentleman, (ich glaube er iſt ein Menſch von gutem Stande); eine andre widerlegte ſie damit, daß ich zu Fuße ginge, und ſagte: he is a poor travelling Creature! (er iſt ein armes herumwanderndes Geſchöpf). Von dieſem poor travelling Creature gellen mir noch die Ohren, wenn ich daran denke, denn es ſcheint mir alles Elend eines Menſchen, der nirgends eine Heimath hat, und die Verachtung der er ausgeſetzt iſt, in kurzen Worten auszudrücken.

Endlich, als man ſahe, daß ich doch einmal da blieb, gab man mir ein Bette, als ich es

gar nicht mehr vermuthete. Und da man am Morgen einen Schilling von mir forderte, gab ich ihnen eine halbe Krone, worauf ich mir nichts wieder herausgeben ließ, um das poor travelling Creature von mir abzuwälzen. Man entließ mich darauf mit vieler Höflichkeit und Entschuldigungen, und ich setzte nun vergnügt meinen Weg weiter fort.

Als ich durch Matlock gekommen war, ging ich nicht wieder auf Darby, sondern links auf Nottingham zu. Hier verlohren sich allmälig die Berge, und mein Weg führte mich wieder über Wiesen und Felder.

Hier muß ich noch erinnern, daß Peak eigentlich eine Spitze oder Gipfel heißt; der Peak oder hohe Peak von Darbyschire will also so viel sagen, als der Theil dieser Provinz, wo sie am gebirgigsten ist, oder ihre Berge am höchsten sind.

Gegen Mittag kam ich doch wieder auf eine Anhöhe, wo ich einen einzelnen Gasthof traf, der eine sonderbare Inschrift auf dem Schilde führte, die in Reimen war, und sich mit den Worten endigte, refresh, and then

go on! (erfriſche dich, und dann reiſe weiter.

Oben über dem Schilde ſtand, Entertainment for Horſe and Man (Bewirthung für Roß und Mann), welches ich an mehrern Schilden geleſen habe. Sonſt iſt Dealer in foreign Liquors die gewöhnlichſte Inſchrift an den kleinen Gaſthöfen.

Ich aß hier zu Mittage, und bekam ein Stück kaltes Fleiſch und Sallat. Dieſes oder Eier und Sallat, war mein gewöhnliches Abend- und Mittageſſen, in den Gaſthöfen wo ich einkehrte, ſelten erhielt ich einmal etwas warmes. Den Sallat, wozu ich alle Ingredienzien bekam, mußte ich mir immer ſelber machen, welches hier ſo gebräuchlich iſt.

Mein Weg war ziemlich angenehm, aber die Gegend hier eben nicht ſehr abwechſelnd. Indeß war ein gar ſchöner Abend, und da ich kurz vor Sonnenuntergang durch ein Dorf kam, grüßten mich verſchiedne Leute, die mir begegneten, damit, daß ſie ſagten: fine night oder fine Evening! (Ein ſchöner Abend!) — So pflege ich auch zuweilen von Leuten, die mir

begegnen, gegrüßt zu werden, indem sie sagen: how do yo do? (Was macht Ihr?), worauf man denn antwortet: I thank you! — Diese Art zu grüßen muß einem Fremden sehr sonderbar vorkommen, der von einem Menschen, den er in seinem Leben nicht gesehen hat, auf einmal gefragt wird, was er mache, oder wie er sich befinde?

Als ich durch das Dorf war, kam ich über ein grünes Feld, wo ich an der Seite wieder einen einzelnen Gasthof antraf. Die Wirthinn saß am Fenster, ich fragte sie, ob ich die Nacht da bleiben könne, sie sagte, nein! und schob mir das Fenster vor der Nase zu.

Hierbei fielen mir alle die Begegnungen von der Art wieder ein, denen ich hier schon ausgesetzt gewesen war, und ich konnte mich hier nicht enthalten, meinen Unwillen über die Inhospitalität der Engländer laut zu äußern, der sich aber doch bald wieder legte, da ich weiter ging, und die Fälle, wo ich gut aufgenommen war, dagegen rechnete.

Endlich kam ich noch früh genug an einen andern Gasthof, auf dessen Schilde stand: Na-

vigation Inn (Schifferherberge), weil die Kohlenschiffer von der Trent hier ihre Niederlage haben.

Eine wildere, rauhere Art von Menschen habe ich denn noch nie gesehen, als diese Kohlenschiffer, welche ich hier in der Küche versammlet antraf, und in deren Gesellschaft ich jetzt den Abend zubringen mußte.

Ihre Stimme, ihre Kleidung, ihr Ansehen, alles war rauh und fürchterlich, und ihre Ausdrücke noch mehr; denn fast kein Wort ging ihnen aus dem Munde, wo sie nicht ein God damm me! hinzusetzten, und so dauerte das Fluchen, Zanken und Schwören in einem fort, mir aber that keiner von ihnen etwas zu leide, sondern jeder trank meine Gesundheit, und ich nahm mich denn auch wohl in Acht, nicht zu vergessen, wieder ihre Gesundheit zu trinken, denn meine Begegnung von dem Wirth in dem Gasthofe bei Matlock war mir noch im frischen Andenken; so oft ich also trank unterließ ich nicht zu sagen: Your Health Gentlemen all!

Wenn sich ein Paar Engländer zanken, so scheint doch alles mehr in Thaten, als in Worten zu bestehen, sie sprechen wenig, und wiederholen vst das Gesagte, mit einem hinzugefügten God damm you! Ihr Zorn kocht inwendig, und bricht bald in Thätlichkeiten aus.

Die Wirthinn, welche mit in dieser Gesellschaft in der Küche saß, war demohngeachtet koeffirt, und that ziemlich vornehm.

Nachdem ich gegessen hatte, eilte ich, zu Bette zu kommen, schlief aber ziemlich unruhig; weil die Schiffer fast die ganze Nacht hindurch lermten und tobten. — Am Morgen, da ich aufstand, war keiner mehr von ihnen zu hören und zu sehen.

Ich hatte nun nur noch einige Meilen bis Nottingham, das ich gegen Mittag erreichte.

Dieß schien mir unter allen Städten, die ich außer London gesehen habe, die schönste und netteste zu seyn. Alles hatte hier ein modernes Ansehen, und ein großer Platz in der Mitte gab kaum einem Londner Square an Schönheit etwas nach.

Aus der Stadt führt ein schöner Fußweg über die Wiese nach der Heerstraße zu, wo über die Trent eine Brücke geht. Nicht weit von dieser Brücke war ein Gasthof, wo ich zu Mittag aß, aber nichts wie Brodt und Butter bekommen konnte, wovon ich mir denn einen Toast machen ließ.

Nottingham liegt in der Höhe, und nahm sich in der Ferne mit seinen netten hohen Häusern, rothen Dächern, und Thürmen ganz vortrefflich aus. Noch von keiner Stadt in England habe ich einen so schönen Prospekt gesehen.

Ich kam nun durch viele Dörfer, als Ruddington. Bradmore, Bunny, nach Costal, wo ich die Nacht blieb.

Diesen ganzen Nachmittag hörte ich von den Dörfern ein Geläute, welches vielleicht irgend ein Fest anzeigte, das hier gefeiert wurde. Es war ein trüber Himmel, ich fühlte mich etwas krank, und dieß Geläute machte mich noch dazu schwermüthig und melancholisch.

In Castol waren drei Gasthöfe dicht neben einander, in welchen, schon nach dem äußern der Häuser zu urtheilen, die aussterste Armuth

herrschte. In dem, worinn ich einkehete, war nur die Frau allein zu Hause. Noch ein kranker Fleischer, und ein kranker Fuhrmann kehrten hier den Abend ein, also kamen hier lauter Kranke zusammen, wodurch ich noch schwermüthiger wurde. Ich fühlte den Abend eine Art von Fieber, schlief die Nacht unruhig, und blieb den andern Morgen sehr lange im Bette liegen, bis mich die Wirthinn weckte, indem sie sagte, sie sey meinetwegen besorgt gewesen. Nun nahm ich mir auch vor, von Leicester aus, mit der Postkutsche zu fahren.

Ich hatte nur noch vier Meilen bis Loughborough, einer kleinen nicht sehr ansehnlichen Stadt, wo ich erst spät um Mittag ankam, und mir in dem letzten Gasthofe auf dem Wege nach Leicester zu, zu essen geben ließ. Hier begegnete man mir wider Vermuthen zum erstenmale wieder wie einem Gentleman, und ließ mich in dem Parlour oder Fremdenzimmer essen.

Von Loughborough (Losborro) bis Leicester (Lester) waren nur noch zehen Meilen, aber der Weg sehr sandigt und unbequem zu gehen.

Ich kam durch einen Flecken, Nahmens Mountſorrel, der vielleicht von einem kleinen Hügel am Ende deſſelben ſeinen Nahmen hat. Uebrigens war bis Leiceſter eine große Ebne.

Gegen Abend kam ich auf einer angenehmen Wieſe vor Leiceſter an, über welche mich ein Fußweg in die Stadt führte, die ſich, da ſie in der Länge vor mir lag, recht gut ausnahm, und größer ſchien, wie ſie wirklich iſt.

Ich ging eine lange Straße hinauf, ehe ich an das Haus kam, wo die Poſtkutſchen abgehen, und welches zugleich ein Gaſthof iſt. Ich erfuhr hier, daß denſelben Abend noch eine Stage nach London abginge, die aber inwendig ſchon beſetzt ſey, allein auswendig ſey noch Platz.

Da ich jetzt eilen mußte, um wieder zurück nach London zu kommen, weil die Zeit heranrückte, wo der Hamburger Schiffer, mit dem ich zurückfahren will, ſeine Abreiſe beſtimmt hat, ſo entſchloß ich! mich bis Northhampton einen Platz auswendig auf der Kutſche zu nehmen.

Aber an dieſe Fahrt von Leiceſter bis Northhampton will ich denken, ſo lang ich lebe.

Die Kutsche fuhr vom Hofe durch das Haus. Die andern Passagier stiegen schon auf dem Hofe ein, wir an der Aussenseite aber mußten auf der öffentlichen Straße erst hinaufklettern, weil wir sonst mit unsern Köpfen nicht unter dem Thorwege durchgekommen wären.

Meine Gefährten oben auf der Kutsche waren ein Bauer, ein junger Mensch der noch ganz ordentlich gekleidet war, und ein Mohrenjunge.

Das Hinaufklettern allein war schon mit Lebensgefahr verknüpft, und als ich nun oben war, kam ich gerade an eine Ecke auf der Kutsche zu sitzen, wo ich mich bloß mit einer Hand an einem kleinen Griff halten konnte, der an der Seite der Kutsche angebracht war. Ich saß dem Rade am nächsten, und sobald ich herunter stürzte, sah ich einen gewissen Tod vor Augen. Um desto fester hielt ich mich an den Griff, und um desto behutsamer suchte ich mich im Gleichgewicht zu erhalten.

Nun rollte es mit der entsetzlichsten Geschwindigkeit in der Stadt auf den Steinen fort, und wir flogen alle Augenblick in die Höhe, so daß es beinahe ein Wunder war, daß wir immer

wieder auf die Kutsche zurück, und nicht einmal nebenher fielen. So ging es nun auch, so oft wir durch ein Dorf oder eine Anhöhe hinunter kamen.

Endlich, ward mir dieser Zustand, in beständiger Lebensgefahr zu schweben, unerträglich, und als es einmal bergan, und also etwas langsam ging, kroch ich oben von der Kutsche hinten in die Schoßkelle, welche hier the Basket heißt.

In the Basket you will be shaken to Death! (in der Schoßkelle werdet ihr zu Tode geschüttelt werden!) sagte der Mohrenjunge, und ich nahm dieß für eine Hyperbel an.

Bergan ging es auch recht sanft und gut, und ich war zwischen den Koffern und Gepäcke beinahe eingeschlafen; aber wie erschrack ich, da es auf einmal wieder Bergunter ging, und die Koffer und alles schwere Gepäck um mich an zu tanzen und an zu leben fing, wobei ich alle Augenblicke, solche entsetzliche Stöße erhielt, daß ich glaubte, mein Lebensende sey gekommen, und nun fand ich, daß der Mohrenjunge keine Hyperbel gesagt hatte; alles mein Schreien half nichts, ich mußte beinahe eine Stunde aushal-

ten, bis es wieder bergan ging, wo ich denn ganz mürbe und zerschlagen wieder oben auf die Kutsche kroch, und meinen vorigen Sitz einnahm. Sagte ich es euch nicht, daß ihr würdet zu Tode geschüttelt werden? redete mich der Mohrenjunge an, als ich wieder heraufgekrochen kam, und ich schwieg ganz still. — Dieß schreibe ich einem jeden zur Warnung, dem es etwa einmal einfallen sollte, ohne es gewohnt zu seyn, auf der Outside einer Englischen Postkutsche, oder gar in dem Basket zu fahren!

Gegen Mitternacht kamen wir in Harborough an, wo ich mich nur ein wenig ausruhen konnte, und dann gings wieder im vollen Jagen durch eine Menge Dörfer fort, so daß wir in einigen Stunden noch vor Tagesanbruch in Northhampton ankamen, das doch drei und dreißig Meilen von Leicester entfernt ist.

Von Harborough bis Northhampton hatte ich noch eine fürchterliche Reise, es regnete beinahe in einem fort, und so wie wir auswendig auf der Kutsche vorher vom Staub bedeckt worden waren, so wurden wir nun vom Regen durchnetzt. Mein Nachbar, der junge Mensch, welcher ne-

den mir in der Mitte saß, schlief noch dazu beständig ein, und indem er alle Augenblicke mit der ganzen Last seines Körpers auf mich fiel, fehlte wenig, daß er mich ganz von meinem Sitz hinunterdrängte.

Endlich kamen wir denn in Northhampton an, wo ich mich sogleich zu Bette legte, und beinahe bis an den Mittag geschlafen habe. Morgen früh denke ich nun von hier mit der Postkutsche meine Reise nach London weiter fortzusetzen.

London, den 14ten Juli.

Die Reise von Northampton bis London kann ich wiederum keine Reise, sondern nur eine Bewegung von einem Orte zum andern in einem zugemachten Kasten, nennen, wobei man etwa mit ein Paar Leuten, die sich auf eben die Art fortbewegen lassen, wenn das Glück gut ist, konversiren kann.

Bei mir war das Glück so gut nicht, denn meine drei Reisegefährten waren Pächter, die so fest schliefen, daß sie durch die herzhaftesten

Kopfstöße, womit sie sich einander begrüßten, nicht aufgerüttelt wurden.

Ihre von Bier und Brantwein aufgedunsenen Gesichter lagen wie dicke, todte Fleischmassen vor mir. — Und wenn sie einmal erwachten, so waren Schafe, womit sie handelten, ihr erstes und ihr letztes Wort.

Der eine unter ihnen aber war von den übrigen beiden sehr verschieden: sein Gesicht war gelb und hager, seine Augen tief eingefallen, seine langen gelben Finger schlotterten an seinen Händen, er sahe aus wie Geiz und Menschenhaß.

Das erstre war er, denn er weigerte sich auf jeder Station, dem Kutscher das gewöhnliche Trinkgeld zu geben, was doch alle gaben, und jeder Heller, den er bezahlen mußte, preßte ihm ein God damm! aus dem Herzen.

Wenn er im Wagen saß, scheute er das Licht, und machte, wo er nur konnte, alle Fenster zu, wenn ich nicht zuweilen eins wieder aufriß, um gleichsam nur einen Anblick von den reizenden Gegenden zu haschen, vor denen wir im Fluge vorbeifuhren.

Unſer Weg ging über Newport Pagnel, Dunſtable, St. Albans, Barnet, bis Iſlington oder vielmehr London ſelbſt. Aber die Nahmen ſind auch nun alles, was ich von dieſen Oertern zu ſagen weiß.

In Dunſtable, wo mir recht iſt, frühſtückten wir, und es ward hier alles, wie es auch bei uns auf den Poſtwagen gebräuchlich iſt, von den Paſſagiers gemeinſchaftlich bezahlt. Ich hatte mir, weil ich dieß nicht wußte, beſonders Kaffee beſtellt; allein weil er einmal da war, tranken die drei Pächter mit, und ließen mich wieder von ihrem Thee mittrinken.

Sie fragten mich, aus welchem Theile der Welt ich ſey, anſtatt daß man bei uns frägt, was für ein Landsmann einer iſt.

Da wir nun gefrühſtückt hatten, und wieder in dem Wagen ſaßen, ſchienen die Pächter, den hagern ausgenommen, ordentlich aufzuleben, und fingen Religions- und politiſche Diſcourſe an.

Der eine brachte die Geschichte von Simson aufs Tapet, welche sein Pfarrer neulich erklärt hatte, und machte sich doch selbst allerlei Zweifel gegen das große Thor, was Simson getragen, und die Füchse mit den Feuerbränden zwischen den Schwänzen, ob er gleich sonst in seinem Glauben fest war.

Sie erzählten sich darauf allerlei Geschichtchen aus der Bibel, nicht als ob sie dieselben schon als bekannt voraussetzten, sondern sie irgendwo als angenehme Historien hätten erzählen hören. Das meiste hatten sie auch von ihrem Pfarrer gehört, und nicht selbst gelesen.

Der eine fing darauf von den Juden im alten Testament an, und daß die jetzigen davon abstammten. —

Sie sind in Ewigkeit verdammt! — sagte der andre so kaltblütig und zuversichtlich, als ob er sie schon lichterloh brennen sähe.

Wir bekamen nun sehr oft neue Passagier, die zuweilen nur eine Strecke mitfuhren, und dann wieder abstiegen. Unter andern eine Branntweinsbrennerinn aus London, die uns mit einer

Erzählung aller der schrecklichen Auftritte, bei dem letzten Aufruhr in London unterhielt. Besonders auffallend war mir, wie ein Kerl ihrem Hause gegenüber so wüthend war, daß er auf der Mauer eines schon halbabgebrannten Hauses stand, und noch mit eigenen Händen die Steine loszureißen suchte, welche das Feuer hatte stehen lassen, bis er erschossen ward, und rücklings in die Flamme fiel.

Endlich kamen wir denn im vollem Regen ohngefähr um ein Uhr in London an. Ich hatte in Northhampton für die sechs und sechzig Meilen bis London, sechzehn Schillinge vorausbezahlen müssen. Dieß schien der Kutscher nicht gewiß zu wissen, und fragte mich daher, ob ich schon bezahlt habe, welches er mir doch nun auf mein Wort glauben mußte.

Ich sahe aus, wie ein halber Wilder, da ich in London wieder ankam; demohngeachtet nahm mich Herr Pointer, bei dem mein Koffer stand, sehr freundschaftlich auf, und ließ sich über Tische meine Abentheuer von mir erzählen.

Ich besuchte den Abend noch Herrn Leonhardi, welcher mich, weil ich wegen der Paar Tage, die ich etwa noch auf guten Wind warten müßte, kein Logie miethen wollte, bis dahin in Freemasons Tavern unterbrachte.

Allein hier in Freemasons Tavern warte ich nun schon acht Tage, und der Wind weht noch beständig von Hamburg her, statt daß er hinwehen sollte, welches ich nun herzlich wünsche, weil ich doch den hiesigen Aufenthalt fast gar nicht mehr nützen kann, indem ich mich beständig bereit halten muß, zu Schiffe zu gehen, sobald der Wind umschlägt, und mich also nicht weit versteigen darf.

Alles ist jetzt voll von Rockinghams Tode, und der darauf erfolgten Veränderung des Ministeriums. Daß Fox seine Stelle niedergelegt hat, darüber ist jedermann aufgebracht, und doch ist es sonderbar, alles nimmt Theil an ihm, und interessirt sich für ihn, wie für jemanden, von dem es einem leid thut, wenn man schlecht von ihm denken soll.

Am Dienstage war eine der wichtigsten Debatten im Parlamente. Fox war aufgefordert, seine Gründe der Nation darzulegen, warum er resignirt habe. Um eilf Uhr war das Haus von Zuschauern schon so voll, daß niemand mehr darinn Platz finden konnte; und um drei Uhr gehen doch erst die Debatten an, die dießmal bis den Abend um zehn Uhr dauerten.

Gegen vier Uhr kam Fox. Alles war voll Erwartung. Er sprach mit großer Heftigkeit, ließ es aber dennoch merken, wie sehr er diese Heftigkeit mäßige, und als er nun den Schritt den er gethan, mit allen Gründen vertheidigt hatte, und nun sagte: now I stand here again, poor as I was, etc. nun stehe ich hier wieder, arm wie ich war! u. s. w. so war dieß wirklich für den Zuhörer rührend und erschütternd.

Der General Conway sagte darauf seine Gründe, worum er nicht abdankte, ob er gleich mit Herrn Fox und Burke einerlei politische Grundsätze habe: er sey nehmlich in Ansehung der Independenz von Amerika, der bessern Repräsentation des Volkes im Parlamente, und

der Irrländischen Angelegenheiten, mit ihnen einerlei Meinung, glaube aber nicht, daß der jetzige Minister, Graf Schelburn, gegen diese Grundsätze handeln werde, sobald er dieß thun würde, resignirte er ebenfalls, aber nicht eher.

Nun stand Burke auf, und redete in sehr blumenreichen Ausdrücken zum Lobe des verstorbenen Marquis von Rockingham. Als er kein hinlängliches Gehör fand, und viel um sich plaudern und murmeln hörte, sagte er mit großer Heftigkeit, und Gefühl beleidigter innerer Würde? Das ist keine Behandlung für ein so altes Parlamentsglied, als ich bin, und ich will gehört seyn! — worauf sogleich eine allgemeine Stille herrschte.

Nachdem er nun noch sehr vieles zu Rockinghams Lobe gesagt hatte, fing er an: was den General Conway anbeträfe, daß dieser im Ministerium bleiben wolle, so erinnere er sich dabei einer Fabel aus seiner Kindheit, wo der Wolf vorgestellt wird, wie er die Gestalt eines Schafes annimmt, und von einem Lamme in den Stall gelassen wird, welches zwar zu ihm sagt: Mama; wo habt ihr die großen Nägel und die

ſcharfen Zähne her? Demohngeachtet aber ihn hineinläßt, worauf er die ganze Heerde erwürgt. Was nun den General Conway anbeträfe, ſo käme es ihm gerade ſo vor, als ob das Schaf zwar die Nägel und Zähne des Wolfes bemerkte, demohngeachtet aber, ſo gutmüthig wäre, zu glauben, der Wolf werde wohl ſeine Natur ändern, und ein Lamm werden. Er wolle damit gar nicht auf den Graf von Schelburn zielen, nur ſo viel ſey gewiß, daß die jetzige Adminiſtration, noch tauſendmal ſchlechter ſey, als ſie unter dem Lörd North (der hier gegenwärtig ſaß) geweſen wäre.

Als ich Herrn Pitt zum erſtenmal reden hörte, erſtaunte ich, daß ein Mann von ſo jugendlichem Anſehen auftrat, und indem er ſprach, ſo viel Aufmerkſamkeit auf ſich erregte. Er ſcheint nicht über ein und zwanzig Jahr zu ſeyn. Eben dieſer Pitt iſt nun Miniſter, und zwar Chancellor of the Exchequer geworden.

Es iſt erſchrecklich, was in den Zeitungen, wovon hier täglich zwölf und mehrere herauskommen, die es theils mit der Miniſterial theils

mit der Antiministerialparthei halten, bei dieser Gelegenheit, für Anzüglichkeiten gesagt werden.

Noch in der gestrigen stand, daß Fox, nachdem er gefallen, und Pitt, ein so junger Mann, Minister sey, er mit Satan, welcher in Miltons verlornem Paradiese, den von Gott begünstigten Menschen erblickt, ausrufe: O hatefull Sight.

Am Donnerstage hat der König das Parlament mit den gewöhnlichen Feierlichkeiten auf eine bestimmte Zeit entlassen. Ich übergehe dieß, weil es schon genug beschrieben ist.

Ich habe auch noch in diesen Tagen den Herrn Baron Grothaus, diesen berühmten Fußgänger kennen gelernt, an den ich von dem Herrn Baron Groote von Hamburg aus ein Empfehlungsschreiben hatte. Er wohnt in Chesterfield Hause, nicht weit vom General Paoli, mit dem er mich bekannt zu machen versprochen hat, wenn ich Zeit habe, ihn noch einmal zu besuchen.

Uebrigens habe ich diese Woche sehr von dem bösen Husten gelitten, den ich mit aus der Höhle gebracht habe, so daß ich einige Tage nicht

habe ausgehen dürfen, wo mich die Herrn Schönborn und Leonhardi fleißig besucht, und zu meiner Aufmunterung sehr viel beigetragen haben.

Ich habe hier von meiner Reise außerhalb London so viel zu erzählen gehabt, als ich wahrscheinlich in Deutschland von England überhaupt werde erzählen müssen. — Den meisten Leuten, denen ich hier in London von meiner Reise erzähle, ist das, was ich gesehen habe, ganz etwas neues.

Einiges muß ich doch nun noch nachholen, was ich in Ansehung der hiesigen Deklamation, Aussprache, und Dialekt, bemerkt, und Ihnen zu schreiben vergessen habe.

Die Englische Deklamation scheint mir lange nicht so vieler Abwechselungen fähig zu seyn, als die unsrige. In den Parlamentsreden, Predigten, Theaterreden, ja selbst im gemeinen Leben, werden die Perioden am Ende immer mit einem gewissen sonderbaren, eintönigen Fall der Stimme begleitet, der bei aller seiner Monotonie, doch etwas solides und nachdrückliches hat, und den ein Ausländer schwerlich nachah-

men lernt. Herr Leonhardi schien mir in einigen Stellen, die er aus dem Hamlet deklamirte, diesen Fall der Stimme sehr gut zu treffen. Ferner wird der Accent fast mehr auf die Epytheta als auf die eigentlichen Substantive gesetzt, die man oft weit dunkler, als ihre Beiwörter nachklingen läßt. — Auf dem Theater drückt man die Sylben und Wörter ausserordentlich deutlich aus, so daß man hier immer, in Ansehung der Englischen Aussprache und Deklamation, wohl am meisten lernen kann.

Es gibt in London auch eine Art von besonderm Dialekt: so sagt man z. B. it a'nt, anstatt it is not, es ist nicht; I do know, anstatt I do not know, oder I do'nt know, ich weiß nicht; I do know him, ich kenne ihn nicht; welches letztere mich oft getäuscht hat, indem ich eine Verneinung für eine Bejahung nahm.

Das Wort Sir, (Herr) hat im Englischen einen gar mannichfaltigen Gebrauch. Mit Sir redet der Engländer seinen König, seinen Freund, seinen Feind, seinen Bedienten, und seinen Hund an; er bedient sich desselben, auf eine höfliche Weise zu fragen; und der Redner im Parla-

ment, den Uebergang damit zu machen, wenn er nicht weiter kann.

So heißt also Sir? in einem fragenden Tone: was befehlen Sie? — Sir! in einem demüthigen Tone: gnädigster König! — Sir! in einem trotzigen Tone: es stehen ein Paar Ohrfeigen zu Dienste! — zu einem Hunde gesagt, bedeutet es eine Tracht Prügel — und in den Parlamentsreden mit einer Pause begleitet, heißt es: ich kann mich nicht sogleich besinnen.

Nichts habe ich häufiger hier gehört, als den Ausdruck; never mind it! Laßt das gut seyn! — Ein Träger stürzte, und fiel sich auf dem Pflaster den Kopf entzwei: never mind it! sagte ein Engländer, der vorbei ging. Als ich vom Schiffe meinen Koffer auf einem Boote abholen ließ, ruderte der Schiffer zwischen die Kähne, und sein Junge der vorn stand, bekam die entsetzlichsten Prügel, weil die andern ihn nicht durchlassen wollten: Never mind it! sagte der Alte, und ruderte immer zu.

Die Deutschen, welche lange hier gewesen sind, reden fast in lauter Anglicismen, als: es will nicht thun, anstatt, es ist nicht hin-

länglich, und dergleichen. Ja einige sagen sogar: ich habe es nicht geminded, ich habe mich nicht daran erinnert, oder daran gedacht.

Engländer, die Deutsch sprechen, kennt man bald an der Aussprache des w nach Englischer Art; anstatt: ich befinde mich wohl, sagen sie, ich befinde mich u ohl, indem das w fast so weich, wie ein schnell ausgesprochnes u klingt.

Beim Zurechtweisen auf den Straßen habe ich hier sehr oft eine Art von Formel gehört: go down the Street, as far as ever you can go, and ask any Body, geht die Straße hinunter, so weit ihr kommen könnt, und fragt, wen ihr wollt! — so wie wir bei uns zu sagen pflegen: jedes Kind kann Euch da zurechtweisen.

Ich habe schon bemerkt, daß man in England weit schöner schreiben lernt, als bei uns, wahrscheinlich rührt dieses auch mit daher, weil in ganz England nur einerlei Hand gebräuchlich ist, worinn sich die Buchstaben so ähnlich sehen, daß man sie für gedruckt halten sollte.

Ueberhaupt scheint Rede, Schrift, Ausdruck und Schreibart, in England weit mehr fixirt zu seyn, als bei uns. Der gemeinste Mensch drückt sich in richtigen Phrasen aus, und wer ein Buch schreibt, schreibt doch wenigstens korrekt, wenn die Sachen auch noch so schlecht sind. Denn über den guten Stil scheint man doch in England einig geworden zu seyn.

Das erbärmlichste Gewäsch habe ich auf den Kanzeln gehört. Ich bin heute in einigen Kirchen gewesen, wo die Predigten aus dogmatischen Heften genommen zu seyn schienen. Es soll hier ein Jude wohnen, von dem sich hiesige Geistliche ihre Predigten für Geld verfertigen lassen.

London, den 18ten Juli.

Zum letztenmale schreibe ich Ihnen heute aus London; und zwar aus St. Catharins, dem abscheulichsten Loche in der ganzen Stadt, wo ich mich aber deswegen aufhalten muß, weil die großen Schiffe auf der Themse hier anlanden, und abgehen, und wir sobald der Wind sich dreht, fortsegeln werden: der hat sich nun eben jetzt gedreht, aber wir segeln erst Morgen fort. Heute kann ich Ihnen also noch, so viel ich weiß, erzählen.

Am Montag Morgen zog ich aus Freemasons Tavern hieher in einen Gasthof, worinn ein deutscher Wirth ist, und in welchem alle Hamburger Schiffer einkehren. In Freemasons Tavern betrug meine Rechnung für acht Tage Logis, Frühstück, und Mittagsessen, eine Guinee, neun Schilling und neun Pence, also beinahe zwei Guineen. Frühstück, Mittagsessen, und Kaffe, war immer ohne Unterschied jedes einen Schilling gerechnet. Für das Logis bezahlte ich nicht mehr als zwölf Schillinge für die Woche, welches nach Verhältniß sehr wohlfeil war.

Bei dem deutſchen Wirth in St. Catharins hingegen iſt alles viel wohlfeiler, und man ißt, trinkt, und wohnt hier wöchentlich für eine halbe Guinee. Ich möchte aber demohngeachtet keinen rathen, hier lange zu logiren, wer ſich in London umſehen will; denn St. Cathdrins iſt einer der abgelegenſten und unbequemſten Plätze in der ganzen Stadt.

Wer hier vom Schiffe ausſteigt, bekömmt dieſe jämmerliche enge ſchmuzige Straße, und dieſe den Einſturz drohenden Häuſer von London zuerſt zu ſehen: und alſo gewiß beim erſten Anblick keinen ſehr vortheilhaften Eindruck von dieſer prächtigen und berühmten Stadt.

Von Bullſtroatſtreet oder Cavendiſchſquare bis St. Catharins iſt beinahe eine halbe Tagereiſe. Demohngeachtet hat mich Herr Schöborn, ſeitdem ich hier wohne, täglich beſucht, und ich ihn immer die Hälfte Weges zurückbegleitet. Heute Nachmittag haben wir bei der Pauliskirche von einander Abſchied genommen. Mir iſt dieſer Abſchied ſehr ſchwer geworden.

Einen sehr angenehmen Besuch erhielt ich eben diesen Nachmittag von Herrn Hansen, einem Mitarbeiter an dem Zöllnerschen Lesebuche für alle Stände, welcher mir einen Brief vom Herrn Prediger Zöllner aus Berlin mitbrachte, und gerade in London ankam, da ich abreisen wollte. Er geht in Handlungsgeschäften nach Liverpool.

Diese Tage über habe ich denn noch aus Langerweile einige Gegenden von London durchstrichen. Ich suchte gestern das westliche Ende der Stadt zu erreichen; allein sie dauerte einige Meilen weit immer noch in einzelnen Häusern fort, die aber doch eine Straße ausmachten, bis ich endlich, da es schon dunkel war, ganz ermüdet zurückkehrte, ohne meinen Zweck erreicht zu haben.

Nichts macht in London einen heßlichern Anblick, als die Fleischscharren, besonders in der Gegend vom Tower. Gedärme und Unrath wird alles auf die Straße geworfen, und verursacht einen unerträglichen Gestank.

Ich habe vergeſſen, Ihnen etwas von der Börſe zu ſagen: dieß prächtige Gebäude iſt ein länglichtes Viereck, deſſen Mitte ein offner freier Platz' iſt, wo ſich die Kaufleute verſammeln. Rund herum ſind bedeckte Säulengänge, und an den verſchiednen Pfeilern ſteht immer der Nahme der handelnden Nation verzeichnet, welche man hier treffen will, damit man ſich unter der Menge von Menſchen einander finden könne. Auch ſind unter den bedeckten Gängen ſteinerne Bänke angebracht, die nach einer Wanderung etwa von St. Catharins bis hieher zum Ausruhen ſehr bequem ſind.

Rund umher an den Wänden ſind allerlei Avertiſſements auf großen, gedruckten Bogen angeſchlagen, worunter ich eins von ganz ſonderbarem Inhalt las. Es ermahnte nehmlich ein Engliſcher Geiſtlicher, daß man der ſchändlichen Parlamentsakte zur Duldung der Catholicken nicht dadurch beiſtimmen ſollte, daß man etwa ſeine Kinder, zu ihrem ewigen Verderben, von ihnen unterrichten und erziehen ließe; ſondern man ſolle doch ihm, als einem rechtgläubb

gen Priester der Englischen Kirche lieber diesen Verdienst zuwenden.

In der Mitte des freien Platzes steht Karl des andern steinerne Bildsäule. — Wenn ich hier so auf einer Bank saß, und dem Gewühle zusah, so kam mir doch diese Londner Welt, in Ansehung der Kleidung und des Aeußern, von der Berlinischen nicht so sehr verschieden vor.

Dicht bei der Börse ist ein Laden, wo man für einen Penny oder Halfpenny im Vorbeigehen Zeitungen lesen kann, so viel man will. Es steht um diesen Laden beständig voller Leute, die hier in der Geschwindigkeit im Stehen eine Weile lesen, ihren Halfpenny bezahlen, und dann weiter gehen.

Auf der Börse ist ein kleiner Thurm mit einem Glockenspiel, das sehr angenehm klingt, aber nicht mehr als eine ziemlich lustige Melodie spielt, die einem in dieser Gegend beständig in den Ohren schallt.

Noch ist mir eingefallen, daß man hier in London keines Elementarwerks und keiner Kupfertafeln zum Unterricht für Kinder bedürfte: man brauchte sie nur in die Straßen der Stadt zu

führen, und ihnen alle die Dinge selbst, wie sie wirklich sind, zu zeigen. Denn hier ist dafür gesorgt, daß alle Produkte der Künste und des Fleißes, so viel wie möglich, zur öffentlichen Schau gestellt sind. Gemählde, Kunstwerke, Kostbarkeiten, alles zeigt sich hinter den großen Glasscheiben und hellen Fenstern der Gewölbe im vortheilhaftesten Prospekt. Es fehlt auch nie an Zuschauern, welche hier oder da mitten auf den Straßen, vor irgend einem Kunstwerke still stehen, und es betrachten. Oft scheint eine solche ganze Straße einem wohlgeordneten Kunstkabinet zu gleichen.

Die Squares aber, wo die prächtigsten Häuser sind, verschmähen dergleichen Zierrath, der nur den Kaufsmannshäusern ansteht. Auch ists hier lange nicht so volkreich, wie in den übrigen Theilen der Stadt. Zwischen dem Strande und den Squares in London ist ohngefehr, in Ansehung der Lebhaftigkeit, ein solches Verhältniß, als zwischen dem Mühlendamm und der Friedrichsstadt, in Berlin.

Nun, lieber Freund, fällt mir nichts merkwürdiges mehr bei, das ich Ihnen schreiben

könnte, als daß alles zu unsrer morgenden Abreise fertig ist. — Dem Herrn Capitain Hilkes, mit dem ich von Hamburg herfuhr, mußte ich vier Guineen für Kost und Wohnung in der Kajüte bezahlen. Herr Capitain Braunschweig aber, mit dem ich wieder zurückfahre, nimmt fünf Guineen, weil in London der Einkauf der Lebensmittel theurer ist.

Und nun hätte ich Ihnen denn alle meine Fata und Abenteuer, von dem Augenblick an, da ich in Hamburg auf der Straße von Ihnen Abschied nahm, erzählt; ausgenommen meine Herreise mit Herrn Hilkes. Von dieser berichte denn noch, daß sie zu meinem höchsten Mißvergnügen vierzehn Tage dauerte, und ich drei Tage seekrank war. Von der Hinreise bring' ich Ihnen die Nachricht mit. Und nun grüßen Sie Bistern, und leben Sie wohl, bis wir uns wiedersehen!

Ideal

einer

vollkommnen Zeitung.

Von

Karl Philipp Moritz,

Professor am Berlinischen Gymnasium.

Berlin, 1784.

bey Christian Friedrich Voß und Sohn.

GENERAL
UNIVERS
ZVHALLE

UNIVERSITÄTS- U. LANDES-BIBLIOTHEK
HALLE
(SAALE)

Schon lange habe ich die Idee mit mir herum getragen, ein **Blatt für das Volk** zu schreiben, das wirklich von dem Volke gelesen würde, und eben dadurch den ausgebreitetsten Nutzen stiftete. Diesen Gedanken, nahm ich mir vor, erst hinlänglich bey mir reif werden zu lassen, ehe ich ihn je zur Ausführung brächte. Seitdem ist aber diese Idee durch verschiedene elende Schmierer so oft gemißbraucht und herabgewürdigt worden, daß ich es manchmal nicht ohne Aerger und Unwillen habe mit ansehen können.

Endlich fiel ich darauf, daß eine einmal eingeführte und gelesene Zeitung vielleicht das beste Vehikel sey, wodurch nützliche Wahrheiten unter das Volk gebracht werden könnten. Dieß bewog mich vor einigen Monathen zu dem Entschluß, mit den Herrn **Voß und Sohn** in Verbindung zu treten, um die hiesige Zeitung, welche in derem Verlage herauskömmt, zu schreiben.

Seitdem ist mir meine erste Idee immer lebhafter und immer wichtiger geworden, so daß ich mich nicht enthalten konnte, mir zuweilen in reizenden Träumen der Phantasie das **Ideal einer vollkommnen Zeitung** zu denken, und einige Züge davon zu entwerfen. Mag ich dann dieses Ideal auch nie erreichen, so wird es doch immer das höchste Ziel bleiben, wornach ich strebe, und komme ich ihm jemals nahe, so glaube ich schon dadurch einen der edelsten Zwecke des Schriftstellers erreicht zu haben.

Die Buchdruckerey ist schon irgendwo als ein Bildniß der **verbreiteten Kultur** angenommen worden; und mir däucht daß ihr, nicht bloß als Bild, sondern im ganz eigentlichen Verstande, der Ehrennahme **verbreitete Kultur** gebühre.

Nun ist aber vielleicht unter allem, was gedruckt wird, eine **öffentliche Zeitung** oder **Volksblatt**, aus dem rechten Gesichtspunkte betrachtet, bey weitem das wichtigste. Sie ist der Mund, wodurch zu dem Volke gepredigt, und die Stimme der Wahrheit, so wohl in die Palläste der Großen, als in die Hütten der Niedrigen dringen kann. Sie könnte das unbestechliche Tribunal seyn, wo Tugend und Laster unpartheiisch geprüft, edle Handlungen der Mäßigkeit, Gerechtigkeit, und Uneigennützigkeit ge-

gepriesen,

prieſen, und Unterdrückung, Bosheit, Ungerechtigkeit, Weichlichkeit und Ueppigkeit mit Verachtung und Schande gebrandmarkt würden.

Sie ſollte die Werke des Geſchmacks in der **Baukunſt**, **Muſik**, **Malerey**, **Schauſpiele** u. ſ. w vor ihren unpartheiiſchen Richterſtuhl ziehen, und ſie vorzüglich in Rückſicht ihres Einfluſſes auf die Bildung und den Charakter der Nation, und nicht bloß als Gegenſtände der Beluſtigung, betrachten.

Aus dem ungeheuren Umfange der Wiſſenſchaften ſollte ſie dasjenige herausheben, was nicht bloß den Gelehrten, oder gar nur eine beſondere Klaſſe der Gelehrten, ſondern die ganze Menſchheit intereſſirt. Was nicht bloß hinzugetragene Materialien zu dem großen Gebäude irgend einer Wiſſenſchaft, ſondern etwas Vollendetes, von Schlacken geſäubertes, und durch den achten Stempel der Wahrheit ausgeprägtes Gold iſt, daß nun unter dem Volke, unbeſchadet der Ruhe und Glückſeeligkeit deſſelben, in wohlthätigen Umlauf kommen kann.

Sie ſollte in alle Fugen der menſchlichen Verbindungen einzudringen, und aufzudecken ſuchen, was in jedem Zweige derſelben Lobens- oder tadelnswerthes, Verachtungs- oder nachahmungswürdiges ſey. Ihr ſollte kein Gewerbe, kein Stand,

ſelbſt der Stand des verachteten und gröſtentheils unterdrückten und tyranniſch behandelten Lehrburſchen des gemeinen Handwerkers nichtunwichtig ſeyn.

Weder die Privaterziehung noch die öffentliche in den Schulen, und die Belehrung der Erwachſenen in den Kirchen müßte ihrem ſpähenden Blick entgehen. Sie müßte die Mängel derſelben rügen, wo ſie nur irgend dürfte und könnte. Und hingegen jede Nachricht auch von der kleinſten Verbeſſerung in dieſer für die Menſchheit ſo wichtigen Angelegenheit ſorgfältig zu verbreiten ſuchen.

Eltern, Erzieher, Menſchen die in einer Stadt zuſammen, oder entfernt leben, könnten ſich einander ihre wichtigſten Vorſchläge und Entdeckungen mittheilen, und ſich durch die Zeitung miteinander über die angelegentlichſten Dinge beſprechen.

Jede nützliche Erfindung, ſie ſey ſo klein ſie wolle, müßte ein Hauptgegenſtand der Aufmerkſamkeit werden, um den guten Kopf zu neuen Entdeckungen aufzumuntern, und den erfindriſchen Fleiß, ein Eigenthum der Deutſchen, aufs neue zu beleben.

Die öffentliche Handhabung der Gerechtigkeit, wobey uns erlaubt iſt, Zuſchauer zu ſeyn, müßte einen reichen Stoff zu wichtigen Beobachtungen hergeben. Und würde gewiß, gehörig bearbeitet,

einen sehr interessanten Artikel in einer Zeitung für das Volk ausmachen.

Die kurze Geschichte der Verbrecher aus den Kriminalakten gezogen, wie belehrend müßte sie seyn, wenn die allmäligen Uebergänge von kleinen Vergehen, bis zum höchsten Grade der moralischen Verderbtheit, mit einigen treffenden, allgemein auffallenden Zügen darin gezeichnet wären!

Die feierlichen und festlichen Zusammenkünfte des Volks, ja sogar seine Ausschweifungen in öffentlichen Häusern müßten nicht unbemerkt bleiben, sondern zur öffentlichen Beschämung unsrer weichlichen entnervten Generation mit lebhaften Farben geschildert werden.

Aber auch das Elend und die Armuth in den verborgnen Winkeln muß aufgedeckt, und nicht aus einer falschen Empfindsamkeit vor unserm Blick in Dunkel eingehüllt werden. Das Elend, wenns einmal da ist, muß unter uns zur Sprache kommen, und auf Mittel gedacht werden, wie man demselben abhelfen kann!

Also edle Beispiele; Künste; Theater; Kenntnisse, die zum Umlauf reif sind; Erziehung; Predigtwesen; nützliche Erfindungen; Handhabung der Gerechtigkeit; Geschichte von Verbrechern; menschliches Elend im Ver-

borgnen; — welche wichtige Artikel zu einer Zeitung für das Volk!

Und wie viel mehrere lassen sich nicht noch denken, als: Volksvorurtheile; Volksirrthümer; religiöse Schwärmerei; unerkanntes Verdienst; u. s. w. — Wahrlich es ist zu verwundern, da man bisher so viel von Aufklärung geredet und geschrieben hat, daß man noch nicht auf ein so simples Mittel, als eine Zeitung, gefallen ist, um sie in der That zu verbreiten.

Freilich aber müßte nun eine Zeitung, wodurch dieser Zweck erreicht werden soll, ganz anders beschaffen seyn, als irgend eine, die jemals noch bis jetzt ist geschrieben worden. Sie müßte aus der immerwährenden Ebbe und Fluth von Begebenheiten dasjenige herausheben, was die Menschheit interessirt, den Blick auf das wirklich Große und Bewundernswürdige, das Gefühl für alles Edle und Gute schärfen, und den Schein von der Wahrheit unterscheiden lehren.

Die Aufmerksamkeit müßte daher vorzüglich auf den einzelnen Menschen geheftet werden: denn nur da ist die wahre Quelle der großen Begebenheiten zu suchen, nicht in Kriegesheeren und Flotten, die oft nur wie zwei entgegengesetzte Elemente gegeneinander

ander wirken, worunter das Stärkere allemal über das Schwächere den Sieg behält.

Auch sind ja das nicht immer die größten Begebenheiten, wobei die meisten Menschen beschäftigt sind, sondern diejenigen, wobei sich irgend eine menschliche Kraft am meisten entwickelt. Dergleichen suche man unter dem Schwall von Kriegsrüstungen, Fürstenreisen, und politischen Unterhandlungen herauszuheben, damit das Volk nicht mehr Titel und Ordensbänder, fürstlichen Stolz und fürstliche Thorheiten mit dummer Verehrung anstaune, sondern den wirklich großen Mann auch im Kittel und hinter dem Pfluge schätzen lerne.

Sobald man zu viele Menschen zusammenfaßt, um von ihnen etwas zu sagen, so muß das, was man sagt, nothwendig unbestimmt, schwankend, und trocken werden.

Denn in einer Gesellschaft von Menschen, sie sey, welche sie wolle, handeln doch nur immer einzelne Menschen, und diese sind es nur, welche unsere Theilnehmung erwecken, nicht die ganze Gesellschaft. Diese ist höchstens ein abstrackter Begriff, dessen wir uns aus Noth bedienen müssen, der uns aber nicht mit denken, empfinden, und handeln läßt. Da wir selbst nur einzelne und nicht aus mehrern zusammengesetzte Wesen sind, so können wir auch mit einem

ſo vielköpfigten zuſammengeſetzten Dinge, als irgend eine menſchliche Geſellſchaft iſt, ſie heiße nun Staat oder wie ſie wolle, im eigentlichen Verſtande nicht ſympathiſiren, wenn wir ſie nicht wider bis auf das Individuum vereinzeln. Abſtrackte Begriffe können ja die Seele nicht erwärmen.

Bloß die verſchiednen Geſinnungen und Charaktere der einzelnen Mitglieder des Engliſchen Parlaments, machen die Verhandlungen deſſelben ſo intereſſant, und zum Gegenſtande der allgemeinen Aufmerkſamkeit auch ſolcher Nationen, die mit der Engliſchen in wenig oder gar keiner Verbindung ſtehen.

Sicher erwecken die Berathſchlagungen an ſich ſelber mehr unſre Theilnehmung, als die Reſultate, welche daraus entſtehen. Denn was heißt es nun, wenn man ſagt: Frankreich hat dieſes oder jenes beſchloſſen, u. ſ. w. als ob Frankreich ein ſelbſtſtändiges handelndes Weſen wäre, daß ſo wie ein einzelner Menſch, wirklich etwas beſchließen könnte. Giebt mir dies nun wohl mehr Stoff zum Nachdenken, als wenn es heißt: in Paris iſt ein ſtarker Hagel gefallen, oder in Metz hat das Gewitter eingeſchlagen?

Und iſt nicht das Hinarbeiten auf einen Zweck im menſchlichen Leben eben ſo wichtig und vielleicht

wichti-

wichtiger, als die Erreichung des Zwecks selber? Macht nicht die Thätigkeit selbst unser Wesen aus? und läßt uns nicht vielleicht eine wohlthätige Täuschung diese Thätigkeit bloß deswegen, als das Mittel zu irgend einem Zwecke betrachten, damit dieser anscheinende Zweck das Mittel werde, uns eine Zeitlang in eine bestimmte, zweckmäßige Thätigkeit zu versetzen?

Ist es also nicht wichtiger, einzelne Fakta von einzelnen Menschen zu sammlen, woraus einmal künftig große Begebenheiten entstehen können, als eine Menge von großen Begebenheiten zu erzählen, ohne zu wissen, wie sie entstanden sind? — Dieß soll auf keine Weise, die großscheinenden Begebenheiten von der öffentlichen Bekanntmachung ausschließen, nur müssen sie nicht der wichtigste Gegenstand der Aufmerksamkeit werden. Denn, ein Vergleich zwischen zwei Sackträgern, die sich auf der Straße gezankt haben, kann, in so fern er den Charakter der Nation bezeichnet, für den Menschenbeobachter wichtiger sein, als ein Vergleich zwischen Rußland und der ottomannischen Pforte, wo es größtentheils blos auf die stärkere Macht an Soldaten, Schiffen, oder festen Plätzen ankömmt, wohin sich das Uebergewicht lenken wird; wo man die geheimen Triebfedern eben so wenig erfährt, als

die

die erste Ursach von den Ungewitter, welches gerade heute, und nicht eher, über unsern Horizont heraufgezogen ist; wo man nicht sowohl handelnde Wesen, als vielmehr bloße Ereignisse, wie in der Natur, Stürme, Erdbeben, Ueberschwemmungen sieht.

Demohngeachtet muß eine vollkommne Zeitung auch in Ansehung der eigentlichen politischen Ereignisse mit der Zeit gleichen Schritt halten, aber doch mehr in einzelnen Beispielen zu zeigen suchen, was diese Ereignisse nun eigentlich auf das Wohl oder Weh der Menschheit für einen Einfluß haben. Denn nur das Einzelne ist wirklich, das Zusammengefaßte besteht größtentheils in der Einbildung.

Vorzüglich muß also eine vollkommene Zeitung aus der gegenwärtigen wirklichen Welt, die man täglich vor Augen sieht herausgeschrieben werden, und zu dem Ende nothwendig in einer großen Stadt herauskommen, wo wegen der Menge der Menschen auch die größte Mannigfaltigkeit in ihren Charakteren, Beschäftigungen und Verbindungen herrscht; wo ein beständiger Zufluß von Merkwürdigkeiten statt findet, und wo sie täglich von vielen tausend Menschen gelesen werden kann, ohne erst versandt werden zu dürfen.

Wer

Wer eine solche Zeitung schreiben will, muß selbst, so viel er kann, mit eignen Augen beobachten, und wo er das nicht kann, muß er sich an die Männer halten, die eigentlich unter das Volk, und in die verborgensten Winkel kommen, wo das Edelste und Vortrefflichste sowohl, als das Häßlichste und Verabscheuungswürdigste, sehr oft versteckt zu seyn pflegt.

Er muß sich an die Prediger und Aerzte wenden, die das verborgene menschliche Elend, und die verborgenen menschlichen Tugenden oft am besten kennen zu lernen Gelegenheit haben. Er muß sich an die Richter des Volks wenden, um durch ihre Verhandlungen den großen Umfang des menschlichen Eigennutzes, und aller seinen kleinen Listen und Ränke kennen zu lernen. Er muß wenigstens mit einigen Personen aus jeder verschiedenen Klasse von Menschen in sofern in Verbindung stehen, daß er von ihnen über das Innere ihrer Verfassung belehrt werden kann.

Er muß sich aber auch selber unter das Volk mischen, um seine Urtheile, seine Gesinnungen zu hören, und seine Sprache zu lernen.

Er muß nichts weniger als ein einseitiger Gelehrter seyn, sondern sich für alles interessiren können, was ihm nur irgend aufstößt, und sich täglich

lich in der schweren Kunst üben, alles Vielfache unter irgend einen großen und wichtigen Gesichtspunkt zu bringen. Er muß die gegenwärtige Welt vorzüglich kennen lernen, und von der alten so viel, als nöthig ist, um das Gegenwärtige daraus zu erklären. Und was noch das allerwichtigste ist, er muß sich eines unbescholtnen Charakters befleißigen, denn nur das berechtigt, mit einer edlen Freimüthigkeit öffentlich vor dem Volke zu reden und zu schreiben.

Daß ich nun gerade der Mann sey, eine solche Zeitung zu schreiben, wäre freilich Unverschämtheit von mir zu glauben; deswegen aber darf ich den Wunsch nicht verläugnen, es zu werden: ich darf es sagen, daß ich alle mein Denken, mein Studiren, mein Leben darauf verwenden will, um eine Zeitung zu liefern, die dem Ideale, welches ich mir entworfen habe so nahe, wie möglich kömmt.

Seit dem Monath September habe ich angefangen, zu diesem Unternehmen die ersten Schritte zu thun. Ich habe nach einer kürzer gefaßten Anzeige der politischen Ereignisse, die Aufmerksamkeit mehr auf einzelne merkwürdige Menschen zu lenken gesucht; ich habe Beispiele edler Handlungen aus dem Dunkeln gezogen; ich

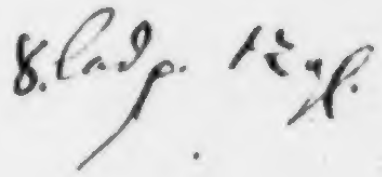
habe

habe durch die gelehrten Anzeigen, zum Umlauf reif gewordne Kenntniſſe zu verbreiten, und in dem Theaterartikel das Vortrefliche vor dem Mittelmäßigen, das Mittelmäßige von dem Schlechten, auszuzeichnen geſucht.

Mit den übrigen im Anfange dieſer Schrift von mir erwähnten Artikeln, als öffentliche und Privaterziehung: Kunſtſachen, als: Baukunſt, Mahlerei, Muſik u. ſ. w.; Handhabung der Gerechtigkeit; Miſſethäter; Volksvorurtheile; Volksirrthümer; Predigtweſen; u. ſ. w. werde ich von Zeit zu Zeit den Anfang machen, ſo wie ſich mir die Gelegenheit dazu darbieten wird; und mit Anfang des künftigen Jahres denk' ich dieſer Zeitung, in Anſehung aller dieſer Artikel, eine dauerhaftere Einrichtung zu geben, ohne dieſerwegen noch künftige Verbeſſerungen auszuſchließen. Auch iſt ſchon mit einem hieſigen berühmten Künſtler Abrede genommen worden, das Aeußere dieſer Zeitung vom künftigen Neujahr an, ſo geſchmackvoll wie möglich einzurichten. Denn da ſie den guten Geſchmack auch in Kleinigkeiten ſoll verbreiten helfen, ſo verſteht ſich, daß ſie ſelbſt kein Beiſpiel vom Gegentheil hergeben muß.

Ich

Ich erwarte nun über meine Vorschläge das Urtheil des Publikums, mit welchem ich mich vor dem Schlusse des Jahres noch einmal über diese Angelegenheit zu unterreden gedenke, um zu erfahren, in wie weit ich mich, mit der Zufriedenheit desselben, meinem Ideale nähern darf.



Vom

richtigen

deutſchen Ausdruck

oder

Anleitung

die gewöhnlichſten

Fehler im Reden zu vermeiden,

für ſolche

die keine gelehrte Sprachkenntniß beſitzen

von

Karl Philipp Moritz,

Königl. Preuß. Hofrath und Profeſſor, ordentl. Mitgliede der königl. Akademie der Wiſſenſchaften und des Senats der Akademie der bildenden Künſte zu Berlin.

Berlin 1792.

Im Verlage der königl. preuß akademiſchen Kunſt- und Buchhandlung.

Yoc 2144

Vorbericht.

Dieſe Anleitung ſollte nicht bloß die trock-nen Regeln des richtigen deutſchen Aus-drucks, ſondern eine natürliche Entwicke-lung derſelben, aus dem Bau der Spra-che, enthalten, wodurch man in Stand geſetzt würde, ſie auf jeden einzelnen Fall, mit eigenem Nachdenken, gehörig anzu-wenden, und gewiſſermaaßen die Regeln ſich ſelbſt zu bilden, ſtatt ſie auswendig zu lernen. Ich wünſche daß mir dieſer Verſuch einigermaaßen gelungen ſeyn mö-

ge. Da zum richtigen deutſchen Ausdruck auch die beſtimmten Regeln von unſerm Silbenmaaß gehören, und es einem Deutſchen wohl anſtändig iſt, den deutſchen Versbau zu kennen, ſo habe ich das Weſentliche hiervon, aus meiner Proſodie, in einem gedrängten Auszuge, hinzugefügt.

Moritz.

Einleitung.

Um die gewöhnlichen Fehler im Schreiben und Reden zu vermeiden, ist es vorzüglich nöthig, daß man für seine Sprache die gehörige Achtung habe, und es der Mühe werth halte, auf das Fehlerfreie im Ausdruck seine Aufmerksamkeit zu richten.

Ferner ist erforderlich, daß man nicht sowohl durch mechanische Regeln, als vielmehr durch eigenes Nachdenken über die Sprache, den richtigen Ausdruck lerne; denn bey bloß auswendig gelernten Regeln wird man häufig in dem Ausdrucke fehlen, da hingegen die richtigen Begriff. von den Sachen niemals irre führen

Die Fehler gegen den richtigen Ausdruck haben vorzüglich in dem Mangel an Aufmerksamkeit und Nachdenken über die Sprache ihren Grund, welches besonders bey denjenigen der Fall ist, die keine gelehrte Sprachkenntniß besitzen, und sich daher genöthigt glauben, auch auf die nähere Kenntniß und

Unterſuchung ihrer Mutterſprache zugleich Verzicht zu thun; da doch die Kenntniß der Mutterſprache aller übrigen gelehrten Sprachkenntniß eigentlich vorangehen ſollte, und es alſo zu dem Studium derſelben niemals zu ſpät iſt.

Um aber von dieſem Studium durch die grammatikaliſchen Kunſtwörter nicht abgeſchreckt zu werden, iſt es nöthig, zuerſt einige allgemeine Begriffe feſtzuſetzen, woraus ſich in der Folge die Regeln der ganzen Sprachlehre von ſelbſt entwickeln.

Von der Nothwendigkeit des richtigen Ausdrucks.

Man könnte, ehe man noch das Studium der Sprache anfangt, fragen, wozu der Unterſchied, z. B. zwiſchen mich und mir, ſie und ihnen? u. d. m. Warum kann es nicht immer mich oder ſie heißen? Wozu der Unterſchied zwiſchen den und de , da man ſich doch vermittelſt des einen von beiden hinlänglich verſtehen würde?

Eben ſo könnte man aber auch fragen, wozu wird das ich in mich, das der in den verwandelt? Warum kann ich nicht immer ich und der ſagen?

Wozu das mich und den? Und am Ende würde man auf die Weise einen Unterschied nach dem andern aufheben, ohne welchen man sich freilich wohl immer noch zur Noth verstehen, aber den Unterschied zwischen den Begriffen selber immer unvollständiger bezeichnen würde.

Den Unterschied zwischen ich und mich, zwischen der und den, fühlt ein jeder sehr deutlich; und jedermann sieht wohl ein, wie ungereimt es klingen würde, wenn ich sagen wollte: der Mann hat ich gefragt, anstatt der Mann hat mich gefragt; oder ich habe der Mann gefragt, anstatt ich habe den Mann gefragt.

Wer nun der Sprache mächtig ist, dem ist der Unterschied zwischen mich und mir eben so auffallend, wie der Unterschied zwischen ich und mich, und die Verwechselung des einen wird ihm eben so ungereimt, wie die Verwechselung des andern klingen.

Eintheilung der menschlichen Rede, und vom Unterschiede zwischen benennen und reden.

Die ganze menschliche Rede zerfällt natürlicher Weise in zwei Theile: sie zeigt nehmlich allemal erst die Personen und Sachen an, **wovon** man redet, und zweitens **dasjenige, was** nun von diesen **Personen und Sachen geredet wird.**

Die Person oder Sache, wovon man redet, nennt man das **Subjekt**, welches so viel heißt als die Unterlage oder das Fundament der Rede, weil die Sache, **wovon** man reden will, gleichsam erst muß zum Grunde gelegt werden, um dasjenige darauf zu bauen, **was** man nun von dieser Sache reden will.

Dasjenige, was von einer Sache **gesagt wird**, nennt man das Prädikat, welches so viel heißt, als das **von einer Sache Gesagte** und also den Begriff sehr gut **ausdrückt.**

So lange ich blos **das Subjekt** setze, **benenne** ich nur die Sache, wovon ich reden will; sobald ich aber **das Prädikat** hinzufüge, **rede ich** wirklich von der benannten Sache.

Man ſiehet hieraus, daß ein groſſer Unterſchied zwiſchen benennen und reden iſt: wenn ich ſage der Mann, ſo rede ich noch nicht von ihm, ſondern ich benenne ihn blos; wenn ich aber nun von dem Manne ſage, daß er dieſes oder jenes ſey, oder thue oder leide, dann rede ich erſt von ihm; wenn ich ſage der gute Mann, ſo benenne ich ihn blos: wenn ich aber ſage, der Mann iſt gut, ſo rede ich wirklich von ihm.

Vom Nominativ.

Das Subjekt der Rede nun, oder dasjenige, wovon geredet werden ſoll, nennt man den Nominativ, wodurch man den Begriff von Benennung ausdrückt, weil durch den Nominativ dasjenige, wovon geredet worden ſoll, erſt benannt wird.

Da nun der Nominativ das Subjekt oder den Grund der Rede enthält, ſo iſt auch das Wort, welches im Nominativ ſteht, gleichſam das Hauptwort, und braucht ſich nach keinem andern zu richten, ſondern bleibt unverändert ſo ſtehen, als ob es mit gar keinen andern Wörtern in Verbindung ſtände. —

In einem Wörterbuche wird man daher die meiſten Nominative finden, weil da die Wörter nicht in der geringſten Verbindung miteinander ſtehen.

In einer zuſammenhängenden Rede aber ſind die Nominative ſchon weit ſeltener, weil ſich da die Wörter nach einander richten müſſen, ſobald ſie in eine nähere Verbindung treten wollen.

So würde in folgendem Beiſpiele, von vier Nominativen, ſo wie ſie im Wörterbuche vorkommen, in der zuſammenhängenden Rede, nur einer ſtehen bleiben: die Nominative ſollen folgende ſeyn:

Der Bediente, der Bruder Ich, der Brief —

Einer von dieſen bleibt nur, was er war, die andern werden alle in Akkuſative, Dative, u. ſ. w. verwandelt:

Der Bediente meines Bruders hat mir den Brief überbracht. Bruder iſt in Bruders, ich in mir, und der Brief in den Brief verwandelt.

Nun ſage ich: der Bediente ſteht hier im Nominativ, weil dieß Wort in dieſer zuſammenhängenden Rede eben ſo unverändert ſtehen bleibt, als ob es einzeln ſtände.

Nun frage ich aber weiter: warum bleibt denn das Wort hier ſo unverändert ſtehen? oder warum ſetze ich hier den Nominativ? Ich antworte: weil

das Wort Bediente hier die Perſon anzeigt, wovon ich rede, und worauf meine Gedanken am meiſten gerichtet ſind, ſo wird es dadurch gleichſam das herrſcheinde, und braucht ſich nicht nach den andern Wörtern zu richten.

Von dem Gegenſtande einer Handlung; oder was unter der Benennung Akkuſativ verſtanden wird?

Eine wirkliche Handlung läßt ſich gar nicht ohne einen Gegenſtand denken, worauf ſie ſich beziehet; er mag nun durch Worte ausgedrückt werden oder nicht.

Wenn ich ſage: ich ſchreibe, ſo muß ich mir nothwendig etwas dabei denken, was ich ſchreibe: ſage ich aber: ich ſchlafe, oder: ich liege, ſo brauche ich mir keinen Gegenſtand oder kein Objekt meiner Rede mehr zu denken, ſondern das Schlafen oder das Liegen an ſich ſelber iſt ſchon der Gegenſtand meiner Rede.

Das kömmt daher, weil Schlafen und Liegen keine Handlung ſondern blos ein Zuſtand iſt, der ſchon an ſich ein Ganzes ausmacht: will ich aber

von einer Handlung den Gegenstand trennen, so würde ich dieselbe zerstören, so daß sie keine Handlung mehr bliebe: denn sobald von mir z. B. nichts geschrieben wird, kann ich mir noch unmöglich denken, daß ich schreibe.

Daraus erhellet also, wie nöthig einer Handlung das Objekt oder der Gegenstand ist, worauf sich dieselbe bezieht.

Dieses Objekt oder dieser Gegenstand einer Handlung ist es nun eben, was wir den Akkusativ nennen, das Wort mag eine andre Endigung annehmen, oder nicht.

Denn wenn ich z. B. sage: die Freude überwindet die Traurigkeit, und umgekehrt: die Traurigkeit überwindet die Freude, so finde ich, daß, in beiden Fällen, die Wörter Freude und Traurigkeit, ganz unverändert stehen bleiben; dem äußern Kennzeichen nach, müßte ich also behaupten, daß in jedem von beiden Fällen, auch beide Wörter im Nominativ stehen. Denn was für eine Verschiedenheit finde ich hier unter den Wörtern Freude und Traurigkeit, in der einen sowohl als in der andern Stellung? bemerke ich auch nur einen einzigen Buchstaben, welcher die Endungen derselben verändert? und doch steht Traurigkeit das erstemal im Akkusativ und das anderemal im Nominativ.

Traurigkeit ſteht nehmlich im Akkuſativ, in ſo fern es dasjenige iſt, worauf ſich die Handlung des Ueberwindens unmittelbar bezieht, oder in ſo fern es der wirkliche Gegenſtand von der Handlung des Ueberwindens iſt, wenn ich ſage: die Freude überwindet die Traurigkeit.

Heißt es hingegen die Traurigkeit überwindet die Freude, ſo ſteht Traurigkeit im Nominativ, in ſo fern es dasjenige, wovon geredet wird, oder das Subjekt der Rede anzeigt.

Vom Akkuſativ, in ſo fern das Ziel, wohin eine Bewegung gerichtet iſt, darunter gedacht wird.

Wenn das Verbum keine wirkliche Handlung, ſondern blos einen Zuſtand anzeigt, ſo kann es auch kein eigentliches Objekt oder keinen wirklichen Gegenſtand haben, oder mit andern Worten: es kann keinen Akkuſativ zu ſich nehmen: denn wenn ich ſage: ich liege, ſo kann alles was nun noch kommen ſoll, unmöglich ein Gegenſtand des Liegens ſeyn.

Sage ich alſo: ich liege die Erde, ſo hat das nicht den mindeſten Zuſammenhang, weil ich durch das Liegen nicht auf die Erde wirke; ſage ich hingegen: ich pflüge die Erde, ſo hängt das ſehr gut zuſammen, weil ich durch mein Pflügen auf die Erde wirke.

Pflügen und Erde fügt ſich alſo beſſer zuſammen als Liegen und Erde, weil pflügen eine wirkliche Handlung, und liegen blos einen Zuſtand anzeigt; Ich kann ſagen: die Erde wird gepflügt, aber nicht: die Erde wird gelegen.

Ich ſehe die Kirche, hängt ſehr gut zuſammen, aber: ich gehe die Kirche, will ſich nicht ineinander fügen: denn ich kann wohl ſagen: die Kirche wird geſehen, aber nicht: die Kirche wird gegangen.

Nun will ich doch aber die beiden Vorſtellungen gehen und Kirche gern miteinander verbinden, dazu bediene ich mich eines der kleinen Wörter, in, an, um, durch, u. ſ. w. welche an und für ſich ſelber gar keine Bedeutung haben, und mir doch tho die beſten Dienſte leiſten, um zwei Wörter miteinander zu verbinden, welche ſonſt ihrer Natur nach, gar keinen Zuſammenhang hätten.

Man ſiehet hieraus, daß dieſe kleinen Wörter, die man Präpoſitionen nennt, blos dazu ſind, um

den Mangel des natürlichen Zuſammenhanges zwiſchen andern Wörtern zu erſetzen.

Wenn ich alſo ſage: ich gehe in die Kirche, ſo mache ich, vermittelſt des Wörtchens in, die Kirche zum Objekt oder zum Gegenſtande meines Gehens, und ſie ſteht alſo nun im Akkuſativ, weil ich noch nicht darin bin, ſondern erſt hineingehen will; weil ſie alſo das Ziel meines Gehens iſt.

Wenn ich aber ſchon in der Kirche bin, indem ich gehe, ſo iſt die Kirche nicht mehr das Ziel oder das Objekt meines Gehens: daß ich in der Kirche bin, und daß ich gehe, ſind zwei Sachen, die nicht auseinander folgen, ſondern die nur nebeneinander beſtehen.

Um nun aber in dieſem Falle anzuzeigen, daß die Kirche nicht das Objekt meines Gehens iſt, ſage ich: ich gehe in der Kirche, und dieſe Veränderung des die in der nenne ich den Dativ.

Von dem Zweck der Handlung: oder was zuerst unter der Benennung Dativ verstanden wird?

Wenn ich sage, der Mann schneidet Stäbe, so ist schneidet die Handlung, der Mann das handelnde Subjekt, und die Stäbe der Gegenstand der Handlung.

Allein eine jede Handlung eines vernünftigen Wesens erfordert nicht nur einen äußern Gegenstand, worauf sie übergeht, sondern auch eine innre Absicht, warum sie unternommen wird, dieses ist der Zweck der Handlung. Heißt es also,

der Mann schneidet sich Stäbe,

so ist schneidet die Handlung, der Mann ist das handelnde Subjekt, die Stäbe der Gegenstand, und sich der Zweck der Handlung.

Hätte der Mann sich selber mit dem Messer geschnitten, so wäre er der Gegenstand des Schneidens gewesen, nun aber, da er sich bei dem Schneiden blos in Gedanken hat, und nicht er, sondern die Stäbe geschnitten werden, ist er auch nicht der Gegenstand, sondern der Zweck des Schneidens.

Den Unterſchied zwiſchen Zweck und Gegenſtand werde ich noch mehr ins Licht ſetzen: wenn ich ſage:

ich flechte dir Kränze,

ſo ſind die Kränze der Gegenſtand der Handlung des Flechtens, die Perſon aber, welche ich dabei in Gedanken habe, iſt der Zweck der Handlung; denn ſollte die Perſon der Gegenſtand des Flechtens ſeyn, ſo müßte ſie ſelber von mir geflochten werden. Sage ich;

ich halte dir das Buch,

ſo iſt das Buch offenbar der nächſte Gegenſtand des Haltens, und die Perſon, welche ich dabei in Gedanken habe, iſt der Zweck des Haltens, denn ſollte die Perſon der Gegenſtand ſeyn, ſo müßte ſie wirklich, indem ich etwas halten wollte, von mir gehalten werden, nun wird aber nicht die Perſon, ſondern nur das Buch von mir wirklich berührt oder gehalten.

Wenn ich jemanden eine Blume reiche, ſo berühre ich zuerſt die Blume ſelbſt, dieſe iſt alſo der nächſte Gegenſtand meiner Handlung, die Perſon aber, welche ich nicht nur vor mir ſehe, ſondern auch zugleich in Gedanken habe, indem ich die Blume hinreicht, iſt der Zweck meiner Handlung, oder die Urſach, weswegen ich meine Hand ausſtre-

cke, und die Blume in einer gewissen Richtung von mir weg bewege: sollte die Person der nächste Gegenstand des Hinreichens seyn, so müßte sie, eben so wie die Blume, von meiner Hand berührt, und wiederum einer andern Person von mir überreicht werden.

Vom Dativ, in so fern sowohl der Zweck, als auch die Hinanfügung in die Rede darunter verstanden wird. —

Mit dem Objekt oder Akkusativ eilet die Rede eigentlich erst weiter fort, mit der Hinanfügung bleibt sie gleichsam stehen, wie folgende Figur deutlich machen wird:

Subj.	Prädik.	Obj.
ich	sehe —	meinen Bruder
	in	
	Hinanf.	
	der Kirche.	

Mit der bloßen Hinanfügung ist immer die Vorstellung eines Aufenthalts einer Ruhe, oder eines Bleibens verbunden, bei dem Objekt hingegen wird immer eine Wirkung, Handlung oder Bewegung vorausgesetzt, welche sich auf dasselbe bezieht.

So wie es nun also einen Akkusativ der Handlung und einen Akkusativ der Bewegung giebt, als: ich sehe die Kirche, und, ich gehe in die Kirche; so giebt es auch einen Dativ des Zwecks, und einen Dativ der Hinanfügung, welcher mit dem erstern blos die Endung gemein hat.

Das Objekt ist nehmlich zwar das erste und unmittelbare Ziel der Rede, demohngeachtet aber hat sie oft noch ein entfernteres Ziel, worauf sie, vermittelst des Objekts, eigentlich abzweckt; dieß entferntere Ziel der Rede wollen wir also das Zweckwort nennen; folgendes Beispiel wird dieß deutlicher machen, wenn wir uns den Bau der Rede figürlich vorzustellen suchen:

Subj.	Prädik.	Obj.	
Mein Freund	berichtet —	einen traurigen Vorfall	
	in		
	Hinanf.		
	seinem Briefe		
			Zweckw.
			mir.

Indem hier die Rede von dem Subjekte ausgeht, hält sie sich nicht bei der Hinanfügung auf, sondern schließt dieselbe nur an sich an; alsdann eilt sie dem Objekte zu, weil sie aber in demselben ihr Ziel noch nicht findet, so sucht sie dasselbe end-

lich in dem Zweckworte zu erreichen, um deſſentwillen ſie eigentlich vom Subjekte ausgieng.

Ein Zweckwort iſt alſo dasjenige, worauf ein Zeitwort oder worauf ſich die Rede erſtlich vermittelſt eines nähern Objekts beziehen kann.

Nun finden wir aber, daß das Zweckwort mit der Hinanfügung einerlei Endigung hat. Wenn ich ſage:

Sub.	Präd.
Mein Freund	geht
	mit
	Hinauf.
	mir.

So iſt mir eine bloße Hinanfügung und hat doch eben die Endigung, die es vorher als Zweckwort, hatte. Aber man bemerke nur den Unterſchied, daß ein Zweckwort niemals eine Präpoſition als, an, in, mit, u. ſ. w. nöthig hat, ſondern ſich, ohne dieſelbe, ſchon an die Rede anſchließt; eine Hinanfügung hingegen kann niemals ohne eine ſolche Bindung ſtehn.

Hinanfügung und Zweckwort wird nun beides unter dem Nahmen Dativ begriffen, weil in beiden Fällen einerlei Endigung ſtatt findet. Eben ſo wie wir alſo einen doppelten Akkuſativ der Handlung und der Bewegung annehmen; ſo können

wir

wir auch einen doppelten Dativ, einen der Abzweckung und einen der Ruhe oder des Bleibens festsetzen.

Einige Beispiele, zur Erläuterung des Vorhergehenden.

Man fühlet, daß es falsch gesprochen wäre, wenn man sagen wollte, ich empfehle mich sie, anstatt ich empfehle mich Ihnen. Worin liegt hier das Falsche?

Indem ich sage: ich empfehle mich sie, so scheinet es, als ob ich erstlich mich empfehle, und dann auch die Person empfehle, welche ich anrede, und doch dabei keine dritte Person benenne, an welche meine Empfehlung gerichtet ist.

Wenn ich sagen wollte: mein Bruder hat mich einen Brief geschrieben; so hieße das soviel, als ob mein Bruder erstlich mich, und dann auch den Brief geschrieben hätte, ohne daß jemand benannt wird, an welchen der Brief gerichtet ist.

Er siehet mich, heißt, ich werde von ihm gesehen, und er schreibet mich, würde also auch heißen, ich werde von ihm geschrieben; das Ungereimte ist also hier sehr in die Augen leuchtend

Da ich also nicht geschrieben werde, sondern der Brief geschrieben wird, muß es auch in dem obigen Beispiele heißen, mein Bruder hat mir geschrieben.

Denn wenn ich sage, man giebt mir Nachricht, so werde ich nicht gegeben, sondern es ist die Nachricht, welche gegeben wird. Hieße es hingegen, der Arzt hat mich aufgegeben, so bin ich es selber, der aufgegeben wird.

Eine kurze Darstellung von dem Bau der Rede.

Subjekt oder Nominativ ist dasjenige, wovon ich rede, oder der Nahme einer Person oder Sache, wovon ich rede.

Prädikat oder Verbum ist dasjenige, wodurch ich von einer Person oder Sache erst wirklich rede.

Objekt oder Akkusativ ist das erste oder nächste Ziel der Rede: es setzt entweder eine wirkliche Handlung voraus, als: ich baue die Kirche, oder eine bloße Bewegung, als: ich gehe in die Kirche.

Zweckwort oder Dativ } ist das entferntere Ziel der Rede, welches sie erst, vermittelst eines Objekts, erreichen kann, als:

Subj.	Präd.	Obj.	Zweckw.
ich	empfehle	— mich —	Ihnen

Das Objekt ist nothwendig, denn ich kann nicht sagen: ich empfehle Ihnen, ohne der Person, welche ich anrede, auch nun wirklich etwas zu empfehlen.

Hinanfügung oder Dativ } ist eigentlich gar kein Ziel einer Rede, sondern dasjenige, was sie nur so nebenher mit sich nimmt. Die Rede kann daher auch nicht weiter fortrücken, so lange ich nur noch eine bloße Hinanfügung hinzugesetzt habe, weil es ihr noch an einem Ziele fehlt, wohin sie eilen kann: daher setzt eine Hinanfügung niemals eine Handlung oder Bewegung voraus, sondern man muß sich beständig eine Ruhe, oder einen Aufenthalt, an einem Orte, dabei denken. Sie unterscheidet sich dadurch vom Zweckworte,

daß ſie erſt vermittelſt einer Bindung an das Zeitwort hinangefügt werden muß:

Sub.	Präd.
ich	ſchreibe
	in
	Hinauf.
	der Eile.

Hier rückt die Rede fort, weil ſie nunmehro ein Ziel hat; die Hinanfügung aber läßt ſie zurück.

Von den Präpoſitionen, in ſo fern ſie den Akkuſativ oder den Dativ nach ſich haben.

Einige Präpoſitionen ſind ſo beſchaffen, daß ſie beſtändig das folgende Wort zum Gegenſtande einer Handlung oder Bewegung machen; dieſe nehmen daher auch immer einen Akkuſativ zu ſich; andre ſind wieder ſo beſchaffen, daß ſie beſtändig das folgende Wort nur an die Rede hinanfügen, folglich nehmen ſie immer einen Dativ zu ſich.

Von der erſten Art ſind:

durch, für,
um, ohne,
wider, gegen;

von der andern Art ſind:

mit, aus, u. ſ. w.

Einige Präpoſitionen nehmlich, welche eine Annäherung oder Berührung anzeigen, laſſen ſich gar nicht ohne den Begriff einer Bewegung an einen Ort hin denken, als:

um, durch,
gegen, wider,
für,

welche daher auch dem Werte, welches ſie nach ſich haben, beſtändig die Endung des Akkuſativs geben. — **um,**

Ich ſage: die Bäume ſtehen um das Haus, und nicht, **um dem Hauſe,**

weil ich mir die Reihe von Bäumen, die um das Haus ſtehen, nicht auf einmal denken kann, ſondern ſie **in meinen Gedanken** gleichſam muß fortrücken laſſen, bis ſie das ganze Haus umgeben haben.

Denn **um** iſt ein zuſammengeſetzter Begriff, welcher aus **hinter, vor** und **neben** beſteht: ehe ich mir alſo denken kann, daß die Bäume um das Haus ſtehen, muß ich mir vorher erſt nacheinander gedacht haben, daß ſie theils **vor** dem Hauſe, theils **hinter** dem Hauſe, und theils **neben** dem Hauſe ſtehen.

Ein Cirkel mag nun gehend oder ſtehend beſchrieben werden, ſo kann ich ihn mir doch nicht auf einmal denken; denn wenn er an ſich noch ſo ſtill ſteht, ſo muß er ſich doch immer durch meine Vorſtellung bewegen, oder er muß vielmehr erſt in derſelben durch eine Folge mehrerer Begriffe entſtehen.

Eine Reihe von Perſonen, die um mich her ſteht, beſchreibt eben ſowohl einen Zirkel, als eine einzelne Perſon, die um mich her geht, indem die Reihe die Bewegung der einzelnen Perſon durch ihre Ausdehnung erſetzt: ob nun gleich dieſe Reihe von Perſonen zugleich vor mir, hinter mir und neben mir ſchon wirklich befindlich iſt, ſo beſchleunigt doch dieſes meine Vorſtellung von dem Cirkel, den ſie beſchreibt, eben ſo wenig, als ob ſie erſt nach und nach dahin kämen, weil ich mir nicht eher denken kann, daß eine Reihe von Perſonen um mich her ſteht, bis ich mir erſt, nicht auf einmal, ſondern eins nach dem andern gedacht habe, daß ſie vor mir, hinter mir und neben mir befindlich ſey, und dieſe Reihe alſo wenigſtens in meinen Gedanken fortrücken laſſe, ob ſie gleich an ſich nicht fortrückt.

Eben ſo ſage ich auch,

ein Menſch geht den Berg hinauf

und eine

Reihe von Menſchen ſteht den **Berg hinauf**, indem auch hier die Bewegung der einzelnen Perſon durch die Ausdehnung der ganzen Reihe erſetzt wird, und ich dieſe Reihe nun in meinen Gedanken eben ſo wie die einzelne Perſon fortrücken laſſe.

Denn ſo wie ſich der **Standort** einer einzelnen Perſon, die den Berg **geht**, alle Augenblicke **verändert**, ſo **verändert** ſich ja auch der **Standort** der ganzen Reihe in jedem Augenblick, in dem ich ſie mir denke.

Das macht, die ganze Reihe findet eigentlich **nirgends als in meiner Vorſtellung ſtatt**: nun kann ich aber den Begriff von der Reihe auf einmal umfaſſen und feſthalten, weil ſie aus demjenigen beſteht, was die Menſchen, die ich ſehe, Aehnliches unter einander haben; aber den Begriff von dem **Standorte** der Reihe kann ich nicht ſo mit einemmale feſthalten, weil er aus demjenigen beſteht, wodurch ſich alle die Menſchen, die ich vor mir ſehe, ſie mögen ſich ſonſt ſo ähnlich ſeyn wie ſie wollen, von einander unterſcheiden, und dieſes iſt eben der Ort, den ein jeglicher einnimmt.

Darum muß ſich der Begriff von dem Standorte der Reihe durch den Begriff von Reihe ſelber gleichſam hindurch bewegen, und muß durch dieſe

Bewegung demſelben nachgeholfen werden. Man ſiehet alſo hieraus, in wie fern auch ſogar das Wort ſtehen ein Ziel der Bewegung nach ſich haben kann.

durch.

Mit dieſer Präpoſition iſt der Begriff von der Bewegung ebenfalls unzertrennlich verknüpft: durch heißt nehmlich ſo viel als, ſich den inwendigen Seiten eines Dinges allmälig nähernd, oder ſie berührend, und dieſelben zu gleicher Zeit verlaſſend.

Eine Sache, welche irgend wo durchgehet, iſt immer noch nicht da, wo ſie ſeyn ſoll, und dasjenige, wodurch ſie gehet, bleibt alſo immer das Ziel ihrer Bewegung: ich kann daher wohl ſagen, er gieng in dem Walde herum, aber nicht, er gieng durch dem Walde, ſondern er gieng durch den Wald.

Ja ich ſage ſogar, der Balken ſteht durch die Mauer, indem ich ihn, ob er gleich ſtill ſteht, dennoch in meinem Gedanken muß fortrücken laſſen, ſobald ich mir vorſtellen will, daß er wirklich durch die Mauer ſteht. —

gegen und wider.

Dieſe Präpoſitionen bezeichnen eine Richtung überhaupt, ohne zu beſtimmen, ob ſich dieſelbe in, an oder auf einen Gegenſtand lenkt.

Richtung iſt aber ein allgemeiner Begriff, der die Aehnlichkeiten in ſich faßt, welche alle Bewegungen mit einander gemein haben, daß ſie auf irgend etwas gerichtet ſind.

Will ich mir nun auch bei einem bloßen Zuſtande eine Richtung denken, ſo muß ich zugleich den Begriff von Bewegung in denſelben hineintragen: wenn ich z. B. ſage, daß ein Land gegen Morgen oder gegen Abend liegt, ſo laſſe ich daſſelbe in meinen Gedanken gleichſam fortrücken, bis es grade auf den Fleck trifft, wohin ich ihm eine beſtimmte Richtung zuſchrieb, und trage alſo in den Zuſtand des Liegens den Begriff von Bewegung hinein.

Die Präpoſitionen gegen und wider machen ſogar ein Hauptwort zum Ziele des andern, ohne daß ein Verbum dazwiſchen zu ſtehen braucht, indem man ſagt,

meine Liebe gegen dich,
dein Haß wider mich,

weil man ſich in gegen und wider ſchon eine Richtung nach einem Ziele nothwendig denkt, welche ſonſt mit in dem Verbum liegt.

Das Wort Gegenſtand ſelber, welches dasjenige anzeigt, worauf etwas gerichtet iſt, hat man nicht anders als mit der Präpoſition gegen zuſammenſetzen können. —

Zu den Präpositionen, welche beständig den Akkusativ nach sich haben, gehört auch

für,

das eigentlich mit vor einerlei Bedeutung hat, nur daß man sich in für immer den Begriff von Bewegung hineindenkt, und es alsdenn auf mancherlei Weise in figürlichem Verstande gebraucht, indem es bald so viel ausdrückt, als an jemandes Stelle, bald zu jemandes Nutzen und Gebrauch, u. s. w.

Thut nun jemand etwas an meiner Stelle, so thut er es ja, indem er sich gleichsam vor mich hinstellt, so daß man ihn, und nicht mich bemerkt; dies vor mich hin, drücken wir aber aus durch für mich, und sagen z. B. es bittet jemand für mich, das heißt, er bittet an meiner Stelle; es kann aber auch heißen, er bittet zu meinem Nutzen oder zu meinem Besten, und dann drückt für so viel aus, als die Handlung seines Bittens kömmt gleichsam vor mich hin, so daß ich das nächste Ziel derselben bin.

Sage ich, das Geschenk ist für dich, so heißt dies so viel, als es kömmt vor dich hin, so daß du das nächste Ziel desselben bist.

Ich thue etwas für mich, heißt, ich thue es auf eine solche Weise, daß es gleichsam wieder vor mich selber hinkömmt, oder der Nutzen davon auf mich

ſelber zurückfällt; es kann aber auch heißen, ich thue es auf meinen eignen Antrieb, indem ich mich gleichſam vor mich ſelber, und nicht vor einen andern hinſtelle: dieſen letztern Unterſchied aber lehrt nur der Zuſammenhang.

Hieraus wird man ſich hinlänglich erklären können, weswegen für beſtändig einen Akkuſativ nach ſich hat, und in wie fern es von vor unterſchieden iſt: nur dieſes iſt noch zu bemerken, ſobald ich vor nicht im figürlichen, ſondern im eigentlichen Verſtande brauche, wird es nicht in für verwandelt, wenn ich mir gleich eine Bewegung hineindenke, darum ſage ich z. B.:

ich gehe vor das Thor,
er ſtellt ſich vor mich hin, u. ſ. w. —

Von einigen Präpoſitionen, die nur den Dativ nach ſich haben können.

Die Präpoſitionen von, mit, aus, nehmen beſtändig einen Dativ zu ſich, weil ſie das Wort, welches ſie nach ſich haben, niemals zum Objekt einer Handlung oder zum Ziel einer Bewegung machen, ſondern es nur an dieſelbe hinanfügen können, wie

wir aus folgenden Beiſpielen ſehen werden, die wir uns wieder figürlich vorſtellen wollen:

Ich gehe —— in die Kirche
mit
meinem Bruder.

Hier iſt nicht mein Bruder, ſondern die Kirche das Ziel meines Gehens, darum ſteht mein Bruder im Dativ und die Kirche im Akkuſativ.

Ich gehe —— in die andre
aus
einer Kirche.

Hier iſt nicht die Kirche, aus welcher ich herausgehe, ſondern die andre Kirche, in welche ich hineingehe, das Ziel meines Gehens; darum ſteht die erſte, aus welcher ich herausgehe, im Dativ, und die andre, in welche ich hineingehe, im Akkuſativ.

Zwar denke ich mir bei der Präpoſition aus eine Bewegung, aber dieſe bezieht ſich doch niemals auf die Sache, wo ich herausgehe: wenn ich aus der Stadt gehe, ſo iſt ja die Stadt nicht das Ziel meines Gehens, was aber kein wirkliches Ziel von einer Bewegung iſt, kann auch nicht im Akkuſativ ſtehn, darum muß es nicht heißen: ich gehe aus die Stadt; ſondern: ich gehe aus der Stadt; nicht: ich gehe aus eine Kirche, ſondern, aus einer Kirche.

Ich erzähle —— eine Geſchichte
von
dem Manne.

Das Objekt des Erzählens iſt hier die Geſchichte, welche erzählt wird, und nicht der Mann, von dem ſie erzählt wird: darum ſteht die Geſchichte im Akkuſativ, und der Mann im Dativ.

Man verſuche es nun mit ſo vielen Beiſpielen, wie man will, ſo wird man finden, daß die Präpoſition mit, aus und von, niemals ein Wort zum wirklichen Objekt einer Handlung oder Ziel einer Bewegung machen können; denn es iſt ja niemals genug, daß ich mit einer Sache handle, oder daß ich von einem Dinge rede, ſondern ich muß mir allemal hinzudenken, was ich mit der Sache vornehme, was ich von dem Dinge rede und wohin ich aus einer Gegend gehe: dasjenige nun, was ich vornehme, was ich rede, und wohin ich gehe, ſteht im Akkuſativ, dasjenige aber, womit ich etwas vornehme, wovon ich rede, und woraus ich gehe, ſteht im Dativ. Aus dieſem wird man einſehen, warum mit, aus und von, beſtändig den Dativ zu ſich nehmen.

Neben, nebſt und mit.

Zwiſchen **neben, nebſt** und **mit**, findet eine artige Stufenfolge ſtatt: Sage ich, **mein Bruder ſteht neben mir**, ſo brauche ich nicht zu ſtehen, ſondern kann liegen oder ſitzen, und wenn ich ſtehe, ſo iſt dies blos etwas Zufälliges; ſage ich aber, **mein Bruder ſteht nebſt mir**, ſo iſt es **nothwendig**, daß ich auch ſtehe, weil die Präpoſition **nebſt mich** ſo ſehr mit meinem Bruder verknüpft, daß ich alles das auch von mir ſelber behaupten muß, was ich von ihm behaupte.

Sage ich nun aber, **mein Bruder ſteht mit mir**, ſo denke ich mich und ihn beynahe wie eine **Perſon**, und ſein Stehen ſowohl als das meinige ſtelle ich mir wie die Handlung oder den Zuſtand eines einzigen Menſchen vor.

Mit drückt alſo gewiſſermaßen den allerſtärkſten Grad der Annäherung oder Berührung aus, wodurch ein Ding gleichſam dem andern **einverleibt** wird: daher ſagen wir auch, **ich ſchneide mit dem Meſſer**, indem wir das Meſſer unſerer Hand gleichſam einverleiben, und eben ſo damit handeln,

als ob es wirklich ein Glied wäre, das zu unſerm Körper gehörte.

Nebſt hat nicht völlig eine ſolche einverleibende Kraft, darum kann ich nicht ſagen, ich ſchneide nebſt dem Meſſer, weil das Meſſer an und für ſich nicht ſchneiden kann.

Nebſt drückt nun ſo viel aus, daß ich mit jemanden einerlei Handlung verrichte, mit aber bezeichnet ſo viel, daß ich eine einzige Handlung mit jemanden unternehme.

Warum die Präpoſitionen nach und zu immer einen Dativ nach ſich haben?

Dieſe beiden Präpoſitionen zeigen eben ſo, wie gegen und wider, blos eine Richtung auf einen Gegenſtand im Allgemeinen an; ohne zu beſtimmen, ob ſich dieſelbe in, an oder auf denſelben lenkt: aber wie kömmt es denn, daß dieſe Präpoſitionen demohngeachtet keinen Akkuſativ nach ſich haben, ſondern daß ich ſage:

ich gehe nach der Kirche,

und,

ich komme zu dir?

Die Perſon z. B., zu der ich komme, iſt doch gewiß keine Nebenſache, ſondern das wirkliche Ziel meines Kommens?

Freilich iſt ſie das Ziel des Kommens, und was noch mehr iſt, auch der Zweck deſſelben, und dieſer Zweck iſt es eben, welcher nach den Präpoſitionen nach und zu ausgedrückt wird, die alſo ihrer Natur nach einen Dativ nach ſich haben müſſen.

Daß die Präpoſition

zu

immer das Abſichtliche bei einer Handlung bezeichnen hilft, wird man aus folgendem Beiſpiele ſehen:

ich gehe in die Kirche,

kann ich ſagen, wenn ich ſie etwa nur beſehen will, oder zufälligerweiſe hineingehe;

ich gehe zu der Kirche,

aber ſage ich nur, wenn ich mit der Abſicht hingehe, dem Gottesdienſte beizuwohnen: auch bei der Frage, wozu? denkt man ſich immer ſo viel, als, zu welchem Endzweck? und das Wort Zweck ſelbſt ſcheint vermittelſt der Präpoſition zu gebildet zu ſeyn.

Ich komme an dich oder gegen dich,

bezeichnet eine zufällige Richtung, aber,

ich komme zu dir,

bezeichnet

bezeichnet eine zweckmäßige absichtliche Richtung meines Kommens auf die Person.

Nach,

welches aus nahe zusammengezogen ist, bezeichnet ebenfalls eine absichtliche Richtung auf einen Gegenstand, und,

ich gehe nach der Kirche,

heißt so viel, als,

ich gehe, um der Kirche nahe zu kommen:

ich gehe gegen die Kirche,

würde blos eine zufällige Richtung meines Gehens auf die Kirche anzeigen, die ich etwa nur eine Zeitlang zum Ziele meines Gehens machte, um mich nicht zu verirren.

Ich gehe nach der Kirche,

muß ich eigentlich so lange sagen, bis ich ihr so nahe wie möglich gekommen bin, dann kann ich erst sagen:

ich gehe in die Kirche. —

Von den Präpositionen, in so fern sie den Dativ oder den Akkusativ nach sich haben.

Denkt man sich bei irgend einer Präposition eine Bewegung auf etwas hin, so hat sie den Akkusativ, im Fall des Aufenthalts an einem Orte aber den Dativ nach sich, als:

Bewegung: auf den Berg steig' ich.
Aufenthalt: auf dem Berge steh' ich.
Bewegung: schau hinter dich.
Aufenthalt: der Feind steht hinter dir.
Bewegung: über das Haus fliegt der Pfeil.
Aufenthalt: über dem Hause schwebt der Vogel.
Bewegung: der Versöhner trat zwischen sie.
Aufenthalt: und stiftete Friede zwischen ihnen.
Bewegung: neben mich stellt sich mein Freund.
Aufenthalt: neben mir sinkt er darnieder.
Bewegung: der Held eilt in den Tod.
Aufenthalt: und bleibt noch Held im Tode.
Bewegung: an die Wand spritzt das Blut.
Aufenthalt: an der Wand klebt das Blut.
Bewegung: über den Tod sinne ich nach.
Aufenthalt: sein Maal steht über dem Grabe.

Bewegung: unter die Füße tret' ich den Wurm.
Aufenthalt: unter den Füßen krümmt er ſich.
Bewegung: an den Himmel denk' ich.
Aufenthalt: an der Erde kleb' ich.
Bewegung: vor mich ſtellt ſich mein Beſchützer.
Aufenthalt: vor mir ſteht mein Freund.
Bewegung: in das Unglück findet er ſich.
Aufenthalt: und in dem Glück verirrt er ſich.

Nur die Bewegung an einen Ort hin erfordert den Akkuſativ nach ſich.

Man muß aber wohl bemerken, daß nur der Begriff von der Bewegung an einen Ort hin den Akkuſativ erfordert. Denn man kann ſich ſonſt auch bei der Bewegung ſehr wohl ein Bleiben oder einen Aufenthalt an einem Orte denken, wo ſie vorgeht; wenn man ſich nemlich vorſtellt, daß die Bewegung die Gränzen dieſes Ortes nicht überſchreitet.

Man ſagt z. B. der Fiſch ſchwimmt im Waſſer; ſchwimmen iſt eine Bewegung, aber bei dieſer Bewegung denken wir uns doch ein Bleiben oder einen Aufenthalt in dem Waſſer, wo ſie vorgeht.

Denn in Anſehung des Waſſers bleibt ſie immer da, wo ſie iſt, und rückt nicht weiter fort: das ganze Waſſer iſt alſo nicht das Ziel des Schwimmens, wohin daſſelbe gerichtet iſt, ſondern blos der Ort, wo es geſchiehet.

Sollte das Waſſer das Ziel des Schwimmens ſeyn, ſo müßte der Fiſch vom Lande ins Waſſer ſchwimmen können.

Nähere Beſtimmung des Unterſchiedes zwiſchen für und vor.

Nichts wird im Reden und Schreiben häufiger mit einander verwechſelt, als für und vor. Den Unterſchied zwiſchen dieſen beiden Präpoſitionen will ich noch durch einige Beiſpiele deutlich zu machen ſuchen.

Wenn ich ſage: ich will für Dich beten, und ich will vor Dir beten, ſo iſt der Unterſchied zwiſchen für und vor ſehr auffallend. Denn das erſtemal rede ich einen Menſchen an, und ſage ihm, daß ich für ihn, oder an ſeiner Stelle beten will; das andre mal aber rede ich Gott ſelber an, und ſage, daß ich vor ihm, oder, in ſeiner Gegen-

wart beten will: wenn man alſo hier das für und vor verwechſeln wollte, ſo wäre der Mißverſtand unvermeidlich.

Ich bin für Dich da geweſen, heißt: ich bin an Deiner Stelle da geweſen, ich bin vor Dir da geweſen, heißt: ich bin eher, als Du, da geweſen.

Ich ſtehe für die Thür, würde heißen: ich vertrete die Stelle der Thür, darum muß ich ſagen: ich ſtehe vor der Thür.

Welch ein Unterſchied iſt es nicht, wenn ich ſage: mein Freund ſteht für mich, und: mein Freund ſteht vor mir! Das erſtere heißt: mein Freund wird Bürge für mich, oder giebt ſich an meine Stelle, das andre: mein Freund iſt mir gegenwärtig, er ſteht vor mir, ſo daß ich ihn ſehen kann.

Ich fürchte für Dich, würde heißen: ich fürchte an Deiner Stelle, ich fürchte mich vor Dir, heißt: Du ſelber biſt die Urſach meiner Furcht.

Aus allen dieſen Beiſpielen erhellet, daß man ſich unter für gemeiniglich anſtatt denkt: die Präpoſition für ſcheinet alſo nur eine Verkürzung zu ſeyn: denn weil man ſich nicht weitläuftig ausdrücken will: ich thue das an Deiner Stelle, ſo ſagt man, anſtatt deſſen: ich thue das für Dich: ich bekomme eine Elle Tuch an die Stelle eines Thalers,

anſtatt deſſen ſagt man: ich bekomme eine Elle Tuch für einen Thaler.

Hieraus ſiehet man alſo leicht, daß es unrichtig geſprochen wäre, wenn man ſagen wollte: ich will vor Dir Gevatter ſtehen, ich will vor Dir ſorgen, oder, ich will vor Dir ein gut Wort einlegen; Man will damit ſo viel ſagen, als: ich will an Deiner Stelle Gevatter ſtehen, ich will an Deiner Stelle ſorgen, und, ich will an Deiner Stelle ein gut Wort einlegen; nun aber hat vor niemals die Bedeutung von anſtatt, oder, an jemand des Stelle, wenn ich alſo das, was ich denke, richtig ausdrücken will, ſo muß ich nicht vor, ſondern für ſetzen, und ſagen: ich will für Dich Gevatter ſtehn, für Dich ſorgen, u. ſ. w.

Nun aber hat für noch eine andre Bedeutung, als anſtatt, es heißt nehmlich auch ſo viel, als, zu jemandes Gebrauch, oder jemanden zum Nutzen, oder zum Beſten.

Wenn man z. B. ſagt: ich habe die Sache für Dich mitgebracht, ſo heißt das nicht: ich habe ſie an Deiner Stelle, ſondern ich habe ſie, zu Deinem Gebrauch, oder Dir zum Nutzen, mitgebracht.

Ich bin für ihn eingenommen, heißt nicht: ich bin an ſeiner Stelle, ſondern, ich bin zu ſeinem

Beſten, oder zu ſeinem Vortheil, eingenommen.

Hieraus lernet man alſo, daß man nicht ſagen müſſe: **das iſt vor Dir beſtimmt; ich habe eine Wohnung vor mir allein; ich bin ſehr vor ihm eingenommen:** denn man will ja mit dieſem allen ſo viel ſagen, als: zu **Deinem Nutzen** oder zu **Deinem Gebrauch** beſtimmt; ich habe eine Wohnung zu **meinem Gebrauch** oder zu **meinem Nutzen** allein; ich bin zu **ſeinem Nutzen** oder zu **ſeinem Vortheil** eingenommen.

Für hat noch einige Bedeutungen, die aber nicht ſo oft wie die beiden erſtern vorkommen; dieſe ſind in folgenden Beiſpielen enthalten: Mann **für** Mann, heißt: **ein Mann nach dem andern;** ich kann nicht **dafür,** heißt: ich bin nicht Schuld **daran; was für** ein Mann iſt er, heißt: **von welcher Beſchaffenheit** iſt der Mann? Was **für** Kleider trägt er? heißt: **von welcher Beſchaffenheit** ſind die **Kleider,** die er trägt? —

Wenn man nur erſt gewiß iſt, wo man **für** ſetzen ſoll, ſo hat es mit **vor** gar keine Schwierigkeit. Denkt man ſich bei der Präpoſition **vor** eine Bewegung, ſo nimmt ſie den Akkuſativ zu ſich, **als:** ich gehe **vor das Thor,** denkt man ſich aber

ein Bleiben, ſo muß man den Dativ ſetzen, als: ich bin vor dem Thore.

Er tritt vor mich hin, muß man ſagen, und er ſteht vor mir, weil man ſich bei dem erſtern eine Bewegung; und bei dem andern eine Ruhe oder Bleiben denkt.

Ohne

unterſcheidet ſich dadurch von andern Präpoſitionen, daß es nicht, wie ſie, ein Verhältniß der einen Sache zu der andern, ſondern den wirklichen oder in Gedanken angenommenen Mangel einer Sache, anzeigt.

Sage ich alſo, ich gehe zu meinem Bruder, ſo iſt derſelbe zugleich der Gegenſtand und nur der Zweck meines Gehens; ſage ich, ich gehe mit meinem Bruder, ſo iſt er zwar weder der Zweck noch der Gegenſtand meines Gehens, aber die Vorſtellung von dem Gehen meines Bruders fügt ſich doch an die Vorſtellung von meinem Gehen hinan; und er iſt alſo die Hinanfügung meines Gehens; ſage ich aber, ich gehe ohne meinen Bruder, ſo iſt er weder der Gegenſtand noch der Zweck meines Gehens, noch kann ich die Vorſtellung von

ihm an die Vorſtellung meines Gehens auf irgend eine Weiſe hinanfügen, ſondern ich trenne ſie vielmehr durch die Präpoſition **ohne** von derſelben ab.

Sage ich, ich gehe von meinem Bruder, ſo denke ich mir zwiſchen mir und ihm doch immer ein gewiſſes Verhältniß, ich ſtelle mir die Handlung meines Gehens in Rückſicht auf ihn vor, wie mich dieſelbe immer weiter von ihm entfernt, ſo lange ich ſie fortſetze.

Bei der Präpoſition ohne aber kann ich mir nicht das geringſte Verhältniß zwiſchen der Handlung meines Gehens und meinem Bruder denken; denn mein Gehen entfernet mich weder von ihm, noch bringt es mich ihm näher, ich ſetze ihn, in Anſehung der Handlung meines Gehens, gleichſam auſſer allem Verhältniß mit derſelben, um dieſes aber zu thun muß ich ihn erſtlich in ein gewiſſes Verhältniß mit ihr ſetzen, welches ich nachher wieder aufhebe. **Ich gehe ohne meinen Bruder in die Kirche**, kann ich mir nicht eher denken, bis ich mir erſt vorgeſtellt habe, daß er mit mir entweder hingegangen iſt, oder hineingehen könnte.

Aber warum ſage ich denn nicht anſtatt, **ich gehe ohne meinen Bruder in die Kirche, ich gehe nicht mit meinem Bruder in die Kirche?**

So bedürfte es ja der Präposition ohne nicht, weil nicht mit die Stelle derselben ersetzt. —

Allein dieses nicht mit scheinet an die Stelle von ohne doch nicht zu passen, weil es mehr als ohne ausdrückt.

Ich gehe nicht mit meinem Bruder in die Kirche, heißt so viel, wenn mein Bruder in die Kirche geht, so gehe ich nicht hinein, das nicht hebt hier also unter einem gewissen Umstande, die ganze Handlung des Gehens auf, anstatt daß es nur eine Hinanfügung derselben aufheben sollte: denn ich will ja nicht sagen, daß mein Gehen in die Kirche gar nicht statt finden könnte, sobald mein Bruder mitgienge, sondern ich will vielmehr bloß anzeigen, daß er mir an meiner Seite fehlet, daß ich ihn nicht bei mir habe: dieses drücke ich aber durch ohne aus, und denke mir also in diese Präposition ein neues Prädikat hinein, welches durch dieselbe aufgehoben wird, damit sich ihre aufhebende Kraft nicht auf das vorhergehende Prädikat beziehen kann.

Folgende Redensarten sind völlig einerley, nur daß die eine die Sache immer kürzer ausdrückt, als die andere:

Ich gehe in die Kirche, und habe nicht bei
Objectiv
mir (meinen Bruder)
Ich gehe in die Kirche, ohne bei mir zu
Objectiv
haben (meinen Bruder)
Objectiv
Ich gehe in die Kirche, ohne (meinen Bruder)

Es ſcheinet hieraus, als ob die Präpoſition ohne bloß eine Verneinung wäre, welche ein ausgelaſſenes Prädikat, das man ſich in dieſelbe hineindenkt, aufhebt, und ſich zugleich an ein ausgerücktes Prädikat hinanfügt.

Welch ein Unterſchied iſt es nicht, wenn ich ſage, ich kann ohne ihn fertig werden, und, ich kann nicht mit ihm fertig werden, ich kann ohne Dich gehen, und, ich kann nicht mit Dir gehen! ohne drückt weit weniger als nicht mit aus: — ich kann ohne Dich fertig werden, heißt, ich kann fertig werden, ohne Dich zu brauchen, ob Du mir gleich nicht hinderlich, ſondern vielleicht nützlich ſeyn könnteſt; ich kann nicht mit Dir fertig werden, heißt, ich kann nicht fertig werden, ſo bald ich Dich brauchen will, weil Du mir an meinem Fertigwerden hinderlich biſt.

Nicht mit kann hier die Stelle von ohne deßwegen nicht vertreten, weil ich das nicht allemal mit zu dem vorhergehenden Prädikate ziehen muß, und es nicht bloß auf die Präposition mit einschränken kann, ich darf nicht so abbrechen:

Ich kann — nicht mit Dir — fertig werden, als ob nicht mit Dir die Hinanfügung der Rede wäre, sondern ich muß so abbrechen:

Ich kann nicht — mit Dir — fertig werden, und nun hebt das nicht nicht sowohl die Präposition mit als vielmehr das Zeitwort oder das Prädikat selber auf, so lange dieses noch die Hinanfügung mit Dir behält.

Ich kann nicht — mit der Gabel — essen, wenn ich mich auch einer Gabel bedienen will, die Gabel wird mir hinderlich seyn; ich kann ohne eine Gabel essen, doch würde mir die Gabel nicht hinderlich, sondern vielleicht bequem seyn.

Daraus seh' ich, daß nicht mit sich immer wieder trennt, so bald ich es in eins zusammenschmelzen will, daß nicht sich nur an das Zeitwort, und mit sich nur an das Nennwort hinanfügt: ohne hingegen faßt auch eine Verneinung in sich, schränkt aber dieselbe bloß auf die Hinanfü-

gung der Rede ein, welche wieder aus einem Prädikat und Objekt beſteht.

Daher kömmt es, daß kein Widerſpruch darin liegt, wenn ich ſage, ich kann ohne eine Gabel eſſen, und kann auch mit einer Gabel eſſen: darin aber würde ein Widerſpruch ſtatt finden, wenn ich ſagen wollte, ich kann mit einer Gabel eſſen, und nicht mit einer Gabel eſſen.

Wenn ohne das Gegentheil von mit wäre, ſo müßte nicht ohne auch ſo viel als mit heißen: ich gehe nicht ohne Dich, müßte denn eben ſo viel heißen, als, ich gehe mit Dir. So wie aber nicht mit weit mehr als ohne ausdrückt, ſo drückt auch nicht ohne weit mehr als mit aus.

Nicht mit ſchließt eine Hinanfügung ganz aus, nicht ohne macht das Daſeyn derſelben nothwendig. Das Verhältniß dieſer Ausdrücke gegen einander werden folgende Beiſpiele zeigen:

Ich gehe mit ihm — Ich gehe ohne ihn.
Ich gehe nicht ohne ihn. — Ich gehe nicht mit ihm.

Das Gegentheil von mit iſt nicht ohne, ſondern nicht mit, und das Gegentheil von ohne iſt nicht mit, ſondern nicht ohne; aber zwiſchen mit und nicht mit ſteht ohne, und zwiſchen ohne und

nicht ohne steht mit in der Mitte, auf folgende Weise:

Ich gehe mit ihm — ich gehe ohne ihn —
ich gehe nicht mit ihm.
Ich gehe ohne ihn — ich gehe mit ihm —
ich gehe nicht ohne ihn.

Mit und ohne werden auf die Art Mittelbegriffe, zwischen zweien Begriffen welche sich einander entgegengesetzt sind: ohne schließt nicht nothwendig aus, wie nicht mit, und mit fügt nicht nothwendig hinzu, wie nicht ohne. Von der nothwendigen Hinanfügung, bis zur nothwendigen Ausschließung giebt es also folgende Grade:

Ich gehe nicht ohne ihn.
Ich gehe mit ihm.
Ich gehe ohne ihn.
Ich gehe nicht mit ihm.

Die Sprache bildet hier eine der schönsten Abstufungen: die Uebergänge von einem Ausdruck zum andern sind sich gleich; denn mit macht einen eben so großen Abstand von nicht ohne, als ohne wiederum von mit, und nicht mit von ohne. —

So lang: ich z. B. meinen Freund zärtlich liebte, gieng ich nicht ohne ihn. Hernach wurde ich kälter, und gieng nur noch zuweilen mit ihm, zu-

weilen auch ohne ihn, und endlich gieng ich gar nicht mehr mit ihm.

Alsdann verhält ſich der dritte Ausdruck wiederum zu dem erſten eben ſo, wie der vierte zu dem zweiten, oder ohne verhält ſich zu nicht ohne, wie nicht mit zu mit, ſo daß einer immer das Gegentheil von dem andern anzeigt.

Wie würden wir uns nun ausdrücken, wenn wir die Präpoſition ohne nicht hätten, und doch den Mittelbegriff zwiſchen mit und nicht mit anzeigen wollten? Ich gehe nicht mit ihm, würde heißen: ich gehe nicht, wenn er bei mir iſt, und, ich gehe ohne ihn, heißt: ich gehe, wenn er auch nicht bei mir iſt: welch einen Unterſchied macht hier die Verſetzung des nicht, welches von dem erſten Prädikate gehen weggeſchoben, und zu dem andern Prädikat iſt gezogen wird.

Die Handlung des Gehens bleibt nun durch die Verneinung ungeſtört, und ein anderes Prädikat iſt wird durch daſſelbe aufgehoben.

Ich ſchreibe ohne Feder, hieſſe alſo mit andern Worten: ich ſchreibe, und habe oder brauche nicht eine oder keine Feder; ich reiſe ohne Geld, ich reiſe, und brauche oder habe nicht oder kein Geld.

Es scheinet daher, daß man sich in ohne seh
vieles hineindenkt, nehmlich erstlich und nicht un
denn noch die Wörter haben und brauchen u. s. w

Denn so bald wie ich mir nicht denke, un
demohngeachtet das erste Prädikat nicht dadurc
aufheben will, so muß ich mir nothwendig ein an
dres Urtheil oder Prädikat hinzudenken, welche
dadurch aufgehoben wird; daraus sieht man, da
die ausgelaßnen Prädikate bei ohne nichts Zufälli
ges, sondern etwas Wesentliches sind; und dies
Prädikate haben, brauchen u. s. w. sind es nu
eben, welche ein Nennwort, daß nach ohne steht
zum Objekte haben, so daß dieses die Endigung de
Akkusativs (Objektivs) erhält.

Ohne scheinet also eine Verkürzung zweier Sä
he in einen zu bewerkstelligen, indem es den einen
so unmerklich an den andern hinanfügt, daß er mi
ihm gleichsam eins wird.

Anstatt, ich besuchte ihn, und kannte ihi
nicht, sagt man daher, ich besuchte ihn, ohn
ihn zu kennen: hier ist ohne wieder das Resul
tat von und nicht und einem Prädikate zu ken
nen, wovon ihn das Objekt ist.

Auf die Art muß man sich immer ein Prädika
zu dem ohne hinzudenken, wenn dasselbe gleic
nicht ausgedrückt wird, wie in folgenden Beispielen

E

Er nahm ohne Thränen (zu vergieſſen) Abſchied

Ich habe es ohne Mühe (anzuwenden) erhalten.

Zehn Perſonen ohne die Kinder (zu rechnen)

Ich thue es ohne meinen Herrn (zu fragen)

Ich weiß es ohne Dich (zu fragen)

Bei mit aber brauche ich mir kein andres Prädikat zu denken, als dasjenige, bei welchem es ſtehet: denn da keine Verneinung darin liegt, ſo kann es bei einem einzigen Prädikat ſtehen, ohne noch ein andres zur Aufhebung zu bedürfen.

Wollte ich mir aber bei ohne nur ein Prädikat denken, ſo wäre es ſo gut, als ob ich nichts geſagt hätte; weil das, was ich geſagt hätte, durch die Verneinung, welche in ohne liegt, wieder aufgehoben wäre.

Wir wollen nunmehro das ohne noch in folgenden Beiſpielen mit der Präpoſition mit vergleichen:

Ich eſſe mit Dir — ich eſſe ohne Dich — ich eſſe nicht mit Dir —

Ich leide mit Dir — ich leide ohne Dich, — ich leide nicht mit Dir.

Ich zwinge es mit Gelde — ich zwinge es ohne Geld —
ich zwinge es nicht mit Gelde.
Ich spreche mit Dir — ich spreche nicht mit Dir.
Ich verschone Dich mit der Sache — ich verschone Dich nicht mit der Sache.

In den beiden letzten Beispielen läßt sich **ohne** nicht zwischen **mit** und **nicht mit** einschieben, weil **mit** hier eine stärkere Bedeutung hat, indem es in dem ersten Beispiele nicht so viel heißt, daß ich mit Jemanden zugleich rede, sondern daß ich ihn anrede und er mir antwortet, folglich ist die Person, mit welcher ich rede, nothwendig, und ich kann dieselbe nicht vermittelst des **ohne** aufheben, ohne zugleich den ganzen Begriff der Unterredung mit aufzuheben.

Folgendes dient noch zum Beweise, daß **ohne** immer ein zweites Prädikat nach sich haben muß: anstatt, **ich habe kein Geld**, sagt man nehmlich, **ich bin ohne Geld.**

Man will sich den Mangel an Gelde als einen Zustand denken, in welchem man sich befindet; der Zustand wird ausgedrückt durch **ich bin**, und das Prädikat **haben** denkt man sich in **ohne** hinein, sonst hätte man nichts gesagt; denn einen

Mangel kann man niemals ohne ein Prädikat ausdrücken, ein Nichthaus kann ich nicht sagen, aber wohl, das ist kein Haus.

So, wie ich nun ohne zwischen nicht und nicht mit einschieben kann, scheinet es auch, als ob man die Silbe un zwischen Bejahung und Verneinung einschieben könnte, als:

er handelt recht — er handelt unrecht — er handelt nicht recht.

Er handelt nicht recht würde auf die Art so viel heissen, als ob die Vorstellung von recht seine Handlung aufhöbe, oder als ob er nicht handeln würde, sobald es jetzt darauf ankäme, recht zu handeln.

Er handelt unrecht aber wäre schon gemilderter gesprochen, und sagt nur so viel, er handelt jetzt, obgleich nicht recht, und die Vorstellung von recht würde sein Handeln nicht aufheben, wenn ich sie als eine Hinanfügung des Handelns betrachten wollte: nicht zeigte also eine Aufhebung, un aber bloß einen Mangel an; nicht zeigte an, daß handeln und recht bei Jemanden gar nicht zusammen bestehen könnten, un zeigte bloß an, daß handeln da wäre, aber recht fehlte.

Wenn man sich etwas, das nicht ist, denken will, als ob es wäre, so sagt man, es ist ein Un-

ding, und die Silbe un iſt das einzige Mittel, ſich das Nichtdaſeyn eines Dinges zu denken, ohne den Gedanken ſelber oder das Prädikat es iſt zugleich mit aufzuheben: es iſt kein Ding, läßt gar nichts übrig, was einem Gedanken ähnlich wäre; denn es hieſſe eben ſo viel, als ob ich ſagen wollte, es iſt nicht, ſobald es iſt, ich gebe alſo zu, daß etwas da ſeyn könnte, welches eben deßwegen, weil es da wäre, nicht da wäre; welch ein doppelter undenkbarer Wiederſpruch! Die Silbe un hingegen hebt nicht meine Bejahung es iſt, ſondern nur das Ding auf, welches iſt, dadurch wird erſt der Widerſpruch denkbar, welchen ich ausdrücken will, wenn ich ſage, es iſt ein Unding, denn dieſes heißt nur ſo viel als, es iſt — ohne doch zu ſeyn: das erſte aber hieſſe, es iſt nicht — ſobald es iſt: ohne hebt bloß dasjenige auf, was ich mir denken will, nicht aber hebt zugleich meinen Gedanken auf, womit ich mir dieſe Aufhebung ſelber denken will.

Von den Fugen der Rede.

Wenn die Beſtandtheile eines Gebäudes gehörig in einander paſſen ſollen, ſo muß denſelben oft etwas angeſetzt, und oft etwas abgenommen werden, eben ſo iſts auch in der Sprache. Die einzelnen Wörter müſſen nehmlich im Zuſammenhange mit den übrigen oft andere Endigungen annehmen, als ſie ſonſt an und für ſich haben, und dieſe Endigungen, nebſt den kleinen Wörtern an, aus, über, u. ſ. w. Sind eben die Fugen der Rede, wo hier aber immer die kleine oder einfache Rede, und nicht die größre oder zuſammengeſetzte zu verſtehen iſt.

Da wir alſo hier vorzüglich auf die einzelnen Wörter aufmerkſam ſeyn müſſen, ſo wollen wir unſere obige Bemerkungen auf ſelbige anzuwenden ſuchen, und jedes einzelne Wort, das Grundwort, Redewort, Zielwort oder Zweckwort nennen, nachdem es die Rede ſelber, oder den Grund, das Ziel oder den Zweck der Rede in ſich enthält; zeigt es die Hinanfügung an, ſo wollen wir es das Nebenwort nennen, weil die Hinan-

fügung von der Rede nur gleichsam nebenher mitgenommen wird; iſt es aber die Einſchiebung, ſo wollen wir es das Zwiſchenwort, und iſt es die Bindung, das Binderwort nennen; ein Hauptwort, welches neben einem andern zur Erklärung deſſelben ſteht, ſoll das Erklärungswort, und ein ſolches kleines Wort, wie aus, an, unter, ſoll das Fügewort heiſſen, wie in folgender Darſtellung:

Binderwort wenn	Binderwort ſo
Grundwort Du	Grundwort Du
Rederwort widmeſt	Rederwort kannſt verſprechen
Fügewort mit	Fügewort in
Nebenwort dem gröſten Vergnügen	Nebenwort der Zukunft
Zwiſchenwort nicht	Zwiſchenwort gewiß
Zielwort Dich	Zielwort keinen wahren Frieden
Zweckwort dem Rufe	Erklärungswort des Herzens
Erklärungswort Deiner Pflicht.	Zweckwort Dir.

Wenn Du Dich nicht mit dem gröſten Vergnügen dem Rufe Deiner Pflicht widmeſt, ſo kannſt

Du Dir gewiß in der Zukunft keinen wahren Frieden des Herzens versprechen.

Iſt nun das Redewort iſt, ſo müſſen wir das Wort, welches dasjenige enthält, was von einer Sache geredet wird, und welches wir uns ſonſt mit in die Rede ſelbſt hineingedacht haben, ebenfalls einzeln betrachten, und dann können wir es ſinglich das Redebeiwort nennen, als:

Grundwort eine Eiche Grundwort der Baum
Redewort iſt Redewort iſt
Redebeiwort ein Baum Redebeiwort grün.

Was auf die Weiſe von iſt gilt, paßt auch auf werden, bleiben, heiſſen, wo dasjenige, was von einer Sache geredet wird, ſich nicht in die Rede ſelber hineinfügt, ſondern als ein einzelnes Wort dabei ſteht.

Nun wollen wir wieder zu unſerm vorigen Beiſpiele zurückkehren und zuſehen, welche Wörter in der zuſammenhängenden Rede eigentlich Veränderungen leiden, und welche nicht? —

Das Bindewort gehört nicht zu dem innern Zuſammenhange der Rede, ſondern ſchließt ſich nur von auſſen an dieſelbe an, alſo braucht es ſich nicht nach der Rede zu fügen, ſondern es behält ſeine unveränderte Geſtalt, es mag auch ſtehen, wo es

wolle, wie die Bindewörter **wenn** und **ſo** in unſerm Beiſpiele.

Das **Grundwort** iſt das herrſchende in der Rede; alle übrigen Wörter müſſen ſich nach ihm fügen, ſelber fügt es ſich nach keinem; darum behält es im Zuſammenhange der Rede eben die Geſtalt, die es auſſer dem Zuſammenhange an und für ſich hat, wie das Wort **Du** in unſerm Beiſpiele.

Das **Zwiſchenwort** bleibt ebenfalls unverändert, weil es eigentlich nicht mit in den Zuſammenhang der Rede gehört, ſondern nur in dieſelbe eingeſchoben iſt, wie in unſerm Beiſpiele die Wörter **nicht** und **gewiß**.

Das **Fügewort** kann ſich deswegen nicht weiter fügen, oder ſeine Geſtalt ändern, weil es an ſich ſelber ſchon eine Fuge der übrigen Wörter iſt, wie in unſerm Beiſpiele die Wörter **mit** und **in**. In den Zuſammenhang der Rede müſſen ſich alſo das **Nebenwort**, **Zielwort**, **Zweckwort**, **Erklärungswort** und **Redewort** ſelber fügen, und leiden deswegen zuweilen einige Veränderungen.

Wir müſſen alſo jetzt unſer Augenmerk auf die Fugen dieſer Wörter richten, welches gröſtentheils nur einzelne Laute ſind, wie in unſerm Beiſpiele die hinzugefügten oder angeſetzten Buchſtaben **ſt**, **m**, **n**, **ch**, **r**, **s**: nehmen wir dieſe einzelnen Lau-

te von den Wörtern, zu welchen ſie gehören, weg, ſo wird die zuſammenhängende Rede auseinander fallen:

Wenn Du — Du — nicht — mit — das größte Vergnügen — der Ruf — Deine Pflicht — widmen — ſo — können — Du — Du — gewiß — in — die Zukunft — kein wahrer Friede — das Herz — verſprechen. —

Verwandeln wir aber das zweite **Du** in **Dich**, **das** in **dem**, und **größte** in **größten**; **der** in **dem**, **Deine** in **Deiner**; **widmen** in **widmeſt**; **können** in **kannſt**; wiederum das zweite **Du** in **Dir**; **die** in **der**; **kein wahrer Friede** in **keinen wahren Frieden**; **das Herz** in **des Herzens**: ſo iſt auf einmal der Zuſammenhang wieder hergeſtellt.

Betrachten wir nun noch einmal unſer Beiſpiel in der erſten Darſtellung, die ich davon gemacht habe, ſo werden wir finden, daß die Veränderungen größtentheils nicht an den Hauptwörtern ſelber, ſondern nur an den kleinen Beſtimmungswörtern der, die, das u. ſ. w. vorgehen: daß **Zweckwort** und **Nebenwort** einerlei Endigung haben, und durch **m** oder **r**, auch zuweilen durch ein dem Hauptwort hinangefügtes **n** bezeichnet werden, nur mit dem Unterſchiede, daß das **Nebenwort** immer eines **Fügeworts** bedarf, das **Zweckwort** aber

nicht; daß das Zielwort durch n oder ch, und das Erklärungswort durch n oder s bezeichnet wird.

Das Redewort muß, ohngeachtet aller seiner Veränderungen, immer Redewort bleiben; aber das Grundwort kann durch eine kleine Veränderung, welche größtentheils nur an den Bestimmungswörtchen vorgeht, zu einem Nebenworte, Zielworte, Zweckworte oder Erklärungsworte werden, als:

Grundwort ich — — Du
Redewort beschäftige — beschäftigest
Zielwort mich — — Dich — ch
Fügewort mit — — mit
Nebenwort mir — — Dir — r

Grundwort Du
Redewort denkst
Zielwort Dich — ch
Zweckwort Dir — r

Grundwort der Baum wird genannt
Zielwort den Baum nenne ich — n
Zweckwort dem Baum gebe ich seinen Nahmen — m — n
Nebenwort von dem Baume rede ich dies — m
Erklärungswort des Baumes Nahmen nenne ich — s — s

Das Beſtimmungswörtchen der muß alſo ſein ſtarkes männliches r mit dem biegſamen n vertauſchen, wenn es ſich vor einem Zielworte in den Zuſammenhang der Rede fügen ſoll: das weichre die und das ſchmiegt ſich ſchon von ſelber in dieſen Zuſammenhang, und leidet daher keine Veränderung, es mag nun vor dem Grundworte oder Zielworte ſtehen; ſteht es aber vor dem Zweckworte, Nebenworte oder Erklärungsworte, ſo verwandelt ſich das in dem und des, und die verwandelt ſich in der, wie in folgender Darſtellung:

Grundwort das Bild wird genannt
Zielwort das Bild nenne ich
Zweckwort dem Bilde gebe ich ſeinen Nahmen — m — n
Nebenwort von dem Bilde rede ich — m
Erklärungswort des Bildes Nahmen nenne ich — s — s
Grundwort die Blume wird genannt.
Zielwort die Blume nenne ich
Zweckwort der Blume gebe ich ihren Nahmen — r
Nebenwort von der Blume rede ich — r
Erklärungswort der Blume Nahmen nenne ich — r

Wir sehen also, daß das **Zielwort** und **Grundwort** nur bei den Wörtern unterschieden sind, vor welchen das Bestimmungswort **der** steht. **Zweckwort** und **Nebenwort** sind sich unter einander gleich, aber vom Zielworte sind sie, die Wörter sich, **uns** und **euch** ausgenommen, beständig unterschieden. Es kömmt sehr viel darauf an, das man das **Zweckwort** sowohl als das **Nennwort** gehörig von dem **Zielworte** zu unterscheiden wisse, um sich im Sprechen nicht fehlerhaft auszudrücken. —

Wir müssen daher auch auf diesen Unterschied aufmerksam seyn, in so fern er alsdann statt findet, wenn von Dingen in der mehrfachen Zahl die Rede ist, wie in folgender Darstellung:

Grundwort die Bäume, Bilder und Blumen werden genannt

Zielwort die Bäume, Bilder und Blumen nenne ich

Zweckwort den Bäumen, Bildern und Blumen gebe ich ihren Nahmen — n — n

Nebenwort von den Bäumen, Bildern und Blumen rede ich dies — n — n

Erklärungswort der Bäume, Bilder und Blumen Nahmen nenne ich — r

Wir ſehen, daß der Unterſchied des Geſchlechts der Wörter, welcher in der einfachen Zahl durch der, die, das, bezeichnet wird, ſich in der mehrfachen Zahl in dem Begriffe von der Mehrheit der Dinge verliert; und daß eben daher das biegſame die allein die Stelle des der, die, das, vertritt, welches ſich aber im Zweckworte und Nebenworte in den verwandelt, das eigentlich aus denen zuſammengezogen iſt.

So wie alſo in der einfachen Zahl das Zweckwort und Nebenwort durch m oder r bezeichnet wird, ſo erkennt man es in der mehrfachen Zahl an dem n, welches nicht nur in der Verwandlung des die in den ſtatt findet, ſondern auch dem Hauptworte ſelber, da wo es füglich geſchehen kann, angehängt wird, als den Bäumen, den Bildern; bei Blumen konnte kein n mehr angehängt werden, weil das Grundwort in der mehrfachen Zahl ſchon die Blumen heißt. —

Wir ſehen ferner, daß in dieſen drei Wörtern der Begriff von der Mehrheit jedesmal durch eine Verlängerung des Worts, vermittelſt eines gewiſſen Lauts, und in Baum zugleich durch eine Verwandelung des a in ä ausgedrückt iſt, als:

Baum,	Bild,	Blume,
Bäume,	Bilder,	Blumen.

Hieraus können wir ohngefehr sehen, auf wie vielerlei Art unsre Sprache die **Mehrheit** bezeichnet; sie thut es oft bloß durch **Verwandelung** des a, o und u, in ä, ö und ü, als die **Väter**, die **Töchter**, die **Mütter**; oft durch ein hinzugefügtes e, er oder n, als **Könige**, **Fürsten**, **Schwerdter**; oft durch die Verwandlung und Hinzufügung zugleich, als die **Bäche**, die **Bücher**, die **Flüsse**, die **Männer**, die **Götter**, die **Heiligthümer**.

Das r bezeichnet oft einen stärkern Grad der Mehrheit, als das e, indem es dasjenige gleichsam zerstückt und abgesondert darstellt, was man sich sonst mehr in eins zusammengefaßt denkt, als:

Band,	Bande,	Bänder,
Land,	Lande,	Länder,
Ort,	Orte,	Oerter,
Wort,	Worte,	Wörter.

So wie nun das der, die, das, in der mehrfachen Zahl sich in die verwandelt, eben so verwandelt sich auch das er, sie, es in sie. Ueberhaupt hat er, sie, es, mit der, die, das eine große Aehnlichkeit; und man darf nur von dem letztern das d wegnehmen, so wird fast immer mit einiger Veränderung des Vokals das erstre übrig bleiben, wie wir aus folgender Darstellung sehen werden,

wo wir noch einmal die Bestimmungswörter des Hauptworts, welche eigentlich im Zusammenhange der Rede die meisten Veränderungen leiden müssen, in alle Verhältnisse setzen wollen:

Einfache Zahl.

Grundwort ich werde genannt — Du wirst genannt.

Zielwort mich nenne ich — Dich nenne ich — ch

Zweckwort mir gebe ich meinen Nahmen — Dir gebe ich Deinen Nahmen. — r

Nebenwort von mir rede ich dies — von Dir rede ich — r

Erklärungswort meiner schone ich — Deiner schone ich — r

Mehrfache Zahl.

Grundwort wir werden genannt — ihr werdet genannt.

Zielwort uns nenne ich — euch nenne ich

Zweckwort uns gebe ich unsre Nahmen — euch gebe ich eure Nahmen

Nebenwort von uns rede ich dies — von euch rede ich dies

Erklärungswort unser schone ich — eurer schone ich.

Einfache Zahl.

Grundwort er, der Baum — sie, die Blume — es, das Bild — wird genannt.

Zielwort ihn, den Baum — n — ſie, die Blumen — es, das Bild — nenne ich.

Zweckwort ihm, dem Baume — m, e — ihr, der Blume — r — ihm, dem Bilde — gebe ich einen Nahmen — m, n

Nebenwort von ihm, dem Baume — m, e — von ihr, der Blume — r — dem Bilde — m, e — rede ich dies.

Erklärungswort ſeiner des Baumes — ihrer, der Blumen — r, deſſen, des Bildes — s ſchone ich.

Mehrfache Zahl.

Grundwort ſie, die Bäume, Blumen, und Bilder — werden genannt

Zielwort ſie, die Bäume, Blumen und Bilder — nenne ich.

Zweckwort ihnen, denen (den) Bäumen, Blumen, und Bildern — gebe ich ihre Nahmen. — n, n

Nebenwort von ihnen, denen (den) Bäumen, Blumen, und Bildern — rede ich dies — n — n

Erklärungswort ihrer, derer (der) Bäume, Blumen und Bilder — ſchone ich — r

Daß das Erklärungswort bei einem Redewort ſtehen kann, ſcheinet auffallend; allein man denkt

denkt ſich hier in dem Redeworte gewiſſermaßen ein Hauptwort, und indem es heißt, ich verſchone euer, ſo ſoll dies ſo viel ſagen, als ich bin ein Verſchoner euer. Freilich kann hier das Erklärungswort am allerleichteſten zum Eigenſchaftsworte werden, indem ich ohne alle Veränderung deſſelben ſagen kann, ich bin euer Verſchoner; man ſagt auch: ich verſchone Dein, ich pflege ſein, und in ſo fern gehört das Erklärungswort von ich, du, er u. ſ. w. beinahe ganz ins Gebiet der Eigenſchaftswörter, weil es mit den vorhergehenden Ausdrücken beinahe einerlei iſt, wenn ich ſage, ich bin ſein Verſchoner, oder ich bin ſein Pfleger. —

Einfache Zahl.

Zielwort mich, dich, ihn, ſie, es — den Baum, die Blume, das Bild — nenne ich.
Zweckwort mir, dir, ihm, ihr — dem Baume, der Blume, dem Bilde, — gebe ich einen Nahmen.
Nebenwort von mir, dir, ihm, ihr — von dem Baume, der Blume — dem Bilde — rede ich dies.

Mehrfache Zahl.

Zielwort, uns, euch, ſie — die Bäume, Blumen, und Bilder — nenne ich.

Zweckwort uns, euch, ihnen, den Bäumen, Blumen, und Bildern — gebe ich ihre Nahmen.

Nebenwort, von uns, euch, ihnen, den Bäumen, und Bildern — rede ich dies.

Nach der, die, das, richtet sich noch dieser, diese, dieses, und welcher, welche, welches, wenn man es durch alle Fälle, wie es in der zusammenhängenden Rede stehen kann, durchführen will. Auch die Frage wer oder was muß sich darnach richten, wie in folgender Darstellung:

Grundwort wer oder was wird genannt? der, die, oder das Ding

Zielwort wen oder was nenne ich? den, die, oder das Ding

Zweckwort wem, oder welchem Dinge gebe ich seinen Nahmen? dem, der, oder dem Dinge.

Nebenwort von wem oder von welchem Dinge rede ich? von dem, der, oder dem Dinge.

Erklärungswort wessen oder welches Dinges Nahmen nenne ich? des, der, oder des Dinges.

Wir wollen nun einmal unsre Darstellung umkehren, und ein Wort durch alle Fälle, worin es stehen kann, durchführen, indem wir zugleich die ganze Rede ordentlich bezeichnen, wovon es jedesmal Grund, Ziel oder Zweck u. s. w. ist:

Grund		Rede
der Baum	—	wird genannt

Grund	Rede	Ziel
ich	— nenne	— den Baum

Grund	Rede	Ziel	Zweck
ich	— gebe	— seinen Nahmen	— dem Baume

Grund	Rede	Hinanfügung	Ziel
ich	— rede	— von dem Baume	— dieses.

Grund	Rede	Ziel	Erklärung
ich	— nenne	— den Nahmen	— des Baumes.

Hieraus sehen wir also, wenn ein Wort das **Zielwort** seyn soll, so muß ein **Grundwort** und ein **Redewort** vorhergehen: soll es das **Zweckwort** seyn, so muß eigentlich ein **Grundwort, Redewort** und **Zielwort** vorhergehen. Denn mit dem **Zielworte** rückt die Rede schon weiter fort: das **Erklärungswort** gehört eigentlich nicht mit in den Zusammenhang der einfachen Rede; darum kann es bei dem **Grundworte, Zweckworte** und **Nebenworte**, ja sogar bei dem **Redeworte** stehn.

Wir wollen nun erst alle Fälle zu bestimmen suchen, worin sich das **Nennwort** nach dem **Redeworte** richten muß; alsdann werden wir auch sehen, wie sich das **Redewort** wiederum nach dem **Nennworte** fügt. —

Ein jedes Zweckwort muß also eigentlich ein Zielwort vor sich haben: denn wenn ich z. B. sage, ich gebe dem Baume, und damit aufhöre, so ist meine Rede unvollständig, weil ich nichts genannt habe, das ich dem Baume gebe, oder weil ich zwar den Zweck, aber noch nicht das Ziel der Handlung meines Gebens ausgedrückt habe: sage ich aber nun, ich gebe dem Baume seinen Athmen, so ist meine Rede vollständig, weil sowohl Ziel als Zweck derselben ausdrücklich benannt wird. Und nun heißt es doch:

Grund	Rede	Zweck
ich	— folge —	Dir.
Grund	Rede	Zweck
Du	— leuchtest —	mir.
Grund	Rede	Zweck
ich	— danke —	Dir.

Eben so sagt man auch, ich trotze Dir, drohe Dir, helfe Dir, diene Dir, liebkose Dir, schmeichle Dir, widerspreche Dir, fluche Dir. — Dies scheinet unsern Satz aufzuheben, daß sich kein Zweckwort ohne Zielwort denken lasse.

Allein das nächste oder unmittelbare Ziel der Rede kann oft in der Rede selber mit versteckt seyn, weil es solche Handlungen giebt, die nicht unmit-

leibar auf etwas auſſer uns übergehen, ſondern ſich gleichſam beſtändig in ſich ſelber zurückwälzen, und auf die Weiſe nur ſich ſelber zum Ziele haben, ſo daß ſie oft mehr ein fortdaurender würkſamer Zuſtand als eigentliche Handlungen ſind. Von der Art ſind nun auch die obigen Redewörter, bei welchen man ſich das Ziel in die Rede ſelber mit hinein denkt, und auf die Weiſe unmittelbar das Zweckwort hinzuſetzt. Wir wollen ſie einzeln durchgehen! —

Man kann wohl ſagen: ich halte Dich, weil die Handlung hier auf die Perſon übergeht, die gehalten wird; aber man kann nicht auf eben die Art ſagen, ich folge Dich, weil folgen eine Handlung iſt, die ſich immer in ſich ſelber zurückwälzt, und ſo lange ſie währt, nie ihr äuſſeres Ziel erreicht; denn ſobald die Perſon, welcher man folgt, erreicht iſt, ſo muß ja auch die Handlung des Folgens aufhören. Eben ſo iſts nun auch mit begegnen, gehen, laufen, kommen, und ähnlichen Wörtern, darum ſagt man auch, ich begegne Dir, Du gehſt mir zu langſam, läufſt mir zu ſchnell u. ſ. w.

Bei der Handlung des Leuchtens, welche auch, ſo wie folgen, in ſich ſelber zurückfällt, kann ich mir gar kein ausgezeichnetes äußeres Ziel denken;

worauf das Leuchten übergienge, weil die Lichtstrahlen rund umher verstreuet werden, und also nur zufälligerweise auf irgend einen Gegenstand fallen: darum kann ich nur eine Person dabei in Gedanken haben, welche der Zweck meines Leuchtens ist. Setze ich aber die Silbe be vor dieses Wort, und sage, ich beleuchte, so ist die Verstreuung der Lichtstrahlen nichts Zufälliges mehr, sondern dieselben werden nun auf einen Gegenstand insbesondere gerichtet, der das Ziel des Leuchtens wird; darum heißt es dann auch, ich beleuchte Dich. Wenn diese Silbe be einem Redeworte vorgesetzt wird, so trägt sie in dasselbe gemeiniglich den Begriff von einer wirklichen Handlung hinein, die unmittelbar auf einen äussern Gegenstand übergeht, welcher das nächste Ziel ist. —

Man kann nicht sagen, ich danke Dich, so wie man sagt, ich liebe Dich oder ich ehre Dich: denn lieben und ehren sind handlungenähnliche Empfindungen, welche durch die Person selber, oder ihre persönlichen Eigenschaften in einem erweckt werden, und also auch unmittelbar wieder auf die Person übergehn können; danken aber ist auch eine Handlungähnliche Empfindung, die nicht durch die Person an sich selber, sondern durch die wohlthätige Handlung einer Person erweckt wird; sie muß daher auch durch die Er-

innerung dieſer wohlthätigen Handlung erſt wieder auf die Perſon übergehen; dieſe Erinnerung iſt alſo das nächſte Ziel, und die Perſon der Zweck des Dankens: darum ſagt man auch, ich danke Dir, oder ich danke Ihnen, daß Sie u. ſ. w. —

Ich trotze, heißt, ich bin befeſtiget, oder befeſtige mich gegen alle Angriffe, die irgend etwas auf mich thun könnte, oder ich ſetze mich ſelber in den Stand, die Angriffe eines andern verachten zu können, dieſes thue ich aber um deſſen willen, deſſen Angriffe ich erwarte, dieſer iſt alſo der Zweck meines Trotzens, welches übrigens eine Handlung iſt, die in ſich ſelber wieder zurückfällt, und kein unmittelbares Ziel auſſer ſich haben kann. —

Drohen bezeichnet nur den Anfang einer Handlung, die noch nicht wirklich auf ihr Ziel übergegangen iſt, darum kann die Perſon, welche ich dabei im Sinne habe, auch nur der Zweck und nicht das Ziel des Drohens ſeyn, und es muß daher heiſſen, ich drohe Dir, ob ich gleich ſagen kann, ich bedrohe Dich, aus eben dem Grunde, welchen ich ſchon angeführt habe. —

Ich rette Dich kann ich wohl ſagen, aber nicht, ich helfe Dich, weil retten die Perſon ſelber, oder den ganzen Menſchen, welcher gerettet wird, helfen, aber nicht den Menſchen ſelber?

sondern nur eine Arbeit, welche er thun sollte, und nicht thun kann oder will, zum Gegenstande hat; darum sagt man auch z. B. ich will dir deine Bürde tragen helfen: das Tragen ist hier der wirkliche Gegenstand des Helfens, die Person ist nur der Zweck, weswegen ich etwas tragen helfen, oder gleichsam die Hälfte der Arbeit übernehme. —

Dienen zeigt keine einzelne wirkliche Handlung, sondern vielmehr einen Zustand der Unterwürfigkeit an, worin man sich eine ganze Reihe einzelner Handlungen denkt, die auf Befehl eines andern geschehen; derjenige nun, auf dessen Befehl alle diese Handlungen geschehen, ist der Zweck des Dienens; darum sagt man nicht ohne Grund, ich diene dir. Setzt man aber die Silbe be vor dieses Wort, so muß es heißen, ich bediene dich, weil nun das Dienen die Person selber zum unmittelbaren Gegenstande bekommen hat. Hieraus kann man sich den Unterschied zwischen Diener und Bedienter erklären, der erstere bekümmert sich nur um die Angelegenheiten seines Herren, der letztere aber bekümmert sich vorzüglich um die Person desselben. —

Gehorchen und dienen sind verwandte Begriffe, darum heißt es ebenfalls, ich gehorche dir, und nicht, ich gehorche dich. —

Liebkoſen heißt, jemanden ſchmeichelhafte oder angenehme Dinge vorſagen; das nächſte Ziel der Handlung verliert ſich alſo in ihr ſelber, und die Perſon iſt der Zweck derſelben, darum heißt es, ich liebkoſe dir.

Schmeicheln unterſcheidet ſich dadurch von loben, daß ich mir die Perſon nicht nur als das nächſte Ziel, ſondern auch als den Zweck meines Lobens denke, ſo daß ich ſchmeichle dir, ſo viel heißt, als, ich lobe dich, dir ſelber, denn wenn ich jemanden ſchmeicheln will, ſo muß ich ihn auf irgend eine Weiſe ſelber loben, und auch ihm ſelber dieſes Lob ſagen; auf die Weiſe denke ich ihn mir nicht nur als das nächſte Ziel, ſondern zugleich als den Zweck meiner Handlung, und ſage, ich ſchmeichle dir. —

Wenn ich widerſpreche, ſo ſpreche ich nicht wider die Perſon, ſondern wider die Sache, welche ſie vorgebracht hat; daher iſt auch nicht die Perſon, ſondern die Sache, das nächſte Ziel meines Widerſprechens, und die Perſon iſt nur der Zweck deſſelben, darum muß ich ſagen, ich widerſpreche dir. —

Man ſagt, ich fluche dir, weil man ſich das Böſe, was man jemanden anwünſcht, als das nächſte Ziel des Fluchens ſchon mit in die Handlung

ſelber hineindenkt: man ſagt aber, ich ſegne dich, weil man ſich ſchon daran gewöhnt hat, unter ſegnen ſich ſo viel als wirklich glücklich machen zu denken: auf die Art ſagt man, Gott ſegne dich, welches ſo viel heißt, als: Gott mache dich glücklich oder beglücke dich.

Was nun noch das Zielwort anbetrift, ſo haben wir ſchon bemerkt, daß es ein doppeltes Ziel der Rede giebt, nehmlich ein Ziel der Handlung und ein Ziel der Bewegung; das letztre muß immer erſt durch ein Fügewort an die Rede verknüpft werden, das Ziel der Handlung aber bedarf dieſes nicht.

Nun kann aber das nächſte Ziel der Handlung nicht wiederum gedoppelt ſeyn, wenn nicht mehrere Ziele durch die Bindung und mit einander verknüpft werden: denn auf ein nächſtes Ziel kann ja nur die Handlung unmittelbar übergehen, und ich kann daher nicht ſagen, ich erzähle dich eine Geſchichte, oder ich ſage dich ein Wort, ſondern ich erzähle dir eine Geſchichte und ich ſage dir ein Wort, weil in dieſen beiden Fällen nicht die Perſon, ſondern die Geſchichte, die erzählt wird, und das Wort, das geſagt wird, das nächſte Ziel der Rede ſind. Demohngeachtet ſagen wir aber:

Grund	Rede	Ziel	Ziel
ich	— lehre —	eine Sprache	— dich

Grund	Rede	Ziel	Ziel
ich	— frage —	eine Sache	— dich.

Was erſtlich das Wort lehren anbetrift, ſo iſt doch eigentlich die Sache, welche gelehrt wird, das nächſte Ziel dieſer Handlung, und man ſollte denken, die Perſon wäre eher der Zweck derſelben, ſo daß man richtiger ſagte, ich lehre dir eine Sprache.

Allein wir wollen nun das Wort lehren mit ähnlichen Wörtern, als ſagen, erzählen, u. ſ. w. in Vergleichung bringen, und wir werden finden, daß es eine ganz beſondere Beſchaffenheit hat, vermöge welcher es mehr als andre Wörter, ſowohl auf die Perſon als auf die Sache, eine gleich nahe Beziehung haben kann.

Wenn ich etwas ſage oder erzähle, ſo iſt meine Aufmerkſamkeit immer mehr mit der Sache beſchäftiget, die ich ſage oder erzähle, als mit der Perſon, der ich ſie ſage oder erzähle; ſobald ich aber lehre, muß meine Aufmerkſamkeit wenigſtens eben ſo ſtark auf die Perſon, als auf die Sache gerichtet ſeyn, weil es mir darum zu thun iſt, daß der die Sache nicht bloß hören, ſondern daß er ſie lernen ſoll.

Lehren zeigt alſo eine Handlung an, wodurch wir auf die Perſon ſelber, und in das innerſte ih-

rer Seele wirken; daher kömmt es, daß wir uns sowohl die Person, als die Sache, welche gelehrt wird, zugleich als das nächste Ziel des Lehrens denken, und sagen, ich lehre dich die Sache, du hast mich die Sprache gelehrt u. s. w. —

Fragen hat mit lehren eine große Aehnlichkeit, indem es ebenfalls eine weit nähere Beziehung auf die Person hat, als andre ähnliche Wörter.

Wenn ich jemanden etwas sage oder erzähle, so will ich neue Vorstellungen in seiner Seele erwecken; frage ich ihn aber etwas, so will ich neue Vorstellungen aus seiner Seele schöpfen: die Person, welche gefragt wird, ist also im Grunde das nächste Ziel der Handlung des Fragens, so daß selbst die Sache, wenn sie einige Aufmerksamkeit erfordert, hinter die Vorstellung von der Person zurückgeschoben, und durch ein Fügewort zum zweiten Ziele der Rede gemacht wird. Denn ich kann wohl sagen, er fragte mich verschiedene Sachen, aber nicht, er fragte mich die Beschaffenheit der Sache.

Hieraus sehen wir, daß fragen größtentheils eine stärkere Aufmerksamkeit auf die Person, zuweilen aber auch eine gleich starke Aufmerksamkeit auf die Person und auf die Sache erweckt, und alsdann auch zwei gleiche Ziele hat, und daß man

daher nicht ohne Grund sagt, ich frage dich eine Sache. —

Daß man nun auch sagt, ich nenne dich meinen Freund, hat einen sehr guten Grund in der Natur des Worts nennen, weil sich hier das Nennen eben so stark und eben so nahe auf die Person bezieht, die ich anrede, als auf den Nahmen, welchen ich ihr beilege, und weil die Person und ihr Nahme auf die Art in meiner Vorstellung eins geworden sind. Sagt also jemand zu mir, ich nenne dich meinen Freund, so glaube ich, daß ich dieser Freund selber bin; sagt er aber, ich nenne dir meinen Freund, so warte ich darauf, daß er mir den Nahmen seines Freundes noch nennen soll. —

Wenn man sagt, ich lasse dich das Buch lesen, so scheinet lassen auch zwei gleich nahe Ziele zu haben, nehmlich dich und das Buch; allein das Buch ist hier das Ziel von lesen, und nicht von lassen, und dich ist zugleich das Ziel von lassen und der Grund von lesen, wie in folgender Darstellung:

Grund	Rede	Ziel	und Grund	Rede	Ziel
ich	— lasse	dich		— lesen —	das Buch

Eben so sagt man auch, ich höre dich ein Lied singen, u. s. w. —

Nun betrachtet man auch auf eine ganz besondere Art die Zeit und den Raum als das nächste Ziel der Rede, indem man sagt, ich gehe eine Stunde, und, ich gehe eine Meile, da doch das Gehen als eine in sich selbst zurückfallende Handlung eigentlich kein unmittelbares Ziel außer sich haben kann.

Allein wir betrachten hier die Dauer einer Stunde, und die Länge einer Meile als bloße Vorstellungen in unsrer Seele, welche wirklich erst durch unser Gehen erweckt werden, indem wir mit unsern Schritten einen gewissen Raum, und mit der Fortdauer unsrer Bewegung eine gewisse Zeit abmessen, wovon wir den ersten eine Meile, und die letztere eine Stunde nennen. Als solche Vorstellungen betrachtet, werden also die Meile und die Stunde erst durch unser Gehen hervorgebracht, und sind auf die Weise ein unmittelbares Ziel unsers Gehens.

Eben so sagt man auch, das Land ist eine Meile breit, weil durch das Breitseyn oder durch die Ausdehnung des Landes nach zweien Seiten hin, ebenfalls erst die Vorstellung von dem bestimmten Raume in uns hervorgebracht wird,

den wie Meile nennen; und, er iſt zehn Jahre alt, weil die Vorſtellung von dem beſtimmten Zeitraum, den eine Perſon durchlebt hat, ebenfalls erſt durch ihr Altſeyn, oder durch die Fortdauer ihres Lebens in uns hervorgebracht wird.

Von den unperſönlichen Zeitwörtern.

Es giebt einige Zeitwörter, welche man unperſönlich nennen kann, weil dieſelben eine bloße Veränderung in der Natur bezeichnen, ohne daß man ſich dabei eine handelnde Perſon denkt, welche dieſe Veränderung hervorbringt. So ſagt man z. B. es blitzt, es donnert, mich ſchaudert.

Weil wir aber als handelnde Weſen gern der todten leblosen Natur unſer Bild aufdrücken, ſo haben wir dieſer unperſönlichen Zeitwörter verhältnißmäßig nur ſehr wenige, indem wir uns bloße Veränderungen in der Natur gemeiniglich als Handlungen denken, die wir der nächſten Urſache dieſer Veränderung zuſchreiben, welche wir uns wiederum, im figürlichen Verſtande, als handelnde Weſen denken.

So sagen wir, der Bach murmelt, der Baum rauscht, und in der Sprache der Dichter heißt es sogar, der Himmel donnert, die Wolken regnen, u. s. w. Nur im höchsten Nothfalle bedienen wir uns des unpersönlichen es; wenn uns nehmlich die Ursache einer Veränderung gar zu wenig bekannt ist, wie z. B. bei den Erscheinungen, die man den Seelen der Verstorbenen zuschreibt, wo man sich immer des unpersönlichen es bedient, indem man sagt, es wandelt, es geht um, u. s. w.

Durch dieses unpersönliche es bezeichnet man also nur dasjenige, was gleichsam für uns in Dunkel gehüllet ist, was ausser der Sphäre unsers Begriffe liegt, und wofür die Sprache keinen Nahmen findet.

Man empfand die Kälte, und der einzelne Laut kalt war vermuthlich dasjenige, womit man das Kaltseyn zuerst bezeichnete: allein dies war ein bloßer Laut, und noch keine Rede.

Das Bedürfniß, die Wirklichkeit der Kälte anzuzeigen, machte, das man das Wort ist hinzusetzte; da man aber die Kälte weder sahe noch hörte, sondern sie nur empfand, so betrachtete man sie als eine Eigenschaft, die man irgend einem andern Wesen zuschreiben müsse, und da man kein solches

Wes-

Weſen fand, ſo ſetzte man an die Stelle deſſelben das es, worunter man ſich ebenfalls weiter nichts, als die Kälte ſelbst dachte. —

So und auf ähnliche Art können vielleicht alle unperſönlichen Zeitwörter entſtanden ſeyn, die man nun füglich eintheilen kann in ſolche, welche bloße Veränderungen in der Natur, und in ſolche, welche Veränderungen in uns ſelbſt bezeichnen, die von unſrer handelnden Kraft nicht abzuhängen ſcheinen. Von der erſten Art ſind, es regnet, es ſchneiet, es iſt kalt, von der andern, mich hungert, mich ekelt, mich friert.

Von den Veränderungen auſſer uns in der Natur können wir uns nie als das nächſte Ziel betrachten: denn es regnet Tropfen, und ſchneiet Flocken, aber nicht Menſchen, und wenn wir ſagen wollten, es regnet mich, oder es ſchneiet mich, ſo wäre dies eben ſo ungereimt, als wenn man ſagte, es regnete oder ſchneiete Menſchen.

Wir können uns alſo von den Veränderungen auſſer uns in der Natur, nur unter gewiſſen Umſtänden, als den Zweck derſelben betrachten, wenn wir z. B. ſagen, es regnet mir zu ſtark; aber wir können nicht ſagen, es regnet mir: denn es kann mir allein wohl zu ſtark regnen, aber nie kann es mir allein regnen.

Es sagen hier, der Bach murmelt, der Baum rauscht, und in der Sprache der Dichter heißt es sogar, der Himmel donnert, die Wolken regnen, u. s. w. Nur im höchsten Nothfalle bedienen wir uns des unpersönlichen es; wenn uns nehmlich die Ursache einer Veränderung gar zu wenig bekannt ist, wie z. B. bei den Erscheinungen, die man den Seelen der Verstorbenen zuschreibt, wo man sich immer des unpersönlichen es bedient, indem man sagt, es wandelt, es geht um, u. s. w.

Durch dieses unpersönliche es bezeichnet man also nur dasjenige, was gleichsam für alle in Dunkel gehüllet ist, was ausser der Sphäre unsrer Begriffe liegt, und wofür die Sprache keinen Ausdruck hat.

Man empfand die Kälte, und der einzelne Laut Kalt war vermuthlich dasjenige, womit man das Kaltseyn zuerst bezeichnete: allein dies war ein bloßer Laut, und noch keine Rede.

Das Bedürfniß, die Wirklichkeit der Kälte anzuzeigen, machte, daß man das Wort ist hinzusetzte; da man aber die Kälte weder sahe noch hörte, sondern sie nur empfand, so betrachtete man sie als eine Eigenschaft, die man irgend einem andern Wesen zuschreiben müsse, und da man kein solches

Ding

Wesen fand, so setzte man an die Stelle desselben das es, worunter man sich ebenfalls weiter nichts, als die Kälte selbst dachte. —

So und auf ähnliche Art können vielleicht alle unpersönlichen Zeitwörter entstanden seyn, die man nun füglich eintheilen kann in solche, welche bloße Veränderungen in der Natur, und in solche, welche Veränderungen in uns selbst bezeichnen, die von unsrer handelnden Kraft nicht abzuhängen scheinen. Von der ersten Art sind, es regnet, es schneiet, es ist kalt, von der andern, mich hungert, mich ekelt, mich friert.

Von den Veränderungen ausser uns in der Natur können wir uns nie als das nächste Ziel betrachten: denn es regnet Tropfen, und schneiet Flocken, aber nicht Menschen, und wenn wir sagen wollten, es regnet mich, oder es schneiet mich, so wäre dies eben so ungereimt, als wenn man sagte, es regnete oder schneiete Menschen.

Wir können uns also von den Veränderungen ausser uns in der Natur, nur unter gewissen Umständen, als den Zweck derselben betrachten, wenn wir z. B. sagen, es regnet mir zu stark; aber wir können nicht sagen, es regnet mir: denn es kann mir allein wohl zu stark regnen, aber nie kann es mir allein regnen.

Eben so sagt man auch, **es ist mir zu kalt, zu warm**, u. s. w. Liesse man aber das **zu** weg, so würde wieder ein ganz andrer Sinn herauskommen; denn wenn Kälte und Wärme eine Veränderung ausser mir in der Natur seyn sollen, so kann es mir allein wohl zu kalt oder zu warm, aber nie kann es mir ganz allein kalt oder warm seyn, wenn ich nicht eine innere Kälte oder Wärme darunter verstehe, die nicht ausser mir in der Natur, sondern bloß in meinem Körper statt findet. —

Von den Veränderungen in uns selber denken wir uns zuweilen, als das nächste unmittelbare Ziel, wenn sie lebhafter, angreifender, und gleichsam in dasjenige verwebt sind, was wir unser Ich nennen, als, **mich friert, mich hungert, mich verlangt**; zuweilen betrachten wir uns bloß als den Zweck derselben, wenn sie schwächer und weniger angreifend sind, und gleichsam nur die Oberfläche von dem berühren, was wir unser Ich nennen, als, **mir ist kalt, mir ekelt, mir grauet.**

Sage ich **mich hungert** oder **mich verlanget**, so bezeichne ich solche Empfindungen, die in und aus mir selber entstehen; sage ich aber, **mir ekelt**, oder **mir grauet**, so denke ich mir solche Empfindungen, die erst durch den äussern Gegen-

ſtand, vor welchen mir ekelt oder grauet, in mir erweckt werden.

Die unperſönlichen Zeitwörter bezeichnen nun ſowohl, was in uns vom Körper, als was in den innerſten Tiefen unſrer Seele vorgeht, und wovon wir uns nur dunkle Begriffe machen können. Bei denjenigen, welche Veränderungen in unſrer Seele anzeigen, iſt das es kein leerer Ausdruck; ſondern wir denken uns in daſſelbe eine ganze Reihe von Vorſtellungen hinein. indem wir z. B. ſagen, es freuet mich, daß Sie von ihrer Krankheit wieder hergeſtellt ſind.

Darum können wir nicht ſagen, mich freuet, mich ſchmerzt, mich wundert, ohne noch etwas hinzuſetzen, ſo wie wir ſagen können, mich hungert, mich dürſtet, mich friert: denn zu den Veränderungen, welche in unſrer Seele vorgehen ſollen, ſind immer neue Vorſtellungen nöthig, welche erſt in ihr erweckt werden müſſen; darum können wir uns Freude, Schmerz, Verwunderung, nie ohne eine ſolche neue Vorſtellung denken, welche erſt in die Seele kömmt, und mit einem gewiſſen Grade der Lebhaftigkeit in den Zuſammenhang der übrigen Vorſtellungen eindringt, welche ſchon in der Seele ſind; dieſe neue Vorſtellung oder Reihe von Vorſtellungen iſt dann in dem

es zusammengedrängt, so wie der Zusammenhang aller Vorstellungen, die schon in meiner Seele sind, durch mich bezeichnet wird, und das unpersönliche Zeitwort drückt blos das Verhältniß aus, welches zwischen dieser neuen Reihe von Vorstellungen, die erst in meine Seele kömmt, und dem Zusammenhange aller übrigen, die schon darin sind, statt findet.

Daß wir aber den Zusammenhang aller unsrer Vorstellungen unter mich begreifen, ist sehr natürlich, weil dieser Zusammenhang eben unser persönliches Bewußtseyn, oder dasjenige, was wir unser Ich nennen, ausmacht. —

Hungern, dürsten, frieren, u. s. w. sind nun nicht sowohl Resultate von Gedanken, als vielmehr von gewissen Veränderungen in meinem Körper; weil aber die nächste Ursach dieser Veränderungen ausser dem Bezirk meines Bewußtseyns liegt, so kann ich mir unter dem es weiter nichts, als das Hungern, Dürsten und Frieren. selber denken, darum kann ich es auch füglich weglassen, ohne daß mein Gedanke von seiner Vollständigkeit etwas verliert.

So wie nun Verwunderung, Freude, Schmerz, blos in den verschiedenen Verhältnissen der Gedanken gegründet sind, so ist auch zu vermuthen,

daß die körperlichen Empfindungen nichts als die verſchiedenen Verhältniſſe der körperlichen Theile gegen einander ſind, und daß alsdann das es eine dunkle Vorſtellung von dem ganzen Zuſammenhange der Beſtandtheile unſers Körpers in ſich enthält, welcher auf mannichfaltige Weiſe zerſtört, getrennt, und wieder hergeſtellt werden kann. —

Die Veränderungen mögen nun aber in unſerm Körper oder in unſrer Seele vorgehen, ſo können ſie entweder mehr in uns oder mehr auſſer uns ſtatt finden, in ſo fern in den Zuſammenhang aller unſrer Vorſtellungen oder in unſer Ich eindringen, oder nur gleichſam die Oberfläche deſſelben berühren, wo mir uns denn im erſtern Falle, als das nächſte Ziel, im zweiten aber nur als den Zweck derſelben denken: wir wollen einige von allen Arten nebeneinander ſtellen.

Veränderungen im Körper.

mehr in uns	—	mehr auſſer uns gedacht.
mich friert		mir iſt kalt
mich ſchwitzt		mir iſt warm
mich ſchaudert		mir ſchwindelt
es ſticht mich (irgendwo)		es thut mir weh

es ſchmerzt mich (irgendwo)	es behagt mir
mich hungert	mir ekelt
mich dürſtet	mir iſt übel
mich ſchläfert.	mir iſt wohl.

Veränderungen in der Seele.

mehr in uns	— mehr außer uns gedacht.
es dünkt mich	es däucht mir
es gemahnet mich	es ahndet mir
es wundert mich	es träumt mir
es verlanget mich	es grauet mir
es ergötzet mich	es beliebt mir
es freuet mich	es gefällt mir
es ſchmerzt mich	es mißfällt mir
es gereuet mich	mir iſt bange
es kränkt mich	es ſcheinet mir
es betrübt mich	es fällt mir ein
es dauert mich	es kömmt mir vor.

Frieren, ſchwitzen, dürſten, ſchläfern, iſt etwas, das auf unſern Körper ſehr merklich wirkt, und ſich gleichſam thätig gegen denſelben verhält; da ſich hingegen das bloße Kaltſeyn, Warmſeyn, Uebelſeyn und Wohlſeyn nicht durch ſo merkliche Wirkungen äuſſert, und ſich gewiſſermaßen unthätig verhält.

Eben so bezeichnet schaudern, stechen, schmerzen, hungern solche Empfindungen, die in und aus unserm Körper selbst entstehen und ihn daher auch stärker angreifen; das Schwindeln, Wehthun, Behagen und Ekeln hingegen, wird größtentheils erst durch einen äussern Gegenstand in unserm Körper hervorgebracht; es dringt nicht in seinen innern Zusammenhang, wie das Stechen, Schmerzen u. s. w., sondern berührt gleichsam nur die Oberfläche desselben: es sticht oder schmerzt mich im Finger, sage ich, wenn das Stechen inwendig im Finger selbst vorgeht; wird er aber nur von aussen berührt, und diese Berührung verursacht mir Schmerz, so sage ich, es thut mir weh: Schmerzen und Behagen werden auch von Veränderungen in der Seele gebraucht, obgleich das letztere im eigentlichen Verstande nur eine angenehme Berührung des Körpers ausdrückt, womit man eine ähnliche Empfindung vergleicht, die von aussen her in der Seele erweckt wird, indem man z. B. sagt, wenn er gelobt wird, das behagt ihm sehr.

Daß schläfern ein unpersönliches Zeitwort ist, da man doch sagt, ich schlafe, kömmt daher, weil das Schlafen noch einigermaßen, das Schläfern aber gar nicht, von uns abhängt, sondern vielmehr

eine Veränderung in unserm Körper ist, wovon wir abhängig, oder welcher wir unterworfen sind. —

Dünken ist etwas, das sich mehr in uns selber und aus dem vorhergehenden Zustande der Seele entwickelt; es bezeichnet eine dunkle Erinnerung oder ein dunkles unwillkürliches Urtheil, dessen wir uns selber noch nicht recht bewußt sind, indem wir z. B. sagen, mich dünkt, Sie haben recht, oder ich habe Sie irgendwo gesehen: wir fällen hier nicht eigentlich das Urtheil, sondern es ist beinahe als ob es sich selber fällt, und wir uns leidend dabei verhielten.

Däuchten hingegen ist etwas, das erst von aussen her durch einen sinnlichen Gegenstand in unsrer Seele erweckt wird, indem wir z. B. sagen, mir däucht, ich höre einen Wagen rasseln: darum betrachten wir uns bei dünken als das nächste Ziel, und bei däuchten nur als den Zweck desjenigen, was in unsrer Seele vorgeht; dünken ereignet sich im Innersten unsrer Seele selbst, und däuchten berührt nur gleichsam die Oberfläche derselben, weil es erst durch einen sinnlichen Gegenstand hervorgebracht wird. Wenn wir sagen, ich denke, so kömmt es uns vor, als wenn wir über das Denken herrschen; sagen wir aber, mich

dünkt, so ist es, als ob das Denken über uns herrschte. —

Gemahnen hat viele Aehnlichkeit mit dünken; es gemahnet mich sagt man, wenn man sich bei einer Sache, die man hört oder erfährt, an eine ähnliche erinnert. —

Ahnden hat wiederum eine große Aehnlichkeit mit däuchten: däuchten bezeichnet ein dunkles Bewußtseyn von einer Sache, die jetzt vorgeht, ahnden aber von einer Sache, die künftig erst vorgehen soll, und beides drückt mehr die Art meiner Vorstellung in sich selber, als ihre Einwürkung in den Zusammenhang meiner übrigen Vorstellungen aus. —

Was für ein auffallender Unterschied ist dazwischen, wenn ich von einer und eben derselben Sache sage, sie däucht mir, sie ahndet mir, sie träumt mir, sie fällt mir ein, und — sie freuet mich! Wie muß sich die Vorstellung von der Sache nicht in mein Innerstes, in alle meine Gedanken verweben, ehe ich mich freuen kann; um mir zu däuchten, zu ahnden, zu träumen oder einzufallen, darf diese Vorstellung von der Sache nur die Oberfläche meiner Gedanken berühren. —

Wie weit inniger ist das Streben nach einer Sache, in dem Ausdrucke, es verlanget mich,

als das Zurückbeben vor derselben, in den Ausdrücken, mir grauet, und mir ist bange!

Welch ein Unterschied, wenn ich von einer und eben derselben Sache sage, sie fällt mir ein, scheinet mir so, kömmt mir so und so vor, und — sie schmerzt, kränkt, gereuet oder betrübt mich! — wenn ich sage, es fällt mir ein, daß mein Freund krank ist, und — es dauert mich, daß er krank ist! — es gefällt mir, daß Sie das gethan haben, und — es freuet mich, daß Sie es gethan haben! — es beliebt mir, ihm zuzuhören, und — es ergötzt mich, ihm zuzuhören! —

Welch eine weit innigere und stärkere Beziehung auf uns, zeigen alle diese unpersönlichen Zeitwörter an, welche sich mit mich oder mit dem Zielworte verknüpfen, als diejenigen, welche nur mir oder das Zweckwort nach sich haben!

Bei den letztern machen wir gleichsam eine Scheidewand zwischen uns und den Empfindungen, welche sie anzeigen; wir gestatten ihnen keine unmittelbare Einwürkung auf unser Ich, sondern betrachten sie als etwas ausser demjenigen, was wir im engsten Verstande unser Ich nennen, und als etwas, das blos auf dieses unser Ich abzweckt.

Bei dem Gefallen z. B. denke ich mir, daß die neuen Vorstellungen, welche in meiner Seele kommen, mit denen, die schon darin sind, auf eine schickliche Art gleichsam zusammen fallen, oder sich an dieselben hinanfügen; bei dem Freuen hingegen fügen sich die neuen Vorstellungen nicht blos an die alten hinan, sondern sie fügen sich gleichsam in dieselben hinein, indem sie irgend eine Lücke darin ausfüllen, und auf die Art die Harmonie in dem ganzen Zusammenhange meiner Gedanken befördern.

Bei der Freude verwebt sich die Vorstellung von einer Sache ausser mir in mein Innerstes; bei dem Gefallen aber denke ich mir die Person oder Sache, die mir gefällt, immer noch von mir selber abgesondert, nicht in meine übrigen Vorstellungen verwebt, sondern sich nur denselben hinanfügend. Freuen kann mich etwas noch lange, wenn ich gleich nicht mehr so lebhaft daran denke; gefallen aber kann mir etwas nur, so lange es gleichsam vor meiner Seele da steht, hernach läßt es weiter keine Spur mehr zurück. —

Freude, Schmerz, Betrübniß, Reue entstehen mehr aus dem Nachdenken über eine Sache; dahingegen Wohlgefallen, Mißfallen, Ekel, Grauen, u. s. w. mehr durch die äussern sinnlichen Gegen-

stände erregt werden, und also auch auf die Art mehr von aussen her in die Seele kommen. —

Nun giebt es noch einige unpersönliche **Zeitwörter**, welche weder eine Veränderung ausser uns in der Natur, noch eine Veränderung oder Empfindung in uns selber, sondern gewisse Verhältnisse der **Dinge** in der **Welt**, in Ansehung unsrer, bezeichnen, welche sich, ohne Zuthun einer handelnden Kraft, gleichsam von selbst hervorzubringen scheinen.

Von denjenigen Verhältnissen der Dinge, in welchen wir uns gleichsam eine **Bewegung** auf uns hindenken, betrachten wir uns als das nächste Ziel, indem wir z. B. sagen: **es kömmt auf mich an**: von denjenigen Verhältnissen aber, worin wir uns mehr eine **Ruhe** oder einen **Zustand** denken, betrachten wir uns nur als den **Zweck**, indem wir z. B. sagen, **es steht bei mir**. Wir wollen nur folgende nebeneinander stellen:

Es kömmt auf mich an	Es steht bei mir
Es geht mich an	Es liegt an mir
Es kömmt an mich	Es ist an mir
Es sticht mich an	Es glückt mir
Es kömmt mich an	Es fehlet mir
Es betrift mich	Es gilt mir.

Eigentlich ſind dieſes gröſtentheils figürliche Ausdrücke: Es kömmt eine Sache in ihrem Fortgange gleichſam bis an mich heran, nun aber ſteht ſie bei mir ſtille, wenn ich ſie nicht weiter gehen laſſe; ich mache alſo ihren Ausgang zweifelhaft: oder ich bin ein Hinderniß dieſes Ausganges; alsdann bleibt die Sache in ihrem Fortgange gleichſam an mir liegen, oder es liegt an mir, daß ſie nicht vor ſich gehet. —

Die Sache geht mich an, heißt, ſie reicht gleichſam bis an mich hinan, oder berührt mich ſo nahe, daß ich mich um dieſelbe zu bekümmern habe.

Wenn ich ſage, es kömmt an mich, und es iſt an mir, ſo denke ich mir unter dem es die Reihe oder Ordnung worin etwas geſchichet. So lange dieſe Ordnung noch nicht an mich gekommen iſt, denke ich mir dieſelbe als eine Bewegung auf mich hin, und betrachte mich als das Ziel derſelben; iſt ſie aber ſchon an mich gekommen, ſo fällt dieſe Vorſtellung von der Bewegung weg, und ich betrachte mich daher nicht mehr als das Ziel, ſondern als den Zweck derſelben.

Glücken, gelingen, mißlingen, wohlgehen und übelgehen, bezeichnen den Lauf der Dinge auſſer uns, in ſo fern wir uns als den Zweck derſelben betrachten, weswegen ſie ſich ſo und

nicht anders ereignen, daher sagen wir, es glückt mir, gelingt mir u. s. w.

Wenn wir sagen, was kömmt dich an? oder was ficht dich an? so denken wir uns unter ankommen und anfechten ganz etwas Allgemeines, durch dessen heftige Annäherung an die Person wir uns eine auffallende Erscheinung erklären, die wir an ihr bemerken; sagen wir aber, was fehlet dir? so erklären wir uns diese Erscheinung nicht aus der Annäherung, sondern aus der Verlassung, indem wir uns vorstellen, daß irgend etwas, welches zu dem gegenwärtigen ruhigen Daseyn der Person gehörte, dieselbe plötzlich verläßt oder verlassen hat. Von der Annäherung kann ich mich wohl als das Ziel denken, aber nicht von der Verlassung, denn wie könnte ich wohl das Ziel von dem seyn, was mich verläßt?

Wenn mich etwas, das jemand sagt, betrift, so bin ich selbst der eigentliche Gegenstand der Rede, oder derjenige, wovon gesprochen wird; wenn es aber mir nur gilt, so kann die Sache, wovon gesprochen wird, etwas anders seyn; ich aber bin der Zweck, weswegen von dieser Sache gesprochen wird. —

Es giebt ist noch ein unpersönliches Zeitwort, welches das bloße Daseyn eines Dinges bezeichnet:

man denkt ſich nehmlich dieſes Daſeyn gleichſam als ein Weſen, welches die Dinge hergiebt, und betrachtet daher auch dieſelben als das nächſte Ziel dieſes Gebens, indem man z. B. ſagt, es giebt einen Berg, einen Wald, u. ſ. w. weil aber dieſes Geben nur ganz im figürlichen Verſtande ſtatt findet, ſo kann es zwar ein **Zielwort**, aber kein **Zweckwort** nach ſich haben.

Von den Fugen des Zeitworts.

Die Fugen des Zeitworts, wodurch es ſich nach dem Grundworte richtet, ſind in der einfachen Zahl die Buchſtaben **e**, **ſt** und **t**, und in der mehrfachen **n** und **t**, indem wir z. B. ſagen ich liebe, du liebeſt, er liebet, wir lieben, ihr liebet, ſie lieben.

Sage ich, du liebeſt, ſo verſtärket das **ſt** gleichſam meine Vorſtellung von der Handlung des Liebens, durch die Bezeichnung ihrer **Wirklichkeit**, indem ich mir eine Perſon dabei vorſtelle, die ich anrede, und die wirklich der Urheber dieſer Handlung iſt, wovon ich rede, ſo daß ich die Per-

ſon und die Handlung nicht von einander trennen kann.

Sobald ich mir aber in der Anrede die **Wirklichkeit** von der Handlung hinwegdenke, fällt auch das ſt weg, und ich ſage im befehlenden Tone, **liebe du**, und nicht **liebeſt du**, weil die Handlung des Liebens durch meinen Befehl erſt wirklich werden ſoll, aber es noch nicht iſt; ſo ſage ich, **du giebſt**, aber im befehlenden Tone, wo das Geben noch nicht wirklich geſchiehet, ſage ich, **gieb!**

Sage ich nun, er liebet, ſo bezeichnet das t ebenfalls eine Wirklichkeit der Handlung, aber nicht mit ſolchem Nachdruck, wie das ſt, weil ich hier keine **Perſon anrede**, ſondern **nur von einer Perſon rede**, die der Grund desjenigen iſt, was ich rede, und die ich gleichſam in einem ſchwächern Lichte betrachte, als die Perſon, welche ich anrede. Denke ich mir aber die Wirklichkeit von der Handlung hinweg, und wünſche ich z. B. blos, daß dieſelbe geſchehen möchte, ſo fällt auch hier das nachdruckvolle t weg, und ich ſage anſtatt, **er geht** oder **er kömmt**, blos, **er gehe!** oder **er komme!**

Daß aber ſt und t die Wirklichkeit bezeichnen, ſcheint daher zu kommen, weil ſie verurſachen, daß die Stimme länger auf dem Worte ruhet, und am

Ende

Ende gleichsam noch einen gewissen Stoß oder einen Nachdruck darauf setzt.

Wenn wir aber von uns selber reden, so scheinet es, als ob wir es für überflüßig halten, die Wirklichkeit desjenigen, was wir von uns selber reden, oder dessen wir uns selbst schon hinlänglich bewußt sind, noch besonders zu bezeichnen; daher sagen wir, ich liebe, indem wir bloß ein e hinzusetzen, oder von lieben das n wegwerfen, wodurch sonst eigentlich die Wirklichkeit aufgehoben wird; denn wenn ich sage, das Lieben, oder zu lieben, so nenne ich beinahe bloß den Nahmen einer Handlung, ohne mir dabei vorzustellen, daß sie wirklich geschiehet.

Demohngeachtet heißt es nun in der mehrfachen Zahl, wir lieben, ihr liebet und sie lieben: eigentlich sollte es heißen, wir liebent, und sie liebent, wie man es auch in alten deutschen Schriftstellern findet, allein wir haben schon bemerkt, daß der Begriff von der Mehrheit gern die übrigen Begriffe zu verdrängen pflegt, und das ist auch hier der Fall; weil die Handlung nicht einer einzigen Person, sondern mehreren zugeschrieben wird, so denkt man sich auch ihre Wirklichkeit nicht so genau und bestimmt, als ob sie nur einer einzigen Person wirklich zugeschrieben würde. Allein bei

der Anrede wird auch in der mehrfachen Zahl, der ſtärkſte Nachdruck auf das Redewort geſetzt, und es heißt, ihr liebet.

Auf die Weiſe haben wir geſehen, wie ſich das Redewort nicht nur nach dem Grundworte richtet, ſondern ſich zugleich als gewiß oder ungewiß, als wirklich oder nicht wirklich, in den Zuſammenhang unſrer übrigen Vorſtellungen fügt.

Da ſich aber alle unſre Vorſtellungen an dem Begriffe von der Zeit feſt halten müſſen, ſo muß ſich das Redewort auch nach dieſem Begriffe fügen. Dieſes thut es nun, indem ſich, um die Vergangenheit zu bezeichnen, noch ein t zwiſchen das b und e einſchiebt, ſo daß es heißt, ich liebte, du liebteſt, u. ſ. w.

Um das Vergangene zu bezeichnen, muß die Stimme gleichſam einen Aufenthalt finden, und darf nicht ſo ſchnell von dem b als von dem letzten Buchſtaben des eigentlichen Worts zu dem angehängten e, ſt, u. ſ. w. hinüber gehen, als wenn die gegenwärtige Zeit ausgedrückt werden ſoll; denn der Begriff von der Vergangenheit ſchiebt ſich gleichſam zwiſchen die Vorſtellung von der Handlung und von ihrer Wirklichkeit hinein, weil das Vergangne doch eigentlich jetzt nicht mehr wirklich iſt; darum fällt auch, wenn ich nur von einer Perſon

rede, das Zeichen der Wirklichkeit wieder weg, und es heißt nicht er liebtet, sondern er liebte.

Allein unsre Sprache bezeichnet die Vergangenheit auch auf eine andre Art, die zwar nicht so künstlich und so regelmäßig als die vorhergehende ist, aber weit natürlicher und ausdruckvoller zu seyn scheinet. Sie verwandelt nehmlich, um die Vergangenheit zu bezeichnen, den höhern Vokal gewöhnlich in den tiefern, als, ich sing-, ich sang; ich fließe, ich floß; ich grabe, ich grub, u. s. w.; denn die Vorstellung des Vergangenen verhält sich zu der Vorstellung des Gegenwärtigen, wie die entferntere gedämpfte Musik zu der helltönenden und rauschenden, wie die Dämmrung zu dem Lichte, und wie bedeutungsvoll wird dieses durch die Verwandlung des höhern Vokals in den tiefern ausgedrückt!

Freilich wird auch zuweilen der tiefere Vokal in einen höhern verwandelt, indem unsre Vorstellung die Vergangenheit bezeichnet, als ich blase, ich bließ; ich gehe, ich gieng; allein hieran mag wohl eine übertriebene Verfeinerung der Sprache schuld seyn; und daß die Verwandlung des höhern Vokals in den tiefern natürlicher ist, sieht man auch daraus, weil die Sprache des gemeinen Volks sich wieder dahin neigt, indem man unter demselb

den weit öfter hört, ich bluß, und **ich gung**, als, **ich bließ**, und ich gieng.

Diese übertriebene Verfeinerung der **Sprache** macht, daß sie immer mehr und mehr von ihrer bedeutenden Kraft verliert: so vertauscht man z. B. schon das nachdruckvolle **erscholl** mit dem matten und regelmäßigen **erschallte**, und eben so macht man es in mehrern Fällen.

Nun ist es merkwürdig, daß man dasjenige, was nicht wirklich ist, ebenfalls beinahe so wie die Vergangenheit bezeichnet, indem man z. B. sagt, **ich liebte dich, wenn du es verdientest.** Weil nehmlich die Vergangenheit jetzt auch nicht mehr wirklich ist, so hat man sich das **gar nicht Wirkliche**, und das **jetzt nicht Wirkliche** beinahe auf einerlei Art gedacht und bezeichnet.

Bei den Zeitwörtern aber, wo der höhere Vokal zu einem tiefern herabgestimmt wird, um die Vergangenheit zu bezeichnen, als, **ich trage, ich trug**, unterscheidet man das **gar nicht Wirkliche** von dem **nicht mehr Wirklichen**, indem man den tiefern Vokal wiederum gleichsam zu einem halben, schwankenden Tone stimmt, und sagt z. B. **ich trüge deine Bürde, wenn sie mir nicht zu schwer wäre.** Denn ä, ö und ü sind gleichsam unter den Vokalen das, was in der Musik die hal-

den Thne sind, darum sind sie am schicklichsten, das Schwankende, Ungewisse und nicht Wirkliche bei den Zeitwörtern zu bezeichnen.

Wir sagen daher, ich sang, ich flog, ich trug, um etwas anzuzeigen, das nicht mehr wirklich ist; und ich sänge, ich flöge, ich trüge, um etwas anzuzeigen, das gar nicht wirklich, sondern bloß möglich ist. —

Allein wenn ich z. B. sage, ich sang, so denke ich mir die Handlung meines Singens als vergangen, und doch als unvollendet; ich stelle mir vor, daß sie noch fortdauert, indeß etwas anders angieng, als ich sang ein tröstend Lied, da verschwand mein Kummer, u. s. w.

Es wird uns schwer, wenn wir uns irgend etwas als ganz vollendet, oder als ganz vergangen denken wollen, weil die Folge der Dinge in der Welt einen so festen Zusammenhang hat, wie die Glieder einer Kette, wo sich immer eins in das andre schließt, und wo man sich also nicht gut eines ohne das andre denken kann.

So müssen sich unsre Vorstellungen von dem Entfernteren auch an den Vorstellungen von dem Näheren und Gegenwärtigen festhalten, wenn die Kette unsrer Gedanken nicht zerreissen soll.

In unſrer Seele verdrängt ein Bild nicht plötzlich das andre, ſondern ſchiebt ſich ihm allmälig vor, und fügt ſich zugleich an daſſelbe hinan. Weil es nun, wegen des genauern Zuſammenhanges der aufeinanderfolgenden Dinge, am allernatürlichſten iſt, ſich das Vergangene nicht als vollendet, ſondern in Anſehung desjenigen, was darauf folgt, noch als fortdaurend zu denken, ſo bezeichnet unſre Sprache die Vergangenheit auch blos auf dieſe Art unmittelbar.

Wollen wir uns aber demohngeachtet das Vergangene als ganz vollendet denken, ſo müſſen wir dieſes mittelbar thun, indem wir zu den Begriffen von ſeyn oder haben unſre Zuflucht nehmen, die wir uns vorher als gegenwärtig gedacht haben müſſen, um zu dem Begriffe von der gänzlichen Vergangenheit zu gelangen.

Um uns alſo die gänzliche Vergangenheit z. B. der Handlungen des Liebens und des Gehens zu denken, ſagen wir, ich habe geliebt und ich bin gegangen. Durch haben bezeichnen wir ſonſt dasjenige, was auſſer uns iſt, und was wir nur mit in den Kreis unſers Daſeyns ziehen, durch ſeyn aber, was in uns iſt und was mit zu unſerm Weſen gehört, indem wir z. B. ſagen, ich habe ein Kleinod, und, ich bin ein Menſch: eben ſo ſagen

wie auch, ich habe geliebt, und, ich bin gegangen, indem wir uns lieben als eine Handlung vorſtellen, die von uns ausgeht; gehen aber als eine Handlung, die ſich gleichſam in uns ſelber zurückwälzt, und auf die Weiſe ſchon mehr in unſer Daſeyn verwebt iſt.

So lange aber eine Handlung noch nicht vollſtändig oder ganz vollendet iſt, kann ich ſie noch nicht zu dem zählen, was ich habe oder was ich bin: dieſe Vollſtändigkeit der Handlung nun, welche nothwendig iſt, wenn ich mir dieſelbe als ganz vergangen denken will, wird durch die Silbe ge ausgedrückt, die gemeiniglich eine Zuſammenfaſſung desjenigen bezeichnet, was aufeinander folgt, ſo wie z. B. in dem Worte Gemurmel, wo ich ein oft wiederhohltes Geräuſch, das ich murmeln nenne, zuſammenfaſſe, und mir es wie ein Ganzes denke.

Eben ſo faſſe ich nun unter der Silbe ge in geliebt, die Vollſtändigkeit der Handlung meines Liebens zuſammen, wie dieſelbe nicht nur von mir ausgegangen, ſondern auch ſchon auf einen andern Gegenſtand übergegangen iſt, und alſo ihre Endſchaft erreicht hat; und in gegangen faſſe ich eine wiederhohlte Bewegung, die ich gehen nenne, zuſammen, und denke ſie mir als etwas Voll-

ſtändiges, oder, als etwas, das ſeine Endſchaft erreicht hat.

Wollen wir uns nun das völlige Vergangene nicht einzeln und gleichſam abgeſchnitten, ſondern im Zuſammenhange mit etwas darauf Folgendem denken, das auch ſchon vergangen iſt, ſo müſſen wir ſogar die Mittelbegriffe von ſeyn und haben in die Vergangenheit zurückſchieben, und ſagen, ich hatte geliebt, und ich war gegangen. Auf die Art machen wir die dunkelſte Perſpektive in unſrer Seele, indem wir die völlige Vergangenheit ſelbſt noch hinter eine andre Vergangenheit zurückſchieben.

Die Zukunft können wir uns ebenfalls nicht unmittelbar denken, ſondern müſſen ſie uns erſt mittelbar, durch den Begriff des Werdens oder allmäligen Entſtehens, vorſtellen, indem wir z. B. ſagen, ich werde rufen, ich werde gehen.

Das Werden oder Entſtehen dieſer Handlungen, indem ſich meine Gedanken jetzt dazu entſchlieſſen, denke ich mir als wirklich und gegenwärtig, die Handlungen ſelbſt aber kann ich mir unmöglich als wirklich denken; daher drücke ich ihnen auch nicht das Gepräge der Wirklichkeit auf, und ſage nicht, du wirſt rufeſt, ſondern, du wirſt rufen, u. ſ. w. Iſt aber auch dies Entſte-

ben der Handlung noch nicht einmal wirklich, ſo bezeichne ich dieſe Ungewißheit durch einen halben ſchwankenden Ton, und ſage anſtatt, ich werde rufen, ich würde rufen, u. ſ. w.

Wenn wir nun blos ſagen, ich werde rufen, ſo rufen wir oder handeln wir noch nicht wirklich, ſondern ſo lange die Handlung noch in uns entſteht, verhalten wir uns gleichſam unthätig. Daher kömmt es nun, daß wir uns durch den Mittelbegriff von werden auch das unthätige Verhältniß denken, worin wir uns befinden, wenn wir nicht ſelbſt handeln, ſondern die Handlung eines andern auf uns übergeht, und daß wir alſo z. B. ſagen, ich werde geliebt, ich werde gerufen.

Daß aber in dieſem Falle die übergegangne Handlung durch die Silbe ge bezeichnet wird, erklärt ſich ſehr natürlich daraus, daß man ſich die Handlung ſchon wie vollſtändig, oder gewiſſermaßen wie vollendet denken kann, ſobald ſie auf ihren Gegenſtand ſchon wirklich übergegangen iſt. Weil aber das Werden etwas iſt, was nicht von mir ausgeht, ſondern gleichſam in mir ſelber bleibt, ſo kann ich auch nicht ſagen, ich habe geworden, ſondern, ich bin geworden: allein man ſagt demohngeachtet, vielleicht des Wohlklangs we-

gen, nicht, ich bin geliebt geworden, sondern, ich bin geliebt worden.

Bei allen den Zeitwörtern, die auf die Art etwas anzeigen, das mehr in uns bleibt, als von uns ausgehet, so daß wir uns mehr leidend als thätig verhalten, wird das völlig Vergangene nicht durch haben, sondern durch seyn bezeichnet, daher sagen wir ich bin begegnet, ich bin gefallen, ich bin gestürzt, weil alle diese Zeitwörter etwas bezeichnen, das von uns unabhängig, ist, und wobei wir uns mehr leidend als thätig verhalten.

Demohngeachtet aber sagen wir, es hat mich gefreuet, es hat mir geahndet u. s. w. weil wir uns bei den unpersönlichen Zeitwörtern zwar selbst wie leidend verhalten, aber dasjenige, was auf uns wirkt, sich gewissermaßen thätig gegen uns verhält.

Wir sagen sogar, ich habe gelitten, ich habe geruhet, ich habe geschlafen, obgleich alles dieses eigentlich keine Handlungen sind, die von uns ausgehen; allein wir denken sie uns doch einmal als von uns abhängend, so daß es auf uns ankömmt, ob wir leiden, ruhen, oder schlafen wollen oder nicht, kurz, wir denken uns gewissermaßen thätig.

Bei den Veränderungen des Orts aber, als geben, laufen, kommen, scheinen wir uns am wenigsten thätig zu denken, weil die Bewegung unsern Körper gleichsam fortzieht, und derselbe sich also nur leidend verhält, darum sagen wir, ich bin gegangen, gelaufen, gekommen u. s. w.: deswegen ist auch nur ein kleiner Unterschied dazwischen, wenn wir sagen, ich bin gefahren und ich bin gefahren worden.

Werden läßt sich beinahe durch alle Vokale abändern, nachdem man Gegenwart, Vergangenheit, und Wirklichkeit oder Möglichkeit darin bezeichnen will, als wird, werden, ward, worden, wurde, würde.

Vermöge dieses Worts nun können wir uns eine jede wirkliche Handlung denken, wie sie schon auf ihr Ziel übergegangen ist, und dieses Ziel der ausgehenden Handlung, denken wir uns nunmehro als den Grund der übergegangenen Handlung, und verwandeln auf die Weise das Zielwort in das Grundwort und das Grundwort in ein Nebenwort, wie in folgender Darstellung:

Grundwort	Zeitwort	Zielwort	Grundwort
Du	— liebtest —	mich	— ich
	Zeitwort		Nebenwort
	werde geliebt	—	von Dir.

Auf die Art stellen wir den leidenden Gegenstand ans Licht, indeß wir die handelnde Person gleichsam in Schatten stellen. Dieses kömmt uns nun im Reden sehr zu statten, indem sich z. B. eine und eben dieselbe Person, von der wir reden, bald handelnd und bald leidend verhält, und demohngeachtet immer der Grund unsrer Rede bleiben kann.

Wenn das Zeitwort, vermittelst der vorgesetzten Silbe ge eine vollständige oder schon auf ihr Ziel übergegangne Handlung bezeichnet, so kann es sogar zum Eigenschaftsworte werden, indem ich mir die übergegangne Handlung als eine Eigenschaft desjenigen denke, auf den sie übergegangen ist, so sagen wir, **der Mann ist gelehrt worden**, und **er ist ein gelehrter Mann**; ja wir verwandeln gelehrt sogar in ein Hauptwort, indem wir sagen, er ist ein Gelehrter.

Man setzt auch zu dem bloßen Nahmen der Handlung ein d, und bezeichnet auf die Art das Geschehen derselben, ohne auf eine Person dabei Rücksicht zu nehmen, indem man z. B. sagt, **ich bin sehend, du bist sehend**, u. s. w.

Man betrachtet also hier das Sehen in Ansehung der Person, mehr wie eine Beschaffenheit, als wie eine wirkliche Handlung derselben, indem

man nicht an sehen, sondern an dem eingeschobnen bin, die Wirklichkeit in Ansehung der Person, durch das st in du bist und wirst, bezeichnet, und auf die Weise nicht sowohl die Wirklichkeit einer Handlung, als vielmehr einer Beschaffenheit ausdrückt.

Hat man sich nun das Zeitwort einmal als eine Beschaffenheit gedacht, so kann man sich es auch leicht wie eine Eigenschaft denken, indem man z. B. sagt, der sehende, hörende und fühlende Mensch. Und so läßt sich auch sogar das Zeitwort in Schatten stellen, wenn man ihm gleichsam seine redende oder urtheilende Kraft benimmt, und es in ein Eigenschafts- oder Beschaffenheitswort verwandelt, um die Hauptrede, hinter welche man es zurückschiebt, desto mehr ins Licht zu stellen, als:

Schatten	Licht
bittend, flehend und weinend —	warf er sich zu seinen Füßen.

anstatt, er bat, flehete, weinte, und warf sich zu seinen Füßen. Und

Schatten	Licht
gerührt, erweicht, besänftigt —	vergab er ihm.

anstatt, er ward gerührt, erweicht, besänftigt, und vergab ihm.

Was also sonst für sich eine eigene Rede würde ausgemacht haben, wird jetzt eine bloße Hinanfügung an die Hauptrede, nachdem es in Schatten gestellt ist. Wir sehen also hieraus, wie sich eine Art von Wörtern unmerklich in die andere verliert, wie durch ein angehängtes d, oder vorgesetztes ge, der feinste Uebergang vom Zeitworte zum Beschaffenheitsworte gemacht wird, so daß man unschlüssig ist, zu welcher Klasse man es zählen soll.

Die Kraft der Sprache, aus einzelnen Bildern, die schon in unsrer Seele liegen, neue Bilder zusammen zu setzen, und Leben und Bewegung in dieselben hinein zu tragen, aus einer kleinen Erzählung entwickelt.

Es ist ein großes Vergnügen, auf die mannichfaltigen Eindrücke Acht zu geben, welche durch die Sprache auf unsre Seele gemacht werden.

Wie z. B. einige Wörter die Erinnerung an eine Gestalt oder Farbe, die wir gesehen, andre an einen Ton, den wir gehört, und noch andre an

eine Empfindung, die wir gehabt haben, in uns hervorrufen.

Wie durch die Wörter die einzelnen Bilder, welche ſchon in der Seele liegen, gleichſam wie die Töne aus einem Inſtrumente hervorgelockt worden, ſo daß durch jede neue Erzählung oder Beſchreibung, die wir hören oder leſen, eine neue Melodie in uns erweckt wird. Wir wollen mit folgender kleinen nur zu dieſem Endzweck zuſammengeſetzten Erzählung einen Verſuch machen:

Ein Knabe kletterte auf einen Baum
Der nah an einem Fluſſe ſtand:
Er wollte eine reife Kirſche pflücken,
Und faßte ſich an einen Aſt,
Allein der Aſt zerbrach,
Und der bedauernswürd'ge Knabe
Fiel in den Fluß, ſank unter, und ertrank.

Sollte dieſe kleine Erzählung durch Gemählde dargeſtellt werden, ſo müßte der Knabe etwa erſt abgemahlt werden, wie er auf den Baum klettert, dann noch einmal, wie er oben iſt, mit der einen Hand den Aſt ergreift, und mit der andern die Kirſche pflücken will, und dann wäre noch ein andres Gemählde nöthig, wo wir ihn im Fluſſe wirklich unterſinken ſähen; das Ertrinken aber könnte wiederum nicht anders bezeichnet werden, als durch

noch ein Gemählde, wo wir ihn, nachdem er herausgezogen wäre, todt am Ufer liegend erblickten; und demohngeachtet wäre dann in dieser Erzählung noch kein Leben, weil alle diese Gemählde zusammengenommen noch keine Bewegung anzeigen können.

Wie einleuchtend ist hier der Vorzug der Sprache vor dem Gemählde. Indem wir die Worte der obigen Erzählung hören oder lesen, so ist es fast, als ob wir die Begebenheit selber mit ansehen. In Gedanken sehn wir wirklich den Knaben auf den Baum klettern, hören den Ast brechen, an dem er sich festhielt, und bedauren ihn, indem er ohne Rettung im Strome ertrinkt.

Und alle diese abwechselnden, lebhaften Bilder in unsrer Seele entstanden durch wenige Worte, die man auf ein kleines Blättchen schreiben, oder in weniger als einer Minute hersagen kann! das ist die wunderbare Kraft der Sprache; sie kann uns Dinge als gegenwärtig darstellen, die uns, im Ganzen genommen, nie gegenwärtig waren, und kann uns also einen Begriff von demjenigen machen, was wir nie selbst mit unsern Augen gesehn haben.

Ein Gemählde vom Baume, z. B. hat zwar weit mehr Aehnlichkeit mit demselben als das

Wort Baum, aber dafür ſtellt es uns auch nur eine Aehnlichkeit des Baumes dar; das Wort Baum hingegen iſt ein Zeichen, das wir ſtatt des Baumes ſelber ſehen, und ſobald wir es hören, ſteht auf einmal ein Baum in unſern Gedanken da, ſo groß und ſchön, wie er wirklich iſt, mit ſeinem Stamm, ſeinen Zweigen, und allen ſeinen Blättern, und nicht etwa flach und verkleinert, wie auf einem Gemählde.

Sobald wir das Wort Knabe hören, ſtellen wir uns auch dieſen im Leben vor, und ſagt uns nun jemand noch das Wort klettern, ſo daß es ſich von dem Knaben auf den Baum bezieht, ſo klettert in unſern Gedanken der Knabe wirklich auf den Baum hinauf, und ſo ſteht in unſrer Seele ein Gemählde, worin alles lebt und ſich bewegt, und welches deutlicher und ſchöner iſt, als jedes andre Bild, das ein Mahler davon entwerfen könnte.

Welche Wörter ſind es aber nun eigentlich, die erſt Leben und Zuſammenhang in das Gemählde bringen, das durch obige Erzählung in der Seele hervorgebracht ward? — So lange wie man ſich die Wörter

Knabe, Baum, Fluß,
Kirſche, Aſt, und wiederum
Aſt, Knabe, Fluß,

allein denket, so lange steht alles stille, und die einzelnen Bilder sind noch zerstückt und abgesondert: wenn man sich nun aber die Wörter

kletterte, stand, wollte,
pflücken, faßte, zerbrach,
fiel, sank, ertrank,

und alsdann noch die Wörter auf, an und in, wo es nöthig ist, hinzudenkt, so wird es mit Hinweglassung einiger, das Bild noch mehr ausmahlender, Wörter ohngefähr so heißen:

Ein Knabe kletterte auf einen Baum
Der an einem Flusse stand,
Wollte eine Kirsche pflücken,
Faßte einen Ast,
Der Ast zerbrach,
Der Knabe
Fiel in den Fluß, sank und ertrank.

Und nun ist auf einmal alles in Bewegung gerathen. Die Bilder haben sich zusammengefügt, und in dem ganzen Gemählde ist Leben.

Die ersten Wörter, bei denen noch alles stille stand, waren bloße Nahmen oder Benennungen von Dingen, sie heissen deswegen Nennwörter; diejenigen aber, welche Leben und Bewegung in das Gemählde brachten, waren keine Benennungen von Dingen, denn unter kletterte z. B. kann ich

wir ja keine Sache denken, sondern sie zeigten die mannichfaltigen Arten des Zusammenhanges und der Veränderungen und Bewegungen der Dinge unter einander an, darum heissen sie Zeitwörter, weil zu einer jeden auch der kleinsten Veränderung oder Bewegung allemal Zeit erfordert wird.

Die kleinen Wörter, welche die Nennwörter mit den Zeitwörtern verbinden, als auf, an, in sind gleichsam der Kitt, welcher das Bild zusammenhält; wenn man sie auslassen wollte, so würde das Gemählde oft ganz aus einander fallen.

Sagte man z. B. ein Knabe kletterte einen Bänm, anstatt auf einen Baum, oder er fiel den Fluß, anstatt in den Fluß, so hätte man nichts Zusammenhängendes gesagt: Knabe und Baum, und Knabe und Fluß wären immer von einander getrennt geblieben.

Wenn man auf einem Instrumente spielt, und eine und eben dieselb. Saite berührt, so entsteht auch immer wieder eben derselbe Ton. Die Gedanken liegen schon in der Seele, wie der Ton in den Saiten, aber diese müssen erst berührt werden, wenn man ihn hören soll.

Die Bilder von Baum und Knabe lagen schon einmal in unsrer Seele, aber durch die Wörter Baum und Knabe mußten sie erst wieder erweckt

werden, dies waren gleichsam die Claves, die man erst anschlagen mußte.

Wenn man auch nie in seinem Leben einen ähnlichen Auftritt, gerade auf die Weise gesehn hatte, wie er in obiger Erzählung geschildert wird, so waren doch die Bilder von Knabe, Baum, Fluß, und die Vorstellungen von klettern, stehen, pflücken, brechen, fallen, sinken u. s. w. schon in den Gedanken vorhanden: einzeln erinnerte man sich wohl alle dieſe Dinge gesehen und bemerkt zu haben, aber nur noch nicht gerade in dem Zusammenhange, worin man sie nun betrachtet. Man hat aber das Herunterfallen vom Baume wohl etwa an einem Apfel, und das Ertrinken im Flusse an einem Thiere bemerkt, wenn man gleich beides noch an keinem Menschen gesehen hat.

Wenn man ein neues Stück auf dem Klaviere spielt, so greift man dazu immer eben dieselben Töne, deren man sich schon zu manchen andern Stücken bedient hat, aber man setzet sie nur beständig auf eine andere Weise in Verbindung.

So ist es auch mit jeder neuen Erzählung; wir nehmen immer eben dieselben Worte dazu, die wir schon zu tausend andern Erzählungen gebraucht haben, auch bedienen wir uns der Vorstellungen, welche schon seit langer Zeit in unsrer Seele waren,

nur ſetzen wir dieſelben ebenfalls immer wieder auf eine andre Art zuſammen; eben ſo wie wir zu den Wörtern, die wir ſchreiben, immer wieder eben dieſelben Buchſtaben nehmen, womit ſchon ſo viele tauſend andre Wörter geſchrieben ſind.

Die einzelnen Bilder ſelbſt müſſen alſo ſchon da ſeyn, und können durch das Wort nicht erſt hineingetragen werden.

Bei einem Blindgebohrnen kann daher das Wort Baum niemals das Bild von einem Baume hervorbringen, weil dieſes noch nicht vorher in ſeiner Seele liegt. Durch das Gefühl kann er wohl wiſſen, daß der Stamm des Baumes rund und nicht eckigt iſt, eben dadurch kann er auch wiſſen, daß ein Blatt dünne und länglicht rund iſt, und durch das Gehör kann er auch eine Vorſtellung von dem Rauſchen der Blätter im Winde haben; aber weil er den ganzen Baum nicht umfaſſen kann, ſo hat er auch keine Vorſtellung von ſeiner eigentlichen Geſtalt und Größe; eben ſo wenig kann er ſich an den Blättern die grüne, an der Blüthe die weiſſe, und an dem Stamme die ſchwarze oder graue Farbe denken, er mag das Wort Baum auch ſo oft hören wie er will.

Iſt aber ein Bild z. B. von einem Thiere noch nicht in der Seele geweſen, ſo kann man es doch,

vermittelst der Sprache, aus andern zusammensetzen, die schon darin liegen, und es auf die Weise hineintragen. Hätte jemand noch keinen Löwen gesehen, so würde ich ihm doch durch Worte einigermaassen eine Vorstellung davon machen können, indem ich ihn beschriebe als ein Thier mit einem großen Kopfe, platten viereckigten Gesichte, dicken Beinen, kurzen Füßen, über Kopf, Kinn, Hals und Schultern mit einem langen lockigten Haare geziert, u. s. w.

Von der Interpunktion in Rücksicht auf den Bau der Rede.

Aus dem Bau der Rede läßt sich der Gebrauch der Unterscheidungszeichen am leichtesten entwickeln, weil es das eigentliche Geschäft derselben ist, die kleinern Reden in der größern zu unterscheiden, wie wir aus folgenden Beispielen sehen werden:

Grund und Rede		Ziel
so fühle ich,	—	daß mir dieses genug ist, —
Zweck		Hinanfügung
um glücklich zu seyn,	—	wenn ich meine Pflicht thue,

Wenn ich meine Pflicht thue, so fühle ich, daß mir dieses genug ist, um glücklich zu seyn. —

Hier ist jede kleinere Rede in der größern durch einen schrägen Strich, welchen man das **Komma** nennt, von der andern unterschieden, damit man die Fugen desto deutlicher sehen kann, wodurch sich die kleineren Reden zu einer größern bilden, und damit man auch weiß, wo die Stimme die schicklichsten Ruhepunkte machen darf, weil man doch nicht immer in einem Athem fort lesen kann.

Man setzet dieses **Komma** nehmlich, einige Fälle ausgenommen, **vor jeder Bindung**, und **vor jedem welcher, wie oder was**, wodurch sich eine Rede an die andre fügt. Sobald aber eine Rede für sich schon ein ganzes ausmacht, und durch keine **Bindung nothwendig** an eine andre hinangefügt ist, so steht am Ende derselben ein kleiner Tittel, welchen man das **Punktum** nennet.

Nun kann aber der Fall eintreten, daß nicht eine, sondern mehrere ganze Reden auf einmal, an eine andre hinangefügt werden sollen, alsdann müssen die hinangefügten Reden unter sich schon durch **Kommata** unterschieden werden; es ist daher noch ein anderes Zeichen nöthig, um alle hinangefügten Reden zusammengenommen, wiederum von der

Hauptrede zu unterscheiden: man setzt zu diesem Endzweck über das Komma ein Punktum, und nennt es dann das Semikolon, welches also einen stärkern Unterschied, als das bloße Komma bezeichnet.

Manchmal aber sind mehrere hinangefügte Reden wiederum eine jede an und für sich selber so lang, daß sie unter sich schon durch Semikolons müssen unterschieden werden; dann ist wiederum ein anderes Zeichen nöthig, welches alle diese schon unter sich durch Semikolons bezeichneten Hinanfügungen von der Hauptrede unterscheidet, und dieses besteht aus zwei übereinandergesetzten Punkten, und heißt das Kolon, wovon auch das vorhergehende das Semikolon oder halbe Kolon genannt wird, weil es einen geringern Unterschied, als das Kolon, bezeichnet.

Dieses Kolon bezeichnet nächst dem Punktum den stärksten Unterschied der kleinern Rede in der größern.

Enthält nun eine Rede, welche an und für sich ein Ganzes ausmacht, ein ruhiges, festes Urtheil, oder Behauptung irgend einer Sache, so setzt man am Ende derselben ein Punktum; ist das Urtheil mit einer Gemüthsbewegung, als Verwunderung, Freude, Schmerz, u. s. w. verknüpft, und fängt

ſich die Rede mit ach, o wie, möchte doch, oder auf ähnliche Weiſe, an, ſo macht man ſenkrecht über das Punktum einen Strich, und nennt dieſes das Anrufungszeichen; iſt aber das Urtheil in einer Rede noch zweifelhaft oder unvollſtändig, welches daraus abzunehmen iſt, wenn man die Stimme beim Schluß der Rede nicht fallen läßt, ſo ſetzt man über das Punktum eine gekrümmte Figur (?), und nennt es das Fragezeichen. —

Man muß mit den Unterſcheidungszeichen ökonomiſch verfahren, weil man ihrer nur ſo wenige hat. Wollte man ſich des Kolons und Semikolons zu oft bedienen, ſo würde man dieſen Zeichen dadurch ihre ſtärkere unterſcheidende Kraft benehmen. —

Was ich jetzt bemerkt habe, iſt gleichſam in den Zuſammenhang meiner übrigen Bemerkungen über die Unterſcheidungszeichen eingeſchoben. Dieſe Einſchiebung habe ich zu Anfange und am Ende der eingeſchobenen Rede mit einem kleinen Querſtriche bezeichnet, deſſen man ſich auch dazu bedienet, eine vorzügliche Aufmerkſamkeit des Leſers auf einen Gedanken zu erwecken. —

Wir ſehen nun leicht, daß Komma, Semikolon, Kolon und Punktum eigentlich nur die wahren Unterſcheidungszeichen ſind, wodurch die

kleinern Reden in den größern unterschieden werden. Diese sind nun freilich nicht so wie die Worte Zeichen unsrer Gedanken selber, sondern nur die Zeichen von den verschiedenen Ruhepunkten in der Reihe unsrer Vorstellungen.

Wenn diese Ruhepunkte nun gleich nicht auf dem Papiere bezeichnet wären, so würden sie demohngeachtet in unsrer Seele statt finden, weil es uns unmöglich ist, ganz ununterbrochen fortzudenken. Hieraus erhellet wenigstens so viel, daß eine Schrift mit Unterscheidungszeichen immer ein wahreres und treffenderes Gemählde unsrer Gedanken ist, als eine ähnliche, ohne dieselben. —

Sagen wir also z. B. ich weiß, wie die Sache beschaffen ist, so reden wir nicht ganz ununterbrochen fort, sondern wenn wir gesagt haben, ich weiß, so wird erst durch eine ganz kleine Pause der Uebergang zu dem folgenden Gedanken gemacht, und dieser Uebergang ist es eben, welchen die Unterscheidungszeichen andeuten sollen; denn ohne dieselben würde ein Gedanke gleichsam in den andern fliessen, und die zusammengesetzte Rede wäre mit einem unförmlichen Gebäude zu vergleichen, dem es an der gehörigen Eintheilung in seine Zimmer und Säle mangelt.

Sagten wir aber, ich weiß die Beſchaffenheit der Sache, ſo wäre kein Komma weiter nöthig, weil hier das Ziel der Rede nicht wiederum eine andre Rede, ſondern eine bloße Benennung iſt.

Beſondre Regeln von der Interpunktion.

Vom Komma.

a) Das abſondernde,

wird geſetzt:

Wenn mehrere Sätze, weil ſie entweder nur ein und eben daſſelbe Subjekt oder Prädikat u. ſ. w. haben, in einen Satz zuſammengeſchmolzen werden, oder wenn Redetheile von einerlei Art, wenigſtens dreimal, hintereinander folgen, als:

Er hat mich belehrt, getröſtet, und aufgemuntert.

Haß, Neid, und Verfolgung drükten ihn darnieder.

Er war tapfer, gut, und bieder.

Er war mein Freund, mein Führer.

Folgen hingegen einerlei Redetheile nur zweimal unmittelbar auf einander und werden durch und verbunden, so bleibt das Komma weg, als:

Haß und Verleumdung drückten ihn

werden sie aber nicht durch und verbunden, so bleibt auch das Komma, als:

Deine Brüder, Deine Freunde bitten Dich.

2) Das einschließende:

1) Wenn ein Satz in einen andern wie in eine Parenthese eingeschoben wird, gleichsam als wenn man etwas Vergessenes, das man schon vorher sagen sollte, nachholen wollte, so wird derselbe in zwei Kommata eingeschlossen, als:

Um das Rhinoceros zu sehn, erzählte mir mein Freund, gieng ich vors Thor u. s. w.

Mit innigem Vergnügen, theuerster Freund, berichte ich Ihnen u. s. w.

Er fiel, beweint von allen Edlen, in der Blüthe seiner Jahre.

Du wolltest unsern König, deinen Knecht, beschützen!

Er hat des Königs, seines Herrn, Befehle vollstreckt.

Iſt der eingeſchobene Satz aber etwas lang, oder ſteht er mit dem Hauptſatze nur in entfernter Verbindung, ſo wird er in eine ordentliche Parentheſe ( ) eingeſchloſſen, als:

wir ſetzten nun (es war ein trüber regnigter Abend) unſere Reiſe weiter fort.

2) Wenn ein Satz zwar nicht als Parentheſe, aber durch ein bezeichnetes Pronomen, als: welcher, e, es, u. ſ. w. oder durch eine Konjunktion, als wenn, daß, ob, da u. ſ. w. in einen andern eingeſchoben wird, ſo wird derſelbe ebenfalls in zwei Kommata eingeſchloſſen, als:

Der Freund, den Du erwarteſt, kömmt nicht.
Ich gieng, ſobald ich ihn ſahe, auf die Seite.
Heute, da ich ihn erblickte, war ich faſt außer mir.
Das Haus, worin er wohnet, gehört ihm nicht.
Das Haus, in welchem er wohnet, gehört ihm nicht.

3) Wenn eine nähere Beſtimmung einer Sache auch kein eingeſchobener Satz iſt, ſo wird ſie dennoch, wenn ſie von beſonderm Nachdruck ſeyn ſoll, durch zwei Kommata eingeſchloſſen, als:

Ich bin, mit aller möglichen Hochachtung, ganz der Ihrige.

Er hat seinen Eifer durch Thaten, nicht durch Worte, gezeigt.

Heute wird, vermuthlich der Trauer wegen, nicht gespielt.

Hier wird am meisten gefehlt, indem man das Komma oft überflüßig setzt, weil man alles für Einschiebung in den Satz hält, was doch selber mit zum Satze gehört, oder eine Hinanfügung an denselben ist, als:

Du wirst, in der That, mit jedem Jahre, in deinen Vermögensumständen, zurückkommen.

Hier ist gar kein Komma nöthig, weil alles nur ein Satz ist; wo man es wegen des Nachdrucks setzen soll, muß das Gefühl lehren.

4) Nach aber, und, oder u. s. w. steht ein Komma, wenn ich nach denselben die zunächst darauf folgenden Wörter bis an das Komma auslassen, und dann mit Sinn weiter lesen kann, als:

Er ist todt, und, wie man sagt, an Gift gestorben.

Ich komme zu Ihnen, oder, wenn Sie lieber wollen, Sie zu mir.

Heißt es hingegen:

Ich komme zu Ihnen, und Sie sind so gütig zu Hause zu bleiben.

so ist nach und kein Komma nöthig.

3) Das anschliessende,

wird gesetzt:

Wenn ein Satz nicht sowohl in den andern eingeschoben, als vielmehr, vermittelst eines Komma im Anfange, und eines Punktums am Ende, an denselben angeschlossen wird, welches durch eine Konjunktion, als daß, weil, wenn, so, u. s. w. oder durch ein bezeichnendes Pronomen, oder durch zu vor dem Infinitiv, oder durch als und wie geschiehet, als:

Ich weiß gewiß, daß er kommen wird.

Ich will froh seyn, wenn es wahr ist.

Das ist der Mann, von welchem ich Dir gesagt habe.

oder:

Das ist der Mann, wovon ich Dir gesagt habe.

Ich befehle Dir, in die Stube zu gehen.

Ich komme, um zu hören.

Ich bin so glücklich, wie ein König. — Er ist so groß, als ein Riese.

Folgt auf zu ein bloßer Infinitiv, so ist kein Komma nöthig, als: er weiß zu leben, er versteht die Kunst zu lügen, u. s. w.

Ist der Satz, worin als oder wie vorkommt, zu klein, so läßt man auch das Komma weg, als:

er hat das Recht als Vater — er ist nicht älter wie ich.

Vom Semikolon.

1) Das entgegensetzende:

Wird gesetzt wie zwei Hauptsätze, die aus mehreren durch Kommata unterschiedenen kleinern Sätzen bestehen, sich durch aber, hingegen u. s. w. entgegengesetzt sind, so wird dieser Gegensatz durch ein Semikolon bezeichnet, als:

Jener treibt die Dichtkunst, und sie treibt ihn;
dieser treibt sie auch, aber sie treibt ihn nicht.

Es ist süß, sich zu rächen; aber noch weit süßer,
zu verzeihen.

Dichter klagen, daß es keine Mäcenaten giebt;
Mäcenaten, daß es keine Dichter giebt.

Besteht der Gegensatz aber aus zwei ganz kleinen Sätzen, so ist ein Komma hinlänglich, als:

ich glaube es, aber ich seh es nicht,
ich sehe es, aber ich glaube es nicht.

2) Das

2) Das eintheilende.

Wird geſetzt, wenn eine Folge übrigens ganz von einander unterſchiedener Sätze, eintheilungsweiſe unter einen Hauptſatz zuſammen gefaßt, oder gleichſam unter eine Rubrik gebracht werden, als:

Seine Miene drückte Wuth und Verzweiflung aus; ſeine Lippen bebten; die Augen ſtarrten; ſein Geſicht überzog eine Todtenbläſſe.

Wenn Gerechtigkeit und Treue leere Nahmen ſind; wenn die Bosheit ſich des Erdkreiſes bemächtigt; und wenn die Argliſt über die Redlichkeit ſiegt: ſo iſt das Grab die Zuflucht der Unſchuld.

Sind in einer Reihe ſolcher nach einander hergezählten Sätze die einzelnen Sätze ſehr klein, ſo iſt ein Komma hinlänglich, als:

In der Tanzkunſt iſt er groß, in der Singekunſt mittelmäßig, und in der Kunſt zu denken äuſſerſt ſchwach.

3) Das erklärende.

Wird geſetzt wenn der erſte Satz zu mehrerer Erläuterung deſſelben nur mit andern Worten durch den folgenden Satz wiederhohlt wird, als:

Er iſt ein äuſſerſt unternehmender Geiſt; nichts iſt ſo ſchwer, das er nicht für leicht hielte.

4) Das anhängende.

Wird geſetzt, wenn einem ſchon an ſich verſtändlichen Satze, vermittelſt denn, weil, alſo, daher, ſonſt, doch, oder auf andre Weiſe, noch ein Satz, gleichſam wie ein Anhang, beigefügt wird, als:

Er muß Tag und Nacht arbeiten; ſonſt wäre es unmöglich, ſo viel zu leiſten.

Er iſt nicht da geweſen; wenigſtens weiß ich nichts davon.

Er hat es ja mit Sprüchen aus der Bibel bewieſen; alſo wirds wohl wahr ſeyn.

Man ſagt, daß er noch nicht viel Geſcheutes gethan hat; weil er ein Narr iſt.

Wenn dergleichen Sätze aber ſehr lang ſind, ſo daß ſie wieder aus vielen kleinern Sätzen beſtehen, ſo ſetzt man ſtatt des Semikolons vor ſonſt, alſo, denn, weil, auch wohl ein Punktum. Sind ſie hingegen ſehr klein, ſo iſt auch hier ein Komma hinlänglich.

Vom Kolon.

1) Das anführende.

Vor Sätzen, worin jemand redend eingeführt wird, als:

Gott ſprach: es werde Licht! und es ward Licht.
Ein jeder rufe laut: es lebe der König.
Cicero ſagt in ſeiner Rede für den Milo: wenn
Du gewaltthätig angegriffen wirſt, u. ſ. w.

Wenn die Rede nicht etwas Feierliches haben ſoll, ſo ſchiebt man das er ſagt, er ſprach, u. ſ. w. in die Mitte ein, und dann iſt kein Kolon nöthig, als:

Freilich iſt es wahr, antwortete mir mein Freund, daß ich u. ſ. w.

anſtatt:

mein Freund antwortete mir: es iſt freilich wahr, daß ich, u. ſ. w.

2) Das nachſetzende.

Vor einem Nachſatze, der im Deutſchen gemeiniglich mit ſo anfängt, das aber zuweilen auch in eine Frage oder Ausrufung verſchlungen wird, als:

Wenn Gerechtigkeit und Treue leere Nahmen ſind; wenn die Bosheit ſich des Erdkreiſes bemächtigt; und wenn die Argliſt über die Redlichkeit ſiegt: ſo iſt das Grab die Zuflucht der Unſchuld.

Iſt es wahr, daß er die Unſchuld gedrückt, die Armen beraubt, und ſeinen Herrn betrog..t

hat: wie wird er sich gegen diese Beschuldigungen rechtfertigen können?

Ist der Vordersatz sehr kurz, so bedient man sich auch statt des Kolons vor dem Nachsatze nur eines Komma, als:

Wenn er kömmt, so gehe ich, und wenn er geht, so komme ich.

Wenn Du sehr eilest, so kannst Du ihn noch wohl erreichen.

Bist Du fromm, so bist Du angenehm.

Vom Punktum.

1) Das beschließende:

Wo der Sinn sich endigt, und man die Stimme fallen und ausruhen läßt, weil man einen vollständigen Gedanken gesagt hat, als:

Bei frühem Morgen kam der arme Antyntas aus dem dichten Haine, das Beil in seiner Rechten. Er hatte sich Stäbe geschnitten zu einem Zaun und trug ihre Last gekrümmt auf der Schulter.

Das beschließende Punktum kann auch sogar vor und statt finden, vorzüglich wenn das und nicht sowohl bindet, als vielmehr einen gewissen Nachdruck oder Uebergang anzeigt, als: so duldete,

lich und kämpfte er. Und was war nun sein Lohn für alle diese Anstrengung des Geistes, als u. s. w.

2) Das abkürzende:

Wenn einige Buchstaben von Wörtern, die ausserordentlich häufig vorkommen, und also schon bekannt genug sind, am Ende ausgelassen werden, als:

Ew. Hochedelgeb. — ersten Cor. 1. —

Thlr. gr. pf. — Hr. St. 1 Ctr. 5 Pf. 6 Lth. —

Nach diesem abkürzenden Punktum werden die übrigen Unterscheidungszeichen nicht ausgelassen, als: ich berichte Ew. Hochedelgeb., daß Ihre Sache entschieden ist.

Vom Fragezeichen.

Wo man zwar gewissermaßen einen vollständigen Gedanken gesagt hat, aber die Stimme nicht fallen läßt, sondern schwebend erhält, weil man erst die Bestätigung eines noch nicht gefällten Urtheils erwartet, als:

Wann werde ich Dich wiedersehen?

Hast Du hierbei Deine Pflicht gethan, und macht Dir Dein Gewissen keine Vorwürfe?

Ist eine fragende Periode zu lang und verwickelt, so drückt man am Ende durch die Stimme

keine Frage mehr aus, sondern läßt dieselbe fallen; alsdann setzt man auch kein Fragezeichen mehr, sondern ein Punktum.

Vom Ausrufungszeichen.

Dieß wird gesetzt, wenn eine Verwunderung oder irgend ein wirklicher Ausdruck der Freude oder des Schmerzens als eine Ausrufung bezeichnet werden soll, gemeiniglich, wenn sich ein Satz mit wie sehr, wie groß, u. s. w. anfängt, als:

Wie groß ist des Allmächtigen Güte!
Herr, wie sind deine Werke so groß und viel!
Ach, wie schmerzt mich sein Verlust!
Rede Herr, denn dein Knecht höret!

Der Unterschied zwischen dem Fragezeichen und Ausrufungszeichen ist sehr auffallend, wenn man z. B. sagt: wie hoch ist dieser Baum? mit einem Fragezeichen, so heißt das: wie viel Ellen ist er hoch; setzt man hingegen ein Ausrufungszeichen, so verwundert man sich blos über seine Höhe, ohne sie ausmessen zu wollen.

Ist der Periode, der sich verwundernd anhebt, zu lang, so verliert sich auch am Ende der verwundernde Ton, und man setzt statt des Ausrufungszeichens nur ein Punktum.

Von der Ausſprache und Rechtſchreibung.

Von den Vokalen.

Von der Dehnung des Vokals, die durch das h bezeichnet wird.

Was zuerſt die Ausſprache und Schreibart der Vokale anbetrifft, ſo verſteht es ſich beinahe von ſelbſt, daß jeder Vokal gedehnt oder lang ausgeſprochen wird, ſobald in der Mitte des Worts ein einfacher Conſonant ſteht, und er die eine Silbe endiget, ſo daß er hinlänglich austönen kann, ohne von dem Conſonant verdrängt zu werden, als in dem Worte ſchlafen; kurz oder geſchärft aber muß er ausgeſprochen werden, ſobald in der Mitte des Worts ein doppelter Conſonant ſteht, der den Vokal nicht austönen läßt, als in dem Worte erſchlaffen.

Was nun auf die Weiſe in der Mitte der Wörter gilt, das laſſen wir auch am Ende derſelben gelten, und bezeichnen da ebenfalls die Verkürzung des Vokals gemeiniglich durch die Verdoppelung des Konſonants.

Wenn man also schaff Speise mit einem f schreiben wollte, so würde es in der Aussprache wie Schaffpeise klingen.

Die Bezeichnung der langen Aussprache oder der Dehnung des Vokals macht nun im Schreiben beinahe die größte Schwierigkeit, weil dieselbe in einigen Wörtern angezeigt wird, als in Pfahl und Zahl, und in andern wieder nicht, als in haben und laben.

Ferner, weil sie in den Wörtern, wo sie angezeigt ist, zuweilen durch ein hinzugefügtes h, als in mahlen, zuweilen aber auch durch eine Verdoppelung des Vokals, als in Waare, Paar, Staar, u. s. w. ausgedrückt ist.

Woran sollen wir uns nun halten, um beständig die richtige Schreibart zu treffen, da dieselbe sich an gar keine Regeln zu binden, sondern bloß vom eingeführten Gebrauche herzuschreiben scheinet? —

Wenn wir die Wörter laben, laden, strafen, sagen, Laken, rasen, braten, und die Wörter prahlen, Zahme, bahnen, fahren, nebeneinander stellen, so finden wir, daß in den ersten sieben Wörtern die Dehnung des Vokales vor den Buchst. h, d, f, g, k, s, und t, nicht besonders angezeigt, in den letzten vier Wörtern aber gerade vor den

flüssigen Buchstaben l, m, n, r, durch h bezeichnet wird.

Und was war wohl natürlicher, als der Verdoppelung des l, m, n, r, wozu die Zunge im Sprechen so sehr gereizt wird, auch im Schreiben vorzubeugen, indem man die Dehnung des Vokals, welche diese Verdoppelung unmöglich macht, noch besonders durch das h bezeichnete: und das um so viel mehr, weil es in dieser Rücksicht so viele ähnlichklingende Wörter giebt, die nothwendig unterschieden werden müssen, als prahlen und prallen, hahnen und hannen u. s. w.

Hieraus können wir schon gewissermaßen schließen, daß das Dehnungszeichen des Vokals eigentlich nur vor l, m, n, r, statt findet.

Von der Dehnung des Vokals, der durch die Verdoppelung bezeichnet wird.

Allein wir haben schon bemerkt, daß die Dehnung des Vokals auch oft durch eine Verdoppelung desselben bezeichnet wird; nun frägt es sich also wieder, in welchen Fällen dies geschieht?

Wir finden das doppelte a in folgenden einsilbigten Wörtern, die sich auf ein r endigen, Aar, Haar, Staar, Paar, Schaar, und zweien, die sich auf ein l endigen, Aal und Saal.

Allein in den Wörtern Altan, Altar, Barbar, Kasan, Marschall, Roman, Spital, wird die Dehnung des a gar nicht bezeichnet, ob es gleich vor den Buchstaben l, n, und r steht; alle diese Wörter haben noch etwas Fremdartiges, weswegen sie sich in Ansehung des Dehnungszeichens nicht nach der Schreibart der ähnlichen deutschen Wörter bequemen.

Daß in den kleinen Wörtern dar, gar, zwar und in den Endsilben sal, sam und bar die Dehnung des Vokals vor l, m, r nicht bezeichnet wird, scheint daher zu kommen, weil man diese kleinen Wörter und Silben gleichsam nicht für so wichtig wie die übrigen Wörter hielt, daß man die Dehnung des Vokals in denselben so genau hätte bezeichnen sollen.

Nun giebt es aber freilich noch einige Wörter, worin die Dehnung des Vokals vor l, m, n, r ebenfalls nicht bezeichnet wird, ohne daß sie etwas Fremdartiges hätten, oder zu den kleinen Wörtern gezählet werden dürften; dieß sind erstlich folgende, wo der Vokal vor l steht, Schale, schal, Qual und mal, in einmal, zweimal u. s. w. sonst aber die Mahlzeit; alsdann noch einige, wo der Vokal vor m steht, Gram, Kram, kam, Scham, Hamen; und wo er vor n steht, Gran, Plan, Span,

Schwan, Kranich; endlich noch einige, wo er vor r oder rt und rd ſteht, ſparen, klar, rar, war, Pflugſchar, Art, Bart, zart, ich ward.

Ob wir gleich keinen Grund davon angeben können, warum gerade in dieſen Wörtern die Dehnung des a vor l, m, n, r, nicht bezeichnet wird, ſo werden wir doch in der Folge ſehen, daß wir beinahe zu allen dieſen Wörtern ähnliche Wörter auffinden werden, worin ebenfalls die Dehnung des e, o, u. ſ. w. vor l, m, n, r, nicht bezeichnet wird.

Noch eins iſt zu merken, daß die Dehnung des Vokals, aber nur in äußerſt wenigen Fällen, auch vor dem s und t bezeichnet wird, als Staat, Saat, Aas, Maas. —

Wir haben jetzt die Beiſpiele zu unſern Regeln bloß vom a hergenommen, nun wollen wir alſo Acht geben, ob unſre Bemerkungen auch bei dem e, o, und u zutreffen werden; denn auf das i ſcheinen ſie nicht ſo gut zu paſſen, weil wir die Dehnung des i auf eine ganz beſondere Art durch ein hinzugefügtes e bezeichnen.

Wir wollen alſo unter einander ſtellen:
laben, laden, Hafen, fragen, fahren, raſen, waten, leben, reden, Heſen, regen, ſehen, leſen, beten, loben, Boden, Ofen, Bogen, drohen, loſen, Beten, Bube, Bude, Huſe, genug, ruhen, Buſen, Bluten.

So sehen wir, daß hier die Dehnung des a, e, o, und u, weder vor b, d, f, g, h, ſ, noch t bezeichnet wird.

Nun wollen wir aber unter einander ſtellen:

prahlen, Nahmen, Bahnen, fahren,
fehlen, nehmen, lehnen, lehren,
hohlen, Ohm, wohnen, bohren,
Spuhle, Ruhm, Huhn, Uhr.

Und hier ſehen wir, daß vor l, m, n, und r, ſowohl die Dehnung des a als des e, o, und u durch h bezeichnet wird. Allein ſo wie bei dem a die Dehnung des Vokals oft durch die Verdoppelung deſſelben bezeichnet ward, ſo müſſen wir jetzt zuſehen, ob dieſes auch bei dem e und o vielleicht in ähnlichen Wörtern zutrifft, und in dieſer Rückſicht wollen wir wiederum zuerſt folgende einſilbige Wörter, die ſich auf r und l endigen, unter einander ſtellen:

Aar, Haar, Staar, Paar, Schaar, Waare, Saal, Aal, leer, Heer, Speer, Meer, Theer, Beere, Seele.

Die Dehnung des o wird nur äuſſerſt ſelten, und die Dehnung des u gar nicht, durch die Verdoppelung, bezeichnet.

Wir haben bei dem a bemerkt, daß die Dehnung des Vokals vor l, m, n, r, in Wörtern, welche etwas fremdartiges haben, gar nicht bezeich-

net wird; daß dieſes nicht nur bei den e, o, und u, ſondern auch ſogar bei dem i zutrift, werden wir ſehen, wenn wir folgende Wörter untereinander ſtellen, die alle von der Art ſind:

Altan, Altar, Marſchall, Barbar, Faſan, Roman, Spital,
Herold, Juwele, Galeere, Scene,
Bibel, Biſam, Biber, Kamin, Rubin, Tiger, Titel, Stil (im Schreiben)
Dom, Krone, Kanone, Piſtole, Perſon, Pol,
Muſe, Schule, Chur, Natur.

Wir haben ferner bei dem a bemerkt, daß die Dehnung des Vokals in ſolchen kleinen Wörtern, als: dar, gar, zwar, u. ſ. w. nicht bezeichnet wird; daß auch dieſes nicht nur auf a, e, o und u, ſondern zugleich auf i paßt, werden wir aus folgenden untereinander geſtellten kleinen Wörtern und Silben ſehen, bei denen man es nicht ſo, wie bei andern Wörtern der Mühe werth achalten zu haben ſcheint. Die Dehnung des Vokals noch beſonders zu bezeichnen:

dar, gar, zwar, da, ja, und die Silben bar, ſal, ſam,
den, wen, wer, her, je, denen, derer
mir, Dir, wir,

schon, so, vor,
nur, zur, zu, Du und die Silbe un.

Allein in verschiedenen Wörtern, welche weder etwas fremdartiges haben, noch zu den kleinen Wörtern gezählet werden dürfen, wird demohngeachtet die Dehnung des Vokals nicht bezeichnet, wie wir bei dem a gesehen haben. Wir wollen also zu jenen Wörtern, die wir uns schon bemerkt haben, ähnliche aufsuchen, in welchen die Dehnung des e, o, oder u, vor l, m, n, r, ebenfalls nicht bezeichnet wird, und also zuerst untereinander stellen

Schale, schal, Qual, mal,
Elend, schel,

ferner:

Gram, Kram, kam, Scham, Hamen,
bequem, Demuth, Schemel,
Strom, Blume, Krume,

ferner:

Gran, Kranich, Span, Plan, Schwan,
Ton, Honig, Mond, Monath, schonen,

endlich noch:

sparen, klar, rar, war, Pflugschar, Art, Bart, zart, ward,
scheren, quer, schwer, Schere, Herd, Schwert, Pferd,

geſchoren, ſror, ſlor, empor, verloren, erkoren,
Brod,
Geburt, Schwur, Flur, Spur.

Die Aehnlichkeit welche hier zwiſchen den untereinander geſtellten Wörtern, worin die Dehnung des Vokals nicht bezeichnet wird, zuweilen ſtatt findet, kann darzu dienen, dieſe wenigen Wörter dem Gedächtniß deſto leichter einzuprägen, indem man doch wenigſtens einigen wahrſcheinlichen Grund ſieht, wie ſich vielleicht, eben wegen dieſer Aehnlichkeit, die Schreibart des einen Worts nach der Schreibart des andern gerichtet haben könne. —

Endlich haben wir noch bei dem a bemerkt, daß die Dehnung des Vokals auch in einigen Wörtern vor s und t ſtatt findet, wo ſie durch die Verdoppelung bezeichnet wird; auch dieſes trift beim e und o in einigen Wörtern zu, die wir noch untereinander ſetzen wollen:

Saat, Staat, Maas, Aas,
Beet, Boot, Moos, Loos, Schoos.

Wie die Dehnung des Vokals i bezeichnet wird.

Bei dem i bemerken wir nun ein ganz andres Dehnungszeichen, als bei den übrigen Vokalen,

bei denen das hauchende h die Verlängerung des Athems beim Aussprechen derselben anzeigt.

Weil nehmlich dieser Hauch, welchen das h bezeichnet, das i beinahe in ein j verwandeln würde, so hat man, vielleicht um dieser falschen Aussprache vorzubauen, das Dehnungszeichen h mit dem zarten Vokale e vertauscht, welcher dem i am nächsten liegt, und wodurch es ganz unmerklich zu dem folgenden Konsonante übergeht.

Denn indem sich die Zunge nur ein klein wenig niedersenkt, um den Konsonant, welcher auf das gedehnte i folgt, auszusprechen, muß sie nothwendig in die Lage kommen, wodurch das e sich bildet, wie man dieß z. B. in dem Worte Bier sehr deutlich hört, wo das e zwischen i und r vernehmlich tönt. Weil nun der Uebergang vom i zu dem folgenden Konsonant nicht nur vor l, m, n, r, sondern vor allen übrigen Konsonanten, durch ein dunkles e gemacht werden muß, so scheint dies der Grund zu seyn, weswegen das gedehnte i, einige Fälle ausgenommen, beständig von einem e begleitet wird, es mag auch stehen, wo es wolle.

Auch wenn das i am Ende eines Worts steht, muß sich bei der Dehnung desselben die Zunge sanft herunter senken, so daß es sich beinahe in e auf-

löſt; deswegen wird auch in dieſem Falle ſeine Dehnung beſtändig durch ein hinzugefügtes e bezeichnet; hier ſind ſelbſt nicht einmal die kleinen Wörter, die, ſie, nie, u. ſ. w. ausgenommen, und wir können nicht ſi und di ſchreiben, ſo wie wir da und ja, du und zu u. ſ. w. ohne Dehnungszeichen ſchreiben.

Auch das Wort hier wird deswegen, ob es gleich unter die kleinen Wörter gehört, noch mit einem e geſchrieben, weil es ehemals faſt immer hie geſchrieben und ausgeſprochen wurde, und das r nur des Wohlklangs wegen zugeſetzt iſt, ſo daß das i betrachtet wird, als ob es am Ende ſtände.

Auch wird in einigen deutſchen Dialekten das lange oder gedehnte i ſogar immer mit einem a begleitet, als ich liabe, anſtatt ich liebe.

Hiebei iſt noch zu bemerken, daß das e dies mit dem i gemein hat, daß es am Ende einſilbiger Wörter noch ein e als Dehnungszeichen zu ſich nimmt, als:

See, Spree, Klee, Schnee,
ſie, die, nie, hie.

und:

Armee, Kaffee, Rappee,
Philoſophie, Harmonie, Melodie

An den Wörtern **ihm, ihnen, ihr** und **ihren**, wird demohngeachtet die Dehnung des i durch h bezeichnet, vermuthlich, um dadurch einer falschen Aussprache vorzubeugen, weil man z. B. **ihnen**, wenn es jenen geschrieben wäre, gar leicht wie jenen lesen könnte. Sonst wird das gedehnte i in den wenigen Wörtern, wo es zu Anfange steht, gar nicht bezeichnet, als **Ibis, Igel, Ino, Iman**, u. s. w. Ob nun gleich das i sein Dehnungszeichen so selten wegwirft, so thut es dieses doch bei den Wörtern, welche etwas Fremdartiges haben, wie wir dieß schon bei den vorhergehenden Vokalen mit bemerkt haben. Sobald aber ein ursprünglich fremdes Wort schon mehr das Bürgerrecht bei uns erhalten hat, bekömmt auch das i das Dehnungszeichen wieder; daher schreiben wir, **Fiebel, Fieber, Fiedel, Niete, Anies** und **Paradies**.

Da nun die Dehnung des i schon durch das hinzugesetzte e hinlänglich bezeichnet wird, so ist es fehlerhaft, wenn man z. B. anstatt **verlieren, verliehren** schreiben wollte. Ein andres ist es, wenn wir schreiben, du siehest, weil hier das h kein Dehnungszeichen ist, sondern eigentlich zur folgenden Silbe gehört, und wegen der Abstammung stehen bleiben muß. Ja es ist auch nicht unrichtig, das Dehnungs h z. B. vor dem Worte

befehlen, auch in der Anrede beizubehalten und zu schreiben, Du befiehlst, damit von dem Eigenthümlichen des Worts bei seinen Abänderungen so wenig wie möglich verloren gehe. In den Wörtern: dieß, Dienstag, Viertel, vierzehn, vierzig, bleibt das ie, der Abstammung wegen, mit sehr gutem Grunde stehen, ob man es gleich nach einer fast allgemeinen Gewohnheit kurz ausspricht,

Wie die Dehnung der Vokale ä, ö, ü, bezeichnet wird.

Die Dehnung der noch übrigen drei Vokale ä, ö und ü, wird nur vor l, m, n, r, und nur durch h, niemals aber durch die Verdoppelung bezeichnet, wie in folgenden Wörtern:

Pfähle, lähmen, Kähne, nähren,
Höhle, gewöhnen, Söhne, Röhre,
Stühle, rühmen, Bühne, rühren.

Wir wollen von diesen Wörtern folgende drei herausnehmen, worin durch die Verwandlung des a, o und u, in ä, ö und ü, die mehrfache Zahl mit ausgedrückt wird:

Pfähle, Söhne, Stühle,
von Pfahl, Sohn, Stuhl.

Hieraus sehen wir, daß die verwandelten Vokale das Dehnungszeichen beibehalten, welches des

ursprüngliche Vokal in der einfachen Zahl hatte: Haben aber nun diese ursprünglichen Vokale in der einfachen Zahl kein Dehnungszeichen, so können sie auch keins bei ihrer Verwandlung in der mehrfachen Zahl annehmen, wie wir aus folgenden Wörtern sehen:

Altar, Strom, Schwur,
Altäre, Ströme, Schwüre.

Jetzt kommen uns also die Bemerkungen wieder zu statten, die wir über die Wörter angestellt haben, worin der Vokal kein Dehnungszeichen hat, ob er gleich vor l, m, n, oder r steht, und wir wissen nun, warum in den Wörtern

schälen, quälen, schämen, krönen, tönen, spüren,

die Dehnung des ä, ö und ü nicht bezeichnet wird, weil nehmlich dieselbe in den ursprünglichen Wörtern

Schal, Qual, Scham, Krone, Ton, Spur.

nicht bezeichnet ward. Man kann dieses leicht auf alle übrigen Fälle anwenden. — Wird aber in dem ursprünglichen oder Stammworte die Dehnung des Vokals durch eine Verdoppelung desselben angezeigt, und dieser Vokal wird bei der Ableitung verwandelt, welches aber nur beim a statt findet, so drängt sich in dem abgeleiteten Worte der doppelte Vokal in ein einfaches ä zusammen, als:

Haar, Paar, Saal, Aas,
Härchen, Pärchen, Säle, Aeser.

Moos und Loos aber heiſſen in der mehrfachen Zahl Mooſe und Looſe. — Ob nun gleich ä, ö und ü nur vorzüglich als Verwandlungen des a, o und u bei der Ableitung oder Abänderung der Wörter betrachtet werden, ſo kommen ſie doch auch in verſchiedenen Wörtern vor, ohne daß dieſelben von andern abgeleitet wären, oder irgend eine Veränderung gelitten hätten; von dieſen wollen wir uns nur diejenigen bemerken, bei denen die Dehnung des Vokals vor l, m, n, r, nicht bezeichnet wird, weil wir ſie als Ausnahmen von der ordentlichen Regel betrachten müſſen; wir wollen ſie auf folgende Weiſe unter einander ſtellen.

Bär, gebären, gären, ſchwären,
Stör, ſtören, hören, ſchwören, König, ſchön,
Thür, Kuren, Willkür, Ungeſtüm, Dünen, grün.

Die Präpoſition für gehört mit zu den kleinen Wörtern, worin die Dehnung des Vokals niemals angezeigt wird. — Nun ſcheinet aber dieſes noch eine große Schwierigkeit zu verurſachen, daß ä und e in der Ausſprache oft gar nicht verſchieden ſind, indem wir z. B. das e in ſchweben eben ſo wie das ä in ſchwäbiſch leſen.

Allein diese Schwierigkeit ist wirklich so groß nicht, wenn man nur erst einige Uebung darin hat, die Ableitung des einen Worts von dem andern zu bemerken. Wem wird es wohl z. B. nicht sogleich auffallen, daß die Verba, zählen, wählen, und schämen, von den Nennwörtern Zahl, Wahl und Scham abgeleitet sind, und eben daher auch mit einem ä müssen geschrieben werden. Wer sieht nicht den Augenblick, daß äussern und räuchern von ausser und Rauch abstammen, und also mit einem äu und au geschrieben werden müssen? Aber freilich ist die Abstammung nicht immer so auffallend, und der herrschende Gebrauch beobachtet sie nicht immer, denn man schreibt z. B. edel, Heft, Hecke, Mehl, messen, netzen, obgleich diese Wörter von Adel, haften, hacken, mahlen, Maaß, naß, abstammen, und also eigentlich statt des e mit ä geschrieben werden sollten; allein dieser Ausnahmen, welche man sehr bald aus dem Gebrauche lernet, giebt es doch immer verhältnißmäßig nur wenige. —

Von der Aussprache des e.

Was aber nun noch die eigentliche Aussprache des e anbetrift, wo man es wie ä oder wie e lesen

ſoll, ſo iſt freilich der herrſchende Gebrauch hierin ſehr ſchwankend und unbeſtimmt. Doch ſcheinet es immer, als wenn das zarte e dem Ohre weit beſſer klingt, als das blöckende å. Die Ausſprache der Niederſachſen iſt dem å ſo gram, daß ſie es oft ſelbſt da nicht einmal hören läßt, wo es wirklich ſteht, indem nach dieſer Mundart ich wäre, wie ich were, geleſen wird.

Die Wörter Meer, ſehen, reden werden in Niederſachſen nicht wie Mähr, ſähen, räden, ausgeſprochen, wie es ſonſt im Hochdeutſchen ſehr häufig geſchiehet.

Allein vor b, g, l, m und b wird demohngeachtet auch in Niederſachſen das e gröſtentheils wie å geleſen, als in den Wörtern beben, leben, fehlen, nehmen, leſen, beben, vor d, f, n, und r hingegen, wird es wie e geleſen, als in den Wörtern reden, ſehen, lehren, ehren. — Wegen des Wohlklangs alſo würde ich dieſer niederſächſiſchen Ausſprache des e den Vorzug geben. —

Vom th.

Ehe wir nun zu den Konſonanten übergehen, um die richtige Ausſprache und Schreibart derſelben zu beſtimmen, müſſen wir erſtlich unſer th näher kennen lernen, welches mit den Vokalen in

sehr genauer Verbindung steht, weil das angehängte h nichts weiter, als das versetzte Dehnungszeichen des Vokals ist, wie wir bald daraus sehen werden, daß es größtentheils nur vor langen Vokalen steht, auf welche l, m, n oder r folgt, wie in folgenden Wörtern und eignen Nahmen:

vor l: in Theil, Thaler, theilen, Theil, Thiele,
vor m: in thum, Reichthum, Fürstenthum, u. s. w.
vor n: in thun, Thon (des Töpfers), Thron, Thräne, Thran, Karthaune,
vor r: in Theer, Thier, Thor, Thür, Thurm, Thürmer.

Diese Wörter lauten im Englischen größtentheils so wie im Deutschen, werden aber nicht mit einem th, sondern mit einem bloßen d geschrieben. Da nun die Engländer das alte th immer beibehalten haben, und es sogar auf eine ihnen eigne lispelnde Art aussprechen, es aber gerade in diesen Wörtern nicht schreiben, die im Deutschen mit einem th geschrieben werden, so ist es höchst wahrscheinlich, daß unser th in diesen Wörtern kein eigner ursprünglicher Buchstabe ist, sondern seinen Ursprung vielleicht bloß den Schreibmeistern zu verdanken hat, die wegen der Kürze und Bequemlichkeit im Schreiben das Dehnungs h sogleich dem t hinanfügten.

Nun haben wir ſchon bemerkt, daß die Dehnung eines Vokals auch in einigen Wörtern vor s und t bezeichnet wird; zu denen, wo ſie vor t bezeichnet wird, müſſen wir noch folgende Wörter rechnen, wo ebenfalls das Dehnungs h dem t hinangefügt, und eben deswegen ans Ende geſchoben wird:

Monath, Rath, gerathen, Zierrath, Heirath, Pathe, Koth, Loth, Noth, roth,

Muth, Wuth, Ruthe, Gemüth, Blüthe, wüthen.

In dem Worte Athem ſteht das th wegen der Silbe ath, die nicht nur am Ende, ſondern auch im Anfange der Wörter auf die Weiſe geſchrieben wird. In dem Worte Werth ſcheint das h am Ende ſogar das Dehnungszeichen des e vor dem r zu ſeyn. In dem Worte That ſteht es wegen der Abſtammung von thun. In ſolchen Wörtern, als Theater, Theorie u. ſ. w. läßt man es ſtehen, damit ſie das Gepräge ihres fremden Urſprungs nicht verlieren ſollen.

Von den Konſonanten.

Obgleich die verwandten einfachen Laute, als: b, p, f, und w, u. ſ. w. in den verſchiedenen Mundarten Deutſchlands ſehr oft in einander übergehen, ſo darf doch dieſes in der eigentlichen verfeinerten

hochdeutſchen Bücherſprache nicht mehr geſchehen, ſondern ein jeder einfacher Laut muß ſeinen ihm eigenthümlichen, beſtimmten Ton haben, um ſich mit mehreren zu einem ganzen Worte zu vereinigen.

Die erſtaunliche Mannigfaltigkeit und Verſchiedenheit der Bedeutungen beinahe ähnlich klingender Wörter ſcheint dieſes auch ſchon zu erfordern.

Vom Unterſchiede des b und g, d und t, g und k in der Ausſprache und Schreibart.

Dieſe verwandten Konſonanten müſſen auf das genaueſte von einander unterſchieden werden, weil durch ihre Verwechſelung mancherlei Mißverſtand entſtehen könnte. Demohngeachtet aber läßt ſich dieſer Unterſchied nicht gut beobachten, ſobald b, d und g, und zwar das letztere nach einem n, ans Ende eines Worts oder einer Silbe zu ſtehen kommen, wie in den Wörtern Lob, Lied und Klang, welche völlig wie Lop, Liet und Klank ausgeſprochen werden. Eben ſo wird Labſal, leidlich und Drangſal völlig wie Lapſal, leitlich und Drankſal geleſen.

Um nun aber gewiß zu wiſſen, ob man am Ende ſolcher Wörter und Silben ein b oder p, d oder t, g oder k ſetzen ſoll, darf man dieſelben nur um irgend einen kleinen Zuſatz verlängern, als von Lob, Leid,

und Klang, des Lobes, Leides und Klanges, von den Silben Lab, leid und Drang, in Labſal, leidlich und Drangſal, laben, leiden und drängen; denn weil auf die Weiſe das b, d und g vom Ende der Silben und Wörter in die Mitte derſelben geſchoben wird, ſo kann man ſie auch in der Ausſprache ſehr gut vom p, t und k unterſcheiden.

Vom Unterſchiede des ch und g in der Ausſprache und Schreibart.

Um den Unterſchied zwiſchen ch und g zu beobachten, der ebenfalls am Ende der Wörter in der Ausſprache nicht bemerkt wird, verfährt man auf gleiche Art: das ch und g in Dach und Tag klingt völlig einerlei; ſobald man aber dieſe Worte verlängert, indem man ſagt, des Daches und des Tages, bemerkt man in der Ausſprache ſogleich den Unterſchied, und weiß, wo man ein ch oder ein g ſetzen ſoll.

Vom Unterſchiede des s und ß.

Auch den Unterſchied des kleinen s und des ß am Ende der Wörter kann man auf die Weiſe im Schreiben ſehr gut beobachten, ob er gleich auch im Reden nicht bemerkt wird.

Das kleine s muß ſich nehmlich bei der Verlängerung des Worts in ein einfaches, das ß aber in

ein doppeltes ſ auflöſen. Ich ſchreibe daher das Gras, weil ich nicht des Grasſes, ſondern des Graſes, und das Faß, weil ich nicht des Faſes, ſondern des Faſſes, ſage. —

Vom Gebrauch des c.

Das c ſcheint im Alphabet ein überflüßiger Buchſtabe zu ſeyn, weil es allemal entweder wie z, oder wie k, lautet, allein man findet es in den älteſten Denkmälern unſerer Schrift weit häufiger, als das k, und die Engländer haben es noch bis jetzt, aus Ehrfurcht für das Alterthum ihrer Schrift, in den meiſten Wörtern beibehalten, die wir jetzt mit einem k ſchreiben; daher iſt es nicht ganz zu verwerfen, ob wir gleich jetzt die meiſten Wörter, in welchen es ſonſt geſchrieben wurde, und wie k lautet, auch mit einem k zu ſchreiben angefangen haben.

Wenigſtens verräth es Neuerungsſucht, wenn man das c in allen den Wörtern, wo es wie ein z lautet, auch im Schreiben mit dem z vertauſchen, und alſo z. B. Zizero und Zäſar, anſtatt Cicero und Cäſar, ſchreiben wollte. Freilich würde es auch wieder lächerlich ſeyn, wenn man ſolche Wörter, als Ziel, umzingeln, Sedez u. ſ. w. wegen ihrer Abſtammung noch mit einem c ſchreiben wollte,

weil die Schreibart derselben mit einem z schon einmal allgemein angenommen ist.

Uebrigens scheinet es, als ob man es immer schon eher wagen darf, das c im Schreiben mit dem k als mit dem z zu vertauschen. —

Vor dem k vertritt das c die Stelle eines andern k, wodurch dasselbe verdoppelt wird, welches sich vielleicht von einer Gewohnheit der Alten herschreibt, das k am Ende eines Worts durch c auszudrücken.

Dieß ck kann nun, sowohl wie alle andre doppelte Konsonanten, niemals nach einem gedehnten Vokale stehn, weil derselbe eben dadurch seine lange oder gedehnte Sprache verlieren würde, es würde daher sehr unrichtig seyn, wenn man Hacken, schlaffen, und wir sassen, anstatt Haken, schlafen, wir saßen, schreiben wollte; in den Worten Hacken, erschlaffen, und Landsassen hingegen muß der Konsonant verdoppelt werden, weil allemal ein kurz ausgesprochener Vokal vorhergehet; daß ß ist nicht wie man vielleicht glaubt, ein doppelter, sondern ein einfacher Buchstabe. —

Vom ch.

An das h hinangefüget, bezeichnet das c den einfachen Gaumen laut, welchen wir durch ch aus-

drücken, und dieses nicht ohne Grund; denn da das c am Ende einer Silbe ohnedem schon wie k gelesen werden muß, so wird durch das hinzugefügte k sehr zweckmäßig bezeichnet, daß der Hauch nicht wie bei dem k völlig zurückgeschlagen, sondern zwischen der Zunge und dem Gaumen herausgelassen werden soll. Diese Durchlassung des Athems wird auch bei dem ph durch das hinzugefügte h bezeichnet. —

Vom Unterschiede des ch, g, j und k in der Aussprache und Schreibart.

Beim ch müssen wir uns die Aehnlichkeit desselben in der Aussprache mit den verwandten Lauten g, j und k bemerken, und zugleich den Unterschied zu bestimmen suchen, welcher zwischen diesen Lauten herrscht.

Beim j, ch und g höret man die Luft durchpfeifen; beim k aber wird sie gänzlich zurückgeschlagen. Beim j nähert sich die Zunge dem vordern Theile des Gaumens. Die nahe Verwandschaft dieser Laute macht, daß sie sehr oft, vorzüglich im Reden, verwechselt werden.

Besonders ist das g ein schwebender Laut, welcher sich bei den Obersachsen zum k, bei den Märkern zum j, und bei den Niedersachsen, insbesonk

dre um Göttingen, zum ch geneigt. In und um Hannover aber hört man diesen sanftern, gemilderten Gaumen und Gurgellaut am allerreinsten, und man sagt weder **Rott, Jod, Chott**, sondern **Gott.**

Das **g**, besonders wenn es in einem weichen Konsonant übergeht, als in **Glocke, Gnade**, bringt einen ausserordentlichen Wohlklang in unsre Sprache, so daß wir dasselbe auf alle Weise nach seiner ächten Aussprache müssen beizubehalten suchen. —

Aber das **g** sowohl, als das **ch**, verlieren nach **e, n; ä, ö**, und **ü**, ihren eigenthümlichen Laut, und werden wie **j** gelesen. Dieß ist sehr natürlich, weil die vorhergehenden Vokale schon an sich durch Annäherung der Zunge an den Gaumen gebildet werden, und also der Uebergang von ihnen zu dem **j** sich schon von selber darbietet; da man hingegen, um das **g** und **ch** unmittelbar nach diesen Vokalen auszusprechen, gleichsam mit der Zunge einen Sprung thun müßte, um diesen Laut hervorzubringen.

Daß sich aber das **ch** und **g** nach **a, o** und **u**, mit Bequemlichkeit richtig ausspricht, hat darinn seinen Grund, daß sich die Zunge bei der Aussprache dieser drei Vokale lange nicht so sehr als bei den

übrigen, dem Gaumen nähert, und sich also auch leichter zu der Aussprache des g und ch wieder herabsenken kann.

Bach, Tag, Woche, Buch, Zug, sprechen wir daher so aus, wie wir es schreiben; aber Blech, Weg, Strich, mich, lesen wir eigentlich wie Blej, Wej, Strij, mij, nur daß das j geschärfter ausgesprochen wird, als wenn es am Anfange eines Worts steht. Wollten wir aber in dem Worte mich z. B. dem ch seinen eigentlichen Laut geben, so müßten wir es nach der rauhen Aussprache der Schweizer miach lesen, indem wir erst durch das a den Uebergang vom i zum ch machten; allein wir opfern hier, wie in mehrern Fällen, die strengste Richtigkeit in der Aussprache dem Wohlklang auf. —

Im Anfange einiger fremden Wörter; Charakter, Chor, spricht man gemeiniglich das ch wie k aus, allein es würde der Abstammung dieser Wörter und dem Wohllaut weit mehr gemäß seyn, wenn man in denselben dem ch seinen eigentlichen Laut ließe, so wie man es in dem Worte Chaos thut, welches auch nicht Kaos gelesen wird.

Wollte man aber in den Wörtern Wachs, Flachs, und ähnlichen, dem ch seinen eigenthümlichen

lichen Laut geben, so würde dieses lächerlich klingen, weil jedermann **Wake**, **Flake**, u. s. w. lieset, und also das ch in diesen Wörtern, wegen des unmittelbar daraus folgenden s, allgemein wie k ausgesprochen wird.

In den Wörtern **flugs**, und **Weg**, pflegt man auch das g wie k auszusprechen, allein es scheinet doch immer wohlklingender zu seyn **Weg**, als **Wek** zu lesen; eben so scheinet es auch dem Wohllaut und der Abstammung des Wortes gemäßer zu seyn, wenn man **flugs** so lieset, daß man die Zusammenziehung dieses Wortes aus **fluges** bemerken kann, als wenn man **fluks** ausspricht. —

Noch eine besondere Aussprache hat das g, wenn unmittelbar vor demselben ein **n** vorhergeht. Weil nehmlich n und g zugleich vermittelst der Nase gebildet werden, so schmelzen sie beinahe in einen eignen einfachen Laut zusammen, der ein Lieblingslaut der Franzosen ist, und der auch wirklich nicht unangenehm klingt, indem er sich uns gleichsam von selber aufzudringen scheint. Daher ist es sehr falsch, wenn einige, um das g in diesem Fall vor dem n recht zu unterscheiden, dasselbe wie ein j ausgesprochen, und **Tinje** anstatt **Dinge**, **sinjen** anstatt **singen**, lesen

Daß nun dieſes g nach n, am Ende der Wörter, wie k ausgeſprochen wird, haben wir ſchon bemerkt. Wollte man das b, d, und n g am Ende der Wörter mit ausſprechen, ſo müßte man dieſes durch Hinzubringung eines faſt unmerklichen dunklen e bewerkſtelligen, welches im Schreiben mit einem Apoſtroph bezeichnet werden könnte, als

Der Stab' iſt gebrochen.
Der Tod' iſt beſieget.
Der Klang' iſt entflohen.

Sprechen wir nun aber Stab, Tod, Klang, ſo aus, daß anſtatt p, t, und nk, das weiche b, d und ng, am Ende dieſer Wörter deutlich gehört wird, ſo werden wir das Unangenehme ſehr auffallend bemerken können. —

Im Anfang der Wörter aber muß das g ſeine eigentliche Ausſprache, als ein Mittellaut zwiſchen g, und j, und k, nothwendig behalten, ſo häufig es auch mit dem j verwechſelt wird, wie in folgenden Beiſpielen, wo dieſe Verwechſelung des g mit dem j ſehr ſonderbare Mißverſtändniſſe verurſachen kann:

Ich weiß das gar nicht,
Ich weiß das Jahr nicht.
Er ſieht wie ein Bett aus,
Er ſieht wie ein Jod aus.

Der erſte Gönner;
Der erſte Jänner.

Vom h als wirklichem Buchſtaben und als Dehnungszeichen.

Vom h dürfen wir nur noch bemerken, daß es zwiſchen zwei Vokalen weit gelinder haucht, als im Anfange eines Worts, weil es in dieſem Fall, bloß eine faſt unmerkliche Verſtärkung des Athems ausdrückt, welcher bei dem erſten Vokal ſchon in Bewegung geſetzt war, als in den Wörtern Ehre, ſahe, Früchte, u. ſ. w.

Zum Dehnungszeichen iſt es ſehr zweckmäßig gewählt, weil der Vokal nicht anders gedehnt werden kann, als wenn ein hinlänglicher Athemzug dazu vorhanden iſt; ſo wie das h, wenn es vor dem Vokal ſteht, denſelben herausſtößt, ſo hilft es wenn es nach ihm ſteht, ſeinen Laut, der ſich ſonſt ſogleich wieder verlieren würde, fortſetzen und verlängern.

Vom Unterſchiede des f und v.

Eine der größten Schwierigkeiten ſcheint es zu ſeyn, den Unterſchied zwiſchen f und v im Schreiben gehörig beobachten zu lernen, weil derſelbe im Sprechen gar nicht beobachtet wird, und auch nicht

einmal nach der Abstammung der Wörter zu bestimmen ist, indem z. B. für und vor, voll und füllen, als Wörter von einerlei Abstammung, das eine mit einem f, und das andre mit einem v geschrieben werden. Allein wir werden sogleich sehen, wie sich dieser dem Anschein nach oft schwer zu beobachtende Unterschied auf wenige gewisse Regeln zurückführen läßt. —

Für's erste machen wir von dem f ehe zwanzigmal als von dem v ein einzigesmal Gebrauch, daß es aber noch so oft im Schreiben vorkommt, rührt daher, weil es in einigen kleinen Wörtern und Silben, vor, voll, ver, u. s. w. statt findet, mit denen eine große Menge anderer Wörter, als vorstehen, vollziehen u. s. w. zusammengesetzt sind, die wir nun freilich alle mit einem v schreiben müssen.

Ferner kann das v weder vor einem Konsonant noch vor u und r jemals statt finden. Denn nach der alten Schreibart betrachtete man das v, sobald es vor einem Konsonant stand, wie ein u, und sprach es auch so aus; man wagt es daher nicht, z. B. vlach und vragen, anstatt flach und fragen zu schreiben; eben so wenig, wie man vug und vingen, anstatt fug und fingen, schrieb, weil man das v, welches selber oft wie u gelesen

ward, ſich nicht vor ein andres u oder r zu ſetzen getraute: vor den übrigen Vokalen aber findet das v nur in äuſſerſt wenigen urſprünglich deutſchen Wörtern ſtatt, die man ſich gar leicht bemerken kann; vor a in dem Worte Vater, und was davon abgeleitet iſt, wie e in Vetter, Veſtung, Veſte, und in der Silbe ver; vor i, in Vieh, viel, und vier; vor o, in Vogel, Vogt, Volk, voll und vor.

Auſſer dieſen findet das v nur noch in einer geringen Anzahl Wörter fremden Urſprungs ſtatt, welche aus der lateiniſchen oder franzöſiſchen Sprache in die unſrige aufgenommen ſind, und worinn es zum Theil auch etwas weicher wie das ſ, ausgeſprochen wird, als vor a in Vakanz, Valet, Vaſall.

Vor e in Venedig, Ventil, Veilchen, Veſper, Vettel, Vexiren, Vezier.

Vor i in vice, und was damit zuſammengeſetzt iſt, ferner in Viktualien, Violine, Viſier, Viſite, Vitriol; vor o in Vokal, Voluntär; in der Mitte und am Ende in brav, maſſiv, naiv, Nerve, Sclave, Frevel.

Freilich bedienen wir uns alſo des v nur noch aus Ehrfurcht für das Alterthum, und für das Gepräge fremder Wörter; aus eben dem Grunde aber möchte es auch ſchwer zu verbannen ſeyn,

welches auch um so weniger nothwendig ist, da der Gebrauch desselben im Ernst keine so große Verwirrung in unsrer Rechtschreibung hervorbringen kann, indem die Fälle, wo man sich desselben noch bedienet, bloß als Ausnahmen von der Regel zu beobachten sind. —

Von dem Unterschiede des ſ und s.

Was wir von b, d, und ng bemerkt haben, daß sie am Ende der Wörter und Silben hart ausgesprochen werden, das gilt auch vom ſ, welches in diesem Falle aber auch ein andres Zeichen erhält, und mit s oder ß vertauscht wird,

Wir schreiben daher nicht das Eiſ iſt geſchmolzen, sondern das Eis iſt geſchmolzen, weil die weiche und gelinde Aussprache des ſ am Ende der Wörter ebenfalls widrig und unangenehm klingen würde. Aber man siehet auch hieraus, wie wenig wir Ursach haben, das kurze s zu verwerfen, da durch dasselbe wirklich ein von der Aussprache des langen ſ verschiedener Laut bezeichnet wird.

Freilich bekommt das lange ſ zuweilen die geschärfte Aussprache des kurzen s; aber dies ereignet sich doch nur mehr zufälliger weise vor p und t und

nach g und k, weil diese harten Laute, vor oder nach welchen das ſ unmittelbar ausgesprochen werden ſoll, die ſanfte und gelinde Ausſprache deſſelben unmöglich machen, wie in den Wörtern liſpeln, geſtern, u. ſ. w. und weil b, g und ch am Ende einer Silbe, und insbeſondre vor dem ſ, wie p und k geleſen werden, ſo machen ſie ebenfalls die gelinde Ausſprache des langen ſ unmöglich, wie in den Wörtern wachſen, Labſal, Drangſal, u. ſ. w. —

Von der Ausſprache des ſch und ſt.

Sonderbar iſt es, das in Oberſachſen das lange ſ vor p und t zu Anfange der Wörter, immer wie ſch ausgeſprochen wird, gleichſam als ob es ohne dieſes Ziſchen nicht zu dem h oder t übergehen könnte.

Unſre Vorfahren müſſen doch irgend einen Grund gehabt haben, warum ſie z. B. ſchlagen, ſchweigen, ſchreiben, ſchmerzen, mit einem ſch, und hingegen gerade die Wörter, wo das ſ im Anfange vor p oder t zu ſtehen kommt, ohne das ch ſchrieben.

Und ſind denn nicht p und t gerade die beiden härteſten Laute in ihrer Art, vor welchen man viel-

nicht nicht ohne Grund das Gezisch des sch zu vermeiden suchte, um sie nicht noch härter und rauher zu machen? Warum sollen wir nun diese Ausnahme nicht auch in der Aussprache beobachten, welche nicht ohne Grund im Schreiben gemacht ist?

Der Niedersachse thut dieses beständig, aber freilich fällt er wieder in den gegenseitigen Fehler, macht die Ausnahme zur Regel, und spricht slagen, sweigen, smerz u. s. w. anstatt schlagen, schweigen, und schmerz, welches aber doch niemand thun wird, der seine Aussprache gebildet hat.

Da es nun im Deutschen ein Grundgesetz der Aussprache zu seyn scheinet, dieselbe der einmal angenommenen Schreibart so nahe wie möglich zu bringen, so sollte man auch in diesem Fall nach eben dem Grundgesetze verfahren. Allein es ist freilich niemanden zuzumuthen, seinen Sprachwerkzeugen Gewalt anzuthun, wegen eines einzigen Lautes, worauf weder Glück noch Wolfahrt beruhet, ob derselbe mehr gezischt oder gelispelt wird.

Aber wenn eine allgemeine richtige Aussprache festgesetzt werden soll, so darf in diesem Fall der Niedersachse dem Obersachsen gewiß nichts nachgeben, und der letztere darf es bey dem erstern für kein fehlerhaftes Gelispel halten, wenn derselbe ste-

hen, und ſprechen, anſtatt ſchtehen und ſchpre-chen, ſagt.

Am Ende der Wörter aber iſt die Ausſprache des ſt wie ſcht völlig unerträglich: Wie rauh klingen die Konſonanten r, ſch und t unmittelbar nach einander, in Fürſt, Bürſte, Berſten, wenn es Fürſcht, Bürſchte, Berſchten, geleſen wird. —

Vom Unterſchiede des ß und s.

Wir haben ſchon bemerkt, daß am Ende der Wörter und Silben anſtatt des langen ſ immer ein s oder ß geſetzt wird; es wird zwar das eine völlig ſo wie das andre ausgeſprochen, aber in Rückſicht auf die Verlängerung des Wortes ſind ſie demohngeachtet eben ſo wie b und p, d und t, oder ch und g verſchieden.

Eben ſo wie wir daher Tag mit einem g ſchreiben, weil es nicht des Tacheo, ſondern des Tages, und Bach mit einem ch, weil es nicht des Bages, ſondern des Baches heißt, eben ſo ſchreiben wir auch Beweis mit einem kurzen s, weil es nicht des Beweißes, ſondern des Beweiſes, und Fleiß mit einem ß, weil es nicht des Fleiſes, ſondern des Fleißes heißt. Bußfertig ſchreiben wir mit einem ß, weil wir nicht die Buje, ſondern die

Buße sagen; Bosheit aber mit einem kurzen o weil es nicht Böße, sondern Böse heißt.

Allein wo muß denn nun eigentlich, in der Mitte der Wörter ein ſſ oder ß geſetzt werden? Man hat häufig angefangen, anſtatt des ß und ſſ, entweder nur ein ß oder ein ſſ zu ſchreiben, weil man das ß für weiter nichts, als ein doppeltes ſ gehalten hat. Allein das ß iſt ein einfacher Laut, der wirklich aus einem ſ und einem angehängten z beſteht, wodurch das ſ aber nicht verdoppelt, ſondern nur geſchärft wird.

So wenig alſo ein einfacher Laut die Stelle eines doppelten, oder ein doppelter die Stelle eines einfachen vertreten kann, eben ſo wenig kann das ß anſtatt des ſſ, oder das ſſ anſtatt des ß, im Schreiben geſetzt werden.

Der doppelte Konſonant verkürzt immer den Vokal, ſo wie ihn der einfache verlängert; wollte ich daher die Maße, wenn es von Meſſen herkömmt, mit einem ſſ ſchreiben, ſo müßte ich nothwendig das a kurz ausſprechen, und denn wird man ſich nicht mehr eine Abmeſſung, ſondern die Materie oder den Stoff zu einer Sache darunter denken, welcher die Maſſe heißt; wollte man aber die Maſſe mit einem ß ſchreiben, ſo müßte man das a nothwendig lang ausſprechen, und dann

würde man ſich wieder eine Abmeſſung darunter denken müſſen.

Wir ſehen alſo hieraus, daß das ß nichts weniger als ein überflüſſiger Buchſtabe iſt; auch wiſſen wir nun ganz gewiß, wo wir ein ſſ oder ß ſetzen ſollen, indem das ß, in der Mitte der Wörter, nur nach einem langen, das ſſ aber nur nach einem kurzen Vokal ſtehen kann. Am Ende der Wörter aber, und vor einem t, kann das ß auch nach einem kurzen Vokal ſtehen, und dies iſt der einzige Fall, wo es die Stelle eines doppelten ſ vertritt, als Haß, Faß, ißt, wißt, u. ſ. w.

So wie man das lange einfache ſ am Ende der Wörter nicht ſtehen läßt, eben ſo ſucht man auch das doppelte lange ſ daſelbſt zu verbannen, und vertauſcht es mit dem gerundeten ß; aus eben dem Grunde ſcheinet man es vor dem t mit dem ß vertauſcht zu haben, damit nicht zu viele lange Figuren neben einander ſtehen ſollten, indem man alſo das e in wiſſet und iſſet ausließ, ſchrieb man anſtatt wiſſet und iſſet, wißt und ißt: wollte man iſt, anſtatt ißt ſchreiben, ſo würde dieß auch im Schreiben einen Mißverſtand veranlaſſen, der ohnedem ſchon im Reden nicht zu vermeiden iſt. —

Vom Unterſchied des daß und das.

Noch eins müſſen wir nachholen, warum das Wort das, wenn es ſich auf ein **Verbum** bezieht, oder die **Konjunktion** iſt, mit einem ß, und wenn es ſich auf ein **Nennwort** bezieht, oder der Artikel iſt, mit einem s geſchrieben wird.

Man kann ſich dieſes auf folgende Weiſe erklären: ſagen wir, **ich wünſche daß er komme**, ſo heißt das ſo viel, **ich wünſche, das: er komme!** Dieſes das ſoll alſo die genauſte Bezeichnung desjenigen ſeyn, was man wünſcht, welches aber hier nicht in einem einzigen **Nennworte**: ſondern in einer ganzen Rede enthalten iſt.

Das Wort **das** muß alſo hier weit mehr bezeichnen, als wenn es vor einem bloßen **Nennwort** ſtände; was war daher wohl natürlicher, als daß man auch auf dieſes ſo bezeichnende das durch die Verdoppelung des langen ſ, welches hier durch ß bezeichnet wird, einen größern Nachdruck ſetzte, den man wenigſtens im Schreiben beibehielt, ob man ihn gleich im Sprechen nicht mehr beobachtet. Uebrigens werden die Wörter **was, als**, u. ſ. w. welche nicht verlängert werden können, allemal mit einem kurzen s geſchrieben. —

Vom sch.

Das sch vertritt die Stelle des französischen ch in den Wörtern Maschine, Marschall, Marsch, und ähnlichen. In solchen Wörtern aber, als Chäse, Genie, welche noch zu sehr das Gepräge ihres fremden Ursprungs an sich tragen, behält man lieber die Französische Schreibart bei. —

Von den übrigen Konsonanten ck p f und r.

Von den übrigen Konsonanten ist nur wenig mehr zu bemerken übrig, weil bei der Aussprache und Schreibart derselben keine große Schwierigkeiten statt finden. Nur werden wir uns noch erinnern, daß kein doppelter Konsonant nach einem langen Vokal stehen kann, und daß es also fehlerhaft wäre, wenn wir z. B. Laken, Haken u. s. mit einem ck schreiben wollten.

Eben so wenig kann das ck und tz nach einem andern Konsonanten gesetzt werden; daher würde es auch fehlerhaft seyn, wenn man Danck und Hertz anstatt Dank und Herz schreiben wollte. —

Da man das pf am Ende der Wörter, als in Kopf, Zopf, u. s. w. deutlich hören läßt, so sollte man es auch im Anfange der Wörter Pferd und

Pfand, nicht wie ein bloßes f, und also nicht Ferd und Fand lesen.

Bei dem r wird die schwächere, lallende, zwischen r und l schwankende Aussprache desselben, welche man Schnarren nennt, von einigen für schön gehalten. Daß aber demohngeachtet das Schnarren ein Naturfehler sey, sieht man daraus, weil diejenigen, die es thun, es größtentheils thun müssen, und das r gar nicht ohne Schnarren aussprechen können, da hingegen diejenigen, die es nicht thun, es doch thun können, sobald sie wollen. —

Freilich klingt die allzurauhe und nachdrückliche Aussprache des r dem Ohre auch nicht angenehm, und man muß daher das Zittern der Zunge beym r nicht zu lange fortdauern lassen, damit es nicht gleichsam noch nach klinge, wenn das r schon ausgesprochen ist.

Von dem Silbenmaaße.

Jede Zuſammenſetzung mehrerer Silben muß ſich entweder mehr zum Falle oder mehr zum Sprunge neigen.

Zum Fall neigt ſie ſich, wenn das lange voran geht und das kurze nachtönt; zum Sprunge wenn das kurze vorangeht und das lange nachtönt.

Selbſt zwei lange Silben neigen ſich ihrer Langſamkeit wegen mehr zum Falle, als zum Sprunge, und zwei kurze Silben neigen ſich ihrer Schnelligkeit wegen mehr zum Sprunge als zum Falle, ob ſie ſich gleich in Anſehung ihrer Dauer völlig gleich ſind.

Nun laſſen ſich zwei in Anſehung ihrer Dauer, verſchiedne Silben, auf nicht mehr als zweierlei Art zuſammenſtellen, ſo daß entweder die lange Silbe vorangeht und die kurze nachtönt:

Der Trochäus oder Wälzer, welcher auch der Choreus heißt.

— e

Liebe.

oder ſo daß die kurze Silbe vorangeht, und die lange nachtönt:

Der Jambus oder Schleuderer.

⏑ –

gericht.

In dieſen beiden einfachen Verſetzungen liegen im Grunde alle übrigen Silbenmaaße, ſie mögen ſo zuſammen geſetzt ſeyn, wie ſie wollen, wie in ihrem Keime verborgen. Jede Zuſammenſtellung von Silben iſt entweder jambiſch oder trochäiſch neigt ſich entweder zum Falle oder zum Sprunge.

Selbſt zwei unmittelbar aufeinander folgende lange Silben.

Der Spondeus oder Tritt.

– –

dankt preißt.

neigt ſich zum Fall, und nähert ſich dem Trochäus.

Zwei unmittelbar auf einanderfolgende kurze Silben.

Der Pyrrhichius oder Läuffer.

⏑ ⏑

über — all.

neigt ſich zum Sprunge und nähert ſich dem Jambus.

Von drei Silben laſſen ſich acht verſchiedene Zuſammenſtellungen machen:

1) Drei aufeinander folgende kurze Silben,

Der Trybrachis oder Dreigekürzte.

◡ ◡ ◡

el | ligeres.

neigt ſich wegen ſeiner Schnelligkeit zum Sprunge, und nähert ſich alſo dem Jambus.

2) Drei aufeinander folgende lange Silben.

Der Moloſſus oder Schwertritt.

— — —

dankt, preiſt Gott!

neigt ſich zum Fall, und liegt dem Trochäus näher als dem Jambus.

3) Zwei lange und in der Mitte eine kurze Silbe:

Der Amphimacer oder Zweilängigte.

— ◡ —

Zärt lich keit.

welcher auch der Kretikus heißt, neigt ſich zum Fall, und iſt dem Trochäus verwandt.

4) Das Umgekehrte von dieſem, zwei kurze und in der Mitte eine lange Silbe,

Der Amphibrachis oder Zweygekürzte.

◡ — ◡

Gerüche.

neigt ſich zum Sprunge und iſt dem Jambus verwandt.

5) Erſt eine lange und dann zwei kurze Silben.

Der Daktylus oder Fingerschlag.

— ◡ ◡

freudiger.

neigt sich wieder zum Fall.

6) Das Umgekehrte, von diesem: erst zwei kurze und dann eine lange Silbe,

Der Anapäst oder Gegenschlag.

◡ ◡ —

übersteigt.

neigt sich zum Sprunge, und nähert sich dem Jambus.

7) Erst eine kurze, und dann zwei lange Silben:

Der Bachius oder Stürmer.

◡ — —

zu dir schreit.

ist dem Jambus, und

8) Das Umgekehrte von diesem: erst zwei lange und dann eine kurze Silbe,

Der Palimbachius oder Schwerfall.

— — ◡

laut Donnern,

ist dem Trochäus oder Choreus verwandt.

Wir wollen nun die zweisilbigten und dreisilbigten metrischen Fuße noch einmal untereinanderstellen, um sie nach dieser Entwicklung mit einem Blick übersehen zu können.

Trochäus.		Jambus.	
Fall.		Sprung.	
Trochäus oder		Jambus oder	
Wälzer	— ◡	Schleuderer	◡ —
Spondeus oder		Pyrrhichius oder	
Tritt	— —	Läufer.	◡ ◡
Molossus oder		Trybrachis oder	
Schwertritt	— — —	Dreigekürzter.	◡ ◡ ◡
Amphimacer oder		Amphibrachys oder	
Zweylängigter	— ◡ —	Zweigekürzter	◡ — ◡
Daktylus oder		Anapäst oder	
Fingerschlag	— ◡ ◡	Gegenschlag	◡ ◡ —
Palimbachius oder		Bachius oder	
Schwerfall	— — ◡	Stürmer.	◡ — —

Von vier Silben lassen sich sechszehn verschiedene Zusammenstellungen machen.

1) Vier auf einanderfolgende kurze Silben.

Der Procelevmatikus oder Doppelschlag.

◡ ◡ ◡ ◡

gü | tigeres Ge | schick.

ist dem Jambus verwandt und neigt sich zum Sprunge,

2) Vier aufeinanderfolgende lange Silben:

Der Dispondeus oder Doppeltritt.

— — — —

dankt, preißt Gott laut.

ist dem Trochäus verwandt und neigt sich zum Fall.

3) Zwei lange und in der Mitte zwei kurze Silben:

Der **Choriambus**, welcher aus dem **Trochäus** oder **Choreus**, und aus dem **Jambus** zusammengesetzt ist, und den man füglich den **Aufsprung** nennen könnte, weil er vom Falle sich wieder erhebt.

— ⏑ ⏑ —

Wonnegesang.

Dieser Fuß ist, weil er sich mit dem Fall anhebt, dem Trochäus oder Choreus näher als dem Jambus, und wegen seines leicht zu berechnenden Verhältnisses einer der wohlklingendsten metrischen Füße: denn die beiden kurzen Silben, welche in der Mitte zusammenstehen, messen nicht nur die vorhergehende erste, sondern auch die nachfolgende letzte lange Silbe auf die natürlichste und leichteste Art ab; oder vielmehr der Choriambus mißt sich selbst ab, indem er das Lange vor und nach tönen läßt, und das Kurze in die Mitte bringt. Er hat hierin mit dem Amphimacer oder Zweylängigten

— ⏑ —

Zärtlichkeit.

einige Aehnlichkeit, der sich zwar auch durch die kurze Silbe in der Mitte, aber doch nicht auf eine so vollständige Art, wie der **Choriambus** abmißt.

Weil in dem Choriambus sich gerade die beiden Hauptfüße, welchen alle übrigen untergeordnet sind, vereinigen, so läßt sich aus ihm vorzüglich die Theorie der metrischen Füße entwickeln, die wir erst nach der Reihe ferner wollen auftreten lassen, um zu sehen, in wiefern sie sich mehr zum Fall oder zum Sprung, mehr zum Jambus oder Choreus neigen. Wir stellen also

4) zusammen, zwei kurze und in der Mitte zwei lange Silben, gerade das Umgekehrte vom Choriambus,

Der Antispast oder Gegenzug.

⏑ — — ⏑
des Fluchs Donner,

der sich, weil er mit dem Sprunge anhebt, mehr zum Jambus neigt, und die gewaltsamste und schwerste, so wie der Choriambus die natürlichste und leichteste Silbenstellung ausmacht. Er ist ein wahrer **Gegenzug**: denn der Sprung reißt uns vorwärts, indes der Fall uns wieder rückwärts zieht.

Wir werden plötzlich in unserm Anlauf gehemmt, und müssen uns zu einem von dem vorhergehenden verschiednen Schritt bequemen: statt aufs neue zu laufen, wozu wir doch eigentlich den Anfang gemacht haben, müssen wir nun auf einmal plötzlich sinken. Daher entsteht das Harte, Disharmonische und Zwangvolle dieses metrischen Fußes.

Es ist uns weit natürlicher, vom Fall wieder aufzuspringen, als aufzuspringen, um zu fallen. Der Wiederaufsprung nach dem Fall setzt uns in die Lage, worin wir bleiben wollen; aber der Fall nach dem Aufsprung setzt uns in die Lage, worin wir nicht bleiben wollen.

In dem Choriambus wird das Steigen durch den Fall gleichsam vorbereitet: und das ist der natürliche Gang des Verses. Die elastische Feder springt nicht eher auf, als bis sie vorher niedergedrückt ist. —

Das Steigen kann wohl durch das Fallen, aber nicht umgekehrt das Fallen durch das Steigen, vorbereitet werden. Denn wir betrachten das Fallen wohl als Mittel zum Steigen, aber nicht das Steigen als Mittel zum Fallen. —

Das durch Vorschiebung der kurzen Silben bewirkte unvorbereitete Steigen in dem Jambus hat daher schon an sich etwas Gewaltsames, wel-

thes in dem Antiſpaſt, wo das Steigen, ſtatt durch den Fall vorbereitet zu werden, dieſen Fall ſogar nach ſich hat, am allermerkbarſten wird. Der Fall oder Trochäus ſcheint uns da ganz unzweckmäßig zu ſtehen; er ſcheint uns nicht eigentlich zum Sprunge oder Jambus zu gehören, weil er ihn weder beſtimmt, veranlaßt, noch vorbereitet, ſondern gleichſam unnütz nachtönt.

Dahingegen der Choreus in dem Choriambus den darauf folgenden Sprung oder Jambus vorbereitet, welcher ſich daher auch willig an ihn hinanſchmiegt. Der Choriambus macht daher die gröſte Harmonie, ſo wie der Antiſpaſt die gröſte Disharmonie unter den metriſchen Füßen aus. Der Amphibrachys oder zweygekürzte

⏑ — ⏑

Gerüche.

ſcheint zwar mit dem Antiſpaſt einige Aehnlichkeit zu haben, weil auch das Lange in die Mitte und das Kurze an beide Enden gebracht iſt, und doch klingt dieſer Fuß nicht disharmoniſch, wenn wir ihn gegen den zweilängigten oder Amphimacer

— ⏑ —

Zärtlichkeit.

halten: das macht weil in dem Zweigekürzten oder Amphibrachys das Gewaltſame des Sprunges

durch das Sinken in der letzten kurzen Silbe, wieder gemildert wird. Denn der Sprung geschieht hier nicht um zu sinken, wie bei dem Antispast, sondern das Sinken in der letzten kurzen Silbe scheint nur der abgebrochne Anlauf zu einem neuen Sprunge zu seyn, der sich gern dem Jambus anschmiegt, und den der Jambus willig aufnimmt, weil er ihn eigentlich nicht in seinem Lauf hemmt, sondern vielmehr den Anfang macht, ihn fortzuführen.

Darum hat auch

5) Der Disambus oder Doppelwurf.

⏑ – ⏑ –

mit Ungestüm.

für das Ohr nichts Widriges, weil nur der erste Sprung durch keinen Fall verbreitet ist, sondern durch die Vorschiebung der kurzen Silbe vor die lange bewirkt wird, der folgende Sprung hingegen schon durch ein leichtes Sinken von der langen zu der kurzen Silbe vorbereitet, und das Gewaltsame desselben eben dadurch gemildert wird.

Der Disambus oder Doppelwurf steigt nicht um ganz zu sinken, sondern sinkt nur ein wenig, um aufs neue wieder zu steigen; der Antispast hingegen steigt nur, um eigentlich vollständig zu sinken. Daher kommt das Zweckwidrige, disharmo-

nische in dieser Zusammenstellung. Bei dem Choriambus hingegen schließt sich das Ende des Falls an den Anfang des Steigens, wodurch ein sanfter Wellenschlag entsteht, der das Ohr auf eine ganz vorzügliche Art reizt. Bei dem Amphimacer oder zwellängigten

— ◡ —

Zärtlichkeit.

ist das Ende des Falls und der Anfang des Steigens in eine und eben dieselbe Silbe zusammengedrängt: darum ist die Harmonie nicht so vollständig; der Wellenschlag ist kürzer und schärfer, wie bei dem Choriambus. — Bei dem Amphibrachys oder Zweigekürzten

— ◡ —

Gemüthe.

ist das Ende des Steigens und der Anfang des Falles in einer Silbe zusammen gedrängt, darum ist hier keine solche Disharmonie, wie bei dem Antispast. Das Steigen und Fallen verliert sich hier in einander: der Schluß des Falles ist schon da, ehe man noch den Anfang bemerkt hat, der hingegen bei dem Antispast sehr auffallend gemacht wird, um das Abstehende des Fallens gegen das Steigen desto deutlicher merken zu lassen.

Bei dem Dijambus oder **Doppelwurf** ist nun auch immer die lange Silbe das Ende des Steigens und der Anfang des Fallens, so wie die kurze Silbe zugleich der Schluß des Fallens und der Anfang des Steigens ist. Er hat daher nicht das Disharmonische des Antispast, aber auch nicht das volle Harmonische des Choriambus. Dagegen nähert sich

6) Der Dichoreus oder Doppelfall.

— ◡ — ◡

Klageſtimme.

schon mehr der Harmonie des Choriambus, weil er sich auch mit dem Fall anhebt, und nun die eine kurze Silbe, die eigentlich in der Mitte stehen, und eine **Aufschlagssilbe** seyn sollte, ans Ende wirft und zu einer **Schlußfallssilbe** macht. In dem Dijambus oder **Doppelwurf** hingegen wird die erste kurze Silbe, die eigentlich in der Mitte stehn und eine **Schlußfallssilbe** seyn sollte, vorweggerissen und zu einer **Anschlagssilbe** gemacht, wodurch die Berechnung des Verhältnisses der Silben gegeneinander schon etwas mehr erschwert wird, oder sich wenigstens nicht so, wie bei dem Dichoreus von selber darbietet. Durch den Dijambus wird also die vollständige Harmonie des Choriambus schon mehr, als durch den Dicho-

aus zerstört, noch mehr aber wird sie durch den

Jonikus a minori oder Vorschläger

⏑ ⏑ — —

unterjocht Volk,

und den Jonikus a majori oder Nachschläger

— — ⏑ ⏑

freundschaftliche

zerstört, wovon der erste die beiden kurzen Silben aus der Mitte vorwegnimmt, und auf die Weise den zusammenklingendsten Schlussfall und Aufschlag in einen schnellen Anlauf verwandelt; der letztere sie aber ans Ende wirft, und den harmonischen Schlussfall und Aufschlag in einen schnellen Ablauf verwandelt.

Dieser letztere, der Jonikus a minori oder Nachschläger (— — ⏑ ⏑) entfernt sich noch mehr von der Harmonie des Sprachtons, als der Vorschläger (⏑ ⏑ — —). Bei dem Vorschläger habe ich nehmlich schon das Maaß zu der zweiten langen Silbe, noch ehe ich sie ausspreche; denn ich habe die erste lange Silbe schon nach den vorhergehenden beiden kürzern abgemessen, und messe nun die zweite wieder nach der ersten ab. Bei dem Nachschläger hingegen bekomme ich zu der ersten langen Silbe nicht eher einen Maaßstab, bis ich die zweite darauf folgende lange Silbe erst ausgesprochen habe; darum fühle ich kein Bedürfniß die

erste lange Silbe an das folgende mit anzuschliessen, und es scheinet, als ob sie zu dem folgenden nicht recht mit gehört. Eben dieß macht auch den Palimbachius oder Schwerfall

— — ⏑
laut Donnern,

dieharmonischer, als den Bachius oder Stürmer

⏑ — —
zu dir schreit.

Am allermeisten zerstört der Antispast die Harmonie des Choriambus: denn er kehrt sein ganzes Verhältniß um; indem er das Einschliessende in die Mitte, und das Eingeschossene an die beiden Enden bringt,

⏑ — — ⏑
des Flucht Donner

statt

— ⏑⏑ —
Wonnegesang.

Was zusammen stehen soll, wirft er von einander, und was von einander stehen soll, stellt er zusammen, zwei Längen zwischen zwei Kürzen — ein höchst widriges Verhältniß! Denn jede dieser beiden Längen senkt sich natürlicher Weise nach ihrer Kürze hin, wodurch sie sich abmißt, und kann sich also an der benachbarten Länge nicht festhalten; diese Zusammenstellung ist daher höchst ge-

zwungen und droht immer wieder auseinander zu fallen; dahingegen zwei Längen zwischen zwei Kürzen sehr leicht und natürlich zusammenfallen, weil sich der Schlußfall und der Aufschlag von selber gegeneinander senken.

Unter den viersilbigten metrischen Füßen, die wir bis jetzt nebeneinander gestellt haben, gränzt also der **Dichoreus** oder **Doppelfall** — ⏑ — ⏑ am nächsten an die volle Harmonie des **Choriambus**; dann folgt der **Dijambus** oder **Doppelwurf** ⏑ — ⏑ —; dann folgt der **Jonikus a minori** oder **Vorschläger** ⏑ ⏑ — —; dann der **Jonikus a majori** oder **Nachschläger** — — ⏑ ⏑; und dann der **Antispast** oder **Gegenzug** ⏑ — — ⏑.

Der **Procelevmatikus** oder **Doppelschlag** ⏑ ⏑ ⏑ ⏑ kann im Grunde nur als ein bloßer verdoppelter Anlauf betrachtet werden, der sich doch am Ende zum Sprunge neigt; und der **Dispondeus** oder **Doppeltritt** —'— — kann nicht anders als wie ein schwebender Gang betrachtet werden, der sich doch am Ende zum Fall neigen muß.

Wir wollen uns nun diese acht viersilbigten metrischen Füße wieder untereinander und neben einander stellen, um sie mit einem Blick zu übersehen und beurtheilen zu können, in wie fern sie sich mehr zum Sprunge oder zum Falle neigen?

Fall.	Sprung.
Olſpondeus od. Doppeltritt — — — —	Procelevmaticus od. Doppelſchlag ◡ ◡ ◡ ◡
Olchoreus od. Doppelfall ◡ — ◡ —	Dijambus oder Doppelwurf ◡ — ◡ —
Jonikus a minori od. Nachſchläger — — ◡ ◡	Jonikus a minori oder Vorſchläger ◡ ◡ — —
Choriambus od. Aufſprung — ◡ ◡ —	Antiſpaſt od. Gegenzug ◡ — — ◡

Dies ſind die Zuſammenſtellungen alle, welche von zwei kurzen und zwei langen Silben möglich ſind: allein, weil auch drei kurze und eine lange, und drei lange und eine kurze Silbe, jede noch auf viererlei Art zuſammengeſetzt werden können, ſo bekommen wir dadurch acht neue Zuſammenſtellungen von Silben oder metriſchen Füßen, die ſich von den vorhergehenden weſentlich unterſcheiden. Dieſe ſind, der Peon oder Tänzer, der aus einer langen und drei kurzen Silben beſteht, die wiederum auf viererlei Art unter ſich verſetzt werden; und der Epitrit oder Dreiſch'ag, der aus drei langen und einer kurzen Silbe beſteht, die wiederum auf viererlei Art unter ſich verſetzt werden kön-

ten, so daß die kurze Silbe in der Ordnung die erste, die zweite, die dritte, oder die vierte ist, und auf die Weise auch der Epitrit oder Dreischlag sich in den ersten, zweiten, dritten und vierten Epitrit; so wie auch der Peon oder Tänzer sich in den ersten, zweiten, dritten, und vierten Peon von selbst eintheilt..

Der erste Peon oder Tänzer, bei welchem die lange Silbe voransteht

— ◡ ◡ ◡

eiligeres

scheint sich deswegen zwar auch zum Falle zu neigen, im Grunde aber neigen sich doch alle Peone wegen der größern Anzahl der kurzen Silben mehr zum Sprunge. Der Fall, womit sich der erste Peon anhebt, wird durch die folgenden beiden kurzen Silben fast ganz unmerklich gemacht, und dieser metrische Fuß bekömmt dadurch etwas Hartes weil mehr kurze Silben auf d' lange folgen, als zu ihrer Abmessung nöthig sind, und die letzte kurze Silbe sich daher nicht sowohl an das vorhergehende, als an etwas folgendes anzuschliessen strebt, wozu sie den Anlauf macht. Eben das ist auch der Fall in dem

zweiten Peon ◡ — ◡ ◡

geflügelte,

wo sich der Pyrrhichius oder Lauffer ebenfalls nicht gut an den Jambus anschliessen will, welcher, da er schon einen Aufschlag vor sich hat, keines so langen Ablaufes mehr bedarf. Wenn daher mehrere zweite Peone aufeinander folgen, so verlieren sie sich bald wieder in den ersten Peon, als

⏑ — ⏑ ⏑ | ⏑ — ⏑ ⏑ | ⏑ — ⏑ ⏑
geflügelte — — — —

wo man bald anfängt, die Einschnitte so zu machen

⏑ | — ⏑ ⏑ ⏑ | — ⏑ ⏑ ⏑ | — ⏑ ⏑
geflügelte ge — — — —

Der dritte Peon, welcher auch der Dydimeus heißt

⏑ ⏑ — ⏑
überschütten

ist der wohlklingendste: denn in ihm scheint keine Silbe überflüssig zu seyn: der Anlauf bedarf zum Sprung einer langen Silbe, und die lange Silbe bedarf zum Fall einer kurzen Silbe. Zwei kurze Silben würden sich nicht an sie anschließen; sondern sogleich wieder auf eine folgende längere Silbe einen erneuerten Anlauf machen, wie in dem zweiten Peon ⏑ — ⏑ ⏑: denn zwei kurze Silben sind schon an sich mehr zum Sprunge als zum Fall geneigt, weil nun in den beiden ersten Silben durch den Jambus der Sprung einmal vorbereitet ist, so können sie der langen Silbe nicht mehr zum Fall die-

dienen, sondern setzen den einmal angefangenen Sprung, ihrer Natur nach, fort.

Der vierte Peon ◡ ◡ ◡ —

flüchtigerer Tanz

der den Tanzenden zugesungen wurde, klingt auch harmonischer, als der erste und zweite, weil drei aufeinanderfolgenden kurzen Silben der Anlauf immer natürlicher ist, als der Ablauf. Der erste und zweite Peon müssen sich daher auch bald in den vierten Peon verwandeln, wenn mehrere aufeinander folgen, als

◡ — ◡ ◡ | ◡ — ◡ ◡ | ◡ — ◡ ◡

geflügelte — — — —

wo man bald so abtheilen wird

◡ — | ◡ ◡ ◡ — | ◡ ◡ ◡ | ◡ ◡

geflügelte — — — — —

Der erste Epitrit oder Dreisch[illegible]

◡ — — —

auf dich hoft stark

neigt sich, weil er mit der kurzen Silbe anhebt, zum Sprunge, und hat viele Aehnlichkeit mit dem Bachius oder Stürmer ◡ — —, den er an Heftigkeit noch übertrift. Er hat an sich nichts Unharmonisches, weil sich an der ersten durch den Vorschlag abgemessenen langen Silbe, die zweite, und an dieser die dritte von selber abmessen. Es findet in diesem Fuß zwar kein solcher sanfter Wech-

sei von Steigen und Fallen statt, wie bei dem Jambus ⏑ — ⏑ — oder Dichoreus — ⏑ — ⏑, aber er steigt doch nicht bloß, um desto schwerfälliger und unbehülflicher wieder zu fallen, wie der Antispast ⏑ — — ⏑, sondern, wenn er einmal gestiegen ist, so erhält er sich bis zum Schluß im Steigen schwebend, und sein Schluß hat daher nichts dem Anfange widersprechendes.

Der zweite Epitrit — ⏑ — —
dich erhört Gott

verliert sich in den ersten, sobald mehrere aufeinander folgen, als

— ⏑ — — | — ⏑ — — | — ⏑ — —
dich erhört Gott — — — — —

wo man bald so abtheilen wird

— | ⏑ — — — | ⏑ — — — | ⏑ — —
dich erhört Gott dich — — — — —

Er neigt sich übrigens mehr zum Fall, weil er mit der Länge anhebt, und ist noch harmonischer, als der erste Epitrit, weil die kurze Silbe nicht vorweggegriffen, sondern in der Mitte zwischen die beiden langen Silben gestellt wird, und auf die Weise zwei Füße bilden hilft, die in diesem verborgen liegen: der Amphimacer oder Zweilängigte — ⏑ —, wenn ich den Epitrit so abtheile — ⏑ — | —, und den Bachius oder Stürmer, wenn ich ihn so abtheile — | ⏑ — Das Heftige des Bachius wird

durch den mitertönenden Amphimacer gemildert, und das Sanfte des Amphimacer erhält durch den mitertönenden Bachius mehr Nachdruck. Dahingegen in dem erſten Epitrit der Bachius in der dritten langen Silbe noch fortſtürmt, ohne durch etwas gemildert oder gehemmt zu werden.

Der dritte Epitrit — — ⏑ —
ach weiche Kluft

neigt ſich noch mehr zum Fall, als der zweite Epitrit, weil die kurze Silbe erſt nach den beiden langen ſteht, mit denen ſie einen Palymbachius oder Schwerfall — — ⏑ ausmacht, der in dieſem Fuße, nebſt dem Amphymacer — ⏑ — verborgen liegt: der erſtere nehmlich, wenn ich den Epitrit ſo abtheile — — ⏑ | —, und der zweite, wenn ich ihn ſo abtheile — | ⏑ —; weil aber der Schwerfall oder Palimbachius ſchon an ſich nichts harmoniſches hat, ſo bringt er auch eben keine Harmonie in einen Fuß, in welchem er mitertönt; der dritte Epitrit iſt daher auch weniger harmoniſch als der zweite, aber nicht ſo disharmoniſch, als

der vierte Epitrit — — — ⏑
Stromlaut donnernd

in welchem der Moloſſus oder Schwertritt — — — und der Palimbachius oder Schwerfall — — ⏑ zugleich mit ertönen. Da ſich nun dieſe beide zum

Fall neigen, so ist der vierte Epitrit einer der unbeholfichsten und schwerfälligsten unter allen metrischen Füßen; er muß sich daher auch nothwendig wieder zum Spondäe neigen, sobald mehrere zusammenstehen, und alsdann verwandelt er sich unvermerkt wieder in den ersten Epitrit ⏑ — — —.

Der zweite Epitrit — ⏑ — —, welcher auch der Karikus heißt, ist unter den Epitriten bei weitem der wohlklingendste, so wie der dritte Peón oder Didymus ⏑ ⏑ — ⏑ unter den Peonen der wohlklingendste ist. In dem zweiten Epitrit wird nehmlich das Harte des Bachius, der in ihm verborgen liegt, durch den vertönenden Amphimacer oder Kretikus; und in dem dritten Peon wird das Harte des Anapäst, womit er anhebt, durch den nachtönenden Amphibrachys oder Zweygekürzten gemildert.

Der zweite Epitrit oder Karikus — ⏑ — — und der dritte Peon oder Didymus ⏑ ⏑ — ⏑ machen eine sehr schöne Gegeneinanderstellung aus, weil in beiden ganz entgegengesetzte kreisfüßigte metrische Füße verborgen liegen. In dem Karikus — ⏑ — —, der Kretikus — ⏑ — | —, und Bachius — | ⏑ — —; und in dem Didymus der Anapäst ⏑ ⏑ — | ⏑, und Amphybrachis ⏑ | ⏑ — ⏑. Die Gegeneinanderstellung von

— ◡ — — ◡ ◡ — ◡
Ach! welche Kluft überſchütten

iſt alſo wie die Gegeneinanderſtellung von

— ◡ — ◡ — ◡
Zärtlichkeit Gerüchs

◡ — — ◡ ◡ —
zu Die ſcheut überſteigt

Der Anapäſt, womit ſich der Didymenus anhebt, folgt unmittelbar auf den Bachius, womit ſich der Karikus ſchließt; und auf den beiden Enden ſtehen auch wieder entgegengeſetzte Füße: vorn der Amphimacer, womit ſich der Karikus anhebt, und am Ende der Amphibrachys, womit ſich der Didymenus ſchließt.

Von der Silbenſtellung oder dem deutſchen Versbau.

Haben wir wirklich in unſerm deutſchen Versbau ein beſtimmtes Silbenmaaß oder nicht? — Man verſuche es einmal mit dem folgenden ſechsſilbigten Jambiſchen Verſe:

Bald weint aus euch der Schmerz;

ob man dieſe Jamben wie Trochäen leſen könne?

— ◡ | — ◡ | — ◡

Bald weint aus euch der Schmerz,

oder ob ſich nicht alles bei einem gegen dieſen unnatürlichen Zwang der Silben ſträubt; und ob nicht das jambiſche Versmaaß, ſo oft man dieſe Zeilen lieſt, ſich einem unwiderſtehlich aufdringt? Woher kömmt das? Iſt es etwa das der vor Schmerz allein, welches als ein bloßer Artikel, die Länge nicht auf ſich duldet? ſo wollen wir ſtatt dieſes der einmal ein zweiſilbigtes Wort unterſchieben, und etwa ſagen:

— ◡ | — ◡ | — ◡ | —

Bald weint aus euch ſtiller Schmerz;

und der Vers bleibt noch immer unausſtehlich für das Ohr: Wenn wir nun aber ſetzen:

— ◡ | — ◡ | — ◡ | —

Bald weint ſtiller Schmerz aus euch;

ſo iſt der Vers ſchon etwas erträglicher geworden, weil die Länge nun wieder auf euch fällt; indes bleibt immer noch eine Härte übrig, weil ich ſage, bald weint — ◡, anſtatt bald weint ◡ —. Sehen wir:

Aus euch weint bald der Schmerz;

ſo iſt der Vers im Anfange wieder unerträglich, und in der Mitte, wenn wir ſehen:

Der Schmerz weint bald aus euch.

Iſt es denn nun hier das Ohr, oder iſt es der Verſtand, welcher entſcheidet? Für das Ohr könnte aus eben ſowohl eine lange Silbe ſeyn, wie euch, denn in beiden tönt ein Diphtong oder Doppelvokal, der an ſich ſchon die Silbe dehnt. Bald und weint ſind in Anſehung der Buchſtabenzahl auch nicht ſo verſchieden, daß ſie nicht beide ſollten gleich lang können ausgeſprochen werden. Und doch fühlen wir uns gedrungen, bald gegen weint kurz, und euch gegen aus lang auszuſprechen.

Bald iſt aber nicht an ſich kurz, und euch nicht an ſich lang, wie man ſieht, wenn man es in eine andre Verbindung bringt, als:

Bald iſt nun dein Schmerz vorüber,

wo bald iſt einen Trochäus — ⏑ bildet, der nicht willkürlich angenommen, ſondern in der Zuſammenſtellung von bald iſt gegründet ſeyn muß, weil das Gegentheil davon, wenn ich bald iſt in einen Jambus verwandle, und etwa ſage:

Bald iſt dein Schmerz vorüber,

eine unvermeidliche Härte mit ſich führt. Eben ſo widrig und gezwungen, wie es mir klingen würde, wenn ich ſagen wollte: bald weint — ⏑, ſo widrig und hart klingt es mir, wenn ich ſage: bald iſt ⏑ —. Bald weint ſcheint mir, ſeiner Natur

nach, ein Jambus, und bald ist, seiner Natur nach, ein Trochäus zu seyn.

Wenn euch neben aus steht, so dünkt mir, als müßte ich es gegen aus nothwendig lang aussprechen: steht es hingegen etwa in folgender Verbindung:

Euch krönt der Lorbeer schon,
⏑ — | ⏑ — | ⏑ —

so kann ich das euch, das ich mich gegen aus lang auszusprechen gedrungen fühlte, gegen krönt nicht anders, als kurz aussprechen. Denn wenn ich z. B. sagen wollte:

Euch krönt schon der Lorbeer
— ⏑ | — ⏑ | — ⏑

so höre ich auf einmal so etwas Disharmonisches, Unnatürliches und Zwangvolles in dem Silbenfall, wodurch mir der Vers unerträglich wird. Ich fühle mich hier gleichsam in einer Klemme: wollte ich den Vers wie Jamben lesen, so müßte ich am Ende sagen: der Lorbeer — ⏑ —, welches ganz unnatürlich klingen würde; dafür lese ich ihn also immer noch lieber wie Trochäen, und also euch krönt — ⏑, anstatt euch krönt ⏑ —; denn es klingt mir doch lange nicht so hart euch krönt — ⏑, anstatt euch krönt ⏑ —, als der Lorbeer — ⏑ —, anstatt der Lorbeer ⏑ — ⏑, zu sagen. Folge ich

aber meinem Gefühl, so muß ich lesen:

⏑ — | ⏑ ⏑ — ⏑

Euch krönt schon der Lorbeer;

denn ich fühle, daß euch sowohl als schon gegen krönt kurz ausgesprochen werden müssen, und daß also dieser Vers schlechterdings nicht wie ein Trochäischer Vers muß gelesen werden, sondern daß er aus einem Jambus und Didymeus besteht. Setze ich:

Krönt euch der Lorbeer schon;

⏑ — | ⏑ — | ⏑ —

so fühle ich eben einen solchen Widerstand, wenn ich diesen Vers wie Jamben lesen will, weil euch neben krönt unmöglich lang ausgesprochen werden kann, wenn nicht ein ganz besondrer Nachdruck darauf gelegt werden soll, der doch hier nicht darauf liegt. — Krönt euch der fällt wie von selbst zum Daktylus — ⏑ ⏑, und Lorbeer schon zum Kretikus — ⏑ —, zusammen; oder ich kann auch statt des Daktylus — ⏑ ⏑ und Kretikus — ⏑ —, den Choriambus — ⏑ ⏑ — und Jambus ⏑ — hören lassen.

Krönt euch der Lorbeer schon

— ⏑ ⏑ — | ⏑ —

Wenn weint bei bald vor oder nach steht, so fühle ich, daß es gegen bald lang ausgesprochen werden muß:

Bald weint aus euch der Schmerz —
Er weint bald stille Thränen —

steht es hingegen etwa bei Mann oder Sohn, oder sonst einem ähnlichen vielbedeutenderem Worte, so fühle ich mich gedrungen, es kurz auszusprechen, als:

Und bei seinem Grabe
Weint Mann und Weib
— ◡ | — ◡ | — ◡
◡ — | ◡ —
Weint Sohn und Freund.
◡ — | ◡ —

Hieraus sehe ich, daß in unserm deutschen Versbau die Silben, in Ansehung ihrer Länge und Kürze, nicht durch sich selbst, sondern durch ihre Stellung gegeneinander, bestimmt werden; daß aber auch eben durch diese Stellung ihre Länge und Kürze ganz genau bestimmt werden kann; daß wir also kein andres Silbenmaaß als durch die Silbenstellung haben; und daß wir diese Silbenstellung daher auf feste Grundregeln müssen zurückzubringen suchen, um so, wie die alten Sprachen, der unsrigen eine bestimmte Prosodie zu verschaffen.

Im Versbau der Alten entstand das Metrum erst durch die künstliche Zusammenstellung kurzer und langer Silben; in unserm

Versbau entsteht die Länge und Kürze der Silben selbst erst durch ihre Zusammenstellung.

Das ist nun wohl der hauptsächlichste Unterschied zwischen dem Versbau der alten und neuern Sprachen. — Obgleich auch in dem Versbau der Alten etwas Aehnliches statt fand, in so fern sie sich der **Position** bedienten, so daß sie nehmlich zwei Silben auf die Weise nebeneinander stellten, daß die erste mit einem Konsonant aufhörte, und die andre mit einem Konsonant anhub, wodurch eine **Hemmung des Tons** entstand, welche die erste Silbe gegen die zweite verlängerte, da sie sonst an sich kurz gewesen wäre.

Allein diese Art von **Silbenstellung** bei den Alten, wodurch ihr Silbenmaaß zum Theil auch mit bewirkt wurde, ist denn doch von der unsrigen wesentlich verschieden. Bei uns findet mehr eine Position durch den **Gedanken** als durch die Buchstaben statt; so wie sich überhaupt selbst unsre Poesie mehr zum Gedanken, als zum Empfindungsausdruck neigt.

Bei den Alten war die Poesie ganz Empfindungssprache, und die einzelnen Silben erhielten daher in ihrem Versbau ein gleiches Interesse, und konnten sich durch nichts, als ihre natürliche Länge

und Kürze, nachdem sie aus mehr oder weniger einzelnen Lauten bestanden, von einander unterscheiden.

Die Rede war ein völliger Gesang geworden, dem die bestimmte Länge und Kürze der Silben nur zur Unterlage in Ansehung des Taktes diente, und wobei man auf die Bedeutung einer jeden einzelnen Silbe, was ihre Heraushebung durch den Ton anbetrifft, gar nicht mehr Rücksicht nahm: denn Takt, Melodie und Gesang mahlen nicht im Kleinen; sie stellen nicht, wie die artikulirten Töne, eine Folge einzelner Begriffe dar, sondern lassen das Ganze einer Empfindung, mit seinen feinsten Abstufungen, in sanften und leichten Fortschritten vor unsrer Seele vorübergehen.

Bei uns ist die Poesie nur halb Empfindungssprache, und halb noch Gedankensprache: denn sie giebt nicht allen, sondern nur allen bedeutendern Silben neben den unbedeutendern ein gleiches Interesse: da hingegen die Prosa nur die bedeutendsten Silben vorzüglich heraushebt, und alle übrigen gegen diese gleichsam in Schatten stellt; und die Stimme schnell darüber hinwegeilen läßt, als:

Klimm' ich zu der Tugend Tempel,

wo die profaische Deklamation über ich zu der die Stimme gleich schnell hinwegeilen läßt:

— ◡ ◡ ◡ | — ◡ | — ◡
Klimm' ich zu der | Tugend | Tempel;

die Melodie des Verses hingegen dem zu, weil es neben dem unbedeutenden der steht, ein gleiches Interesse mit den übrigen bedeutendern Silben giebt, so daß aus dieser Silbenstellung nun ein wohl abgemessener Trochäischer Vers entsteht:

— ◡ | — ◡ | — ◡ | — ◡
Klimm' ich | zu der | Tugend | Tempel.

Unsre Poesie ist also bei dem Uebergange von der Gedanken- zur Empfindungssprache gleichsam auf dem halben Wege stehen geblieben.

Unsre Prosa hebt unter den bedeutenden die bedeutendste Silbe heraus.

Unsre Poesie hebt jede bedeutendere Silbe vor jeder unbedeutenderen heraus.

Die Poesie der Alten hebt gar keine Silbe vor andern heraus.

Hierin ist vorzüglich der Unterschied zwischen der Prosa und Poesie der Neuern und der Alten gegründet.

Es kömmt also bei der Bestimmung der Länge und Kürze unsrer Silben nicht im geringsten auf die Buchstaben oder einzelnen Laute, woraus sie be-

stehen, sondern bloß auf ihre Stellung neben einer bedeutenderen Silbe an.

Wir können uns nicht enthalten, von dem Unbedeutenderen auf das Bedeutendere hinzueilen, und lassen uns durch nichts in diesem Anlauf hemmen. So sagen wir z. B.

Und bei seinem Grabe
Weint Mann und Weib,
— ◡ | — ◡ | — ◡
◡ — | ◡ —

und machen einen Sprung von weint auf Mann, indem wir weint nur als einen Vorschlag von Mann hören lassen, da doch weint nach der Anzahl seiner Laute, wenn diese gehörig austönen sollten, fast noch einmal so viel Zeit als Mann, zu seiner Aussprache erforderte. Aber Mann ist nun einmal durch die Stellung gegen weint lang, so wie weint durch die Stellung gegen Mann kurz ist; und das Silbenmaaß ist richtig, wenn es gleich nicht eigentlich schön ist.

Denn freilich fällt der Vers dann besser ins Ohr, wenn man bei der Silbenstellung auch mit auf die Buchstaben einige Rücksicht nimmt, und es so einzurichten sucht, daß eine Silbe mit einem Diphtong oder mehreren Konsonanten nicht zu oft als eine kurze Silbe neben einer andern steht, die

ſich nach der Anzahl und Beſchaffenheit ihrer einzelnen Laute, leichter und in kürzerer Zeit ausſprechen läßt, und doch nun einmal, bloß der Setzung wegen, länger als die erſte gedehnt werden muß.

Dies erfordert der poetiſche **Wohlklang**, der bei den Alten, weil ihr Vers vorzüglich für das Ohr war, mit dem Silbenmaaße in eins zuſammenfiel, mit welchem er in unſerm Versbau auf keine Weiſe verwechſelt werden darf, weil unſer Vers immer noch mehr für den Verſtand, als für das Ohr iſt, und unſre Silben ſich nicht durch ihren natürlichen Klang, ſondern bloß durch ihre innere Bedeutung an einander abmeſſen.

Wenn wir uns nun bemühen, dasjenige, was in unſerm Versbau abgeſondert iſt, den poetiſchen **Wohlklang** und das **richtige** Silbenmaaß ſo viel wie möglich wieder mit einander zu vereinigen, um durch dieſe Vereinigung nicht nur einen **richtigen**, ſondern zugleich **ſchönen** und **wohlklingenden** Vers hervorzubringen, ſo übertreffen wir gewiſſermaßen die Alten noch in ihrem Versbau, indem alsdann der Verſtand und das Ohr **zugleich** befriedigt, und weder der Wohlklang dem Gedanken, noch der Gedanke dem Wohlklange aufgeopfert wird, wie in folgenden Verſen:

Ich will, vom Weine berauscht, die Lust des
Frühlings besingen,
Ihr Schönen, eure gefährliche Lust —

wo die Silben, welche nach der Bedeutung und Stellung kurz sind, größtentheils auch dem Klange nach kurz, und ihrer Natur nach leichter und schneller auszusprechen sind, als die darauf folgenden langen Silben, als in:

Weine berauscht
— ◡ ◡ —

ist nicht die mindeste Härte, weil alle die einzelnen Laute Zeit haben, gehörig auszutönen, und die Silben ne und be, welche der Bedeutung nach kurz sind, es auch dem Klange nach sind:

Eure gefährliche Lust
— ◡ ◡ — | ◡ ◡ —

ist eben so wohlklingend, weil die Silben re, ge und liche sowohl der Bedeutung als dem Klange und der Aussprache nach kurz sind.

Man siehet nun leicht, daß dasjenige, was ich von der Silbenstellung gesagt habe, nur auf die einsilbigten Wörter Bezug haben kann, deren es in unsrer Sprache eine so große Menge giebt, und die bisher eben die größte Schwierigkeit in der Bestimmung unsrer prosodischen Regeln gemacht haben: denn in mehrsilbigten Wörtern kann eigentlich

lich keine Silbenſtellung mehr ſtatt finden, weil jede Silbe hier ſchon ihren angewieſenen Platz hat, den ſie nicht mehr verändern kann. Doch aber kann auch ein mehrſilbiges Wort ſo gegen ein andres Wort geſtellt werden, daß es mit demſelben zugleich einen metriſchen Fuß bildet: als:

Weine berauſcht,
— ◡ ◡ —

oder die Hälfte eines mehrſilbigten Wortes kann durch die Zuſammenſtellung der Schluß des vorhergehenden, und die andre Hälfte der Anfang des folgenden metriſchen Fußes werden, als:

Dem Frev | ler an | das Herz
— ◡ — ◡ —

Nun iſt die Länge und Kürze der Silben in den mehrſilbigten Wörtern durch die Bedeutung einmal feſt beſtimmt; man verweilet nehmlich auf der Silbe mit der Stimme am längſten, die den Hauptſinn des Worts in ſich faßt, welche daher in dem Worte die herrſchende iſt, und der die andern Silben untergeordnet ſind, wie z. B. die Silbe geb in Vergebung, welche den Hauptbegriff des Gebens in ſich faßt, der durch die Silben ver und ung nur ſeine beſondre Einkleidung oder Modifikation erhält. Wenn ich die Silbe geb aus dem Zuſammenhange herausnehme, ſo gewährt ſie mir noch

an und für ſich noch einen Begriff; die Silben ver- und ung hingegen ſind mir außer der Zuſammenſetzung ganz bedeutungeleer.

Weil nun in den mehrſilbigten Wörtern dies Silbenmaaß einmal ſo feſt beſtimmt iſt, ſo wird ein mehrſilbigtes Wort unter einer Anzahl einſilbigter Wörter in unſrer Poeſie gleichſam als das Stimmwort betrachtet, welches dem Verſe ſeinen Gang vorſchreibt, als:

Wohnſt du nicht noch auf einer von den Fluren.
⏑ — | ⏑ — | ⏑ — | ⏑ — | ⏑ — | ⏑

Der Grund, weswegen ich hier leſe

Wohnſt du nicht noch auf
⏑ — | ⏑ — | ⏑

liegt bloß darin, daß die Silbe ner in einer ſchlechterdings ihrer Natur nach kurz iſt, und daß ich auf keine Weiſe einer ⏑ — anſtatt einer — ⏑ leſen kann. Wollt' ich aber

Wohnſt du nicht noch auf

wie Trochäen leſen, ſo mußte ich auch nothwendig einer ⏑ —, und

von den | Fluren
⏑ — | ⏑ —

ſagen, welches ſich mir von ſelbſt verbietet: ſetze ich hingegen

Wohnſt du nicht noch auf den Fluren,

ſo werden das Trochäen, was vorher Jamben wären, und ich fühle gar keinen Widerſtand, weil das zweiſilbigte Wort Fluren, ſeiner Stellung nach, durch den Trochäiſchen Silbenfall keinen Zwang leidet.

Dieß ſcheint nun bisher eine Regel in unſrer Proſodie geweſen zu ſeyn; man lieſt und macht den Vers ſo, daß wenigſtens die mehrſilbigten Wörter durch das angenommene Metrum keinen Zwang leiden, weil es in dieſen zu ſehr auffällt, wenn eine der Bedeutung nach nothwendig kurze Silbe lang ausgeſprochen wird.

Mit den einſilbigten Wörtern aber hat man es nicht ſo genau genommen, ausgenommen den Artikel, ein, der, die, das, von dem es auch zu ſehr auffallen würde, wenn man ihn gegen ein Hauptwort, neben welchem er ſteht, als eine lange Silbe brauchen wollte, und der daher auch bisher gewiſſermaßen mit zur Stimmſilbe gedient hat, als:

bis an den Tod
⏑ — | ⏑ —

wo man bis an bloß deswegen als einen Jambus zu leſen geneigt iſt, weil man den Tod unmöglich wie einen Trochäus leſen kann; hieße es:

bis an | denen | Tod,
— ⏑ | — ⏑ | —

so würde man nicht den mindesten Anstand finden, eben dieß bis an, das vorher ein Jambus war, nun wie einen Trochäus zu lesen.

Bis an | den Tod
— ◡ | — ◡

hingegen würde, wegen des den unerträglich gewesen seyn.

Und doch kann auch selbst der Artikel füglich lang gebraucht werden, wenn er vor einem mehrsilbigten Worte steht, das sich mit einer kurzen Vorschlagesilbe anhebt, die an sich noch weniger Bedeutung, als der Artikel, hat, wie

der Ge | rechte
— ◡ | — ◡

Da also der bloße Artikel, als eines der unbedeutendsten einsilbigten Wörter, welches an und für sich außer der Zusammenstellung den wenigsten Sinn giebt, und deswegen sonst immer kurz ist, vor einer noch unbedeutendern Silbe, die außer dem Zusammenhange gar keinen Sinn giebt, doch auch wieder lang gebraucht werden kann, so muß sich eben dieß auch auf die übrigen einsilbigten Wörter, verhältnißmäßig nach ihrer Bedeutung, anwenden lassen; und aus dieser Anwendung müssen alsdann feste prosodische Regeln gezogen werden können.

So viel ist nun aus allem klar, daß wir eigentlich nicht Silben, sondern Ideen gegeneinander abmessen, wenn wir Verse machen oder Verse lesen: daß wir aber in der Poesie immer nur Ideen gegen Ideen abmessen, weil uns die einzelnen Ideen, als Ideen, im Grunde gleich sind, und nur der herrschenden Empfindung zur Unterlage dienen müssen, die zwar auf der einen Idee länger als auf der andern verweilet, aber dieß nicht um der Idee, sondern bloß um der Stellung der Ideen willen, thut.

Die Ideen sind ihr mehr in Ansehung ihres Verhältnisses gegeneinander, als an und für sich selber wichtig; sie spielt mit den Ideen, indem sie jede an der andern bloß nach ihrer bedeutenden Kraft, im Ganzen genommen, abmißt, ohne auf ihren besondern Inhalt zu sehen; sie ordnet daher die Ideen nach ihren Arten, und betrachtet sie bloß als Hauptideen gegen Nebenideen, so wie in dem Versbau der Alten die Silben nicht als Gedankenausdruck, sondern blos die Längen gegen Kürzen betrachtet wurden.

In der Poesie der Alten dient also der Ausdruck der Ideen durch die Worte und Silben, als Längen und Kürzen betrachtet, der Empfindung zur Unterlage, und in der Poesie der Neuern dienen

ihr die Ideen selbst, in so fern sie als Haupt- und Nebenideen betrachtet werden, zur Unterlage.

Statt daß also die Prosodie der Alten sich damit beschäftigte, die Länge und Kürze der Silben, nach der Anzahl und Beschaffenheit ihrer einzelnen Laute, in jeder Zusammenstellung genau zu bestimmen, wird unsre Prosodie sich vorzüglich damit beschäftigen müssen, die Verhältnisse der einzelnen Ideen gegen einander, als Haupt- und Nebenideen, in allen Fällen zu bestimmen, weil die Empfindung in unsrer Poesie den Ausdruck der Ideen nicht nach den Silben, sondern die Silben nach den Ideen abmißt.

Da nun das **Substantivum** schon an und für sich selbst in jeder Zusammenstellung die Hauptidee bezeichnet, so steht es in prosodischer eben so, wie in grammatikalischer Rücksicht oben an: es kann, wenn es einsilbigt ist, nie eine Nebensilbe werden, und kann daher auch nie kurz gebraucht werden, ausgenommen den Fall, da es in einem zusammengesetzten **Worte** seine eigentliche Würde als Substantivum verliert, und zu einer bloßen Anhangssilbe wird, wie in **Eichbaum, Goldstaub**, u. s. w.

So oft es aber allein steht, und kurz gebraucht wird, ist dieß ein Fehler gegen die Hauptgrundre-

gel unsrer Prosodie: das Bedeutendere durch das längere Verweilen mit der Stimme auf demselben vor dem Unbedeutenderen herauszuheben, und weil nun nichts bedeutender als das Substantivum seyn kann, so versteht es sich von selber, daß die Stimme auf dem Substantivum immer länger, als auf dem, was vor oder nach demselben steht, verweilen müsse, und daß daher folgender Vers:

Wenn Gott meine Thränen siehet,

als ein Trochäischer Vers fehlerhaft ist, weil wenn Gott schlechterdings kein Trochäus seyn kann, und das Substantivum **Gott** zwischen wenn und meine nothwendig als eine lange Silbe betrachtet werden muß. Ich muß daher lesen:

Wenn Gott | meine Thränen | siehet
⏑ — | ⏑ ⏑ — ⏑ | — ⏑

Aber so fehlerhaft ist folgender Vers:

Gott sieht die Thränen, die ich weine,

wenn es ein jambischer Vers seyn soll; ich muß ihn nach der prosodischen Regel so lesen:

Gott sieht die | Thränen | die ich | weine
— ⏑ ⏑ | — ⏑ | — ⏑ | — ⏑

Das einsilbigte Substantivum weicht also in unsrer Silbenstellung keinem andern einsilbigten Worte, es sey von welcher Art es wolle, sondern

es behauptet ſich immer herrſchend, oder läßt ſich doch wenigſtens nicht unterordnen.

Denn wenn es ſich fügt, daß ein andres einſilbigtes Wort von gleicher bedeutender Kraft, auf dem die Stimme nothwendig auch verweilen muß, neben das einſilbigte Subſtantivum zu ſtehen kömmt, ſo kann das Subſtantivum doch nie eine kurze Silbe werden, ſondern beide Silben tönen alsdann gleich lang, und es bildet ſich auf die Weiſe ein Spondeus, als:

Er ſieht Gott.
— —

In dieſem Beiſpiele wäre ſieht gegen Gott auch eigentlich kurz, aber weil es gegen das vorhergehende er lang iſt, ſo erhält es mit der Silbe Gott einerlei Dauer, und bildet ſich mit ihr zum Spondeus.

Dieß iſt es nun, was man in unſerm Versbau eine Poſition der Gedanken nennen könnte, wenn nehmlich ein einſilbigtes Wort ſo geſtellt wird, daß es gegen ein folgendes Wort eigentlich kurz ſeyn müßte, durch das vorhergehende aber demohngeachtet zu einer langen Silbe gemacht wird.

Iſt aber ein einſilbigtes Wort einmal gegen das vorhergehende kurz, ſo findet keine ſolche Gedan-

kenposition mehr statt, und es kann durch das darauf folgende Wort nicht mehr zu einer langen Silbe gemacht werden, sondern fällt mit diesem zu einem Daktylus zusammen, als:

Gott sieht mein | Elend
— ◡ ◡ | — ◡

Der Fall reißt seiner Natur nach das Längere und Kürzere miteinander fort, und macht es sich einander gleich. Sonst müßte sieht gegen mein seiner Natur nach lang seyn, und würde es auch seyn, wenn nicht die bedeutendere Silbe Gott vorhergienge, wodurch das sieht einmal eine Neigung zum Fall erhält, von dem es sich nun nicht wieder erheben kann.

Diese verschiedne Arten von Silbenstellungen sind nun das einzige Mittel, um nicht willkürlich angenommene, sondern würkliche Spondeen und Pyrrhichien in unserm Versbau hervorzubringen; Spondeen, wenn wir einer Silbe, welche gegen die darauf folgende kurz ist, eine noch kürzere vorschieben, als: er sieht Gott ◡ — —; und Pyrrhichien, wenn wir einer Silbe, welche gegen die darauf folgende lang war, eine andre vorschieben, gegen welche sie wieder kurz ist, als Gott sieht mein Elend — ◡ ◡ — ◡.

Nächst dem einsilbigten Substantivum folgt das einsilbigte Adjektivum, oder vielmehr, es hat mit dem einsilbigten Substantivum gleichen prosodischen Werth, und bildet daher allemal mit demselben zwei lange Silben oder einen Spondeus.

Unter dem einsilbigten Adjektivum verstehe ich nehmlich hier unser Adjektivum, wenn es als Adverbium gebraucht wird; denn in diesem Falle ist es nur einsilbigt; sobald es mehrsilbigt ist, wird es schon durch sich selbst in Ansehung der Länge und Kürze seiner Silben bestimmt, und gehört also nicht hieher.

Das einsilbigte Adjektivum also schließt sich an das einsilbigte Substantivum an, und behauptet mit diesem in dem Versbau den Rang unter allen einsilbigten Wörtern, sie mögen seyn von welcher Art sie wollen, und wenn es neben dem Substantivum steht, wie in folgendem Beispiele:

Daß Gott gut ist,
⏑ — — ⏑

so kann die Silbe gut gegen die Silbe Gott nichts von ihrer Dauer verlieren, sondern hat mit ihr völlig gleichen prosodischen Werth, so daß durch die Silbenstellung in daß Gott gut ist, ein nicht willkürlich angenommener, sondern ein wirklicher Am

tispast ⏑ — — ⏑ entsteht, der durch diese Silbenstellung nothwendig gemacht worden ist. Das einsilbigte Adjektivum mag stehen, wo es wolle, so ist es eben so wie das Substantivum herrschend, als:

Schön ist Mutter Natur,

wo schön ist einen wirklichen Trochäus bildet, wenn ich sage:

Sanft rollen die Ströme dahin,

so kann sanft unmöglich als eine kurze Vorschlagssilbe betrachtet werden, und die Silbe rol in rollen kann auch unmöglich mit der ganz kurzen Silbe en einerlei Kürze erhalten; sie wird vielmehr durch diese ganz kurze Silbe in sich selbst zurückgedrängt und verlängert, so daß sie gegen sanft sich unmöglich zum Fall neigen kann, und mit diesem völlig gleichen prosodischen Werth erhält, wodurch auf die Weise wieder zwei lange Silben zusammengedrängt und ein Spondeus gebildet wird.

Sanft rol | len die Ströme | dahin.
— —| ⏑ ⏑ — —| ⏑ —

Nach dem Substantivum und Adjektivum folgt nun in prosodischer Rücksicht zunächst das **Verbum**; nach dem Verbum die **Interjektion**; nach der Interjektion das **Adverbium**; nach dem Adverbium das **Hülfsverbum**; nach dem Hülfsverbum die **Konjunktion**; nach der Konjunktion das

Pronomen; nach dem Pronomen die Präpoſition; und nach der Präpoſition der Artikel.

Dieſe Rangordnung der Wörter in proſodiſcher Rückſicht iſt ſo leicht und natürlich, daß man nur ſein Gefühl zu Rathe ziehen darf, um ſie jedesmal herauszufinden, und das Fehlerhafte in der Silbenſtellung zu bemerken.

Das Subſtantivum und Adjektivum bleibt alſo lang gegen alles, was nur irgend darneben ſtehen kann, und kann nie, als in zuſammengeſetzten Wörtern, kurz gebraucht werden.

Das Verbum iſt ebenfalls gegen alles übrige lang, nur gegen das Subſtantivum und Adjektivum nicht, wogegen es kurz wird, oder wenn es lang bleibt, doch das Subſtantivum und Adjektivum neben ſich nicht verkürzen kann, ſondern nur mit demſelben gleich lang tönet.

Die Interjektion iſt lang gegen das Adverbium, Hülfsverbum, die Konjunktion, das Pronomen, die Präpoſition, und den Artikel; und kurz nur gegen das Subſtantivum, Adjektivum und Verbum.

Das Adverbium iſt lang gegen das Hülfsverbum; die Konjunktion, das Pronomen, die Präpoſition und den Artikel; und kurz gegen das Sub-

ſtantivum, Adjektivum, Verbum und die Interjektion.

Das **Hülfsverbum** iſt **lang** gegen die Konjunktion, das Pronomen, die Präpoſition und den Artikel; **kurz** gegen das Subſtantivum, Adjektivum, Verbum, die Interjektion und das Adverbium.

Die **Konjunktion** iſt **lang** gegen das Pronomen, die Präpoſition und den Artikel; und **kurz** gegen das Subſtantivum, Adjektivum, Verbum, die Interjektion, das Adverbium und Hülfsverbum.

Das **Pronomen** iſt nur **lang** gegen die Präpoſition und **den Artikel**, und **kurz** gegen alles übrige.

Die **Präpoſition** iſt nur gegen den Artikel **lang**, und gegen alles übrige **kurz**.

Der **Artikel** iſt nur gegen die Vorſchlagsſilbe **lang**, und gegen alles übrige **kurz**.

Die **Vorſchlags-** und **Anhangsſilben** ſind an und für ſich ſchon durch ihre nothwendige Stellung gegen die Hauptſilbe **kurz**, und können durch keine Zuſammenſtellung **lang** werden.

Daß aber dieſe proſodiſche Schätzung der Silben oder einſilbigten Wörter nach ihrem Verhältniß gegeneinander in Anſehung der Bedeutung, oder nach ihrer **grammatikaliſchen** Unterordnung nicht

bloß willkürlich angenommen, sondern in der Natur der Sache gegründet sey, dazu bedarf es weiter keines Beweises, wenn man nur sein Gefühl zu Rathe zieht.

Niemand wird z. B. leicht sagen: Ach Freund! — ⏑, ach kömm! — ⏑; sondern: ach Freund! ⏑ —, ach komm! ⏑ —, ohne sich des Grundes deutlich bewußt zu seyn, welcher kein andrer ist, als daß die Interjektion gegen das Substantivum und Verbum kurz ist, da sie sonst gegen alles übrige lang ist, als gegen das Adverbium: ach da kömmt er — ⏑ — ⏑; gegen das Hülfsverbum: ach, ist nun dein Gram entflohn? — ⏑ | — ⏑ | — ⏑ | —; gegen die Konjunktion: ach, als noch das Veilchen blühte — ⏑ | — ⏑ | — ⏑ | — ⏑; gegen das Pronomen: ach, du warst mein Freund! — ⏑ | — ⏑ | —; gegen die Präposition: ach, auf dieser Flur, — ⏑ | — ⏑ | —; gegen den Artikel: ach, der Tag erwacht — ⏑ | — ⏑ | —; gegen die Vorschlagssilbe: ach verzeihe — ⏑ | — ⏑.

Wenn auf das ich nicht etwa ein besonderer Nachdruck gelegt werden soll, so wird niemand wenn ich komme ⏑ — | — ⏑, sondern wenn ich kommte — ⏑ | — ⏑ sagen; der Grund hiervon, dessen man sich nicht deutlich bewußt ist, liegt darin, daß die Konjunktion, als ein Redetheil von

rischer Bedeutung, gegen das Pronomen, der Regel nach, lang ist; so wie auch gegen die Präposition: wenn aus dunkler Ferne — ⏑ | — ⏑ | — ⏑; wenn aus, als ein Jambus würde daher fehlerhaft seyn, als: wenn aus der Mitternacht ⏑ — | ⏑ — | ⏑ —, wo die Härte, welche durch wenn aus ⏑ — entsteht, sehr deutlich auffällt. Natürlicher Weise ist die Konjunktion auch vor dem Artikel lang, wenn der Tag erwacht — ⏑ | — ⏑ | —; wenn der Gesang ertönt ⏑ — | ⏑ — | ⏑ —, wäre daher fehlerhaft, weil wenn der schlechterdings kein Jambus seyn kann, sondern ich muß lesen:

wenn der Ge | sang ertönt.
— ⏑ ⏑ | — ⏑ —

Gegen das Substantivum hingegen ist die Konjunktion als ein Redetheil von geringerer Bedeutung kurz, als: wenn Gott die Thränen sieht ⏑ — | ⏑ — | ⏑ —; wenn Gott meine Thränen siehet — ⏑ | — ⏑ | — ⏑ wäre fehlerhaft, weil wenn Gott kein Trochäus seyn kann. Auch gegen das Adjektivum ist die Konjunktion kurz, als: wenn laut der Donner rollt ⏑ — | ⏑ — | ⏑ —; wenn laut deine Donner rollen — ⏑ | — ⏑ | — ⏑ | — ⏑ wäre fehlerhaft, weil wenn laut kein Trochäus seyn kann. Gegen das Verbum ist die Konjunktion ebenfalls kurz, als: er hört, wenn du ihn rufst

⏑ — | ⏑ — | ⏑ —; und Gott hört, wenn du ruffst ⏑ — | ⏑ — | ⏑ —, würde fehlerhaft seyn, weil hört wenn kein Jambus seyn kann; ich muß also lesen:

Und Gott | hört wenn du | ruffst.
⏑ — | — ⏑ ⏑ | —

Auch gegen die Interjektion ist die Konjunktion nothwendig kurz, als: ach, wenn nun der Tag erscheint — ⏑ | — ⏑ | — ⏑ | —; ach, wenn der Tag erscheint ⏑ — | ⏑ — | ⏑ — würde fehlerhaft seyn, weil ach wenn kein Jambus ist, sondern ich muß lesen:

ach, wenn der | Tag er | scheint.
— ⏑ ⏑ | — ⏑ | —

Gegen das Adverbium ist die Konjunktion kurz, als: sonst wenn die Harf' ertönte. ⏑ — | ⏑ — | ⏑ — ⏑ wäre fehlerhaft, weil sonst wenn kein Jambus ist; ich muß also lesen:

Sonst wenn die Harf' ertönte.
— ⏑ ⏑ | — ⏑ — ⏑

Endlich ist die Konjunktion auch gegen das Hülfsverbum kurz, als: ach er ist, wenn du ihn suchst, entflohn — ⏑ | — ⏑ | ⏑ ⏑ | — ⏑ | —; dein Freund ist, wenn du kömmst, verschwunden ⏑ — | ⏑ — | ⏑ — | ⏑ —, wäre fehlerhaft, weil ist wenn kein Jambus seyn; ich muß daher lesen:

Dein

Dein Freund | iſt wenn du | kömmſt ver | ſchwunden
˘ — | — ˘ ˘ | — ˘ | — ˘

Wir wollen es nun auf eben die Weiſe mit dem Adverbium, dem Hülfsverbum, dem Pronomen, der Präpoſition und dem Artikel verſuchen, und einen jeden dieſer Redetheile, ſo wie ich es jetzt mit der Interjektion und Konjunktion gemacht habe, in alle mögliche Stellungen gegen die übrigen Redetheile bringen, um zu ſehen, ob und in wie fern ſich die allgemeinen proſodiſchen Regeln in den einzelnen Beiſpielen beſtätigen werden? und ich bin gewiß, daß dieſe Regeln, wenn wir nur immer unſer Gefühl zu Rathe ziehen, ohne Ausnahme zutreffen werden, weil ſie nicht willkürlich angenommen, ſondern in der Natur der Sache gegründet ſind.

Das Subſtantivum und Adjektivum hat mehr **Fülle des Gedanken**, als das Verbum, weil jenes den Begriff von dem Gegenſtande ſelbſt mit ſeinen Eigenſchaften, dieß aber nur den Begriff von den **Modificationen** oder **Veränderungen** deſſelben in ſich faßt.

Das Adverbium hat weniger Gedankenfülle, als das Verbum, weil es nicht eine Veränderung oder eine Beſchaffenheit eines Gegenſtandes, ſondern nur die Beſchaffenheit von der Verände-

rung eines Gegenstandes, oder einen Nebenumstand bei dieser Veränderung bezeichnet, als bald weint aus euch der Schmerz, wo weinen irgend eine Veränderung an einem Gegenstande, und bald nur eine Beschaffenheit oder einen Nebenumstand bei dieser Veränderung bezeichnet, und daher gegen weint mit Recht kurz ist.

Das Adverbium hat aber doch wieder mehr Gedankenfälle, als das Hülfsverbum, weil es doch immer eine bestimmte individuelle Beschaffenheit oder einen Nebenumstand bei einer durch das Verbum bezeichneten Veränderung ausdrückt; das Hülfsverbum hingegen nur eine ganz unbestimmte und allgemeine Modification der durch das Verbum bezeichneten Veränderung anzeigt, als: bald wird nun dein Gram verschwinden, wo bald ein individueller und bestimmter, wird hingegen nur ein ganz allgemeiner und unbestimmter Nebenbegriff bei verschwinden ist, und also weniger Idee oder weniger Gedankenfälle als der Begriff bald enthält.

Der Interjektion hingegen muß wieder das Adverbium weichen, weil diese mehr als einen bloßen Nebenumstand oder Beschaffenheit einer durch das Verbum bezeichneten Veränderung in sich faßt. Die Interjektion drückt an sich keine be-

stimmte vollständige Idee aus, wie das Substantivum mit dem Adjektivum und Verbum, wodurch der Gegenstand selbst mit seinen Beschaffenheiten und Veränderungen bezeichnet wird, aber sie faßt das Resultat einer Reihe von Ideen in sich, in so fern sich dasselbe in einer Gemüthsbewegung zusammendrängt; die Interjektion ist nicht der Nahme, sondern nur der Ausdruck dieser Gemüthsbewegung; sie steht daher, in Ansehung der Ideenfülle, unter dem Substantivum, Adjektivum und Verbum, weil durch diese Redetheile die eigentlichen Hauptbegriffe an und für sich selbst bestimmt bezeichnet werden; aber sie steht über allen den Redetheilen, wodurch bloß Nebenbegriffe ausgedrückt werden, und also über dem Adverbium, Hülfsverbum, der Konjunktion, dem Pronomen, der Präposition und dem Artikel. Der Begriff, welcher in der Interjektion liegt, erhebt sich also, ohne selbst ein eigentlicher Hauptbegriff zu seyn, über alles, was bloß Nebenbegriff ist.

Die Konjunktion folgt erst nach dem Hülfsverbum, weil sie noch einen allgemeinern und unbestimmtern Begriff, als dieß bezeichnet. In dem Beispiel: wenn er einst kommen wird, faßt einst einen bestimmtern Nebenbegriff von

können, als wird, und wird wieder einen bestimmtern Nebenbegriff als wenn, in sich:

einst — — kommen.
wird — — kommen.
wenn — — kommen.

Wird ist mehr Nebenbegriff als einst, und wenn ist wieder mehr Nebenbegriff, als wird; einst drückt doch einen bestimmten individuellen Umstand des Kommens blos im Allgemeinen aus, und wenn bezeichnet gar nur die zufällige Stellung des Begriffes von kommen gegen einen andern Begriff, von welchem er abhängig wird, und also nicht einmal mehr eine Beschaffenheit der Veränderung selbst, sondern nur eine Beschaffenheit des Begriffes von der Veränderung, welche durch können bezeichnet wird.

Die Konjunktion steht also mit Recht unter dem Adverbium und Hülfsverbum, so wie sie über dem Pronomen, der Präposition und dem Artikel steht, weil diese an und für sich noch weniger Bedeutendes haben, als die Konjunktion.

Was erstlich das Pronomen anbetrifft, so giebt es an und für sich, und auch durch die Verbindung, worin es steht, keinen Sinn, wenn nicht ein völlig bestimmter Begriff vorhergegangen ist, den es bloß wieder auffrischt, oder ganz im Allge-

meinen wieder darstellt: denn alles in der Welt kann ich, du, oder er u. s. w. seyn; wir wollen also wieder gegeneinander stellen:

einst — — kommen.
wird — — kommen.
wenn — — kommen.
er — — kommen.

Hier sieht man deutlich, wie die Nebenbegriffe von einst, wird, wenn und er stufenweise immer allgemeiner werden, und sich gleichsam in eine immer dunklere Ferne zurückziehen, wenn man sie gegen den Hauptbegriff des Kommens hält.

Einst, wird und wenn sind wenigstens an und für sich selbst bestehende Nebenbegriffe, aber er ist nicht einmal ein für sich bestehender Nebenbegriff, sondern nur ein Begriff von einem Begriffe. Das Pronomen drückt bloß das Verhältniß der Personen oder Sache in Ansehung des Redenden ganz im Allgemeinen aus; es heißt ich, du, er, u. s. w. in so fern nehmlich etwas entweder als selbst redend eingeführt, oder zu etwas oder von etwas geredet wird. In so fern bei etwas, wovon geredet wird, zugleich das örtliche Verhältniß in Ansehung des Redenden hinzugedacht wird, heißt es, dieser, diese, dieses u. s. w. in so fern dieß örtliche Verhältniß, nicht sowohl in An-

ſehung des Redenden, als vielmehr in Anſehung des Zuſammenhanges der Rede, mit bezeichnet werden ſoll, heißt dasjenige, wovon man redet, welcher, welche, welches, u. ſ. w. Bei ich, du, er, u. ſ. w. dieſer, dieſe, dieſes, u. ſ. w. welcher, welche, welches, u. ſ. w. wird alſo immer der beſtimmte Begriff von dem vorausgeſetzt, was entweder ſelbſt redet, oder wozu, oder wovon geredet wird.

Das Pronomen iſt gleichſam nur ein Schatten oder Ausdruck von dieſem vorhergegangenen Begriffe, und hat daher an ſich weniger Ideenfülle und folglich auch weniger proſodiſchen Werth, als irgend ein Redetheil, der keinen ſolchen vorhergegangenen Begriff vorausſetzt, von dem er bloß ein Abdruck iſt, ſondern der wenigſtens durch die Verbindung, worinn er ſteht, ſchon an und für ſich ſelbſt einigen Sinn gewährt.

Demohngeachtet aber ſteht nun das Pronomen wieder über der Präpoſition und dem Artikel, ob es gleich ſonſt unter allen übrigen ſteht: das macht, weil die Präpoſition und der Artikel im Grunde mit den Worten zuſammenſchmelzen, und in ſich gar keine ihnen eigenthümliche bedeutende Kraft, und folglich auch nur einen geringen proſodiſchen Werth haben. Wie denn in der lateiniſchen Sprache z. B. die Präpoſition und der

Artikel, jene oft, und dieser immer, blos durch die Kasusendungen, und gar nicht besonders, ausgedrückt werden.

Die Präposition verhält sich im Deutschen fast so gegen das Verbum, wie der Artikel gegen das Substantivum: sie macht nehmlich mit dem Verbum, so wie dieser mit dem Substantivum, beinahe ein Wort aus. Das Verbum bezeichnet immer irgend eine Veränderung eines Gegenstandes, die erst geschiehet, oder schon da ist. Nun muß aber eine jede Veränderung eine Richtung irgend wohin, und ein jeder Zustand ein Verhältniß irgend wogegen haben; diese Richtungen und Verhältnisse sind von den Veränderungen und Zuständen unzertrennlich, weil jene ohne diese nicht gedacht werden können. Das Gehen z. B. muß nothwendig in etwas, über etwas, oder auf etwas, u. s. w. gerichtet seyn, ich kann es mir nicht ohne eine von diesen oder ähnlichen Richtungen denken. Der Begriff von der Richtung aber verliert sich gleichsam in dem Begriffe von der Veränderung. Daher kömmt es nun auch, daß die Präposition, welche den Begriff von der Richtung in sich faßt, mit dem Verbum gleichsam zu einem Worte wird, und also als eine Silbe einzeln und für sich betrachtet, gegen alles Uebrige, was an und für sich

einen Begriff bezeichnet, wenn es auch nur ein Nebenbegriff, oder, wie das Pronomen, der Abdruck eines Hauptbegriffes wäre, keinen **prosodischen Werth** hat.

Daß aber der Artickel, in Ansehung des prosodischen Werthes, noch unter der Präposition steht, kömmt daher, weil er das **Allerallgemeinste** bei den Begriffen, nehmlich bloß ihre **wirkliche individuelle Denkung** bezeichnet, die an sich eigentlich gar keinen neuen abgesonderten Begriff gewähret, sondern mit dem **wirklichen individuellen** Begriffe **nothwendig** usammengedacht werden muß.

Daher kömmt es, daß der Artickel, der als einzelne Silbe an und für sich betrachtet, die wenigste Bedeutung hat, auch gegen keinen einzigen Redetheil das Uebergewicht haben kann, und folglich unter allen Redetheilen den geringsten prosodischen Werth hat. Weil bei ihm allein so wenig gedacht werden kann, so entsteht daher das Bedürfniß, daß er sich in das Substantivum oder Adjektivum, wozu er gehört, immer gleich unmittelbar anschließen muß; dahingegen die Präposition, da sie doch an und für sich einen etwas weniger allgemeinen und unbestimmten Begriff enthält, von ihrem Verbum abgesondert stehen kann.

Dem Artikel weicht nichts, als die Vorschlagsilbe in einem Worte, z. B. ge in Geliebter, ver in Vergebung, u. s. w. welche, wo möglich, noch weniger prosodischen Werth als der Artickel, hat, weil sie von dem Worte ganz unabtrennlich ist, und also gar nicht einmal als ein Redetheil, sondern nur als ein Theil eines Wortes betrachtet werden kann.

Die Vorschlagsilbe in einem Worte drückt eben sowohl als die Anhangsilbe, nur eine bloße Modifikation des Hauptbegriffs aus, die an ihm selbst vorgenommen wird. Nun muß aber die bloße Modifikation eines Begriffes dem Begriff selbst in unserer Vorstellung untergeordnet bleiben, wenn der Begriff seine Deutlichkeit nicht verlieren soll; und der allerallgemeinste und unbestimmteste Begriff, der sich nothwendig an einen individuellen Begriff anschließen muß, wenn er gedacht seyn will, hat doch immer noch das Uebergewicht gegen die beste Modifikation eines andern Begriffes, die an ihm selbst vorgeht, und wirklich mit ihm eins wird; wie man daraus siehet, daß z. B. der Artickel die in die Vergebung, nicht nur die wirkliche individuelle Denkung des Hauptbegriffes geben, sondern auch seine beyden Modifikationen ver und ung mit einemmal bezeichnet,

welches nicht geschehen könnte, wenn diese beiden Modifikationen des Hauptbegriffes mit ihm selbst nicht eins ausmachten. Der allgemeine und schwankende Begriff, welchen der Artikel in sich faßt, weicht also jedem andern bestimmten Begriffe, aber er weicht nicht dem, was irgend einem andern bestimmten Begriffe blos untergeordnet ist, und mit ihm eins ausmacht.

Aber auch selbst eine Vorschlagssilbe kann gegen eine andre Vorschlagssilbe noch das Uebergewicht haben, wie z. B. in

Vergesellschaftet
— ◡ | — ◡ ◡

wo man es fühlt, daß ver eine bedeutendere Modifikation des Hauptbegriffs bezeichnet, als ge, und daher der Silbe ver auch einen größern prosodischen Werth beilegt.

Die Vorschlagssilben be und ge scheinen, selbst als Modifikation des Hauptbegriffs, für sich die wenigste Bedeutung zu haben, weil sie sehr oft ganz mit dem Worte zusammenschmelzen, und nicht einmal einzelne Silben bleiben, wie z. B. in dem Worte bleiben, welches eigentlich beleiben, und glauben, welches eigentlich gelauben heißen sollte, so wie man sagt erlauben, wo der Begriff

lauben oder billigen nur durch eine andre für sich bestehende Vorschlagssilbe modificirt ist.

Es ist merkwürdig, daß in unsrer Sprache die Präposition sehr oft zum Hauptbegriffe erhoben, und die Hauptbegriffe zu bloßen Modifikationen erniedrigt werden, als Vorschlag — ˇ, wo das schlag, welches doch einen bestimmten und individuellen Begriff in sich faßt, zur Modifikation eines allgemeinen Begriffs gemacht wird.

Die Veränderung wird nicht betrachtet nach den verschiedenen Richtungen, die sie nehmen kann; sondern eine Richtung wird betrachtet, nach den mannichfaltigen Veränderungen, welche sich diese Richtung nehmen, oder sich nach ihr bequemen können. Dieß ist ganz in dem Geist unsrer Sprache, die uns immer zum abstrakten Denken nöthigt, und uns von dem Einzelnen und Wenigumfassenden, auf das Allgemeine und Vielumfassende unwillkürlich hinzieht.

Wir wollen in den Wörtern Vortritt, Vorschlag, Vorgang z. B. uns die Hauptbegriffe von Tritt, Schlag, Gang lieber als Modifikationen von dem Begriffe vor denken, indem wir Substantiva zu Anhangesilben von einer Präposition machen, als daß wir vor eine bloße Modifikation der Begriffe von Schlag, Tritt und Gang seyn lies-

sen. Dieß kömmt bloß daher, weil wir unter der Rubrik vor, mehr als unter der Rubrik Schlag, zusammenfassen können, indem es unendlich mehr Veränderungen giebt, die ich mir unter der einen Richtung vor denken, als verschiedene Richtungen, die ich mir bei einer und eben derselben Veränderung denken könnte. Kurz, weil es mehr Verba wie Präpositionen giebt.

Die Reihe der Präpositionen, womit Schlag z. B. zusammengesetzt werden kann, bin ich sehr bald durch, als Vorschlag, Anschlag, Aufschlag, u. s. w. aber nicht sobald die Reihe von Wörtern, welche mit vor zusammengesetzt werden können. Ich fühle mich daher geneigt, das mannichfaltigere und weniger umfassende, unter das einfachere und mehr umfassendere zu ordnen, und mache die Präposition, die sonst nur ein äusserst untergeordneter Nebenbegriff ist, in der Zusammensetzung eines Wortes, zu einem Hauptbegriffe.

Mache ich die Präposition in der Zusammensetzung eines Worts zum Nebenbegriff, so entsteht ein ganz andrer Sinn, als wenn ich sie zum Hauptbegriffe mache, als, umgehen, und einen Ort umgehen; in einem Boot jemanden übersetzen, und ein Buch übersetzen, etwas überlegen, und eine Sache überlegen, u. s. w. Bei dem

Uebersetzen über einen Fluß ist das über die herrschende Idee; bei dem Uebersetzen eines Buchs hingegen ist das über nur eine untergeordnete figürliche Idee, und das setzen oder die wirkliche Nebeneinanderstellung des veränderten Ausdrucks der Gedanken, ist der Hauptbegriff. Zwischen überlegen und überlegen ist eben ein solcher Unterschied; bei dem Ueberlegen einer Sache in meinen Gedanken, ist das über ebenfalls nur eine untergeordnete figürliche Nebenidee, da hingegen das figürliche Legen, oder die Ordnung, worin ich meine Gedanken zu bringen suche, der Hauptbegriff ist. Eben so ist es auch mit umgehen und umgehen: ich umgehe einen Ort, den ich auch umfahren, umreiten, u. s. w. könnte; hier wird das Gehen als der Hauptbegriff und um nur als die zufällige Modifikation desselben betrachtet; sage ich hingegen zu jemanden: Sie werden umgehen, so will ich ihn mehr auf das um als auf das Gehen aufmerksam machen, und erhebe daher das um zur Hauptidee, indem ich das Gehen zur bloßen Modifikation herabsetze, denn ich will bloß die Krümmung andeuten, welche jemand statt der geraden Linie wählt, um zu irgend einem Ziele zu gelangen.

So wie wir nun die Präposition in der Zusammensetzung eines Worts gern zum Hauptbegriffe erheben, so thun wir dieses auch in Ansehung der verneinenden Entgegensetzung, welche durch un bezeichnet wird; wir sagen undankbar, unfreundlich, ungütig, ob wir gleich auch wieder sagen: unendlich, unzählig, unschätzbar u. s. w. Weil unsre Sprache sich überhaupt zum Gedankenausdruck neigt, so suchen wir vorzüglich die Gegeneinanderstellungen so auffallend, wie möglich, zu machen, weil durch die Gegeneinanderstellung das meiste Licht gewonnen wird, und die Gegenstände sich am stärksten verdeutlichen.

Weil man sich nun vor z. B. immer im Gegensatz gegen nach, in im Gegensatz gegen aus, u. s. w. denkt, so kömmt es auch mit daher, daß wir die Präposition in der Zusammensetzung eines Worts so gern zum Hauptbegriff erheben, und also lieber Vorschlag im Gegensatz gegen Nachschlag, und Eingang, im Gegensatz gegen Ausgang, sagen; weil die Gegeneinanderstellung der Begriffe, die wir gern merklich und auffallend machen wollen, hier nicht durch Schlag und Gang, sondern durch vor und nach, ein und aus, bewirkt wird.

So sage ich also nun auch im Gegensatz gegen dankbar, undankbar, und hebe die Silbe un durch den Ton heraus, weil durch sie die Entgegenstellung der Begriffe bezeichnet wird; sie erhält daher auch den prosodischen Werth, der sonst eigentlich der Silbe dank zukäme, mit welcher doch eigentlich der bestimmteste Begriff verbunden wird.

Wenn das Wort undankbar viersilbigt wird, als: undankbares Kind, so hebt die Sprache des Affekts oder pathetische Ausdruck gern auch die Silbe bar durch den Ton heraus, um den Nachdruck in dem Worte gleichsam zu verdoppeln:

Undank	bares	Kind
— ◡	— ◡	—

In so fern nun die Poesie Sprache der Empfindung, oder des Affekts ist, bedient sie sich ebenfalls dieser Freiheit, daß sie in einem und eben demselben Worte zwei lange Silben annimmt, und auf die Weise die bloßen Modifikationen der Begriffe wieder eine gegen die andre heraushebt. Un ist hier, wegen der Gegeneinanderstellung, bedeutender oder mehr ausdrückend, als die eigentliche Begriffssilbe dank, und bar ist natürlicher Weise bedeutender, als die Endigungssilbe es, wodurch nichts als der Uebergang, oder die

nothwendige Verbindung zwiſchen dem Adjektivum und Subſtantivum bezeichnet wird. Aber der bloße Gedankenausdruck hebt dieſen letzten Unterſchied nicht beſonders heraus. Er verkürzt alles übrigd gegen die Hauptunterſcheidungsſilbe un, und lieſet daher:

undankbares | Kind!
— ⏑ ⏑ ⏑ | —

Wollt' ich nun aber auch ſagen:

Das un | ſchätzbare | Glück,
⏑ — | ⏑ — | ⏑ —

ſo wie ich ſage: undankbares Kind —⏑ | —⏑ | —, ſo würde dieß fehlerhaft ſeyn, weil ich wohl undankbar — ⏑ ⏑, aber nicht unſchätzbar — ⏑ ⏑ ſondern unſchätzbar ⏑ — ⏑ ſage, und das Versmaaß alſo hier den gewöhnlichen Accent ganz zerſtören würde, indem es die Silbe un lang machte, die ſonſt kurz iſt, und die Silbe ſchätz kurz machte, die ſonſt lang iſt: ein Eingriff, den unſre Sprache, eben ſo wenig, als irgend einen Eingriff in die natürliche Wortſteilung, leidet: denn der Gedankenausdruck bleibt auch in unſrer Poeſie immer das herrſchende, und darf nie ganz von dem abweichen, wozu ſich der Gang unſrer Ideen einmal gewöhnt hat.

Wir ſehen hieraus, wie ſehr die Lehre vom Accent in die proſodiſchen Regeln unſrer Sprache eingreift. Der Accent iſt der Nachdruck, welchen wir auf irgend eine Silbe im gewöhnlichen Reden zu ſetzen gewohnt ſind, und wodurch wir ſie vor den übrigen Silben herausheben, indem wir länger mit der Stimme darauf verweilen. Weil nun dieſer Nachdruck faſt ohne Ausnahme immer auf die bedeutendſte oder eigentliche Begriffsſilbe in einem Worte fällt, ſo dient er dem Silbenmaaß gleichſam zur feſten Unterlage, weil es in Anſe-

lung der mehrsilbigten einzelnen Wörter, durch ihn erst bestimmt wird, und ohne ihn schwankend und unbestimmt seyn würde.

Allein dieß gilt nur von dem Wortaccent, welcher eine Silbe in einem Worte vor den übrigen heraushebt, der sogenannte Redeaccent oder Deklamatorische Accent, der ein ganzes Wort unter den übrigen heraushebt und einen vorzüglichen Nachdruck darauf legt, darf in Ansehung des Silbenmaaßes nicht in Betracht gezogen werden, so lange sich die Poesie durch dasselbe von der Prosa unterscheiden, und so lange das Silbenmaaß nicht ganz willkürlich seyn soll.

Denn wie schwankend und unbestimmt der Redeaccent ist, und welchen Abwechselungen er, nach dem jedesmaligen Zustande des Redenden, unterworfen ist, sieht man aus folgendem Beispiele:

A. Wer?
B. Er hat mich beleidigt.
A. Mein?
B. Er hat mich beleidigt.
A. Dich?
B. Er hat mich beleidigt.
A. Er ist dein Freund!
B. Er hat mich beleidigt.

Wie liessen sich nun wohl auf irgend eine Weise prosodische Regeln denken, wenn ein so schwankender Accent als der deklamatorische ist, dem Silbenmaasse zur Grundlage dienen sollte? — Der deklamatorische Accent verkürzt alles übrige gegen das Bedeutendste, und läßt die Stimme unaufhaltsam und flüchtig darüber hineilen. Sollte sich nun das Silbenmaaß nach dem deklamatorischen Accente richten, so müßte es ja mit dem jedesmaligen Gemüthszustand des Redenden abwechseln, und eben so veränderlich wie dieser Gemüthszustand, oder wie das Verhältniß der gegen-

wärtigen Ideenreihe gegen irgend einen vorhergegangene Ideenreihe seyn.

In Er hat mich beleidigt, ist er gegen hat lang, und in, er hat mich beleidigt, ist es kurz, in, er hat mich beleidigt, ist er sowohl als hat gegen mich kurz, und in, er hat mich beleidigt, ist leid die erste lange Silbe, und alles vorhergehende kurz. Sollte nun auf die Weise etwas dem Verse ähnliches entstehen, so müßte ich einen und eben denselben Gemüthszustand des Redenden in gleicher Ordnung wiederkehren lassen.

Das Willkürliche kann nicht bestimmen, kann nicht Gesetz seyn. Der Redeaccent kann in der Bestimmung des Silbenmaasses unmöglich in Betracht kommen, weil er immer erst selbst durch die Willkühr des Redenden bestimmt werden muß. Der Wortaccent hingegen ist einmal unabänderlich durch sich selbst bestimmt, und kann also auch zur Bestimmung unsers Silbenmaasses dienen; er ist aber wegen der großen Menge der einsilbigten Wörter in unsrer Sprache dazu nicht hinreichend, wir müssen ihn also gleichsam fortzusetzen suchen, indem wir mehrere einsilbigte Wörter, wie die Silben eines Wortes zusammenstellen, und auf die Weise den Wortaccent nachbilden, indem wir zusehen, auf welche Silbe nun in dieser Zusammenstellung der Ton fällt, als:

ich bin es, da steht er, er sagt es, erhalten,
Vergebung, bestimmen,

wo zwischen den zusammengestellten einsilbigten Wörtern dieselben Verhältnisse, wie zwischen den Silben der einzelnen Wörter statt finden, sobald ich sie in einem ruhigen Gemüthszustand ausspreche.

Und so wären wir denn nun wieder auf dem Punkte der Silbenstellung, worauf sich alle die prosodischen Regeln unsrer Sprache gründen.

Wir wollen nun in folgender Gegeneinanderstellung die Unterordnung der Redetheile in Ansehung der Länge und Kürze der Silben, noch einmal mit einem Blick übersehen.

	kurz.	lang.	
Verbum	lobt	Gott!	Substantiv.
Verbum	sind	schön.	Adjektivum
Interjektion	ach	Gott!	Substantiv.
Interjektion	o	schön	Adjektivum
Interjektion	ach	seht	Verbum
Adverbium	bald	weint	Verbum
Konjunktion	wenn	Gott	Substantiv.
Konjunktion	wenn	ach!	Interjektion
Konjunktion	wenn	einst	Adverbium
Hülfsverb.	ist	Gott	Substantiv.
Hülfsverb.	wird	seyn	Verbum
Hülfsverb.	wird	ach!	Interjektion
Hülfsverb.	ist	schon	Adverbium
Pronomen	Du	Gott	Substantiv.
Pronomen	du	siehst	Verbum
Pronomen	du	wirst	Hülfsverb.
Präposition	auf	Gott	Substantiv.
Präposition	auf	Dich	Pronomen.

	lang.	kurz.	
Substantiv.	Gott	sieht	Verbum
Substantiv.	Gott	wird	Hülfsverb.
Adjektivum	schön	ist	Verbum
Interjektion	ach!	wie	Adverbium
Interjektion	ach!	wenn	Konjunktion
Interjektion	ach!	Du	Pronomen
Adverbium	sonst,	als	Konjunktion
Konjunktion	als	Du	Pronomen
Hülfsverb.	wirst	Du	Pronomen
Hülfsverb.	wird	auf	Präposition
Pronomen	wer	in	Präposition
Präposition	auf	der	Artikel

Folgende tabellarische Uebersicht kann vielleicht die jedesmalige Anwendung der prosodischen Regeln, bei der Prüfung des Silbenmaaßes, noch mehr erleichtern, womit es im Grunde gar keine Schwierigkeit hat, wenn man sich nur die Unterordnung der Redetheile nach ihrem prosodischen Werth gehörig vor Augen zu stellen sucht:

Substantivum.	Hülfsverbum.
Adjektivum.	Konjunktion.
Verbum.	Pronomen.
Interjektion.	Präposition.
Adverbium.	Artikel.

Das Substantiv. u. Adjektivum ist } lang { gegen alle übrigen Redetheile.

Das Verbum ist { lang { gegen die Interj. das Adverb. das Hülfsverb. die Konjunkt. das Pronom. die Präp. u. den Artikel. / kurz { nur gegen das Subst. und Adjekt.

Die Interjekt. ist { lang { gegen das Adverb. Hülfsverb. die Konj. das Pronom. die Präp. und den Artikel. / kurz { gegen das Subst. Adjekt. und Verbum.

Das Adverb. ist { lang { gegen das Hülfsverb. die Konj. des Pronom. die Präp. und den Artikel. / kurz { gegen das Subst. Adjekt. Verbum und die Interj.

- **Das Hülfsverbum ist**
  - **lang**
    - gegen die Konjunkt. das Pronom. die Präpoſition und den Artikel.
  - **kurz**
    - gegen das Subſt. Adjekt. Verbum, die Interjekt. und das Adverb.
- **Die Konjunkt. ist**
  - **lang**
    - gegen das Pronom. die Präpoſ. u. den Artikel.
  - **kurz**
    - gegen das Subſt. Adjekt. Verbum, die Interjekt. das Adverb. und Hülfsverbum.
- **Das Pronom. ist**
  - **lang**
    - gegen die Präpoſition u. den Artikel.
  - **kurz**
    - gegen das Subſt. Adjekt. Verbum, die Interjekt. das Adverb. Hülfsverb, und die Konjunktion.
- **Die Präpoſition ist**
  - **lang**
    - nur gegen den Artikel.
  - **kurz**
    - gegen das Subſt. Adjekt. Verbum, die Interjekt. des Adverb. Hülfsverb. die Konjunktion und das Pronomen.
- **Der Artikel ist**
  - **lang**
    - nur gegen die kurze Vorſchlagsſilbe eines Worts.
  - **kurz**
    - gegen alle übrigen Redetheile.

Allgemeiner deutscher Briefsteller,

welcher

eine kleine deutsche Sprachlehre,

die Hauptregeln des Styls

und eine

vollständige Beispielsammlung aller Gattungen von Briefen

enthält.

Von

Karl Philipp Moritz,

Königlich Preußischem Hofrath und Professor, ordentlichem Mitgliede der Akademie der Wissenschaften und des Senats der Akademie der bildenden Künste in Berlin.

Berlin, 1793.

bei Friedrich Maurer.

22 687

Dem Kaiser

Franz dem Zweiten.

Ew. Kaiſerlichen Majeſtät

Lege ich in tiefſter Ehrfurcht dieſes Werk zu Füßen, worin ich einen Verſuch gemacht habe, die Regeln vom deutſchen Briefſtyl auf die einfachſten Grundſätze zurückzuführen. Der Verleger dieſes Werks ſchmeichelt ſich mit der Hoffnung, daß es, unter dem Allerhöchſten Schutze Ew. Kaiſerlichen Majeſtät, vor dem Nachdruck geſichert,

für die sämmtlichen deutschen Staaten nutzbar seyn werde. Ich ersterbe in tiefster Ehrfurcht

Ew. Kaiserlichen Majestät

allerunterthänigster

Moritz.

Vorbericht.

In einem Anhange zu diesem allgemeinen deutschen Briefsteller werde ich von dem öffentlichen Geschäftsgange, von der Einrichtung des Postwesens, vom Geldumlauf u. s. w., in den einzelnen deutschen Staaten, eine vollständige und zweckmäßige Uebersicht entwerfen, um

dadurch diesen Briefsteller eine allgemeine Nutzbarkeit und Brauchbarkeit für unser deutsches Vaterland zu geben.

Berlin,
den 26sten April, 1793.

K. P Moritz.

Allgemeiner deutscher Briefsteller.

Einleitung.

I. Kleine deutsche Sprachlehre,

in so fern die Regeln derselben, um einen wohlgeschriebenen deutschen Brief zu verfertigen, einem jeden zu wissen nöthig sind.

Rechtschreibung.

Die Lehre von der deutschen Rechtschreibung läßt sich füglich unter folgende sechs Abschnitte bringen:

Die Dehnung des Vokals.
Die Verdoppelung des Konsonants.
Der Unterschied des b und p, d und t, ch und g, s und ß am Ende der Wörter.
Der Unterschied des ß und ß.
Der Unterschied des f und v.
Das th.

Dehnung des Vokals.

Was erstlich die Dehnung des Vokals anbetrifft, so versteht es sich von selbst, daß jeder Vokal gedehnt oder lang ausgesprochen wird, sobald in der Mitte des Worts ein einfacher Konsonant steht, und der Vokal die Silbe endigt, so daß er gehörig austönen kann, ohne von dem Konsonant verdrängt zu werden, wie in dem Worte schlafen; kurz oder geschärft aber wird der Vokal ausgesprochen, sobald in der Mitte des Worts ein doppelter Konsonant steht, der den Vokal nicht austönen läßt, wie in dem Worte erschlaffen.

Was wir jetzt in der Bezeichnung der Dehnung des Vokals bemerken, gilt nur vom a, e, o und u, denn vom i finden wieder besondere Regeln statt.

Eigentlich wird nehmlich bei dem a, e, o und u die lange oder gedehnte Aussprache des Vokals gar nicht besonders bezeichnet, weil sie sich schon von selbst schließen läßt, sobald in der Mitte des Worts nur ein einfacher Konsonant steht, wie in folgenden Wörtern:

laben, laden, Hafen, fragen, fahen, rasen, waten, leben, reden, Hesen, regen, sehen, lesen, beten, loben, Boden, Ofen, Bogen, drohen, losen, Boten, Bube, Bude, Husen, Tugend, ruhen, Busen, bluten.

In diesen Beispielen, wo der Vokal sich vor den Konsonanten b, d, f, g, h, s und t befindet, wird also die Dehnung oder lange Aussprache desselben gar nicht besonders bezeichnet.

Nun finden wir aber, daß grade nur vor den Konsonanten l, m, n, r, die Dehnung oder lange Aus-

Aussprache des a, e, o und u durch h bezeichnet wird, wie in folgenden Beispielen:

a: prahlen, Nahmen, bahnen, fahren;
e: fehlen, nehmen, lehnen, lehren;
o: hohlen, Ohm, bohnen, bohren;
u: Spuhle, Ruhm, Huhn, Uhr.

Diese Schreibart ist wahrscheinlich entstanden, um der leichten Verdoppelung des l, m, n, r, wozu die Zunge im Sprechen schon von selbst gereizt wird, auch im Schreiben vorzubeugen, und dieß um so viel mehr, da es mit den Konsonanten l, m, n, r, so viele ähnlichklingende Wörter giebt, die nothwendig unterschieden werden mußten, als:

prahlen, bahnen,
prallen, bannen, u. s. w.

Allein es giebt nun freilich von dieser Regel vieler Ausnahmen, wo die Dehnung oder lange Aussprache des a, e, o und u nicht bezeichnet wird, obgleich von den Konsonanten l, m, n, r, einer darauf folgt. Zu diesen Ausnahmen gehören nun

Erstlich, die Wörter fremden Ursprungs, oder die doch etwas Fremdartiges in ihrer Bildung haben, und also auch das deutsche Dehnungs h in ihrer Schreibart verwerfen, wie die folgenden:

a: Altan, Altar, Marschall, Barbar, Fasan, Roman, Spital;
e: Herold, Juwele, Galere, Scene;
o: Dom, Krone, Kanone, Pistole, Person, Pol;
u: Muse, Schule, Chur, Natur.

Zweitens, gehören zu den Ausnahmen, wo die Dehnung des a, e, o, u, vor l, m, n, r nicht bezeichnet wird, die kleinen Wörter und Partikeln, wie die folgenden:

a: bar, gar, zwar, bar, fal, fam,
e: den, wen, wer, her, denen, deren,
o: ſchon, vor,
u: nur, zur, und die Silbe ur.

Die dritte Ausnahme machen die folgenden Wörter, die ſich weiter unter keine Regel bringen laſſen, und wo man weiter nichts ſagen kann, als daß das Dehnungs h vor l, m, n, r nicht geſetzt wird, weil es der eingeführte Gebrauch ſo haben will:

a: Schale, ſchal, Qual, mal, Gram, Kram, lam, Scham, Hamen, Gram, Kranich, Span, Plan, Schwan, ſparen, klar, war, Pflugſchar, Art, Bart, zart, ward;
e: Elend, ſchel, bequem, Demuth, Schemel, ſcheren, quer, ſchwer, Schnee, Herd, Schwerdt, Pferd;
o: Strom, Ton, Honig, Mond, Monath, ſchonen, geſchoren, ſror, Flor, empor, verlorn, erforen, Bord;
u: Blume, Krume, Geburt, Schwur, Flur, Spur, Schnur.

Von i finden nun, in Anſehung der Bezeichnung der Dehnung oder langen Ausſprache deſſelben, wie ſchon geſagt, beſondere Regeln ſtatt, die ſich, wenn wir die Ausnahmen gehörig bemerken, auf die folgenden zurückführen laſſen:

Die Dehnung oder lange Ausſprache des i wird nehmlich nicht nur von l, m, n, r ſondern der Regel nach, beſtändig, auch am Ende eines Worts, durch ein hinzugefügtes e bezeichnet, wie in folgenden Beiſpielen:

vor b, d, f, lieben, Lieder, liefern,
vor g, h, l, m, liegen, ziehen, zielen, Riemen,
vor n, r, s, t, dienen, zieren, niesen, bieten,
am Ende: die, sie, Philosophie, Meladie.

Hieher gehören auch die Wörter:
dieß, Dienstag Viertel, Vierzehn, vierzig,
wo die Dehnung oder lange Aussprache des i, ob sie gleich im Sprechen wegfällt, dennoch, wegen der Ableitung dieser Wörter, im Schreiben bezeichnet wird.

Ausnahmen von dieser Regel sind nun:
erstlich, wieder die Nahmen und Wörter fremden Ursprungs, oder die doch etwas Fremdartiges in ihrer Bildung haben, wie die folgenden:

Berlin,	Ruppin,	Bibel,
Bisam,	Biber,	Kamin,
Rubin,	Tigel,	Titel,

Stil, woran ich fasse.

Von dieser Ausnahme aber hat der Gebrauch wieder folgende vier Wörter ausgenommen, in welchen, ohnerachtet ihres fremden Ursprungs, dennoch die Dehnung oder lange Aussprache des i, wieder auf die deutsche Art durch ein hinzugefügtes e bezeichnet wird.

Fiebel, Fieber, Anies, Paradies.

Zweitens, sind von der Regel, daß die Dehnung des i durch e bezeichnet wird, die Wörter ausgenommen, wo es im Anfange steht, wie folgende:

Ibis, Ino, Iba, Iman.

Drittens sind, so wie bei den übrigen Vokalen, auch hier die kleinen Wörter ausgenommen:

mir, dir, wir.

Viertens haben wir noch die folgenden Wörter zu merken, in welchen ganz allein die Dehnung des i durch h bezeichnet wird:

ihm, ihn, ihren, ihnen.

Nun müssen wir noch bemerken, daß es eine Anzahl Wörter giebt, wo bei dem a, e und o, aber niemals bei dem u und i, die Dehnung des Vokals durch die Verdoppelung desselben bezeichnet wird; in den Wörtern, wo dieß geschieht, findet sich der Vokal auch gewöhnlich vor l, m, n, oder r, in ein paar Wörtern aber auch vor s und t, und bei dem ę findet die Verdoppelung auch am Ende statt, wie in folgenden:

a: Aar, Haar, Staar, Paar, Schaar, Waare, Saal, Aal, Saat, Staat, Maaß, Aas.

e: leer, Heer, Speer, Meer, Theer, Beere, Seele, Beet, See, Schlee, Klee, Schnee, Armee, Kaffee, Nappee.

o: Boot, Moos, Loos, Schooß.

Endlich kommen noch die Vokale å, ö, und ů, in Ansehung der Bezeichnung ihrer langen oder gedehnten Aussprache in Betracht, und es findet darin folgende Regel statt:

Die Dehnung des å, ö und ů wird nur vor l, m, n, r, und nur durch h, niemals aber durch die Verdoppelung bezeichnet, als:

å: Pfähle, lähmen, Kähne, nähren,
ö: Höhle, gewöhnen, Söhne, Röhre,
ů: Stühle, rühmen, Bühne, rühren.

Ausgenommen sind hier:

erstlich, der Plural von alle den Wörtern, die im Singular kein Dehnungszeichen haben, als:

Altä-

Altäre, Ströme, Schwüre, von
Altar, Strom, Schwur.

Zweitens, die Wörter, die im Singular ein doppeltes a haben, als, von

Haar, Paar, Saal.
Härchen, Pärchen, Säle.

Drittens, folgende Wörter, die sich weiter unter keine Regel bringen lassen:

ä: Bär, gebären, gären, schwären.
ö: Stör, stören, hören, schwören, König, schön.
ü: Willkür, ungestüm, Dünen, grünen, für.

Von der Verdoppelung des Konsonants.

Erstlich, findet die Verdopplung des Konsonants statt in der Mitte eines Worts nach jedem kurz ausgesprochenen Vokale; um dieß desto auffallender zu machen, wollen wir eine Anzahl ähnlichklingender Wörter unter einander setzen:

Rübe,	Ader,	schlafen,
Ribbe,	Adder,	erschlaffen,
Flegel,	Laken,	fehlen,
Flagge,	lacken,	fällen,
Rahmen,	Kahn,	haaren,
rammen,	kann,	harren,
Hase,	Hüte,	
hassen,	Hütte.	

Ferner findet die Verdoppelung des Konsonants statt am Ende der Wörter, nach einem kurzausgesprochenen Vokal, aber nur in Ansehung

des f, k, l, m, n, r, s, t, z, nicht aber des b, d, und g; wir stellen wieder eine Anzahl ähnlichklingender Wörter unter einander, die sich durch die Verdoppelung des Konsonants am Ende unterscheiden, als:

Schlaf,	fahl,	lahm,
schlaff,	Fall,	Lamm,
Kahn,	den,	her,
kann,	denn,	Herr,
Saat,	wen,	Wrizen,
satt,	wenn,	ritzen.

Wenn aber zwischen dem letzten Konsonant und dem kurz ausgesprochnen Vokal noch ein Konsonant steht, so findet keine Verdoppelung weiter statt, weil die zwei auf einander folgenden Konsonante schon an sich die gedehnte Aussprache hindern, als:

Herz, Dank, Zins.

Auch die Konsonanten b, d und g werden am Ende des Worts nach einem kurz ausgesprochenen Vokal nicht verdoppelt, als:

Stab, Rad, Tag.

Das doppelte s wird am Ende in ß verwandelt, als:

Faß, Haß.

Der Unterschied des b und p, d und t, g und ch, s und ß am Ende der Wörter.

Um hier in jedem Falle gewiß zu seyn, verlängere man nur das Wort durch den Genitiv, oder ein hinzugefügtes e, wo alsdann die weichklingende Aussprache des Konsonanten durch b, d, g und s, die

die harte aber durch p, t, ch und ß ausgedrückt wird, als:

das Lob,	der Satrap,
des Lobes,	des Satrapen,
der Stand,	das Wort,
des Standes,	des Wortes,
der Betrug,	das Buch,
des Betruges,	des Buches,
gütig,	freundlich,
der Gütige,	der Freundliche,
das Glas,	das Faß,
des Glases,	des Fasses.

Diese Regel ist sehr nöthig, weil man in der Aussprache z. B. Lop und Lob gar nicht unterscheiden kann, und die weiche oder harte Aussprache des Konsonanten in der Verlängerung des Wortes erst hörbar wird — in Glas und Faß lautet das s und ß am Ende völlig gleich, den auffallenden Unterschied merkt man erst, wenn man das Wort verlängert: des Fasses, des Glases.

Der Unterschied des ſſ und ß.

Das ſſ kann in der Mitte eines Wortes nur nach einem kurzen und das ß nur nach einem lang ausgesprochenen Vokal stehen, weil das ß auf keine Weise als ein doppeltes, sondern nur wie ein einfaches aber geschärft ausgesprochenes ſ zu betrachten ist, als:

Maſſe,	müſſen,
Maße,	Muße,
faſſen,	Flüſſe,
fußen,	ſtießen,

Aus diesen Beispielen siehet man deutlich, daß das ſſ und ß im Schreiben sorgfältig unterschieden werden müssen, weil auf diesem Unterschiede zugleich die richtige Aussprache, und bei einigen Wörtern sogar die verschiedene Bedeutung derselben beruhet.

Doch müssen wir von dieser Regel eine Ausnahme bemerken, daß nehmlich das ſſ am Ende eines Wortes, wenn es vor t zu stehen kömmt, in ß verwandelt wird, obgleich der vorhergehende Vokal kurz ist, als:

wißt, ißt, Faß,

welche nach der vorhergehenden Regel geschrieben werden sollten:

wiſſt, iſſt, Faſſ,

weil das ß sonst immer nur nach einem lang ausgesprochenen Vokale stehet. Vielleicht kommt diese Schreibart bloß daher, weil man die Figur des doppelten ſ am Ende im Schreiben vermeiden wollte, und sie mit dem mehr gerundeten und zierlichern ß vertauschte.

In Ansehung des s und ß ist noch zu bemerken, daß man das Wort das, wenn es das Bindewort oder die Konjunktion ist, mit einem ß, und wenn es der Artikel ist, mit einem kleinen s schreibt wie man denn überhaupt die Figur des langen ſ am Ende vermeidet, und statt desselben sich des kleinen s bedient:

Daß das Haus einfallen wird,
das sehe ich —
ich wünsche das — daß du kämeſt,

ich

ich sehe daß das Das hier verschieden geschrieben wird.

Der Unterschied des f und v.

Das v findet nur in folgenden Wörtern und Silben deutschen Ursprungs statt:

Vor a: in Vater,
vor e: in Vetter, Vestung, Veste, und in der Silbe ver;
vor i: in Vieh, viel, vier,
vor o: in Vogel, Vogt, Volk, voll, von und vor.

Außerdem steht das v nur noch in einer geringen Anzahl Wörter, die aus dem Lateinischen oder Französischen in die deutsche Sprache aufgenommen sind, und wo die Aussprache des v auch in den meisten dieser Wörter von dem f verschieden, und dem w ähnlich lautet, als:

vor a: in Vakanz, Valet, Vasall,
vor e: in Venedig, Ventil, Vezier,
vor i: in Vice, Viktualien, Visir, Visite, Vitriol;
vor o: in Vokal, Voluntär;
am Ende: in brav, massiv, naiv, wo das v freilich wie f lautet;
in der Mitte: in Nerve, Sklave, Frevel, wo das v wieder dem w ähnlich lautet.

In folgenden Wörtern:

Vesper, Vettel, vexiren, Vers,

ist die Aussprache des v wie f einmal gebräuchlich.

Daß so viele Wörter im Deutschen mit einem v geschrieben werden, rührt blos von den Silben voll,

voll, vor und ver her, womit eine groſse Menge von Wörtern zuſammengeſetzt ſind, als:

vollbringen, vorziehen,
vergeben, verſtehen.

Das th.

Daſs das th in den deutſchen Wörtern, wo es geſchrieben wird, gröſstentheils vor lang ausgeſprochnen Vokalen ſteht, auf welche l, m, n, r folgt, läſst vermuthen, daſs das h bloſs das Dehnungszeichen ſey, welches durch einen Miſsbrauch im Schreiben an das t hinangefügt iſt. als:

lang a vor l und n: Thal, Thaler, Thran;
lang u vor m: Reichthum, Irrthum;
lang u vor n: thun:
lang o vor n und r: Thron, Thon (des Töpfers), Thor.
lang ů vor r: Thůr.

Da wir nun bemerkt haben, daſs die Dehnung des Vokals auch vor t zuweilen bezeichnet wird, ſo läſst ſich die Entſtehung des th aus der obigen Urſache auch in folgenden Wörtern vermuthen:

nach a: Monath, Rath, That, Zierath, Heirath, Pathe;
nach u: Muth, Wuth, Ruthe;
nach ů: Gemüth, Blüthe, wüthen.

Vielleicht daſs man ehemals Muht, Wuht, Ruhte, ſchrieb, und durch einen Mißbrauch im Schreiben, um etwa einen ſchönen Zug anzubringen, das h an das t hinanfügte — wenigſtens iſt dieſs bei Blüthe gewiſs der Fall, welches, da es

von

von blühen herkömmt, auch eigentlich Blühte geschrieben werden sollte.

Was nun noch die Wörter griechischen Ursprungs anbetrifft, so ist das th, ob es gleich in der Aussprache von dem t nicht verschieden lautet, dennoch beibehalten worden, um diesen Wörtern das Gepräge ihres fremden Ursprungs zu lassen, als:

Athen, Theorie, Theater, u. s. w.

Interpunktion.

Der Gebrauch der Unterscheidungszeichen läßt sich am natürlichsten aus dem Bau der Rede selbst entwickeln, weil nehmlich das eigentliche Geschäft dieser Zeichen ist, die Fugen zu bemerken, wodurch sich kleinere Wortstellungen zu einer größern oder zu einem Perioden bilden.

„Wenn ich meine Pflicht thue, so fühle ich,
„daß mir dieses genug ist, um glücklich zu seyn."

In diesem Beispiele ist jede kleine Wortstellung in der größern durch ein Komma von der andern unterschieden.

Das Komma steht hier vor den Bindungen oder Konjunktionen so, daß, um, wodurch sich die einzelnen Wortstellungen in dem Perioden aneinander fügen. Am Ende, wo der Periode geschlossen ist, steht ein Punktum.

Wenn nehmlich die Zusammenstellung von Worten, die an und für sich ein Ganzes ausmachen, ein richtiges festes Urtheil oder Behauptung irgend einer

ner Sache enthält, so setzt man am Ende desselben ein Punktum.

Ist das Urtheil mit einer Gemüthsbewegung, als Verwunderung, Freude oder Schmerz, u. s. w. verknüpft, und fängt sich der Periode mit ach, oder möchte doch, oder auf ähnliche Weise an, so macht man senkrecht über das Punktum einen Strich (!), und nennt dieses das Ausrufungszeichen.

Ist aber das Urtheil beim Schluß des Perioden noch zweifelhaft oder unvollständig, welches daraus abzunehmen ist, wenn man die Stimme beim Schluß der Rede nicht fallen läßt, so setzt man über das Punktum eine gekrümmte Figur (?) und nennt es das Fragezeichen.

Wo das Komma zu der Unterscheidung der kleinern Wortstellungen nicht hinreicht, setzt man ein Punktum darüber (;) und nennt es das Semikolon.

Ist dieser Unterschied noch nicht hinlänglich, und doch die Verbindung zwischen den Sätzen noch zu nahe, als daß man sie durch ein Punktum trennen könnte, so setzt man zwei Punkte übereinander (:), und nennt es das Kolon, welches nun, nach dem Punktum, das stärkste Unterscheidungszeichen in dem Zusammenhange der Rede ist.

Es kömmt bei dem Gebrauch der Unterscheidungszeichen darauf an, daß man ökonomisch damit verfahren lerne, weil wir ihrer nur wenige haben, und daß man zu den größern Unterschieden auch die stärkern Unterscheidungszeichen gehörig aufzusparen wisse.

Nun sind die Unterscheidungszeichen freilich nicht, so wie die Worte, Zeichen unsrer Gedan-

ken

ken selber, sondern nur die Zeichen von den verschiedenen Ruhepunkten in der Reihe unsrer Vorstellungen.

Wenn aber diese Ruhepunkte auch gleich nicht auf dem Papiere bezeichnet wären, so würden sie demohngeachtet in unsrer Seele statt finden, weil es uns unmöglich ist, ganz ununterbrochen fortzudenken.

Hieraus erhellet wenigstens so viel, daß eine Schrift mit Unterscheidungszeichen immer ein wahreres und treffenderes Gemählde unserer Gedanken seyn wird, als eine ähnliche ohne dieselben.

Sage ich also z. B.

ich weiß wie die Sache beschaffen ist,

so rede ich nicht ganz ununterbrochen fort, sondern wenn ich gesagt habe, ich weiß, so wird erst durch eine ganz kleine Pause der Uebergang zu dem folgenden Gedanken gemacht.

Diese Uebergänge sind es nun eben, welche durch die Unterscheidungszeichen angedeutet werden sollen; denn ohne dieselben würde ein Gedanke gleichsam in den andern fließen, und die zusammengesetzte Rede wäre mit einem unförmlichen Gebäude zu vergleichen, dem es an seinen gehörigen Eintheilungen fehlte.

Sage ich aber:

ich weiß die ganze Beschaffenheit der Sache,

so ist bei weiß kein Komma nöthig, weil dieß keine zusammengefügte sondern eine ganz in einem fortgehende Zusammenstellung von Worten ist.

Wir wollen uns nun von einem jeden einzelnen Unterscheidungszeichen insbesondere noch die nöthigsten Regeln bemerken:

Kom-

Komma.

Es giebt ein absonderndes, ein einschließendes und ein anschließendes Komma.

Das absondernde Komma.

Wenn mehrere Sätze, weil sie nur einen gemeinschaftlichen Hauptbegriff haben, in einen Satz zusammengeschoben werden, oder wenn Redetheile von einerlei Art, wenigstens drei, hinter einander folgen, so wird das absondernde Komma gesetzt, als:

Er hat mich belehrt, geleitet, und aufgemuntert.

Haß, Neid, und Verfolgung drückten ihn darnieder.

Er war tapfer, gut, und bieder.

Er war mein Freund, mein Führer.

Folgen hingegen von einerlei Redetheilen nur zwei unmittelbar auf einander, und werden durch UND verbunden, so bleibt das Komma weg, als:

Haß und Verläumdung drückten ihn.

Werden sie aber nicht durch UND verbunden, so muß auch ein Komma gesetzt werden, als:

Deine Brüder, deine Freunde bitten dich.

Das einschließende Komma.

1) Wenn ein Satz in einen andern, wie eine Parenthese, eingeschoben wird, gleichsam als wenn man etwas vergessenes, das man schon vorher sagen sollte, nachholen wollte, so wird ein solcher Satz in zwei Kommata eingeschlossen, als:

Um das Rhinoceroß zu ſehen, erzählte mir mein Freund, ging ich u. ſ. w.

Mit innigem Vergnügen, theuerſter Freund, berichte ich Ihnen u. ſ. w.

Er fiel, beweint von allen Edlen, in der Blüthe ſeiner Jahre.

Du wolleſt unſern König, deinen Knecht, beſchützen!

Er hat des Königs, ſeines Herrn, Befehle vollſtrecket.

2) Wenn ein Satz zwar nicht als Parentheſe, aber doch durch ein beziehendes Pronomen, als: welcher, e, es, u. ſ. w., oder durch eine Konjunktion, als: wenn, daß, ob, da, u. ſ. w. in einen andern eingeſchoben wird, ſo muß derſelbe ebenfalls in zwei Kommata eingeſchloſſen werden, als:

Der Freund, den (oder welchen) Du erwarteſt, kömmt nicht.

Ich ging, ſobald ich ihn ſahe, auf die Seite.

Heute, da ich ihn erblickte, war ich faſt außer mir.

Das Haus, worin (in welchem) er wohnt, gehört ihm nicht.

3) Wenn eine nähere Beſtimmung einer Sache auch kein eingeſchobener Satz iſt, ſo wird ſie dennoch, wenn ſie von beſonderm Nachdruck ſeyn ſoll, durch zwei Kommata eingeſchloſſen, als:

Er hat ſeinen Eifer durch Thaten, nicht durch Worte, gezeigt.

Heute wird, vermuthlich der Trauer wegen, nicht geſpielt.

Hierin wird häufig gefehlt, indem man das Komma oft überflüssig sezt, weil man alles für Einschiebungen in den Satz hält, was doch selber mit zum Satze gehört, und eine bloße Hinanfügung an denselben ist, als:

Du wirst, in der That, mit jedem Jahre, in deinen Vermögensumständen, zurückkommen.

Hier ist gar kein Komma nöthig, weil alles zusammengenommen, nur einen einzigen Satz ausmacht, und die näheren Bestimmungen auch keines besondern Nachdrucks wegen, durch das einschließende Komma dürfen herausgehoben werden.

4) Nach aber, und, oder, steht ein Komma, wenn ich nach demselben die zunächst folgenden Worte bis an das nächste Komma auslassen, und doch mit Zusammenhang weiter lesen kann, als:

Er ist todt, und, wie man sagt, an Gift gestorben.

Hier kann ich nach dem und die zunächst darauf folgenden Worte, wie man sagt, auslassen, und ohne den Zusammenhang zu unterbrechen, gleich weiter lesen:

und an Gift gestorben;

das, wie man sagt, ist also eingeschoben, und muß daher in zwei Kommata eingeschlossen werden, daß also das und ganz abgesondert und für sich allein zu stehen kömmt; eben so ist es in dem folgenden Beispiele mit oder:

Ich komme zu Ihnen, oder, wenn Sie lieber wollen, Sie zu mir.

Das anschließende Komma.

Wenn ein Satz nicht sowohl in den andern eingeschoben, als vielmehr nur durch eine Konjunktion, als daß, weil, wenn, so, u. s. w. oder durch ein beziehendes Pronomen, oder durch zu vor dem Infinitiv, oder durch als und wie angeschlossen wird, so muß die Fuge dieser Anschließung durch ein Komma bezeichnet werden, als:

Ich weiß gewiß, daß er kommen wird.
Ich will froh seyn, wenn es wahr ist.
Das ist der Mann, von welchem ich dir gesagt habe.
Ich befehle dir, in das Zimmer zu gehen.
Ich komme, um zu hören.
Ich bin so glücklich, wie ein König.
Er ist so groß, als ein Riese.

Folgt aber auf das zu ein bloßer Infinitiv, so ist kein Komma nöthig, als:

Er weiß zu leben.
Er versteht die Kunst zu lügen.

Ist der Satz, worin als oder wie vorkömmt, zu klein, so läßt man auch das Komma weg, als:

Er hat das Recht als Vater.
Er ist nicht älter wie ich.

Semikolon (;).

Das Semikololon ist entgegensetzend, einheilend, erklärend, oder anhängend.

Das entgegensetzende Semikolon.

Wenn zwei Hauptsätze, die aus mehreren durch Kommata schon unterschiedenen kleinen Sätzen bestehen,

stehen, sich durch aber, hingegen, u. s. w. entgegengesetzt sind, so wird dieser Gegensatz durch ein Semikolon bezeichnet, als:

Jener treibt die Dichtkunst, und sie treibt ihn; dieser treibt sie auch, aber sie treibt ihn nicht.

Hier sieht man deutlich, daß da, wo das Semikolon steht, ein Komma nicht zureichen würde, um den starken Einschnitt in den Satz, welcher durch das folgende aber bemerkt wird, zu bezeichnen.

Dieß ist auch der Fall in den folgenden beiden Beispielen:

Es ist süß, sich zu rächen; aber noch weit süßer, zu verzeihen.

Dichter klagen, daß es keine Mäcenaten giebt; Mäcenaten, daß es keine Dichter giebt.

Besteht der Gegensatz aber aus zwei ganz kleinen Sätzen, so ist ein Komma hinlänglich, als:

Ich glaube es, aber ich sehe es nicht.

Ich sehe es, aber ich glaube es nicht.

Denn man muß mit den Unterscheidungszeichen sparsam verfahren, wenn sie ihre unterscheidende Kraft nicht verlieren sollen; und daher auch das Semikolon nur dann brauchen, wenn das Komma nicht mehr zureicht.

Das eintheilende Semikolon.

Wenn eine Folge, übrigens ganz von einander unterschiedener Sätze, unter einen Hauptsatz zusammengefaßt, oder gleichsam unter eine Rubrik gebracht werden sollen, so muß die Eintheilung oder Folge dieser Sätze durch Semikola bezeichnet werden, als:

Seine Mienen drückten Wuth und Verzweiflung aus; seine Lippen bebten; die Augen starrten; sein Gesicht überzog eine Todtenblässe.

Diese einzelnen Sätze sind zwar an sich ganz von einander unterschieden; aber sie sind doch zu nahe verbunden, und ein jeder von ihnen macht an sich zu wenig ein Ganzes aus, als daß sie durch Punkte gesondert werden könnten; ein bloßes Komma aber würde sie wiederum nicht genug von einander sondern; das Semikolon ist daher unter den Unterscheidungszeichen dasjenige, welches weder zu stark, noch zu schwach, die Eintheilung oder Folge dieser Sätze in ihren Fugen bezeichnet; wie auch in dem folgenden Beispiele:

Wenn Gerechtigkeit und Treue leere Nahmen sind; wenn die Bosheit sich des Erdkreises bemächtigt; und wenn die Arglist über die Redlichkeit siegt: so ist das Grab die Zuflucht der Unschuld.

Sind aber in einer Reihe solcher nacheinander hergezählten Sätze die einzelnen Sätze sehr klein, so ist wiederum eine Komma hinlänglich, als:

In der Tanzkunst ist er groß, in der Singekunst mittelmäßig, und in der Kunst zu denken äußerst schwach.

Das erklärende Semikolon.

Wenn der erste Satz, zu mehrerer Erläuterung desselben, durch den folgenden Satz, nur mit andern Worten, erklärt wird, so müssen beide Sätze durch ein Semikolon unterschieden werden, als:

Er ist ein äußerst unternehmender Geist; nichts ist so schwer, das er nicht für leicht hält.

Man sieht deutlich, daß auch hier ein Punktum zu viel, und ein Komma zu wenig wäre, um den Einschnitt zwischen diesen beiden Sätzen zu bezeichnen, wovon der letztere als eine bloße Erklärung des erstern, und nicht als ein für sich bestehendes Ganze betrachtet werden kann.

Das anhängende Semikolon.

Dieß hat einige Aehnlichkeit mit dem anschließenden Komma. Es wird gesetzt, wenn einem schon an sich verständlichen Satze, vermittelst der Wörter weil, denn, also, daher, sonst, doch, oder auf andere Weise, noch ein Satz, gleichsam wie ein Anhang, beigefügt wird, als:

Er muß Tag und Nacht arbeiten; sonst wäre es ihm unmöglich, so viel zu leisten.

Er ist nicht da gewesen; wenigstens weiß ich nichts davon.

Er hat es ja mit Sprüchen aus der Bibel bewiesen; also muß es wohl wahr seyn.

Kolon (:).

Es giebt ein anführendes und ein nachsetzendes Kolon.

Das anführende Kolon.

Vor einem Satze, worin jemand redend eingeführt wird, als:

Gott sprach: es werde Licht! und es ward Licht.

Ein

Ein jeder rufe laut: es lebe der König!

Cicero sagt in seiner Rede für den Milo: Wenn du gewaltthätig angegriffen wirst u. s. w.

Werden aber die eignen Worte des Redenden nicht geradezu, sondern nur erzählungsweise angeführt, so wird kein Kolon, sondern nur ein Komma gesetzt, als:

er sagte, es sey ihm noch nicht möglich gewesen, u. s. w.

Machen die Worte, womit jemand redend eingeführt wird, einen sehr langen Satz oder gar mehrere Perioden aus, so ist das Kolon nicht hinlänglich, sondern man fängt den angeführten Satz und jede einzelne Zeile mit zwei kleinen Strichen („) an, welche man das Anführungszeichen nennt, und mit einem solchen Anführungszeichen, welches am Ende nach dem Punktum gesetzt wird, beschließt man auch das Ganze wieder.

Das nachsetzende Kolon.

Ein Nachsatz in einem Perioden, welcher sich im Deutschen gewöhnlich mit so anhebt, zuweilen aber auch in eine Frage oder Ausrufung verschlungen wird, erfodert ein Kolon vor sich, weil weder ein Komma noch ein Semikolon zureichen würde, um diesen starken Einschnitt in einen Perioden hinlänglich zu bezeichnen, als:

Wenn Gerechtigkeit und Treue leere Nahmen sind; wenn die Bosheit sich des Erdkreises bemächtigt; und wenn die Arglist über die Redlichkeit siegt: so ist das Grab die Zuflucht der Unschuld.

Hier unterscheidet sich der Nachsatz, welcher mit so anhebt, sehr auffallend von den vorigen Sätzen, durch einen stärkern Einschnitt; der ganze Periode zerfällt in zwei Theile, in den Vordersatz und Nachsatz; der Vordersatz besteht aus mehrern Gliedern, welche schon durch Semikola unterschieden sind, folglich muß der Nachsatz von dem Vordersatze selber nothwendig durch ein anderes und mehr bedeutendes Zeichen unterschieden werden.

In dem folgenden Beispiele wird das so des Nachsatzes in die Frage verschlungen, die also ebenfalls, weil sie hier als Nachsatz betrachtet wird, ein Kolon vor sich erfordert:

Ist es wahr, daß er die Unschuld gedrückt, die Armen beraubt, und seinen Herrn betrogen hat: Wie wird er sich gegen diese Beschuldigung rechtfertigen können?

Man muß sich durch die obige Regel nicht verleiten lassen, vor jedem so ein Kolon zu setzen, denn wenn der Vordersatz und der Nachsatz sehr kurz sind, und keiner von beiden aus mehrern Gliedern besteht, so ist ein Komma völlig hinlänglich, um sie von einander zu unterscheiden, als:

Wenn er kömmt, so gehe ich, und wenn er geht, so komme ich.

Wenn du sehr eilest, so kannst du ihn wohl noch erreichen.

Bist du fromm, so bist du angenehm.

Punktum (.).

Das Punktum ist entweder beschließend, oder abkürzend.

Das beschließende Punktum.

Wo der Sinn sich endigt, und man die Stimme fallen und ausruhen lässet, weil man einen vollständigen Gedanken gesagt hat, da wird das beschließende Punktum gesetzt, als:

Bei frühem Morgen kam der arme Amyntas aus dem dichten Haine, das Beil in seiner Rechten. Er hatte sich Stäbe geschnitten zu einem Zaune und trug ihre Last gekrümmt auf der Schulter.

Er trug das Beil in seiner Rechten, wäre eigentlich schon ein ganzer Satz gewesen, weil er aber an sich zu kurz war, und nur aus ein paar Worten bestand, so ward er gleichsam als eine Zugabe, durch das anschließende Komma noch an den ersten hinangefügt. Aber mit er hatte sich Stäbe geschnitten, u. s. w. hebt sich nun ein ganz neuer Satz von hinlänglicher Ausdehnung an, der mit dem ersten gar nicht weiter, als durch die ganze Erzählung, zusammenhängt, und wo der Gedanke sowohl als die Stimme gleichsam einen neuen Anlauf nehmen, der nun eben durch das vorhergehende Punktum bezeichnet wird.

Das beschließende Punktum kann auch sogar vor und statt finden, welches doch sonst die unmittelbarste verbindende Kraft hat, als:

Er duldete, litt, und kämpfte. — Und was war nun sein Lohn für alle diese Anstrengung des Geistes? u. s. w.

Das und ist hier fast mehr wie eine Interjektion, oder ein Ausdruck der Leidenschaft, als wie eine Konjunktion oder eigentliche Bindung zu betrachten, und zeigt mehr einen gewissen Nachdruck oder Uebergang in Gedanken von dem vorhergehendem Satze zu dem folgenden an; es leidet daher das Punktum vor sich, welches der Fall nicht seyn könnte, wenn es als eigentliches Bindewort stände.

Das abkürzende Punktum.

Wenn einige Buchstaben von Wörtern, die ausserordentlich häufig vorkommen, und also schon bekannt genug sind, am Ende ausgelassen werden, so bezeichnet man diese Schriftabkürzung durch das abkürzende Punktum, als:

Ew. Hochedelgebr.
Ep. an die Röm. Kap. 1. V. 1.
Thlr. Gr. Pf.
1 Ctnr. 5 Pfd. 6 Lth.

Dieß abkürzende Punktum aber gilt nun eigentlich für kein Unterscheidungszeichen, und wenn es daher ans Ende eines Worts zu stehen kömmt, so muß nach dem abkürzenden das eigentlich beschließende Punktum, oder Komma u. s. w. auch noch besonders gesetzt werden, als:

Die Summe, welche Ew. ꝛc. mir noch zu bezahlen schuldig sind, beträgt 25 Thlr. 16 gr..

Ich berichte Ew. Hochedelgebr., daß Ihre Sache nunmehr völlig entschieden ist.

Frage-

Fragezeichen (?).

Wo man zwar gewissermaßen einen vollständigen Gedanken gesagt hat, aber die Stimme nicht fallen läßt, sondern schwebend erhält, weil man erst die Bestätigung eines noch nicht gefällten Urtheils erwartet, da wird ein Fragezeichen gesetzt, als:

Wann werde ich dich wiedersehen?

Hast du hiebei völlig deine Pflicht gethan, und macht dir dein Gewissen keine Vorwürfe?

Ist aber ein fragender Periode zu lang, so drückt man am Ende durch die Stimme keine Frage mehr aus, sondern läßt dieselbe fallen; alsdann setzt man auch kein Fragezeichen mehr, sondern statt dessen ein Punktum.

Ausrufungszeichen (!).

Wenn eine Verwunderung oder irgend ein wirklicher Ausdruck der Freude oder des Schmerzens, als eine Ausrufung bezeichnet werden soll, welches gemeiniglich der Fall ist, wenn sich ein Satz mit wie sehr, wie groß, oder auf ähnliche Weise anfängt, so wird das Ausrufungszeichen gesetzt, als:

Wie groß ist des Allmächtigen Güte!

Ach, wie schmerzt mich sein Verlust!

Es ist sehr fehlerhaft, wenn man bei jedem Ach ein Ausrufungszeichen setzen will; man muß das Ausrufungszeichen bis zu Ende des Satzes aufsparen, und es ist hinlänglich, wenn das Ach durch ein Komma abgesondert wird, weil die Unterscheidungs-

dungszeichen ihre Kraft verlieren, wenn man sie zu sehr häuft; weswegen auch die Neuerung, zwei oder drei Ausrufungszeichen statt eines zu setzen, nicht nachzuahmen ist; man bediene sich des Ausrufungszeichens lieber so sparsam, daß es, einmal gesetzt, schon hinlänglich bedeutend ist.

Um den Unterschied zwischen dem Fragezeichen und Ausrufungszeichen hinlänglich auffallend zu machen, setzen wir noch folgende Beispiele untereinander:

Wie hoch ist dieser Baum?

Das heißt, wie viel Ellen ist er hoch?

Wie hoch ist dieser Baum!

drückt bloß die Verwunderung über die Höhe des Baumes aus, ohne daß man im Sinne hat, sie auszumessen.

Wenn ein Periode, der sich verwundernd anhebt, zu verwickelt und zu lang ist, so verliert sich auch am Ende der verwundernde Ton in der Stimme, und es tritt alsdann eben der Fall ein, wie bei dem Fragezeichen, daß man nehmlich statt des Ausrufungszeichens nur ein Punktum setzt.

Gedankenstrich (—).

Dieß neu eingeführte Zeichen ist zwar ein schönes Hülfsmittel, um dadurch eine gewisse Gedankenpause anzudeuten, die durch die Fülle oder die besondre Wichtigkeit eines Gedanken veranlaßt wird; aber der Mißbrauch mit diesem Zeichen ist auch um desto tadelnswerther, weil es, sobald es ohne Noth gesetzt wird, ganz seine bedeutende Kraft verliert, und dann, wie es nur zu oft der Fall ist,

der bekannte Ausspruch eines Dichters darauf paßt:

Hier hat der Autor nichts gedacht;
Hier darf der Leser auch nichts denken.

Von der Sparsamkeit im Gebrauche des Gedankenstrichs führe ich folgendes Beispiel aus Werthers Leiden an:

„Sieh, was mich verdrießt, ist, daß Albert „nicht so beglückt zu seyn scheint, als er — hoffte, „als ich — zu seyn glaubte, wenn — ich mache „nicht gern Gedankenstriche, aber hier kann ich mich „nicht anders ausdrücken — und mich dünkt deut„lich genug."

Unterschied des Akkusativs und Dativs.

Der Dativ und Akkusativ unterscheidet sich nicht allein durch die verschiedene Umendung des Worts sondern vorzüglich durch den Begriff, welcher damit verknüpft ist.

Wir bemerken nun erstlich die verschiedene Wortumendung:

Sing.

Nom. der, die, das,
Akkusat. den, die, das,
Dativ. dem, der, dem.

Plur.

Nom. die,
Akkus. den,
Dat. den, (denen).

Im

Im Deutschen wird nehmlich die Deklination der Wörter vorzüglich durch den Artikel der, die, das bezeichnet, wobei also auch der Unterschied des Akkusativs am meisten in Betracht kömmt.

Weil aber auch die persönlichen Pronomina eine ganz eigene Deklination haben, so muß der Unterschied des Akkusativs und Dativs in Ansehung der Wortumendung auch dabei vorzüglich bemerkt werden.

Singul.

Nom. ich, du, er, sie,
Akk. mich, dich, ihn, sie,
Dat. mir, dir, ihm, ihr.

Plur.

Nom. wir, ihr, sie,
Akk. uns, euch, sie,
Dat. uns, euch, ihnen.

Im Singular ist hier der Akkusativ und Dativ durchgängig, im Plural nur in der dritten Person, sie und ihnen, verschieden.

Weil wir nun die dritte Person des Plurals sie und ihnen im Deutschen zur Anrede brauchen, so ist hierbei im Reden und Schreiben sehr häufige Veranlassung, den Akkusativ und Dativ zu verwechseln, welche deswegen um desto sorgfältiger unterschieden werden müssen.

Das dem und den, ihm und ihn sind in Ansehung der Umendung so wenig von einander unterschieden, daß es um desto nöthiger ist, uns den Unterschied des Akkusativs und Dativs aus dem Begriffe der Sache zu entwickeln, weil es einem

sonst

sonst nichts hilft, die bloße Umendung oder äußern Kennzeichen des Akkusativs und Dativs zu wissen, die so leicht mit einander verwechselt werden können.

Wir wollen also erstlich den Begriff zu bestimmen suchen, welchen wir mit dem Ausdruck Akkusativ verknüpfen.

Eine jede wirkliche Handlung nehmlich läßt sich gar nicht ohne einen Gegenstand denken, auf den sie sich bezieht; er mag nun durch Worte ausgedrückt werden oder nicht.

Wenn ich z. B. sage, ich schreibe, so muß ich mir nothwendig etwas dabei denken, was ich schreibe; denn wollte ich von einer Handlung den Gegenstand trennen, so würde ich dieselbe gleichsam zertheilen, so daß sie keine Handlung mehr bliebe; sobald von mir z. B. nichts geschrieben wird, kann ich mir doch unmöglich denken, daß ich schreibe.

Dieser Gegenstand einer Handlung ist es nun eben, was wir zuerst den Akkusativ nennen, das Wort mag eine andere Endung annehmen oder nicht.

Denn wenn ich z. B. sage: die Freude überwindet die Traurigkeit; und umgekehrt: die Traurigkeit überwindet die Freude, so finde ich, daß in beiden Fällen die Wörter Freude und Traurigkeit mit dem Artikel ganz unverändert stehen bleiben, und doch steht Traurigkeit das erstemal im Akkusativ, und das andremal im Nominativ.

Denn das erstemal ist Traurigkeit dasjenige, worauf sich die Handlung des Ueberwindens unmittelbar bezieht, es ist der wirkliche Gegenstand

von der Handlung des Ueberwindens, indem ich sage:

Die Freude überwindet die Traurigkeit;

Traurigkeit steht also hier im Akkusativ.

Sage ich aber:

Die Traurigkeit überwindet die Freude,

so steht Traurigkeit im Nominativ, und die Freude im Akkusativ, weil nun bei der Handlung des Ueberwindens die Traurigkeit gleichsam als das handelnde Wesen, und die Freude hingegen als der Gegenstand der Handlung betrachtet wird.

Um nun aber das Wesen des Akkusativs noch deutlicher zu erklären, müssen wir ihn nothwendig mit dem Dativ zusammenhalten.

Wenn ich z. B. sage: der Mann schneidet Stäbe, so ist schneidet die Handlung, der Mann das handelnde Wesen, und Stäbe der Gegenstand der Handlung.

Allein eine jede Handlung eines vernünftigen Wesens erfodert nicht nur einen äußeren Gegenstand, worauf sie übergeht, sondern auch eine innere Absicht, warum sie unternommen wird; dieses letztere ist der Zweck der Handlung. Heißt es also:

der Mann schneidet sich Stäbe;

so ist schneidet die Handlung, Mann das handelnde Wesen, Stäbe der Gegenstand, und sich der Zweck der Handlung; dieser Zweck nun heißt in der Grammatik Dativ, so wie der Gegenstand Akkusativ.

Hätte der Mann sich selbst mit dem Messer geschnitten, so wäre er der Gegenstand des Schneidens gewesen; nun aber, da er sich bei dem Schneiden

den bloß in Gedanken hat, und nicht er, sondern die Stäbe geschnitten werden, ist er auch nicht der Gegenstand, sondern der Zweck des Schneidens, und sich ist der Dativ.

Wenn ich sage:

ich flechte dir Kränze,

so sind Kränze der Gegenstand der Handlung, die Person aber, welche ich dabei in Gedanken habe, ist der Zweck der Handlung, und steht im Dativ, so wie Kränze im Akkusativ; denn wenn die Person im Akkusativ stände, so daß ich sagte: ich flechte dich, so hieße das so viel, als ob die Person selbst von mir geflochten würde.

Nun giebt es aber Zeitwörter, die keine wirkliche Handlung, welche auf etwas übergeht, sondern vielmehr einen Zustand oder Bewegung, die in sich selbst zurückfällt, oder sich um sich selber drehet, anzeigen, als: ich gehe, ich komme. Dieß sind keine eigentlichen Handlungen, und diese Zeitwörter können daher auch keinen Akkusativ unmittelbar nach sich haben.

Ich kann daher wohl sagen: ich sehe die Kirche, aber nicht: ich gehe die Kirche, weil sehen eine wirkliche Handlung ist, die auf einen Gegenstand übergeht, gehen aber bloß eine Bewegung, die gewissermaßen in sich selbst zurückfällt, oder sich um sich selber drehet, bis sie ihr Ziel erreicht hat.

Wenn ich sage: ich sehe die Kirche, so geht meine Handlung des Sehens, so lange sie dauert, in jedem Moment auf ihren Gegenstand über, und hört deswegen nicht auf, weil sie ihr Ziel erreicht hat; beim Gehen hingegen hört die Handlung auf,

sobald sie ihr Ziel erreicht hat: die Kirche ist nicht der unmittelbare Gegenstand des Gehens, sondern wird es erst durch die Richtung, welche ich dahin nehme. Ich kann wohl sagen: die Kirche wird gesehen, aber nicht: die Kirche wird gegangen, woraus der Unterschied zwischen diesen beiden Arten von Zeitwörtern deutlich einleuchtet.

Da ich nun nicht sagen kann: ich gehe die Kirche, und die Vorstellung von gehen und Kirche doch, nach der Veranlassung irgend eines Umstandes, gern mit einander verbinden will, so bediene ich mich dazu, nachdem nun der Fall ist, eines der kleinen Wörter in, an, um, durch, u. s. w. die an und für sich gar nichts bedeuten, und die doch nun dazu dienen, um zwei Wörter oder Begriffe mit einander zu verbinden, die sonst ihrer Natur nach gar keinen Zusammenhang hätten.

Wenn ich also nun sage: ich gehe in die Kirche, so mache ich vermittelst des Wörtchens in die Kirche zum Gegenstande meines Gehens, und sie steht also nun auch im Akkusativ, weil ich noch nicht darin bin, sondern erst hineingehen will, und sie also das Ziel meines Gehens ist.

Diesen Akkusativ aber wollen wir, um die Begriffe deutlich zu unterscheiden, den Akkusativ der Bewegung nennen, weil wir uns nicht den unmittelbaren Gegenstand einer Handlung, sondern nur das Ziel einer Bewegung darunter denken.

Der Akkusativ der Bewegung und der Akkusativ der Handlung sind nun in Ansehung der Endung des Wortes völlig einerlei, und nur in

Anse-

Ansehung des Begriffes verschieden, den wir damit verknüpfen. Wir sagen:

ich sehe den Berg, und
ich gehe auf den Berg.

Im ersten Falle ist der Berg der Akkusativ der Handlung, im zweiten ist es der Akkusativ der Bewegung; in beiden Fällen aber heißt es den Berg; durch die Verwandlung des der in den aber wird hier der Akkusativ bezeichnet; in Ansehung der Umendung also findet gar kein Unterschied statt.

So wie es nun einen Akkusativ der Handlung und einen Akkusativ der Bewegung giebt, die einerlei Endung haben, so giebt es auch einen doppelten Dativ, wo der eine von dem andern ebenfalls nicht in Ansehung der Umendung, sondern nur in Ansehung des Begriffes verschieden ist. Es giebt nehmlich einen Dativ des Zwecks, und einen Dativ der bloßen Hinanfügung. Wenn ich z. B. sage:

ich liege auf dem Berge,

so ist liegen keine Handlung, und nicht einmal eine Bewegung, sondern ein bloßer Zustand; der Berg kann also nicht als der wirkliche Gegenstand des Liegens betrachtet werden, weil Liegen keine Handlung ist; er kann auch nicht als das Ziel betrachtet werden, weil liegen keine Bewegung ist, die auf irgend ein Ziel gerichtet wäre; er kann auch unmöglich als der Zweck des Liegens gedacht werden, sondern er ist ein bloßer zufälliger Umstand bei dem Liegen, er ist bloß der Ort des Liegens, und ich kann mir hier den Begriff von Bewegung nicht anders, als eine bloße Hinanfügung an

den Begriff von liegen, denken. Diese Hinanfügung geschieht aber auch nicht unmittelbar, sondern vermittelst eines der kleinen Wörter in, an, auf, u. s. w., welche Präpositionen heißen, und wodurch auch der Akkusativ der Bewegung an das Zeitwort geknüpft wird.

Diese Hinanfügung heißt nun in der Grammatik ebenfalls Dativ, so wie das Zweckwort, und hat mit diesem völlig einerlei Endung; wenn ich z. B. sage:

Die Blume pflücke ich Dir, und
ich gehe mit Dir;

so ist Dir das erstemal der Dativ des Zweckes, und das zweitemal der Dativ der Hinanfügung, aber die Umendung des Du in Dir bleibt dieselbe.

Die Ungereimtheit in der Verwechselung des Akkusativs und Dativs geht erstaunlich weit; sagt man z. B. ich empfehle mir Sie, anstatt ich empfehle mich Ihnen, so sagt man gerade das Gegentheil von dem, was man ausdrücken will; denn ich empfehle mir Sie, heißt nicht, daß ich der Person, die ich anrede, sondern daß diese mir empfohlen wird, und zwar von mir selber.

Mein Bruder hat mich geschrieben, anstatt
Mein Bruder hat mir geschrieben,

würde so viel heißen, als, ich sey selbst von meinem Bruder geschrieben worden.

Der Arzt hat mir aufgegeben, u. s. w.

heißt: der Arzt hat mir irgend etwas vorgeschrieben, das ich beobachten soll; nicht ich, sondern

das

das, was er mir vorgeschrieben hat, ist aufgegeben worden.

Hieße es hingegen:

Der Arzt hat mich aufgegeben,

so heißt das, der Arzt hat mir die Hoffnung der Wiederherstellung benommen; ich bin es selbst, der aufgegeben worden ist.

Der Prediger predigt in die Kirche,

würde heißen: er steht draußen vor der Thüre, und predigt in die Kirche hinein. Da er aber in der Kirche schon befindlich ist, so muß es heißen: in der Kirche.

Wenn ich sage:

ich nenne dich meinen Freund,

so nenne ich denjenigen, den ich anrede, selbst meinen Freund;

sage ich aber:

ich nenne dir meinen Freund,

so ist der Freund ein anderer, dessen Nahmen ich der angeredeten Person nur nenne.

Man sieht aus diesen Beispielen leicht, welch ein Mißverstand und welche Ungereimtheiten aus der Verwechselung des Akkusativs und Dativs im Reden entstehen können, und welch eine Sprachunvollkommenheit darin liegt, wenn man diesen Unterschied, der so wesentlich ist, aus der Acht läßt.

In Ansehung des mich und mir besonders giebt es noch ein Hülfsmittel, wodurch man sich diesen Unterschied anschaulich machen kann, wenn man nehmlich anstatt mich sich nur mein ich denkt, woraus doch mich eigentlich zusammengezogen ist.

Wenn ich z. B. sage: ich schneide mir Brodt, so ist es nicht mein ich, sondern das Brodt, was geschnitten wird. — Bin ich es aber selbst, der geschnitten wird, so heißt es:

ich schneide mich,

denn hier kömmt nichts Fremdes, sondern mein ich in Betracht. Wenn ich aber meinen Theil eines Körpers besonders benenne, so steht dieser als der unmittelbare oder nächste Gegenstand der Handlung im Akkusativ, und ich nur im Dativ; als: ich wasche mir die Hände, nenne ich keinen Theil des Körpers insbesondere, sondern rede ich vom ganzen Körper, so kömmt wieder mein ich in Betracht, und es heißt:

ich wasche mich,
ich bade mich.

Wo ich nun einmal mich sagen würde, da sage ich auch dich, den, ihn, und im Plural sie; und wo ich mir sagen würde, da sage ich auch dir, dem, ihm, und im Plural ihnen. Dieß muß man dem Gedächtniß einprägen, um in jedem einzelnen Falle seiner Sache gewiß zu seyn.

Vom Unterschiede des Akkusativs und Dativs in Ansehung des unpersönlichen Verbums.

Werden die Veränderungen, welche die unpersönlichen Verba im Körper oder in der Seele bezeichnen, mehr in uns gedacht, so nehmen sie den Akkusativ, werden sie mehr außer uns gedacht, so nehmen sie den Dativ zu sich. — Dieß ist die einzige Regel, unter welche sich die verschie-

schiedenen Fälle, wobei wohl freilich manches Willkürliche statt findet, noch bringen lassen.

Wenn ich z. B. sage:

mich schaudert, mich friert,

so sind dieß Empfindungen oder Veränderungen in meinem Körper, die mich selbst, mein eigenes ich, angreifen, die ich also in meiner Vorstellung gewissermaßen mit handelnden Wesen vergleiche, die heftig auf mich wirken, und wovon ich selbst der Gegenstand bin: Ich setze also auch den Akkusativ, welcher mich oder mein ich als den wirklichen Gegenstand bezeichnet.

Ist hingegen eine dergleichen Veränderung von schwächerer Einwirkung auf meinen Körper, denke ich sie mehr von außen auf mich wirkend, als mein Inneres selbst angreifend, so setze ich die entferntere Bezeichnung, oder den Dativ. Als:

mir ist kalt;

wenn ich sage: mich friert, so will ich ausdrücken, daß die Kälte mich eigentlich angreift, oder heftig auf mich wirkt: — sage ich, mir ist kalt, so denke ich mir gewissermaßen die Kälte besonders und mich besonders: und diese beiden Vorstellungen stehen gleichsam nur in einer zufälligen Beziehung mit einander.

Dieß müssen wir nun auf ähnliche Fälle, so gut wie möglich, anzuwenden suchen, als:

mich schwitzt	—	mir ist warm,
mich schaudert	—	mir schwindelt,
es schmerzt mich	—	es thut mir weh,
mich hungert	—	mir ekelt,
mich dürstet	—	mir ist übel,
mich schläfert,	—	mir ist wohl.

Zwischen mich schwitzt und mir ist warm findet fast eben so ein Unterschied statt, als zwischen mich friert und mir ist kalt.

Bei mich schaudert denke ich mir eine Veränderung in meinem Körper, die mein inneres Wesen, meinen ganzen Bau erschüttert: bei mir schwindelt denke ich mir etwas außer mir, das vor mir ist; mir schwindelt vor einem Abgrunde, vor der drohenden Gefahr.

Es schmerzt mich, und, es thut mir weh, unterscheiden sich wiederum fast auf eben die Art, wie mich friert, und mir ist kalt.

Mich hungert bezeichnet eine Veränderung im Körper, die sich in mir entwickelt; mir eckelt deutet, so wie mir schwindelt, mehr auf etwas, das von außen kömmt, oder vor mir ist, als, mir ekelt vor dieser Speise, vor dieser Arznei.

Mich dürstet zeigt so, wie mich hungert, eine Veränderung im Körper an, die sich in mir entwickelt, und eben so, wie der Hunger, mich selbst heftig angreift. — Mir ist übel, zeigt so, wie mir ist warm, mir ist kalt, einen schwächern Grad einer Veränderung im Körper bei mir an, die mich nicht heftig angreift, und wo zwischen mir und dem Begriffe von der Veränderung also nur eine zufällige Beziehung statt findet, welche durch den Dativ bezeichnet wird.

Mich schläfert bezeichnet eine Anwandlung vom Schlaf, die mich so unwiderstehlich überfällt, daß ich mich des Schlafs nicht erwehren kann; schläfern deutet also eine Vorstellung an, womit ich mich selbst in der nächsten Beziehung denke,

die

die ich eben durch den Akkuſativ bezeichne. — Mir iſt wohl zeigt eben ſo, wie mir iſt kalt, mir iſt warm, einen ſchwächern Grad einer Empfindung an, die nicht ſo heftig auf mich wirkt, und wobei alſo auch nicht der Akkuſativ oder das mein ich in mich zuſammengezogen, ſtatt finden kann, ſondern der Dativ oder das Zeichen der entferntern Beziehung mir, hinlänglich iſt.

So wie ich nun ſage: mich friert, muß es auch heißen:

dich friert, ihn friert,
den (Mann) friert, die (Frau) friert,
ſie (die Frau) friert, ſie (die Leute) friert.

Und in der höflichen Anrede: friert Sie? nicht friert Ihnen? So auch:

mir ekelt, dir ekelt,
dem (Manne) ekelt,
der (Frau) ekelt,
ihm ekelt, ihr ekelt,
ihnen (den Leuten) ekelt,

Und in der höflichen Anrede: ekelt Ihnen davor? nicht, ekelt Sie davor?

Was von den unperſönlichen Verbis gilt, welche Veränderungen im Körper andeuten, gilt nun auch von dem, welche Veränderungen in der Seele bezeichnen.

Werden dieſe Veränderungen mehr in uns gedacht, ſo erfordern die unperſönlichen Verba den Akkuſativ, werden ſie mehr außer uns gedacht, ſo erfordern ſie den Dativ nach ſich.

Wenn ich z. B. ſage:

mich verlanget, und
mir grauet,

so ist fast ein so grosser Unterschied zwischen diesen Veränderungen in der Seele, als zwischen den Veränderungen im Körper, wenn ich sage, mich hungert und mir ekelt.

Das Verlangen entwickelt sich, so wie der Hunger, in und aus mir selbst, und greift mich selbst heftig an; das Grauen entsteht, so wie der Ekel, mehr von etwas ausser mir, oder vor mir; mich verlangt nach etwas, mir grauet vor einer furchtbaren Sache. Wir wollen dieß nun wiederum auf die ähnlichen Fälle anwenden:

mich dünkt,	mir däucht,
es gemahnet mich,	mir ahndet,
es wundert mich,	mir träumet,
es ergötzet mich,	es beliebt mir,
es freuet mich,	es gefällt mir,
es schmerzt mich,	es mißfällt mir,
es gereuet mich,	mir ist bange,
es kränkt mich,	es scheinet mir,
es betrübt mich,	es fällt mir ein,
es dauert mich,	es kömmt mir vor.

Dünken und däuchten sind auf die Art unterschieden, daß dünken mehr eine dunkle Erinnerung oder Urtheil in uns, und däuchten mehr eine dunkle Wahrnehmung ausser uns bezeichnet, als:

mich dünkt, die Sache verhält sich anders, und

mir däucht, ich höre einen Wagen rasseln.

Dünken entwickelt sich in der Seele selbst, däuchten ist nur eine Einwirkung von aussen her

auf

auf die Seele, weswegen in dem ersten Falle der Akkusativ, und in dem andern der Dativ steht.

Es gemahnet mich, ist eine figürliche Redensart, wo ich eine dunkle Erinnerung, die sich in mir entwickelt, gleichsam als handelnd gegen mich betrachte, und mich daher mit dieser Vorstellung in der nächsten Beziehung denke, die ich durch den Akkusativ bezeichne. Ahnden hingegen deutet mehr eine Einwirkung von etwas unbekanntes außer mir auf mein Gemüth an, das mich nicht heftig angreift, sondern gleichsam nur leise meine vorstellende Kraft anregt, weswegen ich mich nur in der entferntern oder zufälligern Beziehung mit dieser Vorstellung denke, und diese Beziehung durch den Dativ bezeichne: es ahndet mir.

Wundern ist eine auffallende Veränderung in der Seele, welche durch einen plötzlichen Wechsel in der ganzen Reihe unserer Vorstellungen entstehet, und wodurch unser ich, oder unser Innerstes Wesen in Bewegung gesetzt wird; wir sagen daher: es wundert mich. — Träumen hingegen ist eine Erscheinung, die sich gleichsam vor der Phantasie ereignet; es ist keine Empfindung, die, so wie die Verwunderung, unser Wesen selbst angreift; wir sagen daher: mir träumt.

Wenn wir nun neben einander stellen:

es ergötzt mich, es beliebt mir,
es freuet mich, es gefällt mir,
es schmerzt mich, es mißfällt mir;

so finden wir, daß das stärkere ergötzen, freuen, schmerzen, den Akkusativ, und das schwächere belieben, gefallen, mißfallen, den Dativ nach

sich

sich haben, weil mit den drei erstern Empfindungen eine lebhafte Einwirkung auf unser inneres Wesen verknüpft ist, die wir durch die nahe Beziehung des Akkusativs andeuten. Da hingegen belieben, gefallen, mißfallen, gleichsam nur die Oberfläche unsers Wesens berühren, welches durch die entferntere Beziehung des Dativs angedeutet wird.

Wir sagen:

es gereuet mich,
es kränkt mich,
es betrübt mich,
es dauert mich,

weil hier von lauter eigentlichen Gemüthsbewegungen die Rede ist, die uns nahe angehen, und also auch den Akkusativ, als die Bezeichnung dieses nahen Verhältnisses nach sich erfordern.

Wir sagen hingegen:

es scheinet mir,
es fällt mir ein,
es kömmt mir vor.

Hier ist gar keine Gemüthsbewegung ausgedrückt, sondern es ist bloß von einer Veränderung in unserer Vorstellungskraft die Rede, wobei das Gemüth ganz gleichgültig bleiben kann; weswegen denn diese unpersönlichen Verba auch nur den Dativ nach sich erfordern.

Denn der Unterschied ist sehr auffallend, wenn ich z. B. sage: es gereuet mich, und es scheinet mir; es kränkt mich, und es kömmt mir vor; es betrübt mich, und es fällt mir ein. Man fühlt hier lebhaft den Unterschied, welchen unsere

unsere Sprache so auffallend und bedeutend durch den Unterschied des mich und mir bezeichnet.

Nun giebt es noch einige unpersönliche Verba, welche gewisse allgemeine Verhältnisse in Ansehung unserer Ausdrücke, die wir uns, figürlicher Weise, entweder als eine Bewegung auf uns hin, oder worin wir uns entweder eine Ruhe oder einen Zustand denken. Im ersten Falle haben diese unpersönlichen Verba den Akkusativ, im andern den Dativ nach sich.

Denn was sich gleichsam auf uns hin bewegt, kömmt natürlich Weise in eine nähere Beziehung mit unserm ich, als dasjenige, was sich gegen uns in einem Zustande der Ruhe oder des Stillstandes verhält, wir sagen daher:

es kömmt auf mich an,
es steht bei mir,
es geht mich an,
es liegt an mir,
es kömmt an mich,
es ist an mir,
es betrift mich,
es gilt mir,
es kömmt mich an,
es fehlt mir,
es sicht mich an,
es glückt mir.

Es drückt fast einerlei Begriff aus, wenn ich sage: es kömmt auf mich an, und, es steht bei mir. Der Unterschied in dem figürlichen Ausdrucke aber veranlaßt das erstemal den Akkusativ und das andremal den Dativ. Wenn ich mir die Sache vorstelle, daß sie steht, und sich also gleichsam ru-

hig

hig gegen mich verhält, so kann ich mich nicht als das eigentliche Ziel oder den unmittelbaren Gegenstand davon denken, und kann also nicht sagen, es steht bei mich, sondern muß durch den Dativ mir die entferntere und zufälligere Beziehung zwischen mir und der Sache andeuten.

Eben ein solcher Unterschied findet nun auch statt zwischen es geht mich an, und, es liegt an mir. —

Die Reihe kömmt an mich, sie bewegt sich bis an mich hinan, nun hat sie aber ihr Ziel erreicht, und, ist an mir.

Etwas, das mich betrifft, denke ich mir gleichsam auf mich abzielend, mich zum Gegenstande nehmend, und muß also natürlicher Weise auch den Akkusativ setzen, welcher mich als das Ziel oder den Gegenstand bezeichnet. — Etwas, das mir bloß gilt, zielt nicht geradezu auf mich ab, sondern hat nur eine entferntere, anspielende Beziehung auf mich, die ich durch den Dativ andeute, indem ich sage: es gilt mir.

Eben so wie in dem bildlichen Ausdrucke: es kömmt an mich, das unpersönliche Verbum den Akkusativ nach sich erfordert, ist dieß auch der Fall bei dem Ausdrucke: es kömmt mich an; denn, ob dieser Ausdruck gleich eine ganz andere Bedeutung hat, so ist doch die Figur dieselbe.

Fehlen hingegen ist etwas, das sich eher von mir abzieht, als daß es eine Beziehung auf mich hin haben sollte; ich kann mich daher auch unmöglich als das Ziel oder als den Gegenstand davon denken, und muß daher nothwendig den Dativ nachsetzen: es fehlet mir.

An-

Anfechten zeigt eine sehr nahe lebhafte Beziehung irgend eines äußern Verhältnisses auf mich an: was mich anficht, davon kann ich mich wohl als den Gegenstand oder als das Ziel betrachten, indem ich mir unter dem unpersönlichen es gleichsam ein handelndes Wesen denke, das auf mich wirkt.

Glücken hingegen ist eben so wie gelingen, ein ganz zufälliges äußeres Verhältniß gegen mich, was gar nicht insbesondere auf mich abzielt, oder mich zum eigentlichen Gegenstande hat, sondern wo ich nur zufälliger Weise zu meinem Vortheile mit ins Spiel komme. Dieses entferntere und zufälligere Verhältniß zwischen dem Glück und mir, darf nicht durch den Akkusativ, sondern nur durch den Dativ angedeutet werden: es glückt mir, es gelingt mir.

Wir stellen nun wiederum in ein paar Beispielen den Akkusativ und Dativ in seinen Hauptunterschieden vor Augen:

es geht mich an, es geht dich an,
es geht ihn an, es geht sie (die Frau) an,
es geht sie (die Leute) an,
es geht den (Mann) an,
es geht die (Leute) an.

Dativ.

es liegt an mir, es liegt an dir,
es liegt an ihm, es liegt an ihr,
es liegt an ihnen (den Leuten),
es liegt an dem (Manne),
es liegt an den (Leuten).

Vom Unterschiede des Akkusativs und Dativs in Ansehung der Präpositionen.

Präpositionen, die nur den Akkusativ nach sich haben können.

Um, durch, für, gegen, wider, ohne.

Um.

Ich kann nicht sagen:
um dem Hause stehen Bäume:
sondern ich muß sagen:
um das Haus stehen Bäume;
ob ich mir gleich keine Bewegung der Bäume um das Haus gedenke. — Ich kann nehmlich anstatt: die Bäume stehen um das Haus, auch sagen: die Bäume umgeben das Haus; und denke mir die Bäume gleichsam als handelnd, indem sie das Haus einschließen oder umgeben, und das Haus denke ich mir als den wirklichen Gegenstand dieser Einschließung oder Umgebung, und setze daher nach der Präposition um den Akkusativ: das Haus.

Sagte ich hingegen, die Bäume stehen vor dem Hause, so dächte ich mir den Begriff Haus nur als eine Hinanfügung an den Begriff von dem Stehen der Bäume. — Sobald sich aber das Stehen der Bäume nicht nur auf eine, sondern auf alle Seiten des Hauses erstreckt, so fügt sich auch die Vorstellung von dem Hause nicht nur an die Vorstellung von dem Stehen der Bäume hinan, sondern wird von ihr ganz eingeschlossen, und

das Haus wird gleichsam ein wirklicher Gegenstand von dem Stehen der Bäume, weil die Richtung von dem Stehen eines jeden einzelnen Baumes, welche sonst ganz unbestimmt wäre, nun eine gewisse Bestimmung auf das Haus hin erhalten hat.

Einen Umkreis kann ich mir nicht auf einmal denken, und wenn derselbe an sich noch so still steht, so muß er sich doch durch meine Vorstellung bewegen, oder er muß vielmehr erst in derselben durch eine Folge mehrerer Begriffe entstehen. —

Geht eine Person um mich herum, so beschreibt sie einen Umkreis; steht aber eine Reihe von Personen um mich herum, so thut sie eben dasselbe, und ersetzt die Bewegung jener einzelnen Person durch ihre Ausdehnung. Ich kann mir aber nicht eher denken, daß diese Reihe von Personen um mich steht, bis ich mir erst, nicht auf einmal, sondern eins nach dem andern, gedacht habe, daß sie vor mir, und auch neben mir, hinter mir, u. s. w. befindlich sey. Wenn also gleich die um mich stehende Reihe an sich nicht fortrückt, so muß sie doch in meinen Gedanken fortrücken, ehe ich mir vorstellen kann, daß sie um mich herstehe.

Die Präposition um hat also beständig einen Akkusativ nach sich, weil der Begriff der Bewegung, wenn gleich nicht außer mir, doch in meiner Vorstellung, immer damit verknüpft ist, und dasjenige, was von einer Sache umgeben wird, auch immer das Ziel von dem Umgeben ist.

durch

Mit der Präposition durch ist der Begriff von Bewegung ebenfalls unzertrennlich verknüpft; durch heißt nehmlich so viel, als sich den inwendigen Seiten eines Dinges allmälig nähernd, oder sie berührend, und dieselben zu gleicher Zeit verlassend. —

Eine Sache, welche irgendwo durchgeht, ist immer noch nicht da, wo sie seyn soll, und dasjenige, wodurch sie gehet, bleibt also auch immer das Ziel ihrer Bewegung.

Ich kann daher wohl sagen:

er ging in dem Walde herum,

aber nicht:

er ging durch dem Walde.

sondern:

er ging durch den Wald.

Ja ich sage sogar:

der Balken steht durch die Mauer,

indem ich ihn, ob er gleich still steht, doch in meinen Gedanken muß fortrücken lassen, sobald ich mir vorstellen will, daß er wirklich durch die Mauer steht.

für.

Die Präposition für hat eigentlich mit vor einerlei Bedeutung, nur daß man sich in für immer gewissermaßen den Begriff von Bewegung hineindenkt, und es alsdann auf mancherlei Weise im figürlichen Verstande braucht; indem es bald so viel ausdrückt, als: an jemandes Stelle, bald zu jemandes Nutzen, oder Gebrauch u. s. w.

Thut

Thut nun jemand etwas an meiner Stelle, so thut er es ja, indem er sich gleichsam vor mich hinstellt, so daß man ihn, und nicht mich bemerkt.

Dieß figürliche vor mich hin wird nun durch für mich ausgedrückt, indem wir z. B. sagen: es bittet jemand für mich, das heißt, er bittet an meiner Stelle.

Es bittet jemand für mich kann aber auch heißen: er bittet zu meinem Nutzen, oder zu meinem Besten; und dann drückt für so viel aus, als: die Handlung seines Bittens kommt gleichsam vor mich hin, so daß ich das nächste Ziel derselben werde.

Ich thue etwas für mich,

kann heißen: ich thue es auf eine solche Weise, daß es gleichsam wieder vor mich selber hinkömmt, oder daß der Nutzen davon auf mich selbst zurückfällt. —

Es kann aber auch heißen:

ich thue es auf meinen eignen Antrieb,

indem ich mich gleichsam vor mich selber und nicht vor einen andern hinstelle. Diesen letztern Unterschied aber lehrt nur der Zusammenhang.

Wenn die Präposition vor nicht im figürlichen sondern im eigentlichen Verstande gebraucht wird, bleibt sie unverändert, und wird nicht in für verwandelt, wenn gleich der Begriff von Bewegung damit verknüpft ist, als:

ich gehe vor das Thor.

er stellt sich vor mich hin.

Gegen, wider.

Die Präpositionen gegen und wider bezeichnen eine Richtung überhaupt, ohne zu bestimmen, ob sich dieselbe in, an, oder auf einen Gegenstand lenkt. —

Richtung aber ist ein allgemeiner Begriff, der die Aehnlichkeiten in sich faßt, welche alle Bewegungen unter einander haben.

Will ich mir nun eine Richtung auch bei einem bloßen Zustande denken, so muß ich doch den Begriff von Bewegung in denselben hineintragen. Wenn ich z. B. sage, daß ein Land gegen Morgen oder gegen Abend liegt, so lasse ich dasselbe in meinen Gedanken gleichsam bis dahin fortrücken, wohin ich ihm eine bestimmte Richtung zuschreibe, und trage also selbst in den Begriff des Liegens gewissermaßen den Begriff von Bewegung hinein.

Gegen und wieder haben daher immer den Akkusativ nach sich; mit dem Verbum mag der Begriff von Bewegung verknüpft seyn, oder nicht; als:

Gegen mich hat sich der Feind gelagert.
Wider mich ist sein Zorn gerichtet.
Ich schwimme gegen den Strom.
Ich renne wider die Wand.

Ohne.

Diese Präposition zeigt die Ausschließung oder Hinwegdenkung desjenigen an, was man sich vorher als einem Dinge einverleibt gedacht hat, und verknüpft gewissermaßen zwei Sätze in einen, als anstatt:

ich beſuchte ihn, und kannte ihn nicht,

ſagt man:

ich beſuchte ihn, ohne ihn zu kennen.

Einen ſolchen ausgelaſſenen zweiten Satz muß man ſich bei ohne immer denken, weil es vermöge ſeiner Natur immer einen Satz aufheben muß; dächte man ſich alſo bei ohne nur einen Satz, ſo hätte man nichts geſagt, weil eben dieſer Satz durch ohne wieder aufgehoben würde. Dieſer zweite Satz wird nehmlich alsdann ganz ausgelaſſen, wenn er ſich gleichſam ſchon von ſelbſt verſteht, als:

er nahm Abſchied, ohne Thränen (zu vergießen).

ich thue es, ohne dich (zu fragen).

Der Akkuſativ, welcher nach ohne ſteht, rührt alſo nicht eigentlich von ohne, ſondern von dem ausgelaſſenen Verbum her.

Indeß iſt es einmal feſtgeſetzt, daß ohne beſtändig den Akkuſativ nach ſich hat.

Wir ſetzen nun noch folgende Beiſpiele unter einander:

um das Haus geht der Menſch,
um das Haus ſtehen die Bäume,
durch das Fenſter fliegt der Vogel,
durch die Mauer ſteht die Stange,
für die (anſtatt der) Armen gehe ich hin,
für die (anſtatt der) Armen bin ich hier,
für dich (dir zum Beſten) leide ich,
für dich (an deiner Stelle) ſterbe ich,
ich zittre für dich (an deiner Stelle)

ich zittre vor dir (aus Furcht vor deiner Drohung),
gegen ihn vermag ich nichts,
gegen mich besteht er nicht,
wider ihn setze ich mich,
ich esse ohne eine Gabel (zu brauchen),
er lebte ohne einen Freund (zu haben).

Präpositionen, die nur den Dativ nach sich haben können.

Von, aus, außer, seit,
mit, nebst, bei, nach,
zu, gegenüber, entgegen.

Von und aus, seit und außer.

Weil von und aus gerade das Gegentheil von einer Bewegung irgendwohin, nehmlich eine Bewegung irgendwoher, und statt einer Richtung vielmehr eine Verlassung andeuten, so können sie auch nie den Akkusativ, der nur das Ziel von einer Richtung bezeichnet, nach sich haben.

Dasjenige, wohin ich nicht meine Richtung nehme, sondern was vielmehr von mir verlassen wird, steht immer nur in einer entferntern, zufälligen Beziehung mit mir, welche durch den Dativ bezeichnet wird, als: ich komme von dem Berge,
ich gehe aus dem Hause.

Eben dieß gilt nun auch von den Präpositionen außer und seit, die von aus und von abgeleitet sind.

Außer

Außer heißt nehmlich eben so viel als aus, nur daß der Begriff der Bewegung davon hinweggedacht wird, als:

er ist außer der Stadt;

wird der Begriff von Bewegung damit verknüpft, so muß es wieder aus heißen, als:

er ist aus der Stadt gegangen.

Seit heißt so viel als von einer gewissen Zeit an; als:

seit seiner Rückkehr,

(von der Zeit seiner Rückkehr an).

Da also mit seit und außer eben so wie mit von und aus der Begriff von Verlassung beständig verknüpft ist, so können sie auch nur den Dativ nach sich haben.

Mit, nebst und bei.

Die Präposition mit drückt den stärksten Grad der Annäherung oder Berührung aus, wodurch ein Ding dem andern gleichsam einverleibt wird; daher sagen wir auch:

ich schneide mit dem Messer,

indem wir das Messer unserer Hand gleichsam einverleibt denken, und so damit handeln, als ob es wirklich ein Glied wäre, das zu unserm Körper gehörte.

Nebst hat nicht völlig eine solche einverleibende Kraft wie mit; darum kann ich nicht sagen: ich schneide nebst dem Messer, weil das Messer an und für sich nicht schneiden kann. Nebst drückt nur so viel aus, daß ich mit jemanden einerlei Handlung verrichte, mit aber bezeichnet, daß ich

eine einzige, oder eine und dieselbe Handlung mit jemanden unternehme.

Weil nun mit und nebst eine so sehr nahe Verknüpfung bezeichnen, so kann dasjenige, was mit und nebst etwas anderm gedacht wird, unmöglich noch als das Ziel oder der Gegenstand davon betrachtet werden; dieß ist die Ursache, weswegen nach mit und nebst niemals der Akkusativ stehen kann.

Ich kann wohl sagen:

einer stellt sich neben mich,

aber nicht:

er stellt sich nebst mich oder mit mich — weil mit und nebst mich schon so nahe mit der Person, die sich irgendwohin stellt, verknüpfen, daß ich auf keine Weise das Ziel ihres Hinstellens mehr seyn kann, sondern mich selber mit ihr nach irgend einem andern Ziele hinstellen muß. Die Präpositionen nebst und mit können also ihrer Natur nach nur den Dativ nach sich haben.

Auch bei ist nur mit dem Dativ gebräuchlich, und man setzt es nur da, wo der Begriff einer Bewegung nicht statt findet, als:

er steht bei mir.

Wenn der Begriff der Bewegung bei der Präposition bei hinzukömmt, so setzt man statt bei, neben oder zu, als:

er stellt sich neben mich,

nicht:

er stellt sich bei mich;

so auch:

ich werde zu dir kommen,

nicht: ich werde bei dich kommen.

Nach

Nach und zu.

Mit den Präpositionen nach und zu ist der Begriff von Bewegung oder Richtung auf einen Gegenstand hin beständig verknüpft, und demohngeachtet können sie nie den Akkusativ nach sich haben; wir sagen:

ich gehe nach der Kirche,
und: ich komme zu dir.

Nach der Präposition zu und nach steht nehmlich der Dativ nicht als Hinanfügung, sondern als Zweckwort.

Die Person, zu der ich gehe, ist nicht nur das Ziel oder der Gegenstand, sondern zugleich der Zweck meines Gehens, und dieser Zweck ist es eben, welcher durch den Dativ bezeichnet wird.

Ich sage z. B.:

ich gehe in die Kirche,

wenn ich sie etwa nur besehen will, oder zufälliger Weise hineingehe;

ich gehe zu der Kirche,

aber sage ich, wenn ich mit der Absicht hingehe, um dem Gottesdienste beizuwohnen; woraus man sieht, daß mit der Präposition zu der Begriff von Zweck nothwendig verknüpft ist.

Ich stelle mich neben dich, oder gegen dich, bedeutet eine zufällige, ich stelle mich zu dir, aber eine absichtliche, zweckmäßige Richtung auf die Person.

Nach, welches von nahe abgeleitet ist, bezeichnet ebenfalls eine absichtliche Richtung auf einen Gegenstand, und hat deswegen immer den Dativ, als Zweckwort, nach sich.

Ich gehe nach der Kirche,

heißt so viel, als ich gehe, um der Kirche nahe zu kommen. — Ich gehe gegen die Kirche, oder auf die Kirche zu, würde bloß eine zufällige Richtung meines Gehens auf die Kirche anzeigen, die ich etwa nur eine Zeitlang zum Ziel meines Gehens machte, um nicht zu verirren.

Das nach drückt also mehr aus; es bezeichnet eine absichtliche Annäherung an die Kirche, die so lange dauert, bis ich wirklich hineingehe. Ich gehe nach der Kirche, muß ich daher auch so lange sagen, bis ich ihr erst so nahe wie möglich gekommen bin, dann kann ich erst sagen: ich gehe in die Kirche.

Gegenüber, entgegen.

Dieß sind zusammengesetzte Präpositionen, die ebenfalls das folgende Wort gewissermaßen zum Zweckworte machen, und deswegen nur den Dativ nach sich haben können.

Wenn ich sage:

ich stelle mich dir gegenüber,

so ist der eigentliche Gegenstand oder das Ziel der Richtung, welche ich nehme, der Ort, wo die Person steht, die Person selber aber ist der Zweck oder die Absicht, warum ich diese Richtung nehme, und steht daher im Dativ.

Wenn ich sage:

ich gehe dir entgegen,

so ist eigentlich der Weg, den die Person herkömmt, das Ziel der Richtung, welche ich nehme, die Person selber aber ist der Zweck dieser Richtung, und steht daher ebenfalls im Dativ.

Wir

Wir stellen nun noch die folgenden Beispiele unter einander:

Von der Treppe falle ich;
aus dem Hause gehe ich;
er ist ausser aller Gefahr;
seit dem ersten Tage;
mit deiner Bewilligung will ich mit dir gehen;
hier ist der Brief nebst dem Gelde;
er lag bei der Eiche, und bei ihm lag sein Schwerdt;
nach der Kirche gehe ich;
nach dem Lande reise ich;
zu dem Richter komme ich;
in dem Hause bin ich, (ohne darin zu wohnen;
zu Hause bin ich, (weil ich darin wohne);
mir gegenüber sitzt er;
ihm gegenüber stehe ich;
mein Freund kommt mir entgegen;
ich eile der Gefahr entgegen.

Präpositionen, die sowohl den Akkusativ als den Dativ nach sich haben können.

Auf, über, neben, von, unter, vor, hinter, zwischen, in, an.

Jede dieser Präpositionen hat den Akkusativ nach sich, sobald ich mir dabei eine Bewegung denke, welche an einen Ort hin gerichtet ist; wenn ich mir aber unter irgend einer dieser Präpositionen

einen

einen Aufenthalt an einem Orte denke, so hat sie den Dativ nach sich.

Denn nur dasjenige, wohin etwas gerichtet ist, kann das Ziel oder der wirkliche Gegenstand desselben seyn, welcher durch den Akkusativ bezeichnet wird; den Ort, wo irgend etwas befindlich ist, kann ich mir nicht als das Ziel oder den Gegenstand, sondern nur als einen Nebenumstand, oder als eine bloße Hinanfügung an den Begriff von der Sache denken; diese bloße Hinanfügung aber wird durch den Dativ bezeichnet, wie in den folgenden Beispielen:

Bewegung irgendwohin.	Aufenthalt irgendwo.
Auf den Berg steige ich.	Auf dem Berge stehe ich.
Schau hinter dich.	Der Feind steht hinter dir.
Ueber das Haus fliegt der Pfeil.	Ueber dem Hause schwebt der Vogel.
Der Versöhner trat zwischen sie.	Er stiftete Friede zwischen ihnen.
Neben mich stellt sich mein Freund.	Neben mir sinkt er darnieder.
Der Held eilt in den Tod.	Und bleibt noch Held im Tode.
An die Wand spritzt das Blut.	An der Wand klebt das Blut.
Ueber das Grab eile ich.	Ueber dem Grabe weile ich.
Unter die Füße trete ich den Wurm.	Unter den Füßen krümmt sich der Wurm.
An den Himmel denke ich.	An der Erde klebe ich.

Bewegung irgendwohin.	Aufenthalt irgendwo.
Vor mich stellt sich mein Beschützer.	Vor mir steht mein Freund.
In das Unglück findet er sich.	In dem Glücke verirrt er sich.

Einige Zeitwörter, welche beständig den Dativ nach sich haben.

folgen, leuchten, danken, trotzen, drohen, helfen, dienen, gehorchen, liebkosen, widersprechen, fluchen.

Bei diesen Zeitwörtern ist das nächste oder unmittelbare Ziel der Handlung, welches sonst durch den Akkusativ bezeichnet wird, in dem Verbum selbst versteckt.

Denn es werden durch diese Verba Handlungen angezeigt, die nicht unmittelbar auf einen äußern Gegenstand übergehen, sondern sich gleichsam in sich selber zurückwälzen, und auf die Weise nur sich selber zum Gegenstande haben, so daß sie mehr wie ein fortdaurender wirksamer Zustand, als eine wirkliche Handlung zu betrachten sind.

Nach den angeführten Verbis folgt daher immer der Dativ als Zweckwort, weil man sich den Akkusativ oder den eigentlichen Gegenstand der Handlung in das Verbum selber mit hineindenkt.

Ich kann also wohl sagen:

ich halte dich,

weil die Handlung hier unmittelbar auf die Person über-

übergeht, die von mir gehalten wird, aber auf eben die Art kann ich nicht sagen:

ich folge dich,

sondern es muß heißen:

ich folge dir,

weil folgen eine Handlung ist, die sich immer in sich selbst zurückwälzt, und, so lange sie währt, nie ihr äußeres Ziel erreicht; denn sobald die Person, der ich folge, von mir erreicht ist, muß ja auch die Handlung des Folgens von selbst aufhören.

Eben so ists nun auch mit begegnen, gehen, laufen, kommen, und ähnlichen Wörtern; man sagt:

ich begegne dir,
du gehst mir zu langsam,
läufst mir zu schnell, u. s. w.

Auf eben die Weise steht nun auch der Dativ, als Zweckwort, nach leuchten, danken, trotzen, u. s. w., wie in den folgenden Beispielen:

ich folge dem Manne;
ich leuchte der Frau;
ich danke dem Himmel;
ich trotze der Hölle;
ich drohe Dir;
du hilfst mir;
er dienet ihm;
sie gehorcht mir;
er liebkoset ihm;
sie schmeichelt ihm;
ich widerspreche ihm;
sie fluchen mir.

Einige

Einige Zeitwörter, welche einen doppelten Akkuſativ nach ſich haben.

Lehren, fragen und nennen.

Dieſe Verba haben einen doppelten Akkuſativ nach ſich, weil ich bei denſelben ſowohl fragen kann, was wird? als wer wird? wie in den folgenden Beiſpielen:

Du lehrſt mich die engliſche Sprache.
wer wird gelehrt? — ich;
was wird gelehrt? — die engliſche Sprache.

Er fragte den Boten verſchiedene Sachen;
wer wird gefragt? — der Bote;
was wird gefragt? — die Sachen.

Das Volk nennt ihn den Weiſen;
wer wird genannt? — Er (von dem ich rede);
was wird er genannt? — der Weiſe.

II. Hauptregeln des Styls.

Die Vorſtellungsart von einer und eben derſelben Sache hat faſt bei einem jeden irgend etwas Eigenthümliches, wodurch der Ausdruck zugleich ein beſondres unterſcheidendes Gepräge erhält.

Dieß Eigenthümliche nun in der Vorſtellungsart, in ſo fern es ſich beſtändig im Ausdruck zeigt, nennt

nennt man den Styl im genaueſten und beſtimmteſten Sinne des Worts.

Der Styl gründet ſich alſo auf eine gewiſſe Feſtigkeit im Ausdruck, die nur durch Uebung der Denkkraft ſelbſt, und durch immerwährendes Zuſammendrängen der Aufmerkſamkeit auf den Hauptgegenſtand erlangt werden kann.

Durch dieſe anhaltende Uebung im Denken ſelber ſowohl, als im Ausdruck der Gedanken, wird allmälig das Eigenthümliche hervortreten; der Styl wird ſich bilden, er wird karakteriſtiſch werden; und ſo wie man jemanden an ſeiner Handſchrift erkennt, wird man ihn auch an ſeinem Style, oder ſeiner ihm eigenthümlich gewordenen Art ſich auszudrücken, erkennen.

Dieß Eigenthümliche und Unterſcheidende des Styls läßt ſich, wie man leicht einſiehet, nicht eigentlich lehren; denn ſo wie die Handſchrift, wo ſie ſich bildet, zwar zuerſt fremde Züge nachahmet, aber denn doch mit der Zeit ein eigenes Gepräge erhält, wozu die Vorſchrift nur die Veranlaſſung war, ſo kann auch das Studium fremder Muſter in der Schreibart immer nur die Veranlaſſung zu der durchgängigen Eigenthümlichkeit im Ausdruck werden, die man den Styl nennt.

Allein, in ſo ferne die Wahl der Muſter in der Schreibart doch nicht gleichgültig iſt, muß es für dieſelben einen Maaßſtab geben, nach welchem wir dasjenige, was in ihnen nachahmenswerth iſt, beſtimmen können; und die Beobachtungen über die Schreibart müſſen ſich doch am Ende auf etwas Allgemeines zurückführen laſſen, was bei aller Eigenthümlichkeit der Vorſtellungsart und

des

Ausdrucks dennoch wieder durchgängig statt finden muß, und wodurch diese Eigenthümlichkeit selbst wieder beschränkt wird.

Jede Vorstellungsart nehmlich, sie habe auch noch so viel Eigenthümliches, muß doch darin mit jeder andern übereinkommen:

daß die Aufmerksamkeit der Seele auf den jedesmaligen Hauptgedanken zusammengedrängt werde;

denn dadurch wird der Gedanke selber erst ausdrucksfähig, und die ganze Lebhaftigkeit, Kürze und Deutlichkeit des Ausdrucks beruhet hierauf.

Je mehr man nun die Worte in seiner Gewalt hat, und je weniger man auf dieselben seine Aufmerksamkeit hin und von den Gedanken abzulenken braucht, um desto natürlicher, freier und schöner wird auch der Ausdruck seyn; so wie man ein musikalisches Instrument mit desto mehr Feinheit und Ausdruck zu spielen im Stande ist, je weniger man auf die mechanische Hervorbringung der Töne noch seine Aufmerksamkeit zu richten braucht.

Da man sich nun aber natürlicher Weise zuerst seine Muttersprache zu schreiben übt, und in dieser die Worte und ihre grammatikalischen Verbindungen nicht mehr zu lernen braucht; da die Grammatische Richtigkeit bei der Uebung im Styl ohnedem schon vorausgesetzt wird, so ist die allgemeine Regel in Ansehung des Styls, die Aufmerksamkeit so viel wie möglich vom Ausdruck ab, und auf den Gedanken hinzulenken, damit dieser erst recht helle werde, weil sich alsdann der Ausdruck ohne unser absichtliches Zuthun bildet.

Je weiter es einer in dieser Uebung bringt, desto mehr werden seine Gedanken selbst unmittelbar zur Sprache, und desto schöner und edler wird sein Vortrag werden Jedermann wird sogleich sagen, alles das müsse so gestellt seyn, und man könne es sich nicht anders denken, und nicht anders ausdrücken.

Und dieß ist eben das Allgemeine in Ansehung des Styls, wodurch derselbe mit allen seinen Eigenthümlichkeiten in dem schönen und edlen Ausdrucke über das Karakteristische selbst erhaben ist, und wonach jedermann seine Schreibart zu bilden sich bestrebt.

Nun pflegen wir schon beim bloßen Nachdenken über eine Sache uns unsre Gedanken selbst zum öftern innerlich vorzusagen; allein wir thun dieß doch mehr, um den Faden unsres Denkens nicht zu verlieren, oder ihn wieder anzuknüpfen, als daß wir unsre Hauptaufmerksamkeit auf die Worte richten sollten, die wir in Gedanken aussprechen.

Wenn wir aber etwas niederschreiben wollen, so sind wir in Versuchung, schon auf den Ausdruck zu denken, wenn wir noch kaum angefangen haben, die Sache, worüber wir zu schreiben im Begriff sind, uns selber gehörig deutlich zu machen, und unsre Ideen darüber zu entwickeln.

Wir sagen uns innerlich schon den Gedanken vor, wie er auf dem Papiere stehen soll, und ziehen dadurch unmerklich unsre Aufmerksamkeit von dem Gegenstande unsers Nachdenkens ab. Der Brennpunkt unsers Denkens verliert sich, und der Ausdruck trifft nicht.

Haben wir uns aber die Sache gehörig klar gemacht, und bemühen uns nun, sie wirklich niederzuschreiben, so können wir freilich die Aufmerksamkeit auf die Worte nicht mehr vermeiden, demohngeachtet aber müssen wir sie immer auf den Gedanken zurückzulenken suchen, weil dieser allein unsre Wahl der Worte bestimmen kann.

Während wir nun auf das Wort noch unsre Aufmerksamkeit richten müssen, verliert freilich der Gedanke an Klarheit, und die Wahl des Worts wird dadurch erschwert, und fällt sehr oft auf das Unrichtige; welche Schwierigkeit sich aber nach und nach verliert, jemehr alle unsre Worte, die wir von Kindheit an gelernt haben, selbst zu Gedanken werden, indem wir sie immer öfter in Beziehung auf einen Zusammenhang von mehrern Begriffen aussprechen, und ihnen dadurch in unserer Erinnerungskraft immer mehr Gewicht und Bedeutung geben.

Der Zusammenhang von mehrern Begriffen, die sich alle auf einen Hauptgegenstand beziehen, ist es, den wir immer bei der Wahl der Worte hauptsächlich vor Augen haben müssen, und wenn wir diesen nur nicht verlieren, so kömmt es nicht darauf an, wenn wir auch anfänglich nicht das rechte Wort treffen, sondern so lange, bis wir es finden, ein anderes, das nur einigermaßen den Begriff ausdrückt, an dessen Stelle setzen; weil es immer besser ist, wegen des ganzen Gedankenzusammenhangs einen einzelnen Ausdruck, als wegen des einzelnen Ausdrucks, den man ängstlich sucht, den ganzen Zusammenhang zu vernachlässigen.

Auch nachher, wenn der ganze Gedanke glücklich da steht, muß man seine Aufmerksamkeit aufs neue nicht unmittelbar auf den vernachlässigten einzelnen Ausdruck, den man nun verbessern will, sondern wiederum auf den ganzen Zusammenhang der Gedanken richten, und zusehen, ob sich dann ein besserer Ausdruck findet; wo nicht, so muß man den ersten so lange stehen lassen, bis es einem über die ganze Sache noch mehr Licht geworden ist, und zuletzt der rechte Ausdruck sich von selbst darbietet.

Eine zweite allgemeine Regel in Ansehung der Schreibart wäre also, die Wahl der Worte beständig den Gedanken nachzusetzen, und lieber einen guten Gedanken fürs erste nachlässig auszudrücken, als durch einen gesuchten Ausdruck das Ziel, welches man treffen will, aus dem Auge zu verlieren.

Künstelt man gleich anfänglich zu sehr an einem einzelnen Ausdrucke, so wird man dadurch verleitet, Gedanken herbeizurufen, wodurch dieser Ausdruck nur gleichsam bekleidet werden soll, und welche in dem Zusammenhange der ganzen Ideenverbindung oft überflüssig und unzweckmäßig sind.

Hieraus entsteht denn, was man einen gezierten Ausdruck nennt, worin gemeiniglich diejenigen gerathen, die absichtlich und ausschließend ihren Styl oder ihre Schreibart zu bilden suchen, statt daß sie diese Bildung des Styls immer nur als Nebensache betrachten sollten, welche aus der Uebung, richtig und zusammenhängend zu denken, von selbst entspringt.

Zu dieser Uebung nun im richtigen und zusammenhängenden Denken, ist die Anstrengung, etwas niederzuschreiben, freilich ein empfehlenswerthes

Hülfs-

Hülfsmittel, so lange es nehmlich bloß als Mittel und nicht selbst als Zweck betrachtet wird.

Man wird gegen den vorhergehenden Satz einwenden: wenn ich etwas niederschreibe, das gelesen werden soll, so sey es doch vorzüglich mein Zweck, von denen die mich lesen, verstanden zu werden, und das Niederschreiben meiner Gedanken müsse doch also wohl in diesem Falle die Hauptsache und nicht bloß Nebensache seyn.

Allein wie wäre es mir denn möglich, alle meine Gedanken anzustrengen, um mich andern verständlich zu machen, wenn ich nicht selbst ein vorzügliches Interesse in meiner Materie fände, und wenn nicht im Grunde meine Hauptabsicht wäre, über den Gegenstand, worüber ich schreibe mir selbst meine Ideen zu entwickeln, und also selbst noch eher, als irgend einer meiner Leser, durch meinen Aufsatz belehrt zu werden.

Man kann daher sicher voraussetzen, daß ein jeder, der bei demjenigen, was er niederschreibt, sich nicht selbst über seinen Gegenstand zu belehren, und seine Ideen sich deutlich zu entwickeln sucht, auch nie die wahre Absicht haben könne, andere zu belehren, sondern indem er über einen Gegenstand spricht oder schreibt, der ihn selbst nicht interessirt, nur durch Worte entweder andre zu täuschen sucht, oder gar sich selber täuscht, indem er sich einbildet, über eine Sache, worüber er so viel gesprochen hat, auch wirklich etwas gedacht zu haben.

Woher die Vielheit der Worte entsteht?

Die Vielheit der Worte entsteht daher, wenn das Gedächtniß und die Einbildungskraft zu wirksam sind; denn die Urtheilskraft thut ihren Ausspruch immer nur mit wenigen Worten.

Das Gedächtniß braucht viel Worte, weil es die Materialien zum Denken enthält, die alle besonders bezeichnet werden sollen. Die Einbildungskraft kann sich ebenfalls nicht kurz fassen, weil sie nicht auswählt, sondern vielmehr die ähnlichen Ideen herbeizieht.

So lange wir daher noch zu viel Worte brauchen, um den Hauptgegenstand zu bezeichnen, sprechen oder schreiben wir immer noch mit der Einbildungskraft und dem Gedächtniß. Wir erinnern uns bloß, und stellen bloß Ideen neben einander, ohne zu urtheilen.

Nun bildet sich aber aus dem bloßen Erinnern und Nebeneinanderstellen der Ideen etwas dem Urtheil ähnliches. Man läßt nehmlich bloß die Einbildungskraft wirken, und aus dem Gedächtnißvorrath die verwandten Ideen herbeiziehen, deren Nebeneinanderstellung man nun wegen der Aehnlichkeit, die unter ihnen herrscht, für eine Art von nothwendiger Verbindung hält, und sich daher einbilden kann, über eine Sache wirklich gedacht zu haben, worüber man bloß geredet oder geschrieben hat.

Einbildungskraft und Gedächtniß aber pflegen sehr häufig im Handeln, Reden und Schreiben die Stelle der Urtheilskraft einzunehmen, woher es denn auch kömmt, daß man so sehr am Alten und

Her-

hergebrachten klebt, wobei die Erinnerung und eine gewisse Verwandschaft oder Vergesellschaftung der Ideen hinlänglich ist, um in dem Gleise fortzugehen, die Denkkraft aber jede Anstrengung ersparen und sich ganz ruhig verhalten kann.

Auf die Weise ist der sogenannte Kurialstyl mit allen seinen Weitschweifigkeiten entstanden, indem man nicht sowohl mit der Urtheilskraft, als vielmehr mit dem Gedächtniß und der Einbildungskraft in den Geschäften fortarbeitete, und das, was man nach einer gewissen Ideenvergesellschaftung einmal zusammenzudenken gewohnt war, nun auch immer zusammenließ, es mochte nothwendig zur Sache gehören, oder nicht.

Nur durch die beständige Richtung der Aufmerksamkeit auf die Hauptsache, kann die Vielheit der Worte vermieden werden.

Könnte man eine Sache, wovon eine ganze Abhandlung hindurch die Rede ist, mit einem einzigen Perioden erschöpfen, so würde dieß natürlicher Weise die vorzüglichste Art des Ausdrucks seyn.

Nun müssen wir aber mit unserer Denkkraft immer gleichsam von neuem ansetzen, um der Sache näher zu kommen.

Bei jedem neuen Ansatz dieser Art aber müssen wir uns den Hauptgegenstand wieder lebhaft vorstellen, und ihn uns selbst durch das, was wir darüber sagen, deutlicher zu machen suchen.

Jeder Versuch dieser Art ist ein Bestreben, die Sache in so kurzen Worten wie möglich zu fassen, und im Grunde dasselbe, was man über die Sache

denkt, immer noch besser zu sagen, als man es schon gesagt hat, indem man wünscht, die Worte selbst, wenn es möglich wäre, in Gedanken zu verwandeln.

Diese Anstrengung macht, daß man sich nie wiederhohlt, sondern indem man immer dasselbe auszudrücken strebt, es doch immer auf eine neue Art versucht, wodurch man der Sache näher kömmt.

Auf die Weise erneuert nun die Denkkraft so lange ihre Versuche, bis sie sich selber ein Genüge gethan hat. Die einzelnen Perioden sind daher bloß dasjenige, wodurch den wiederhohlten Bestrebungen der Denkkraft ihren Gegenstand zu umfassen, die Spur bezeichnet wird.

Die Worte sind also eigentlich nur ein Zeichen der Eingeschränktheit der Denkkraft, die sich durch dieselben immer aufs neue an das, was sie sich zum Ziel ietzte, erst wieder erinnern, und es sich vergegenwärtigen muß, so daß sie stets von neuem ihr Geschäft wieder anzufangen genöthigt ist, bis sie alles, was zur Sache gehört, erschöpft hat.

Wer nun die Kraft besäße, alles was zu einer Sache gehört, nach einander auf das genaueste durchzugehen, ohne dabei demohngeachtet nur einen Augenblick die Hauptsache aus dem Gesichte zu verlieren, der brauchte sich freilich auch nie zu unterbrechen; auch keine wiederhohlten Ansätze durch Abschnitte in der Rede zu machen, sondern er würde im Stande seyn, alles in so wenigen und doch so deutlichen Worten zusammenzufassen, welche die Sache mit einemmal erschöpften, und alles weitere Reden und Schreiben darüber unnöthig machten.

Wer

Wer aber, indem er das zu einer Sache gehörige durchgeht, am öftersten seine Aufmerksamkeit auf die Hauptsache durch Unterbrechung wieder erneuern muß, und auf die Weise jedesmal nur einen kleinen Theil der Materialien erschöpfen kann, bei dem müssen sich natürlicher Weise die Sätze und Perioden unmäßig häufen, und die Vielheit der Worte, welche dadurch entsteht, ist eben ein Zeichen der Beschränktheit des Verstandes.

Indeß kann doch auch der beschränkteste Verstand durch immerwährende wieder erneuerte Richtung der Gedanken auf die Hauptsache, sich immer dem Ziele nähern, und je länger diese Uebung fortgesetzt wird, desto seltener werden nach und nach die erneuerten Ansätze der Denkkraft nöthig seyn, und desto längere Zeit wird die Aufmerksamkeit auf die Nebensachen gerichtet seyn können, ohne daß man die Hauptsache darüber aus dem Gesichte verliert.

Worauf es bei der Uebersicht einer Sache ankömmt.

Um eine Sache gehörig zu übersehen, muß man dieselbe anfänglich nicht zu sorgfältig im Einzelnen oder gleichsam nicht in zu großer Nähe betrachten, weil sonst die Aufmerksamkeit zu sehr auf die Theile geheftet wird, und zuletzt das Ganze nicht mehr umfassen kann.

Man muß vielmehr die einzelnen Theile zuerst nur flüchtig durchgehen, und sie gleichsam nur obenhin betrachten, um gleich anfänglich wenigstens einen ohngefähren Begriff von dem ganzen Umfange

der Sache zu bekommen, weil sonst alles noch so sorgfältige Nachdenken über jeden einzelnen Gegenstand zu nichts hilft, und man der Sache dadurch um keinen Schritt näher kömmt, wenn man auch von jedem einzelnen Umstande an sich die deutlichste Vorstellung hätte, und einen nach dem andern noch so richtig aufzählen könnte.

Wenn man auf die Weise nur erst ohngefähr den ganzen Umfang der Sache einmal gefaßt hat, so kann man sich schon in die sorgfältigere Betrachtung der einzelnen Umstände wieder einlassen, und durch die deutlichere Vorstellung des Einzelnen den ohngefähren Begriff, den man vom Ganzen gefaßt hat, zu berichtigen suchen.

Auf dem ersten ohngefähren Begriffe, den man sich von einer Sache nach ihrem ganzen Umfange macht, beruhet alles.

Denn ohne denselben wird man sich vergeblich bemühen, etwas über die Sache zu sagen, sondern man wird vielmehr immer nur dasjenige, was man von der Sache schon weiß, wiederhohlen, und etwas hinzufügen, was man sich Aehnliches dabei erinnert oder vorstellt, ohne über den Gegenstand selber das mindeste Licht zu verbreiten.

Und je weniger man gleich anfänglich den Umfang der Sache gefaßt hat, deste mehr Ueberflüssiges sucht alsdann das Gedächtniß und die Einbildungskraft daran zu knüpfen, woher ein Schwall von Worten entsteht, durch welchen sich der Verstand am Ende nicht mehr durcharbeiten kann.

Denn durch alles Ueberflüssige, was von einer Sache gesagt wird, greift sie in andre fremde Sachen ein, und verwickelt sich damit, so daß es immer

mer ſchwerer wird, dasjenige, was nothwendig zur Sache gehört, von demjenigen, was man ſich nur zufällig dabei erinnert oder vorſtellt, zu unterſcheiden.

Alles was zur Sache gehört, müſſen wir uns zwar auch erinnern und vorſtellen, aber alles, was wir uns erinnern und vorſtellen, gehört nicht nothwendig zur Sache. Um nun beſtimmen zu können, was nothwendig zur Sache gehört, müſſen wir unſre Aufmerkſamkeit von allen einzelnen Vorſtellungen und Erinnerungen ſelbſt, ſo viel wie möglich abziehen, und dieſelben auf den wirklichen Zuſammenhang der Dinge heften, worin die Sache, worüber wir nachdenken, ſich befindet.

Dieß Hinheften der Aufmerkſamkeit auf die Sache, nicht wie wir ſie uns vorſtellen, ſondern wie ſie im Zuſammenhange der Dinge wirklich iſt, wird bald alle unſre einzelnen Vorſtellungen in ihre Gränzen zurückdrängen, und ihnen ihren Platz anweiſen.

Um über eine Sache nachzudenken, müſſen wir die wirkliche Beſchaffenheit derſelben von unſerer Vorſtellung unterſcheiden, und müſſen uns in die Lage ſetzen, als ob wir noch nichts von der Sache wüßten.

Jemehr wir uns auf die Weiſe gewöhnen, eine Sache immer in dem wirklichen Zuſammenhange der Dinge zu betrachten, deſto weniger werden wir unſern erſten Vorſtellungen davon trauen, und deſto ſtärker werden wir zum Nachdenken gereizt werden. Zwar können wir den wirklichen Zuſammenhang der Dinge, worin wir ſelbſt und alles, was wir uns vorſtellen, ſich befindet, nie umfaſſen,

aber

aber durch das bloße Hinheften der Aufmerksamkeit auf denselben, werden unsre einzelnen Vorstellungen sich immer mehr nach diesem großen Zusammenhange richten, und mit demselben immer harmonischer werden.

In so fern wir uns eine Sache in dem wirklichen Zusammenhange der Dinge, von unsrer Vorstellung unabhängig denken, nennen wir sie erst die Sache, und unterscheiden sie von unsrer bloßen Vorstellung.

Daß wir aber diese Kraft besitzen, eine Sache nicht bloß nach dem Eindrucke, den sie auf uns macht, sondern in dem wirklichen Zusammenhange der Dinge außer uns, zu betrachten, dieß macht eben unsern Vorzug des Denkens aus, wodurch wir über unsre eignen Vorstellungen hinausgehen, und sie auf etwas zurückführen, was nun selbst keine bloße Vorstellung mehr ist, und was wir die Sache nennen, weil wir keinen besondern Nahmen mehr dafür wissen.

Kürze und Bündigkeit im Ausdruck.

Muster aus den Briefen des jüngern Plinius.

„Du hast mir oft zugeredet, daß ich meine Briefe, „die ich mit einiger Sorgfalt ausgearbeitet hätte, „sammlen und bekannt machen möchte.

„Ich habe sie gesammlet, aber nicht nach der „Zeitfolge, (denn ich wollte ja keine Geschichte dar-

„aus

„aus zusammensetzen,) sondern so wie sie mir in „die Hände gefallen sind.

„Nun kömmt es darauf an, daß dich dein Rath „und mich die Befolgung desselben nicht gereue."

Der jüngere Plinius wird also von seinem Freunde aufgefordert, diejenigen von seinen Briefen, welche er vorzüglich ausgearbeitet habe, zu sammlen und bekannt zu machen.

Er beantwortet diese Aufforderung seines Freundes in dem angeführten Briefe der selbst ein Muster von schöner Kürze und Bestimmtheit im Ausdruck ist, und welcher nun in der Sammlung seiner Briefe voransteht.

Mit wenigen Zeilen führt er erstlich die Aufforderung seines Freundes wörtlich an:

„Du hast mir oft zugeredet," u. s. w.

Mit eben so wenigen Zeilen beantwortet er diese Aufforderung:

„ich habe sie gesammlet," u. s. w.

Diese kurze und einfache Gegeneinanderstellung von Rath und Befolgung, ist nun noch kürzer in dem bescheidenen Schlusse des Briefes zusammengedrängt:

„Nun kommt es darauf an, daß dich dein Rath „und mich die Befolgung desselben nicht gereue!"

Zwei Begriffe, die im Gegensatze stehen, werden hier unter einen Hauptbegriff gebracht, der auf den einen so gut wie auf den andern paßt.

Rath und Befolgung unter den Begriff von gereuen, welcher letztere Begriff nun das Ganze schließt und verbindet.

Der ausgelaſſene Zwiſchenſatz, welcher ſich von ſelbſt verſteht, iſt der folgende:

„Wenn die Sammlung meiner Briefe ſchlecht „geräth, ſo wird es dich eben ſo ſehr gereuen, daß „du mir dazu gerathen haſt, als es mich gereuen „wird, daß ich deinen Rath befolgt habe.“

Durch die Auslaſſung dieſes Zwiſchenſatzes, und durch die Verwandlung von rathen und befolgen in Rath und Befolgung ſind die Begriffe nun ſo nahe wie möglich aneinander gerückt, und das Ganze erhält einen eigentlichen Schlußpunkt.

Ein ähnliches Beiſpiel finden wir in eben dieſer Sammlung, wo der jüngere Plinius ſeinem Freunde ſchreibt:

„Deine Verſe ſind unnachahmlich ſchön.“

Wir wollen nun ſehen, wie dieſer Gedanke in verſchiedne Gegenſätze gebracht iſt, die, ſo wie in dem vorigen Briefe, durch die nächſte und gedrängteſte Zuſammenſtellung am Ende einen beinahe epigrammatiſchen Schluß erhalten.

Erſter Gegenſatz.

„Wenn ich deine Verſe wetteifernd nachahmen „will, ſo finde ich erſt, wie ſchön ſie ſind.“

Zweiter Gegenſatz.

„Denn ſo wie Mahler gemeiniglich deſto un„glücklicher im Treffen ſind, je vollkommner die „Schönheit in den Zügen iſt, die ſie darſtellen wol„len, ſo bleibt auch hier mein Original mir un„erreichbar.“

Drit-

Dritter Gegensatz.

„Um desto mehr fordre ich dich auf, recht „viel solcher Verse zu schreiben, die jeder gern nach„ahmen möchte, und niemand, oder nur wenige, „nachahmen können."

Durch diese drei Gegensätze ist nun der Gedanke:

„Deine Verse sind unnachahmlich,"

bis zu dem schönen Schluß hindurch geführt, welcher das Ganze unter die drei Begriffe:

nachahmen,

wollen — vermögen,

und diese drei Begriffe wieder unter den Begriff von Schönheit zusammenknüpft. Der Gegensatz ist immer:

„Ich möchte deine Verse nachahmen;
„ich vermag es nicht. —
„Der Mahler möchte sein Original vollkommen „darstellen;
„er vermag es nicht —
„Jeder möchte gern deine Verse nachahmen;
niemand oder wenige vermögen es."

Das nachzuahmen wünschen und es nicht vermögen, hat beides in der Schönheit des Originals seinen Grund.

Diese Gegeneinanderstellung dreifach wiederhohlt, und immer verstärkt, war das feinste Lob, was der Verfasser des Briefes seinem Freunde über seine Verse sagen konnte. Dieß Lob selbst aber erhält erst, so wie der ganze Gedanke, seine völlige Wirkung, durch die Aufmunterung, mehr solcher

Verse

Verse zu machen, woran die Nachahmung verzweifelt.

Hätte es in dem letzten Gegensatze nur geheißen:

„Du machst solche Verse, die jeder nachzuahmen wünscht, und niemand oder nur wenige nachahmen können,"

so hätte noch ein anderer Schluß des Briefes folgen müssen. Der Brief hätte dann bloße Bemerkungen enthalten, und man hätte keinen Zweck gesehen, wozu er eigentlich geschrieben wäre.

Die nachdrückliche, und mit einem so feinen Lobe verknüpfte Aufmunterung am Ende giebt diesem sehr kurzen Briefe dennoch einen vollständigen Schluß, und ersetzt die Kürze desselben gleichsam durch die Feinheit und Artigkeit der Wendung, welche diese kleine Lobrede nimmt.

Ohne eine solche Wendung hätte der Dichter sich nicht geschmeichelt finden können, daß ihn sein Freund so kurz abfertigte! denn der Verfasser dieses Briefes schreibt selbst in einem andern Briefe, wo er einem seiner Freunde ein Werk zur Durchsicht überschickt:

„Er wünsche, daß sein Freund doch seine Bemerkungen hinzufügen möchte, weil der Verfasser „sich dann eher überzeugen könne, daß dem Beurtheiler das Uebrige gefallen habe, sobald dieser „nur zu erkennen gebe, daß ihm einiges mißfallen „habe."

Solche kurze Schreiben, wie die beiden angeführten vom jüngern Plinius, müssen daher auch durch Bündigkeit, das ist, durch eine auffallende Verknüpfung der Gedanken, und durch eine sinnreiche

reiche Wendung am Schluß, ihre Kürze gleichsam ersetzen, wenn sie für den Freund, den man doch etwas angenehmes sagen will, nicht beleidigend seyn soll.

Denn ein Freund will nie gern von uns zu kurz abgefertigt seyn, sondern lieber, daß wir ihm etwas Ueberflüssiges, als zu wenig sagen. Was daher dem Freunde mit kurzen Worten gesagt wird, muß auch etwas sehr Angenehmes, Freundschaftliches und Schöngedachtes enthalten.

Das Schöngedachte liegt aber in den beiden angeführten Beispielen in dem natürlichen Gegensatze, der demohngeachtet nicht gewöhnlich ist, sondern wo sich die Gedanken auf eine seltnere Art und in einer reichern Verbindung, wie sonst gemeiniglich, zusammenfinden.

Da nun das Schöne aber hier vorzüglich in der Ideenverbindung liegt, so können solche Beispiele auch auf andre vorkommende Fälle angewandt, und geradezu angewandt werden, als:

„Bei diesem gefährlichen Geschenke, das du „mir giebst, kömmt es nun darauf an, daß dich die „Gabe, und mich die Annahme desselben nie gereuen möge."

Die Nachahmung jener Wendung findet alsdann nicht sowohl des Ausdrucks, als vielmehr der Sache wegen statt; und es ist im Grunde nur eine allgemeine Vorstellungsart, welche auf einen besondern Fall angewandt wird. Dergleichen Wendungen lassen sich nicht immer neu erfinden, und sie können und dürfen daher auch mehr als einmal gebraucht werden.

So kann auch die Wendung in dem zweiten Briefe gewiß auf mancherlei Art nachgeahmt werden, ohne daß eine solche Nachahmung zu tadeln wäre, als:

„Du hast an ihm einen mächtigen, liebenswürdigen und klugen Freund; dessen Freundschaft „jeder besitzen möchte, und nur wenige besitzen „können."

Eigentlich ist dieß nicht sowohl Nachahmung, als vielmehr bloße Veranlassung zu einem neuen Gedanken durch die Erinnerung an eine allgemeine Form, welche sich aus dem Gelesenen dem Gedächtniß eingeprägt hat.

Das Nachahmungswerthe in der Form aber liegt besonders in der eignen Art, einen Gedanken kurz zusammen zu fassen, und ihn dadurch unter einen hellern Gesichtspunkt zu bringen.

Eben dieser Plinius, von dem die beiden angeführten Beispiele sind, ist sonst kein Vertheidiger der Kürze im Ausdruck, sondern macht vielmehr in einem seiner Briefe, worin er einem Freunde sein Landgut ziemlich ausführlich beschreibt, folgende Einwürfe dagegen:

„Kurz, denn warum soll ich dir nicht mein Urtheil oder meinen Irrthum eröffnen? ich halte es „für die erste Pflicht des Schriftstellers, daß er die „Ueberschrift seines Aufsatzes lese, und sich immer „wieder frage, ob er auch von seinem Gegenstande „nicht abgewichen seyn.

„Aber der Schriftsteller muß auch wissen, daß, „wenn er nur von seiner Materie nicht abweicht, „es alsdann auch nicht möglich ist, daß er weitschweifig werde, daß er aber unausstehlich lang„wei-

„weilig werde, sobald er etwas fremdes, nicht „zur Sache gehöriges herbeizieht.

„Mit wie viel Versen haben nicht Homer und „Virgil, dieser die Waffen des Aeneas, und jener „des Achilles, beschrieben, und beide sind dem„ohngeachtet nicht langweilig, weil sie nur das „ausführen, was sie angefangen haben.

„Mit welcher Sorgfalt und Genauigkeit be„merkt und zählt Aratus die kleinsten Sterne; und „doch überschreitet er hierin das Maaß nicht; denn „dieß ist bey ihm ja keine Abschweifung, sondern „es ist sein Werk, und seine eigentliche bestimmte „Beschäftigung.

„Indem ich dir nun, um Kleineres mit Größeren „zu vergleichen, mein Landgut durch meine Beschrei„bung gleichsam vor Augen zu stellen suche, und „von dieser Materie gar nicht abweiche, so ist auch „mein Brief, welcher beschreibt, nicht weitläuftig, „sondern mein Landgut, welches beschrieben wird; „aber ich muß nun auch zu dieser Beschreibung wie„der zurückkehren, damit ich nicht, wieder mein ei„gnes Gesetz, bei dieser Ausschweifung mich zu „lange aufhalte.“

Plinius scheint hier mehr eine scherzhafte Wendung in seinem Briefe zu nehmen, als daß er etwas gegen die Kürze im Ausdruck hätte, wovon er selber so viele vortrefliche Beispiele gegeben hat.

Er führt auch gerade ein Beispiel von dem beschreibenden Ausdruck an, bei dem die Kürze am wenigsten statt findet, weil nicht sowohl die Gedanken, als vielmehr die Gegenstände selbst, unmittelbar dadurch bezeichnet werden, und keiner davon

ausgelassen werden darf, wenn nicht eine Lücke in der Beschreibung entstehen soll.

Bei dem Ausdruck der Gedanken hingegen kann durch eine geschickte Zusammenstellung bewirkt werden, daß man sich vieles als nothwendig mitdenken muß, was nicht ausdrücklich gesagt, und doch in dem Gesagten enthalten ist.

Wider die übertriebene Kürze aber redet Plinius in einem Briefe an den Tacitus sehr nachdrücklich mit folgenden Gründen:

„Ich gebe es zu, daß man sich der Kürze bei„fleißigen müsse, wenn die Sache es zuläßt; wo „dieß nicht der Fall ist, da geizt und kargt man „mit den Worten, wenn man verschweigt, was „ausdrücklich gesagt werden sollte.

„Auch ist das schon Geiz und Kargheit mit Wor„ten, wenn man nur beiläufig berührt, was durch „Wiederholung eingeprägt, und gleichsam dem Ge„dächtniß eingegraben werden sollte.

„Viele Sachen erhalten durch die längere Dauer „ihrer Behandlung gleichsam mehr Nachdruck und „Gewicht; und so wie der Baum nicht auf einen „Schlag fällt, so wird auch das Gemüth durch den „wiederholten Angriff des Redners erst bewegt.

„Alles macht nicht auf alle einen gleichen Ein„druck, die Urtheile und Gesinnungen sind verschie„den; ein jeder wird durch dasjenige am meisten „eingenommen, was er etwa selbst vorher gedacht „hat. Man muß daher für die Denkungskraft ei„nes jeden etwas in Bereitschaft haben, und was „die Dauer der Rede anbetrifft, so wird nur der„jenige einen Stachel in dem Gemüthe der Zuhörer „zurück-

„zurücklaſſen, der ihn nicht bloß einſticht, ſondern „einbohrt.“

Daß nun, ohngeachtet aller dieſer Einwürfe, die höchſtmögliche Kürze des Ausdrucks das erſte Geſetz ſey, leuchtet ſchon daraus ein, weil derjenige, welcher ſich genöthiget ſiehet, durch Umſchweiſe zum Ziele zu gelangen, doch für ſich ſelbſt in ſeinen Gedanken den kürzeſten Weg dazu wiſſen muß, weil er ſonſt nicht beſtimmen könnte, wie weit er unter den gegenwärtigen Umſtänden davon abweichen müſſe.

Wer ſich für ſich ſelber beſtändig übt, in wenigen Worten viel zuſammenzufaſſen, der wird auch bey der längſten Rede den Faden nicht verlieren, der ihn nach jeder kleinen Ausſchweifung, welche die Umſtände nöthig machen, doch immer ſobald wie möglich zur Hauptſache zurückführt.

Mit mehr Worten, und mit dem Fluß einer ſogenannten Beredſamkeit, ſich nachher über dieſelbe Sache auszubreiten, wird einem ſolchen ſehr leicht werden, der einmal die Materie in ſeiner Gewalt hat, weil er im Stande war, ſie in wenigen Worten zuſammenzufaſſen. Denn wo viel eingewickelt iſt, da läßt ſich auch viel auswickeln, und wo wenige Worte viel Bedeutung haben, da laſſen ſich auch dieſe wenigen Worte, wenn es darauf ankommt, ſehr leicht in viele verwandeln.

Umgekehrt läßt ſich aber nicht ſchließen, daß, wer etwas mit vielen Worten zu ſagen weiß, nun auch, ſobald er will, ſich in die Kürze faſſen könne.

Denn dieß letztere erfordert vorzügliche Seelenkraft, und eben so viel Uebung im Denken, als im Schreiben.

Von dem, was vorzüglich gut und schön gesagt ist, mag die folgende Epistel des Horaz zum Beispiele dienen, worin derselbe seinen Freund Septimius dem jungen Tiberius empfiehlt, welcher dem August in der Regierung folgte.

Es ist wohl der Mühe werth, den feinen Wendungen nachzuspähen, wodurch die letzte nachdrückliche Empfehlung, nimm ihn auf mein Wort für brav und gut! diese ganze Epistel hindurch vorbereitet wird, in welcher jedes Wort mit der größten Behutsamkeit gewählt und gewogen ist:

Septim ist wohl der einzige, der das Geheimniß ausgefunden hat, wie viel ich bei dir gelte: Wenigstens indem er mich ersucht, und durch sein Bitten mich nöthigt, dir von ihm zu sprechen, und ihn dir als einen zu empfehlen, der des Herzens und des Hauses Nerons, wo der Zutritt Verdiensten nur offen ist, nicht unwerth sey: indem er also mich für einen deiner Vertrauten hält, so sieht und weiß er freilich, was ich vermag, weit besser, als ich selbst. Nun hab' ich alles zwar hervorgesucht, den Auftrag von mir abzulehnen: doch aus Furcht, er könnte denken, daß ich meinen Kredit aus bloßem Eigennutz verläugne, und mich ärmer stellte, als ich wirklich sey: so blieb mir endlich nichts, als durch den Vorzug der Stirne eines

Man-

Mannes von Lebensart mir durchzuhelfen. Solltest du indessen die einem Freunde zu Liebe hintangesetzte Scham verzeihlich oder gar verdienstlich finden! so schreibe diesen in die Zahl der Deinen, und nimm ihn, auf mein Wort, für gut und brav!

Wielands Uebersetzung.

Hier ist kein Wort überflüssig; durch die liebenswürdigste Bescheidenheit mit dem edelsten Selbstgefühl verknüpft, empfiehlt der Empfehlende sich selbst, und durch den feinsten Scherz bringt er ein ernsthaftes Anliegen an den rechten Mann.

So groß die Feinheit und die Kunst ist, welche in dieser Zusammensetzung herrscht, so ungekünstelt scheint das Ganze.

Es hebt halb scherzhaft und halb ernsthaft mit der feinen bescheidenen Wendung an:

„Septim muß besser wissen, als ich selbst, wie „viel ich bei dir gelte, weil er so sehr mit Bitten „in mich dringt, daß ich ihn dir empfehlen soll."

Man vergleiche nun mit diesem trocknen Auszuge des ersten Gedanken die feine und ungekünstelte Darstellung desselben in der Epistel des Horaz.

Die artigste Wendung, die man sich denken kann, ist nun die bescheidne Verlegenheit, in welcher sich der Empfehlende seinem Vorgeben nach befindet, daß er, wenn er es wagt, seinen Freund zu empfehlen, den Vorwurf der Unbescheidenheit, und wenn er es ablehnet, den Vorwurf des Eigennutzes von seinem Freunde befürchten müsse; daß er sich also hier nicht anders, als mit ein wenig Unverschämtheit zu helfen wisse.

Damit nun aber die Bescheidenheit nicht zu weit getrieben werde, so tritt noch am Schluß des Briefes, gerade zur rechten Zeit, die Sprache des Selbstgefühls und edlen Zutrauens wieder in ihre Rechte:

„Solltest du die einem Freunde zu Liebe hintan„gesetzte Bescheidenheit verzeihlich oder gar ver„dienstlich finden: so schreibe diesen in die Zahl der „Deinen, und nimm ihn auf mein Wort für brav „und gut!"

In kürzern und abgewogenern Worten läßt sich nicht leicht ein Gegenstand zusammenfassen, als diese Empfehlung eines Freundes an einen Großen, die im Grunde ernst und nachdrücklich seyn sollte, und bei welcher doch jeder Schein von zu großer Anmaßung oder Absichtlichkeit auf das sorgfältigste vermieden werden mußte, wenn sie ihrer Wirkung nicht verfehlen sollte.

Daß es dem, der dieß schrieb, um die Sache zu thun war, sieht man aus jeder Wendung, die er nimmt: und eben diese Wendungen, welche doch im Grunde durch das Bedürfniß der Sache entstanden, machen die Schönheit dieses Briefes aus; denn da die Worte an sich und durch ihre Vielheit keinen Werth haben, so ist es nur die Zweckmäßigkeit in ihrer Wahl und Stellung, die wir bewundern.

Der halb scherzhafte Ton, welcher durchgängig in diesem Briefe herrscht, macht, daß der Ausdruck der Bescheidenheit nicht kriechend, und die Freimüthigkeit nicht anmaßend wird; wie denn überhaupt diese halb scherzhafte Wendung, wodurch man die Sache so wenig wie möglich von ihrer

ihrer feierlichen Seite darstellt, am sichersten ihre Wirkung thut; denn dieß giebt gleichsam nur einen leichten Anstoß zu eignem Nachdenken und eignem Handeln, und erreicht gerade durch die wenige Anmaßung am ersten seinen Zweck.

Wer nun Horazens Schreibart nachahmen will, der muß erst von ihm die Lebensklugheit lernen und sich zu eigen machen, worauf sich diese leichte, kunstvolle und doch ungekünstelte Schreibart gründet. Aus dieser wird sich dann bei demjenigen, welcher nicht ohne natürliche Anlagen ist, eine eigenthümliche Schreibart bilden, welche, gleich der Horazischen, ein Abdruck richtiger Urtheilskraft und feiner Empfindung ist.

Wer seine Gedanken so zweckmäßig darstellen konnte, der mußte im höchsten Grade die Fertigkeit besitzen, den Ausdruck selbst durch den Gedanken unmittelbar zu prüfen, und ganz von der Sucht befreit seyn, etwas vorzüglich Schönes oder Witziges sagen zu wollen.

Dieser kurze Brief ist daher auch ein treffendes Gemählde von dem Geiste des Verfassers, und dem hohen Grade von seiner Bildung, welchen eine solche Sprache voraussetzt, und ohne welche es stets vergeblich seyn würde, dieselbe nachzuahmen.

Denn je weniger bedeutend, und je leichter hingeworfen die einzelnen Ausdrücke scheinen, desto sprechender ist das Ganze, dessen Zusammensetzung durch die Lebhaftigkeit der Gedanken, durch die deutliche Vorstellung von der Lage der Sache, und durch ein richtiges Gefühl des Schicklichen entstanden ist.

Das Studium eines solchen Aufsatzes wird also vorzüglich dadurch nützlich, daß durch die Bemerkung der feinen Züge in demselben, das Gefühl des Schicklichen bei dem Leser selbst geschärft, und der schöne Abdruck eines gebildeten Geistes der Seele gleichsam eingeprägt wird.

Unmittelbare Nachahmung der Schreibart wird immer steif und sklavisch seyn: von der Schönheit des Originals wird jede Spur in ihr verlöschen; sie wird sich nie aus dem Staube empor heben, und sicher ihres Zwecks verfehlen.

Um gut zu schreiben, hilft es nichts, eine Menge einzelner Regeln zu wissen, weil man während dem Schreiben nicht Zeit hat, das Register, welches alle diese Vorschriften enthält, jedesmal erst in Gedanken durchzulaufen, und sich nun gerade der Regel deutlich bewußt zu werden, die sich auf den gegenwärtigen Fall paßt.

Man muß vielmehr im Stande seyn, sich aus einem Hauptgrundsatze auf jeden besondern Fall die Regel selbst zu bilden, und eine zweckmäßige Anweisung zu einer guten Schreibart muß nicht sowohl das Gedächtniß mit unnützen Vorschriften überhäufen, als vielmehr den Verstand schärfen, und das eigne Nachdenken üben, daß er nach einem sichern Maaßstabe für einen richtigen Gedanken den besten Ausdruck wählen lerne.

Da nun aber bei der Wahl des Ausdrucks so viel darauf ankömmt, daß die Richtigkeit des Gedanken vorher gehörig geprüft worden, so kann es keine brauchbare Anweisung zu einer guten Schreibart

art geben, die nicht zugleich eine Anweisung zu einer richtigen Vorstellungsart, oder eine Art von praktischer Logik in sich enthielte.

Denn der Ausdruck kann sich nur mit dem Gedanken, und die Gabe, sich deutlich zu machen, kann sich nur mit der Denkkraft selbst und ihrer Entwickelung bilden; ich kann daher von einer guten Schreibart gar nicht reden, wenn ich nicht erst auf die richtige Vorstellungsart aufmerksam bin, die dem schönen und wahren Ausdrucke nothwendig vorangehen muß, und woraus ich seine Güte allein beurtheilen kann.

Was wirklich schön gesagt seyn soll, muß auch vorher schön gedacht seyn; sonst ist es leerer Bombast und Wortgeklingel, das uns täuscht. —

Wer sich beim Schreiben der Regeln, nach welchen er schreibt, noch deutlich bewußt ist, wird sich nie mit Leichtigkeit und Wärme ausdrücken, sondern Zwang und Trockenheit wird in jeder Zeile herrschen, weil alles Interesse für die Sache verlohren gehen muß, wenn man seine Gedanken erst darauf richtet, den Ausdruck nach Regeln abzumessen.

Die Sache, worüber man schreibt, muß immer den ersten Platz in der Seele einnehmen; die Regel, nach welcher man schreibt, muß gleichsam nur im Hintergrunde der Denkkraft liegen, und sich nicht unter die lebhaften herrschenden Ideen mischen, wenn diese nicht dadurch gestört und geschwächt werden sollen.

Wie das nun möglich ist, kann man nicht eher wissen, als bis es bei einem durch Uebung wirklich geworden ist; diese Uebung besteht aber darin, daß

man anfänglich an häufigen einzelnen Beispielen den Gedanken mit dem Ausdruck vergleichen, und einen durch den andern prüfen lernt, und alsdann selbst den Vorsatz faßte, für seine eigenen Gedanken den besten Ausdruck zu wählen, indem man genau Achtung giebt, ob sie uns, nachdem sie in Worte gekleidet sind, noch eben so vorkommen, als vorher, da sie noch dunkel in unsrer Seele lagen. —

Wie man anfangen soll, über einen Gegenstand zu reden oder zu schreiben?

Daß man im Reden und Schreiben weder zu weit ausholen, noch zu unvorbereitet anfangen müsse, ist eine Regel, die sich leicht aussprechen und ins Gedächtniß fassen, aber schwer in Ausübung bringen läßt.

Wer gewohnt, oder seiner eigenthümlichen Vorstellungsart nach geneigt ist, zu weit auszuholen, wird, um diesen Fehler zu vermeiden, oft in den entgegengesetzten verfallen, und auch die gehörige Vorbereitung zu dem Gedanken weglassen.

Wer aber die ersten Versuche macht, einen Gedanken vorzubereiten, wird oft zu weit ausholen, und bei dem Eingange selbst schon von seinem Hauptgegenstande sich verirren.

Hier kömmt daher alles auf gehörige Prüfung und Beurtheilung eines Dritten an, oder vielmehr, daß man selbst sich übe, seinen eigenen Aufsatz, nach einiger Zeit, wie die Arbeit eines Fremden zu betrachten, und ohne Nachsicht und Schonung gegen sich selbst zu beurtheilen.

Eine

Eine gewisse Folge des zu weit Ausgeholten bei irgend einem Aufsatze, ist der Mangel an Interesse, womit man ihn lieset; man ist in Versuchung, die Schrift wieder aus der Hand zu legen, ehe man noch weiß, wozu sie abzweckt; man ermüdet zu sehr über dem Eingange, als daß man an der nähern Betrachtung der Sache selbst noch Vergnügen finden sollte.

Wer hingegen ohne alle Vorbereitung anfängt, wird sehr oft seines Zwecks verfehlen. Denn unsre jedesmalige Gedankenreihe will nicht gern plötzlich unterbrochen seyn. Darum fängt man gern mit etwas allgemeinern Sätzen an, weil diese in der jedesmaligen Gedankenreihe des Lesers nicht eine so gewaltsame Unterbrechung verursachen, als wenn man gleich mit dem besondern Falle, den man vortragen will, dazwischen eindringt, und dadurch in der Ideenfolge, welche gerade in dem Augenblicke bei dem Leser die herrschende ist, eine unangenehme und widrige Störung macht.

Ein anders ist es, wenn man eine solche plötzliche Störung selbst zur Absicht hat. Und überhaupt, wenn ja auf einer Seite gefehlt werden muß, ist es immer besser, zu plötzlich, als zu langsam zur Sache zu kommen; denn selbst das unangenehm Ueberraschende ist doch immer noch dem Langweiligen vorzuziehen.

Die allgemeine Regel aber, welche sich hierüber geben läßt, hat wenigstens den Nutzen, daß man dadurch zur Selbstprüfung veranlaßt wird; und dieß ist auch fast der einzige Nutzen, den die Regeln des Styls im Allgemeinen überhaupt haben können, weil die besondere Anwendung derselben

im-

immer erst durch den Ort und die Umstände bestimmt wird.

Die Regeln sollen nur im Ganzen die Aufmerksamkeit auf den Ausdruck schärfen, und gleichsam nur den Gedanken, daß man sich zweckmäßig ausdrücken will, immer wieder in Erinnerung bringen, was wir alsdann in den einzelnen Fällen zu thun haben, muß uns unser eignes Gefühl des Schicklichen, welches durch jene Erinnerung nur wieder angeregt ist, am besten und sichersten lehren.

Dieß Gefühl des Schicklichen aber wird durch die Regeln, welche man durch Lektüre und Beobachtung sich selbst gebildet hat, geschärft. Der unmittelbare Vortrag dieser Regeln muß also auch von der Art seyn, daß sie während dem Lesen gleichsam erfunden werden, und dem Leser dadurch auf alle Weise Veranlassung zum eignen Denken gegeben wird.

Von der Reinigkeit im Ausdruck.

Es kann nicht oft genug erinnert werden, daß die Sprache bloß durch das Bedürfniß, seine Gedanken und Empfindungen auszudrücken, ihren Werth erhält, und daß selbst auch die Aufnahme und Erklärung nicht üblicher Wörter, eine feine Unterscheidungskraft vorausgesetzt, die noch weiter geht als alles dasjenige, was man in der gewöhnlichen Sprache gelesen oder gehört hat.

Und da nun schon viel dazu erfordert wird, um alle diejenigen feinen Unterschiede mit dem Verstande

ſtande zu faſſen, die in der üblichen Sprache ſchon beſtimmt ſind, ſo kann jenes Bedürfniß ſo oft nicht eintreten, wenn der Ideenkreis nicht ſchon einen mehr als gewöhnlichen Umfang hat.

Weil es aber angenehm iſt und Beifall verſchafft, ſo möchte mancher gern etwas Ungemeines und Ungewöhnliches ſagen, ohne vorher etwas Ungemeines gedacht zu haben, und ſtellt ſich daher, als ob er zu ungewöhnlichen Ausdrücken ſeine Zuflucht zu nehmen genöthigt werde, um den tiefen Vorrath ſeiner Gedanken zu erſchöpfen.

Nichts iſt lächerlicher, als eine ſolche Affektation, und doch iſt nichts häufiger, weil die meiſten Menſchen, natürlicher Weiſe, gemein und alltäglich denken, und dennoch viele unter ihnen aus bloſſer Nachahmungsſucht gern etwas Beſondres, ſich Auszeichnendes ſagen möchten.

Doch ich komme auf den Punkt von der Reinigkeit des Ausdrucks zurück, um über dieſen ſchwierigen Gegenſtand, wo möglich, etwas allgemeingeltendes zu beſtimmen. Wer das Sieb zu ſtark ſchüttelt, iſt in Gefahr, mit der Spreu die Körner zu verſtreuen; und wer die Sprache zu ſehr ſäubern will, wird ihr am Ende Kraft und Nachdruck rauben. —

Denn man erwägt hiebei nicht, daß durch die Säuberung der Sprache von allen Provinzialiſmen, und fremden oder veralteten Ausdrücken, zugleich die Nüancirung oder Zuſammenfaſſung von Begriffen verlohren geht, welche eben durch dieſe Ausdrücke bezeichnet werden.

So wie es nehmlich, im ſtrengſten Sinne, keine ganz gleich bedeutende Wörter in einer und derſelben

ben Sprache giebt, so kann man auch gewissermaßen behaupten, daß die Benennungen einer und derselben Sache, in mehrern Sprachen nicht ganz gleichbedeutend sind.

Der Deutsche z. B. benennt das Geld von seiner Gültigkeit oder innerm Werthe; der Engländer vom Gepräge (money); der Franzose von der Masse (argent); der alte Römer pecunia, von dem Vieh, worin der erste Reichthum bestand, und das man auf die ältesten Münzen prägte.

Der Deutsche benennt die Uhr von der Stunde (hora), der Franzose von dem Stundenzeiger (montre), der Engländer bildlich (watch), von der Wachsamkeit des Wächters, der die Stunden zählt.

Eben daher aber ist auch die Aufnahme fremder Ausdrücke in eine Sprache, sobald es auf eine genaue Entwickelung der Ideen ankömmt, oft unentbehrlich; und die Reinigkeit des Ausdrucks muß in diesem Falle der Deutlichkeit und Bestimmtheit nachstehen; obgleich auch dieses seine Gränzen hat, welches einige Beispiele am besten erläutern werden.

Interesse.

Das Wort Interesse bezeichnet eine so nahe Theilnahme an etwas, daß man darüber gewissermaßen sich selbst vergißt, und sich in den Gegenstand selbst verwebt fühlt.

Kein Wort in unsrer Sprache bezeichnet diesen Begriff so ganz und einfach, als das fremde Wort Interesse, welches in seiner Zusammensetzung nichts Ueberflüssiges und nichts Fehlendes hat, und eben dadurch

dadurch so nachdrucksvoll und bedeutend wird. — Denn es ist gerade das Zwischen oder verwebt seyn an sich selbst, welches unmittelbar dadurch ausgedruckt wird.

Wenn ich also z. B. sage: Dieser Roman gewinnt für mich Interesse — was heißt das anders, als, ich fühle mich in das Schicksal der Personen verwebt, ich bin gleichsam zwischen ihnen, als ob ich mit eine Person im Spiele wäre.

Das ist gewiß mehr als bloße Theilnehmung an dem Schicksale dieser oder jener Person. Eine der einzelnen Personen kann meine Theilnehmung im höhern Grade erregen, der ganze Roman aber erhält für mich Interesse.

Eben dieß ist der Fall bei einem Schauspiele: es gefällt mir, wenn es mit meiner Empfindung harmonisch ist; es rührt mich, wenn etwa Erinnerungen von ähnlichen Scenen bei mir erweckt werden; aber es interessirt mich erst, wenn ich mich gleichsam darüber vergesse, und mit allen meinen Gedanken und Empfindungen selbst zwischen den spielenden Personen bin.

Interessant sagt daher auch weit mehr, als anziehend — eine anziehende Physiognomie z. B. beschäftigt bloß meine Empfindung, eine interessante Physiognomie beschäftigt zugleich mein Nachdenken. — Ich habe die größte Neigung, die Schicksale einer Person zu erfahren, und in ihre Gedanken und Empfindungen verwebt zu seyn, deren Physiognomie mich interessirt; ich finde diese Physiognomie der Mühe werth, jedem einzelnen Zuge nachzuspähen, und dadurch auf das Innere der Seele zu blicken. —

Wichtig drückt auch den Begriff interessant nicht aus; eine jede Sache, die mich interessirt, wird mir freilich auch wichtig, und jede wichtige Sache muß mich auch im Grunde interessiren. — Aber durch das Wort wichtig wird nicht sowohl mein Gemüthszustand, als vielmehr die Beschaffenheit der Sache angedeutet, wovon dieser Gemüthszustand eine Folge ist.

Jedes interessante Buch z. B. wird für den, der es liest, auch wichtig, und jedes wichtige Buch muß den, der es liest und versteht, interessiren.

Wenn ich nun sage: ein wichtiges Buch, so bezeichne ich dessen Beschaffenheit: sage ich ein interessantes Buch, so bezeichne ich mit der Wichtigkeit desselben zugleich den Gemüthszustand, der in mir dadurch hervorgebracht wird.

Ob also gleich der Ausdruck wichtig dem Worte interessant unter allen am nächsten kommt, so sieht man doch leicht, daß derselbe dieß so sehr bedeutende Wort auf keine Weise ganz ersetzen kann, und daß derjenige, welcher dieß Wort aus unserer Sprache verbannen will gewiß nicht den gehörigen Begriff damit verknüpft, wodurch es unentbehrlich wird.

Ich kann daher auch nicht sagen, ein wichtiges Schauspiel, weil das Interesse, wodurch es mir, während der Vorstellung wichtig wird, nur auf Täuschung beruhet, und weil also hier keine Realität ist, auch der Begriff von Wichtigkeit nicht statt findet.

Der Ausdruck viel versprechend, wodurch man interessant hat übersetzen wollen, drückt ebenfalls die Beschaffenheit des Gegenstandes, aber

nicht

nicht den Gemüthszustand aus, welcher dadurch hervorgebracht wird.

Was viel verspricht, interessirt mich freilich, und was mich interessirt, davon verspreche ich mir viel — wenn ich daher ein interessantes Buch anfange zu lesen, oder anfange, ein interessantes Schauspiel zu sehen, so kann ich wohl sagen: das ist ein vielversprechendes Buch, ein vielversprechendes Stück; habe ich aber das Buch ausgelesen, und ist das Stück zu Ende, ohne das beides an Interesse verloren hat, so kann ich auch den Ausdruck vielversprechend anstatt interessant gar nicht mehr brauchen. —

Und auch schon im Anfange bediene ich mich des Ausdrucks vielversprechend nur, wenn interessant noch zu viel sagen würde; sobald ich wirklich interessirt werde, ist vielversprechend schon zu wenig, weil ich nicht nur die Beschaffenheit der Sache, sondern auch den Gemüthszustand bezeichnen will, der in mir dadurch hervorgebracht ist. — Eine interessante Physiognomie sagt daher schon mehr, als eine vielversprechende Physiognomie.

Man glaubt Interesse durch Nutzen übersetzen zu können, indem man z. B. sagt: sein eigner Nutzen leidet darunter, anstatt: sein Interesse leidet darunter. — Allein Interesse sagt mehr als Nutzen; sein Interesse leidet darunter, heißt, seine Beziehungen, in so fern er bei dieser Sache verflochten, oder mit eine Person im Spiel ist, leidet darunter. —

Von dem Landmanne, dessen Aecker das Wild verwüstet, kann ich sagen, sein Nutzen leidet darunter, aber nicht sein Interesse leidet dar-

unter: denn Interesse würde schon einen Zusammenhang, eine Verbindung voraussetzen, in welcher er sich befunden hätte, und auf eine nachtheilige Weise davon abgeschnitten wäre.

Das Interesse der Höfe kann gewiß nicht übersetzt werden: der Nutzen der Höfe; denn was heißt Interesse hier anders, als ihr Eingreifen in einander, in so fern dieß jedem einzelnen zum Vortheil gereicht. —

Ich kann daher von irgend einem Hofe sagen: sein Interesse leidet darunter, weil hier Zusammenhang, Verbindung, Verflechtung und Beziehungen vorausgesetzt werden, von welchem allen der Ausdruck Interesse den Begriff in sich faßt. —

So unentbehrlich nun aber die Wörter Interesse und interessant in der Prosa sind; so unpassend sind sie demohngeachtet in unserer Sprache für den poetischen Ausdruck. —

Denn weil sie schon gewissermaßen eine fremde wissenschaftliche Kultur voraussetzen, die in unsre Sprache erst übertragen ist, so sind sie für den Ausdruck der Empfindung nicht mehr einfach und ungekünstelt genug.

Auch bedarf die Poesie und Empfindungssprache solcher genau bestimmten Ausdrücke nicht, wie die Prosa, und kann also statt des fremden, sich immer eines ursprünglichen deutschen Ausdrucks bedienen, wenn auch der Begriff dadurch nicht ganz ausgedrückt, sondern nur angedeutet wird; denn eben diese Kunst, die Begriffe nicht ganz auszumahlen, macht ja das Eigenthümliche der Empfindungssprache aus, wodurch sie gleichsam in der Seele nach-

nachtönend und nachklingend wird, indem sie die Saiten, welche ihre Musik in sich selbst haben, nur sanft berührt.

Bider.

Dieß veraltete Wort, das der Wiederaufnahme schon längst gewürdigt ist, aus unserer Büchersprache verbannen zu wollen, wäre unverzeihlich.

Man untersuche doch erst, ob es einen eben so viel sagenden Ausdruck im Deutschen giebt, den man an die Stelle von bider setzen könnte?

Fromm, rechtschaffen, tugendhaft, aufrichtig, tapfer, drücken alle nur einen Theil des Begriffes aus, welcher in dem einzigen Ausdruck bider zusammengefaßt wird, wodurch eigentlich auch das Italienische galant huomo am füglichsten zu übersetzen ist.

Ein frommer, rechtschaffener Mann hat eine viel allgemeinere Bedeutung; denn bider bezeichnet vorzüglich den alten angestammten deutschen Muth und Tapferkeit; man müßte also ungefähr sagen: ein gerader, rechtschaffener Mann, von altem deutschen Muth beseelt, um Bidermann zu umschreiben.

Allein durch eine solche Umschreibung ermattet ja schon der Nachdruck und die Lebhaftigkeit des Begriffes, welchen ein einziges Wort in wenigen Lauten bezeichnet, die gewiß allgemein verständlich sind; denn wem ist der Sinn unbekannt, welcher mit dem Worte Bidermann verknüpft wird?

Und um die Begriffe vermittelst der Sprache in unserer Gewalt zu haben, bedürfen wir ja eben so

nothwendig solcher Ausdrücke, wodurch mehrere Begriffe zusammengefaßt, als solcher, wodurch dieselben auf das genaueste bestimmt, und in ihren Abstufungen von einander unterschieden werden.

Darum gehört es gewiß zu dem Reichthum unserer Sprache, wenn sie einen zusammengesetzten Begriff nicht wieder durch eine Zusammensetzung von Worten bezeichnen darf, sondern ihn durch einen einzigen Ausdruck vollständig darzustellen vermag; und solche Ausdrücke, wie bider und Biedermann, müssen daher auf alle Weise beibehalten, und ihrem innern Werthe gemäß geschätzt werden.

Neugebildete Wörter.

Zu neuen Wortbildungen ist unsre Sprache recht eigentlich geschaffen; sie ist unzähliger Zusammensetzungen aus sich selber fähig, und für Begriffe, die sich künftig entwickeln, wird auch immer eine neue Quelle von Wortbildungen übrig bleiben.

Allein die Bildung irgend eines neuen Wortes setzt voraus, daß einer Begriff und Sprache vollkommen in seiner Gewalt habe, um das eine nach dem andern abzumessen und beurtheilen zu können.

Eine Menge neuer Wortbildungen zeigen, daß bey ihren Urhebern selbst der Begriff, den sie bezeichnen wollten, schwankend war, und daß eben daher ihre Wahl eines neuen Ausdrucks mißrathen mußte.

Eine Sprache in seiner Gewalt haben, heißt vorzüglich, daß man geübt sey, sie den Begriffen gehö-

gehörig anzupassen; wessen Begriffe nun aber selbst nicht bestimmt und geordnet sind, hat eigentlich keine Sprache in seiner Gewalt, und wenn er noch so viele Wörterbücher auswendig wüßte.

Die Bildung neuer Wörter ist daher zugleich ein Prüfstein des philosophischen Scharfsinnes, und verdient, wo sie unternommen wird, gleich anfänglich die größte Aufmerksamkeit, weil sonst der große Hause sich eben so leicht bequemt, ein Wort von ächtem, als von unächtem Gepräge aufzunehmen, welches letztere denn so leicht nicht wieder auszutilgen steht, wenn es, wie eine gestempelte falsche Münze, einmal im Umlauf ist.

Die einmal bewährte allgemeine Verständlichkeit eines Ausdrucks aber ist immer schon an sich von großer Wichtigkeit, gesetzt, daß er auch in Ansehung seiner Form nach ähnlichen Wortbildungen zu tadeln wäre, oder daß sich gar keine ähnliche Wortbildung fände, die ihm zum Muster diente.

Und hier kann man wohl sagen, daß selbst ein analogisch unrichtiger Ausdruck, über den sich einmal alle Stimmen vereinigt haben, im Grunde mehr Gültigkeit habe, als ein noch so analogisch richtiges Wort, das zwar hie und da gebraucht, dessen allgemeine Verbreitung aber durch den Zufall verhindert worden ist.

Man hat z. B. die analogische Unrichtigkeit von dem Ausdruck entsprechen häufig erwiesen, welche sogar ins Lächerliche fällt, wenn man die ganz verschiedene Bedeutung von dem Ausdruck entsagen dagegen stellt, wo es gerade den entgegengesetzten Sinn geben würde, wenn es z. B. in der alten

Taufformel hieße: entsprichst du dem Teufel und allen seinen Werken, anstatt entsagst du dem Teufel u. s. w.

Demohngeachtet hat sich der Ausdruck entsprechen bis jetzt allgemein behauptet; die Stimmen haben für ihn entschieden, und der Sprachlehrer muß sich dieser Stimmenmehrheit unterwerfen, wenn er mit seinem richtigern Ausdruck nicht allein stehen will, und seine Sprachrichtigkeit selbst nicht eine Sonderbarkeit scheinen soll.

Weil nun aber die Stimmenmehrheit nicht immer so genau prüft, sondern sich eben so leicht auf die Seite des richtig gebildeten als des unrichtigen Ausdrucks lenkt, so ist dasjenige, was dem Sprachlehrer übrig bleibt, vorzüglich für die Zukunft zu wachen, daß ein neugebildeter Ausdruck gleich bei seinem Entstehen gehörig geprüft, und entweder gebilligt oder verworfen werde.

Allein da die Stimme eines einzelnen Sprachlehrers, wenn sie auch noch so triftige Gründe anführte, schon deswegen nicht entscheidend ist, weil sie nicht Aufmerksamkeit genug auf sich zieht; so fühlt man hier vorzüglich das Bedürfniß, daß es im Mittelpunkte von Deutschland, ein anerkanntes, mit den vorzüglichsten deutschen Schriftstellern in Verbindung stehendes Tribunal geben möchte, dessen Aussprüche über Wort- und Sprachbildung, mit den gehörigen Gründen unterstützt, auch ein entscheidendes Gewicht haben müßten, weil alsdann die deutsche Nation, durch die Zustimmung ihrer vorzüglichsten und beliebtesten Schriftsteller, eigentlich selbst den Ausspruch thäte. — Dieser Wunsch ist nun, durch die patriotischen Bemühungen des

Kö-

Königlichen Staatsministers Grafen von Hertzberg, als Kurators der Akademie der Wissenschaften zu Berlin, zum Theil schon in Erfüllung gegangen.

Das Bestreben, die Sprache zu bilden, muß, so wie es bei der preußischen Justizreform unter der Leitung eines Carmers geschieht, beständig dahin gehen, daß so viel wie möglich durch allgemein verständliche Ausdrücke, der Schatz von Begriffen, die allgemein im Umlauf sind, immer vermehrt, und die Zahl der weniger allgemein verständlichen Ausdrücke immer vermindert werde.

Wenn dieß aber auf einmal geschehen sollte, so würde unter dem Ausdruck die Sache zu sehr leiden; über dem Bestreben, allgemein verständlich zu werden, würden die Sachverständigen, an die hergebrachten Ausdrücke lange Dienstjahre hindurch gewöhnt, sich unter einander selbst mißverstehen; die gute Sache würde dadurch in üblen Ruf kommen, und man würde sich nur desto fester an den Schlendrian ketten.

Das einzige, was man thun kann, ist daher, allmälig einen Ausdruck nach dem andern in die allgemein verständliche Sprache zu übertragen, und diese Uebertragung unvermerkt in Umlauf zu bringen; ja die alten Ausdrücke beizubehalten, wo die Sache selbst zu verwickelt ist, als daß man sich nicht aller Hülfsmittel bedienen sollte, um sie wenigstens den Sachverständigen gehörig ins Licht zu stellen, wenn es nicht möglich ist, oder zu umständlich seyn würde, sie für die gemeinen Begriffe vollkommen aus einander zu setzen; und überhaupt nie anders auf die Reformation des Ausdrucks zu denken, als

wo es unbeschadet der Sache geschehen kann; denn sobald diese dadurch aufgehalten und erschweret wird, oder sonst auf irgend eine Weise darunter leidet, wird das ganze Unternehmen in einem lächerlichen Lichte erscheinen; und da die menschliche Trägheit sich zu der Beibehaltung des einmal hergebrachten, oder dem Schlendrian, ohnedem hinneigt, so wird man nicht unterlassen, jeden Nachtheil, der etwa aus einer übertriebenen Reformationssucht, in Ansehung des Ausdrucks, entstehen könnte, noch zu vergrößern, um einen Grund mehr zu haben, die ganze Sache als verwerflich, und als eine unnöthige und überflüssige Neuerung darzustellen.

So viel leuchtet wohl ein, daß zu Geschäften im Grunde keine andere Sprache erfordert wird, als zu allen übrigen Gegenständen des Denkens, weil von diesem die Worte nur der Ausdruck sind.

Das hergebrachte Fehlerhafte in der Geschäftssprache läßt sich aus den schon angeführten Gründen, nicht auf einmal abschaffen, aber die Richtung des menschlichen Denkens muß doch, so viel es Zeit und Umstände nur erlauben, immer dahin streben, daß diesen Mißbräuchen entgegengearbeitet werde, weil dadurch für die menschlichen Angelegenheiten wirklich mehr gewonnen wird, als es anfänglich scheint, wenn man erwägt, wie viel von den Begriffen, und wie viel bei diesen wieder von den dazu gewählten Worten abhängt.

Was den Fortschritten einer guten Schreibart in Geschäften am meisten schadet, ist die traurige Scheidewand zwischen den Fakultisten und Belletristen, welche leider noch immer statt findet.

Den

Den Belletristen fehlt es an Sachkenntniß, den Fakultisten an Sprache, und beide suchen sich durch wechselseitige Verachtung für ihre Unkunde schadlos zu halten. Jetzt ist man nun auf einem guten Wege, sich einander zu nähern.

Denn jemehr die Achtung für eine gute und edle Schreibart die Oberhand gewinnt, desto mehr wird ein rühmlicher Ehrgeiz die Geschäftsmänner anspornen, mit ihren Sachkenntnissen den Ausdruck zu verbinden, der sie erst geltend macht, und ihnen zugleich eine Art von glänzendem Gepräge giebt.

Die Belletristen aber würden nun bei diesem Wetteifer durch die Geschäftsmänner ganz verdrängt und in Dunkel gestellt werden, wenn sie sich nicht auch bestreben wollten, mit ihrer Stärke im Ausdruck richtige Sachkenntnisse zu verbinden, wodurch sie jenen das Gleichgewicht halten.

Auf jeden Fall ist es zur Bildung des Geistes und Entwickelung der Denkkraft nöthig, daß die Schreibart vorzüglich geschätzt werde; denn wenn man erst dahin kömmt, daß man nur auf die Sache, und gar nicht mehr auf die Schreibart siehet, so bleiben gar keine Gränzen mehr; man verliert sich in einem Ocean von Gegenständen, und uns bleibt zuletzt kein Kompaß mehr zu der Richtung unserer Gedanken übrig.

Die Schreibart hebt sich gleich, so wie das eigentliche Handeln in die Darstellung übergeht — ein dramatischer Dichter, der einen interessanten Auftritt aus dem Leben nimmt, um ihn in schöner Nachahmung wieder darzustellen, wird freilich jedes Wort genauer abwägen, als es von den Personen

geschie-

geschehen konnte, mit denen sich jener Auftritt im wirklichen Leben ereignete.

Denn bei dem Dichter sind nun, da die wirkliche Begebenheit vorüber ist, die Worte, wodurch sie wieder dargestellt wird, die Hauptsache.

So ist es auch mit der Geschichte, wenn sie vorbei ist; sie ist nun nicht mehr in den Fesseln der Wirklichkeit, und schleift sich gleichsam ab, da sie durch die Erzählung in die bloße Erscheinung übergeht.

Die Geschäfts- und Staatsverhandlungen u. s. w. sind gleichsam noch die Geschichte im Werden und in der Wirklichkeit, mit allen anklebenden Schlacken, die nur durch die Zeit erst abgeschliffen werden können, oder vielmehr durch das gänzliche Vorbeiseyn der Sache sich von selbst ablösen.

Das ist nun wohl die Ursache, daß man die Geschäftssprache als etwas besonders betrachtet hat, weil man zwischen der darstellenden Schreibart, und derjenigen, womit man selbst Geschäfte betreibt, einen zu scharfen Einschnitt machte.

Freilich ist ein auffallender Unterschied dazwischen, wenn ich jemanden ein ihn betreffendes Testament, oder etwas aus einem eleganten Schriftsteller zur Unterhaltung vorlese; beides aber hat doch zur Absicht, deutliche und leicht zu fassende Begriffe zu erwecken: und das Testament und das Buch müssen in dieser Rücksicht einerlei Eigenschaften haben, wenn das eine den Zuhörer unterhalten, und das andre der aufgeregten und auf eignen Vortheil sich gründenden Wißbegierde Genüge leisten soll.

Die

Die Worte, womit man Geschäfte ausrichtet, werden ihres Zwecks gewiß desto weniger verfehlen, jemehr sie darstellend sind, und die Sachen anschaulich machen. Bei den Worten, womit man bloß unterhalten will, findet eben dieß Erforderniß statt: der Unterschied liegt nur darin, daß bei diesen bloß das Vergnügen, und bei jenen Vergnügen und Nutzen zugleich in Anschlag kömmt.

Diejenigen Verhandlungen in Staatssachen, z. B. welche zu der Zeit, da sie wirksam seyn sollten, am besten und zweckmäßigsten abgefaßt waren werden auch da noch, wo sie als Aktenstücke in der Geschichte wieder vorkommen, eine Zierde des Vortrags seyn, und um so mehr selbst den Worten nach beibehalten werden können, je weniger Ueberflüssiges und Unzweckmäßiges darin enthalten, und jemehr der Ausdruck im Einzelnen und im Ganzen der Wichtigkeit der Sache angemessen ist.

Es ist gewiß ausgemacht, daß eine lichtvolle und deutliche Schreibart auch den Gang der Geschäfte verkürzt, und daß die menschlichen Verhältnisse selbst dadurch wieder in ein einfacheres Geleis kommen werden, wenn man im Ernst sich bemühen wird, durch den Schwall von Worten nicht mehr die Sachen zu verwirren, sondern mit keinem Worte mehr Nachsicht zu haben, das nicht an seiner Stelle von gehörigem Gewicht und Bedeutung ist, und nicht seinen Platz mit völligem Rechte behauptet.

Denn es ist ja in die Augen leuchtend, daß man dann leichter und schneller zum Ziele kömmt, wenn der Gedanke durch nichts Unnöthiges und Ueberflüssiges

siges mehr aufgehalten wird, und daß also jedes Wort, welches man beim Ausdruck erspart, Gewinn für den Gedanken, und folglich auch für die Sache ist.

Provinzialismen.

Wie durch Provinzialismen unsre Sprache bereichert werden könne, davon haben einige unserer vorzüglichsten deutschen Schriftsteller Beispiele gegeben, die statt aller Regeln dienen, oder aus denen man sich, wenn man will, selbst Regeln bilden kann.

Lessing.

In Lessings Nathan dem Weisen heißt es von dem Patriarchen: er hat ausgegattert, anstatt er hat ausgekundschaftet oder ausspionirt. Ausgattern aber ist ein Provinzialismus, der den Begriff des Ausspionirens und Auskundschaftens schon selbst durch den Laut des Worts verstärkt, und die höchste Geschäftigkeit und Wachsamkeit dabei anzeigt, die gleichsam alle Oefnungen durchspäht, um etwas, das in die Schlinge fallen soll, zu entdecken.

Und da die deutlich ausgedrückten Begriffe von Ausspioniren und Auskundschaften auf den Patriarchen in Person nicht passen, so kömmt der dunklere Begriff, welcher mit ausgattern verknüpft ist, hier gerade zu statten, um die eigennützige, immer geschäftige Wachsamkeit des Patriarchen im Allgemeinen zu bezeichnen.

In einer andern Scene von diesem Drama ist zwischen dem Tempelherrn und Nathan von dem Tadel oder Vorwurfe die Rede, womit eine Nation die andere, aus religiösen Vorurtheilen, belegt. Nun aber ist kein Wort geschickter, um den Tadel in Kleinigkeiten auszudrücken, als der provinzielle Ausdruck mäkeln, welcher von Makel (Flecken) abgeleitet ist, und dessen der Verfasser sich hier sehr glücklich bedient, um den ungegründeten Tadel selbst wieder in einem verächtlichen und tadelnswerthen Lichte darzustellen.

Nathan.

Nur muß der eine nicht den andern mäkeln.
Nur muß der Knorr den Knübben hübsch vertragen,
Nur muß ein Gipfelchen sich nicht vermessen,
Daß es allein der Erde nicht entschossen.

Tempelherr.

Sehr wohl gesagt! — Doch kennt ihr auch das Volk,
Das diese Menschenmäkelei zuerst
Getrieben? Wißt ihr, Nathan, welches Volk,
Zuerst das auserwählte Volk sich nannte?

Wir hatten wirklich kein Wort in unsrer Bücherſprache, welches den tadelnswerthen Tadel in einem einzigen Ausdrucke bezeichnet hätte. Und doch ist dieß eine ganz eigne Anwendung und besondere Bestimmung des Begriffes vom Tadel, den wir nicht entbehren können, und wodurch also auch der provinzielle Ausdruck mäkeln in unsrer Bücherſprache nothwendig wird.

Die

Die provinziellen Ausdrücke haben gröſtentheils die besondere Eigenschaft, daß sie durch ihren Laut schon bezeichnend sind; durch einen miſverstandenen Begriff von Verfeinerung der Sprache sind dergleichen Wörter nach und nach ausgeschlossen worden, weil man sie für die edlere, gesittete Sprache gleichsam für zu nachdrücklich und bezeichnend hielt. Um das Grobe zu vermeiden, verfiel man ins Fade, und es war hohe Zeit, daß einige unter den deutschen Schriftstellern, denen man Genie und Geschmack gewiß nicht absprechen konnte, sich zuerst über diesen affektirten Wortekel hinwegsetzten, und sich der nachdruckvollen Provinzialismen, die selbst schon durch ihren Klang die Sache bezeichnen, dreist bedienten; besonders da, wo es ihnen Bedürfniß war, den leidenschaftlichen Ausdruck in der Umgangssprache lebendig darzustellen.

Unterschied zwischen dem mündlichen und schriftlichen Ausdruck.

Wenn ein Brief ein bloßer Abdruck der mündlichen Rede wäre, so bedürfte es keiner besondern Anleitung dazu. Man dürfte sich nur immer in die Lage versetzen, daß man wirklich vor der Person stände, an die der Brief gerichtet ist, und dann geradezu jeden mündlichen Ausdruck niederschreiben, dessen man sich unter diesen Umständen ohngefähr bedient haben würde.

Eben so pedantisch und abgeschmackt aber, wie es klingen würde, wenn man z. B. ein mündliches

Ge-

Gesuch in Form eines Briefes anbringen wollte; so unbescheiden würde es wiederum seyn, wenn man sich in einem Briefe der kürzern abgebrochnern und nachlässigern Wendungen bedienen wollte, die man sich im mündlichen Ausdruck erlauben muß, wenn der Vortrag nicht unnatürlich, gezwungen und ausstudirt, oder wie auswendig gelernt klingen soll.

Zwischen dem niedergeschriebenen und mündlichen Ausdrucke im gemeinen Leben findet überhaupt ein wesentlicher Unterschied statt, der sich vorzüglich darin gründet, daß die Schrift fest und bleibend ist, die mündliche Rede aber gewissermaßen noch schwankend und unbestimmt bleibt.

Das Wort von den Lippen wird vom Hauche der Luft verweht; das geschriebene Wort kann sich Jahrhunderte hindurch erhalten, und was an und für sich selbst bleibend seyn soll, darauf wird immer mehr Fleiß verwandt, als auf dasjenige, was nur von kurzer Dauer ist, oder keinen Werth mehr behält, wenn es seinen Zweck erreicht hat.

Gut geschriebene Briefe bewahrt man auf, wenn die Personen, die sie geschrieben haben, schon längst verstorben sind, und uns gar nichts angehen.

Wir interessiren uns hier blos für die gute Schreibart; das heißt: für die schöne Ordnung der Gedanken, die in solchen Briefen herrscht, wenn auch der Inhalt weiter gar kein Interesse für uns hätte.

Man kann sagen, daß die gewöhnliche mündliche Rede unmittelbarer Ausdruck der Gedanken sey; dahingegen bei demjenigen, was man niederschreibt, gleichsam ein mittelbarer Ausdruck der Gedanken statt findet, indem man nicht nur auf den Gedanken, sondern auf den Ausdruck desselben zu gleicher Zeit denkt; oder vielmehr den Gedanken schon voraussetzt, und seine vorzügliche Aufmerksamkeit auf den Ausdruck desselben richtet.

Daher müssen bei dem, was man in der Absicht niederschreibt, daß es so stehen bleiben soll, die Gedanken vorher schon geordnet seyn, damit man nun Zeit hat, auf den Ausdruck selbst wieder zu denken.

Freilich gewinnt der Gedanke auch wieder durch den Ausdruck an Deutlichkeit, und jede Styl-Uebung ist daher auch eine Uebung im Denken; man kann auch die Worte nie besser stellen, ohne zugleich die Gedanken besser zu ordnen.

So wie man durch jede richtige Wahl des Wortes für einen Gedanken, auch den Gedanken selbst lebhafter macht.

Ueberhaupt ist es schwer zu bestimmen, was zwischen Ausdruck und Gedanke für eine Grenzlinie sey, weil man sich eins ohne das andre nicht wohl vorstellen kann.

Vorstellung und Darstellung.

Bei einem bloßen Gegenstande des Nachdenkens, wo man sich selbst nur seine Gedanken deutlich zu entwickeln sucht, ist die Vorstellung in der Seele des Schreibenden, und die Darstellung durch Worte auf dem Papier, im Grunde eins und eben dasselbe.

Aber sobald das Schreiben in Handeln übergeht, und wir durch den schriftlichen Ausdruck unserer Vorstellungen noch einen andern Zweck zu erreichen suchen, als die bloße Entwickelung unserer Ideen; so unterscheidet sich auch die Darstellung von der Vorstellung.

So wie die Gegenstände in der Perspektive eine ganz andere Stellung und Richtung gegen einander, als in der Wirklichkeit, erhalten; so muß auch in der Darstellung oft ein Begriff oben an gestellt werden, der in der Vorstellung ganz unten an stand, und umgekehrt.

Bei mir selbst z. B. ist der Hauptgedanke an sich wichtig genug; bei dem, welcher meine Schrift lieset, muß ich ihn oft durch Nebenumstände erst wichtig zu machen, und durch untergeordnete oder entferntere Vorstellungen zu heben suchen.

Durch das folgende Beispiel wollen wir den Unterschied zwischen Vorstellung und Darstellung anschaulich zu machen suchen:

Ein Sohn wünscht seinem Vater zu seinem Geburtstage Glück.

Darstellung
der einzelnen und zerstreuten Gedanken.

Theuerster Vater!

An dem Morgen Ihres Geburtstages schreibe ich Ihnen mit der innigsten Empfindung meines Herzens, wie sehr ich fühle, was ich Ihnen zu verdanken habe, und wie theuer mir Ihre Liebe ist.

Welche Sorgfalt haben Sie für meine Erziehung, für mein künftiges Glück getragen! Ich müßte das undankbarste Herz haben, wenn ich Ihnen nicht alles nur mögliche Angenehme wünschen sollte, wodurch auch Sie Ihres Lebens ganz genießen!

Ich kenne Ihre zärtliche Sorgfalt und Liebe für mich, und weiß, daß mein Glück jederzeit ein Zuwachs des Ihrigen ist. Was kann also wohl anders mein Vorsatz und Bestreben seyn, als daß ich mich auf alle Weise Ihrer Liebe immer würdiger zu machen suche, indem ich, Ihren Lehren folgsam, mein eigenes Glück befördere, woran Sie so vielen Theil nehmen.

Indem ich mich Ihrer väterlichen Erlaubniß bediene, in dem Tone der Zärtlichkeit an Sie schreiben zu dürfen, bin ich mit kindlicher Hochachtung

Ihr gehorsamer Sohn,
Wilhelm.

Ein Sohn will seinem Vater zu seinem Geburtstage Glück wünschen.

Vorstellung
in den Gedanken des Schreibenden.

Ich habe meinem Vater sehr viel zu danken. —

Von der Fortdauer seines Lebens hängt zum Theil mein Glück ab.

Zu meinem Besten wünsche ich, daß er lange leben möge!

Ich wünsche aber, daß er selbst auch für sich Vergnügen haben möge.

Ich weiß, daß ihm mein gutes Betragen vorzügliches Vergnügen macht;

Ich kann ihm also nichts besseres sagen, als daß dieß ein Sporn für mich seyn soll, dahin zu streben, daß ich ihm auf alle Weise Freude mache, welches zugleich mir selbst am meisten zum Nutzen gereichen wird.

III. Aeußre Briefform.

Fehler wider den Wohlstand, welche besonders im Briefschreiben vermieden werden müssen.

Man muß sich keines unbeschnittenen Papiers bedienen.

Das Papier, worauf man schreibt, muß nicht zu grob seyn, und auch nicht durchschlagen.

Die Schrift muß nicht mit Dintenflecken beschmutzt seyn; um dieß letztere zu vermeiden, beobachte man folgende drei Vorschriften:

man schreibe mit keiner Feder, die einen zu kurzen Spalt hat;

man schreibe mit keiner zu dicken Dinte;

man nehme kein zu glattes Papier.

Ehe man ein Wort ausstreicht oder ausradirt, muß man den Brief lieber noch einmal schreiben.

Dieser Fall wird nicht so leicht eintreten, wenn man sich vorher ein Konzept entwirft, von welchem man den Brief ins Reine schreibt.

Schlechte und unleserliche Schriftzüge müssen in Briefen vorzüglich vermieden werden. Dieß erfordert schon die Höflichkeit und Achtung für die Person, an die man schreibt, und der man nie zumuthen sollte, ihre Zeit damit zu verschwenden, daß sie unsre Schriftzüge herausstudirt.

Um die Unleserlichkeit zu vermeiden, beobachte man die folgenden Vorschriften:

man verbinde die zu einem jeden Worte gehörigen Worte genau mit einander;

man laſſe zwiſchen den Worten einen kleinen Zwiſchenraum, damit ſie nicht in einander zu fließen ſcheinen;

man laſſe auch zwiſchen den Zeilen den gehörigen Zwiſchenraum, welcher ſich dadurch von ſelbſt beſtimmt, daß die hinauf und hinunter gehenden Buchſtaben nicht in einander fließen;

man bediene ſich keiner zu kleinen Schrift;

man ſchreibe mit keiner zu blaſſen Dinte;

man vermeide die überflüſſigen Züge und Zierrathen an den Buchſtaben, welche zwar noch von den Schreibmeiſtern gelehrt werden, aber höchſt abgeſchmackt und lächerlich ſind, weil ſie die Hauptzüge der Buchſtabenſchrift unkenntlich machen, und als Mahlereien gar keinen Werth haben.

Es iſt lächerlich und abgeſchmackt, unter einen Brief, den man aus Noth oder ohne Noth geſchwind und nachläſſig hingeſchrieben hat, in Eil oder in größter Eil zu ſetzen. Findet die Eile wirklich ſtatt, ſo wird man dieſes ſchon aus der Sache ſelbſt, und aus dem Inhalte des Briefes ſehen, und es bedarf weiter keiner Entſchuldigung. Iſt die Eile aber erdichtet, ſo iſt dieß eine Beleidigung für die Perſon, an die man ſchreibt. Denn ſo viel Zeit muß man immer übrig haben, um das, was man jemanden zu ſagen hat, beſtimmt und ordentlich zu ſagen. Man bezeigt ſehr wenig Achtung gegen eine Perſon, mit der man ſich nicht einmal die Zeit nimmt, ordentlich zu reden, ſondern nur gleichſam mit halben Worten ſpricht. Auch giebt man ſich ein lächerliches Anſehen von Wichtigkeit und überhäuften Geſchäften, indem man das

in Eil unter seine Briefe setzt. Ueberhäufte Geschäfte entschuldigen überdem keine Nachlässigkeit im Ausdruck. Denn jemehr einer zu übersehen und anzuordnen hat, desto kürzer und bestimmter muß er sich auch in seinem schriftlichen Ausdruck zu fassen suchen, weil sonst Verwirrung und Unordnung in der Verwaltung seiner Geschäfte unvermeidlich entstehen würden. Es ist also gar kein Grund vorhanden, weswegen man beym Schlusse irgend eines Briefes ausdrücklich zu sagen brauchte, daß er in Eil geschrieben sey. Wollte man sich dieser abgeschmackten und abgenutzten Formel sogar an höhere Personen, denen man Ehrfurcht schuldig ist, bedienen, so würde dieß die größte Unschicklichkeit seyn, die man sich denken kann.

Fast eben so sehr wider den Wohlstand, wie dieß in Eil, sind die sogenannten Postscripte oder Nachschriften in den Briefen.

Nur in Briefen an vertraute Freunde ist eine solche Freiheit, die man sich nimmt, verzeihlich. In vertraulichen Briefen überläßt man sich ganz seinen Einfällen und dem zufälligen Gange der Ideen; es kann sich also leicht fügen, daß einem, wenn der Brief schon geschlossen ist, noch etwas beifällt, was man hinzuzufügen sich nicht enthalten kann; auch wird ein vertrauter Freund dieß nicht übel deuten. Bei jedem andern, an den man schreibt, wird vorausgesetzt, daß man es der Mühe werth gehalten habe, die Sache, welche man schreibt, vorher zu überdenken.

Es versteht sich von selbst, daß Höhere an Niedere, oder Vorgesetzte an Untergebene, sich schon mehr Freiheit herausnehmen werden; demohngeachtet

ächtet aber iſt es um der Sache ſelbſt willen ſehr gut, wenn man ſich gewöhnet, alles, was man ſchreibt, mit gehörigem Nachdenken und Ueberlegung niederzuſchreiben, wodurch man ſich die Poſtſcripte am füglichſten erſparen kann.

An Perſonen, denen man Ehrerbietung ſchuldig iſt, durch eine fremde Hand zu ſchreiben, iſt höchſt unſchicklich.

Wer einen ſo wichtigen Poſten bekleidet, daß er dadurch berechtigt oder genöthigt iſt, ſich einen Sekretär zu halten, hat eigentlich nur die Befugniß, ſeine Briefe ſchreiben zu laſſen, und ſie mit ſeiner Namensunterſchrift zu unterzeichnen, ohne daß ihm irgend jemand den Vorwurf von Unbeſcheidenheit oder Anmaßung darüber machen könnte.

Bei jedem andern, und beſonders bei Perſonen, die wenige Geſchäfte haben, iſt es eine höchſt lächerliche Eitelkeit, wenn ſie ihre Briefe ſchreiben laſſen, und ſie alsdann mit ihrer eigenen Unterſchrift unterzeichnen.

In Briefen an nahe Verwandte oder an gute Freunde nicht eigenhändig zu ſchreiben, iſt eine offenbare Beleidigung, wenn Krankheit oder gänzliche Unmöglichkeit es nicht entſchuldigen. Selbſt in dieſem Falle, wenn man nur im Stande iſt, ein paar Zeilen zu ſchreiben, fügt man gern am Schluſſe des Briefes eigenhändig den Grund hinzu, weswegen man genöthigt geweſen ſey, ſich einer fremden Hand zu bedienen. Oder man läßt lieber gar den Brief in dem Namen desjenigen ſchreiben, dem man den Auftrag dazu gegeben hat: vorausgeſetzt, daß dieß eine Perſon ſey, welche zwiſchen uns und

demjenigen, an welchen der Brief gerichtet ist, in einem schicklichen Verhältniß steht.

Daß der Titel in den Briefen wenigstens zwei Finger breit unter den obern Rand gesetzt wird, und daß man zwischen dem Titel und dem Anfange des Briefes einen drei Finger breiten Zwischenraum offen läßt, ist dem Wohlstande gemäß, weil der Titel dadurch besser ins Auge fällt, indem er durch den leeren Raum über und unter demselben einzeln und abgesondert erscheint.

Daß linker Hand und unten auf jeder Seite ein drei Finger-breiter Raum gelassen wird, giebt dem Briefe gleichsam eine schöne Einfassung, und ein geschmackvolleres und reiches Ansehen. Man bezeigt aber auch seine Achtung für die Person, an die man schreibt, wenn man ihr die Uebersicht des Geschriebenen so leicht und angenehm wie möglich macht. Jemehr aber die Schrift auf allen Seiten bis an den äußersten Rand des Papiers hingedrängt ist, desto unangenehmer fällt sie ins Auge, und desto mühsamer ist eine solche geschriebene Seite zu übersehen.

Petschaft.

Der einfache Namenszug, bei Personen, die nicht von Adel sind, nimmt sich am geschmackvollsten und besten aus.

Figuren, welche auf den Familiennahmen anspielen, sind auch nicht zu verwerfen, wenn die Anspielung nicht zu gesucht und gezwungen ist. Wenn z. B. jemand, der Richter heißt, die Gerechtigkeit

tigkeit mit der Waage, oder jemand der Schmidt heißt, Hammer und Amboß, im Petschaft führt. Dieß nennt man denn ein redendes Wappen, welches in manchen Familien schon von den Voreltern auf die Nachkommen fortgeerbt ist.

Eigentlich haben nur adliche Personen ein Familienwapen; und es ist eine lächerliche Nachahmung, wenn Personen von bürgerlichem Stande sich ihr Petschaft mit Schild und Helm, oder andern Verzierungen, die bei den adlichen Wapen gebräuchlich sind, stechen lassen.

Durch die Wahl eines solchen Petschafts drückt der Thor und der Geck seiner Eitelkeit gleichsam das Siegel auf.

Demohngeachtet thut man wohl, sich eines eigenen und bleibenden Petschafts zu bedienen, und dasselbe durch irgend ein kleines Merkmal von ähnlichen Nahmenszügen oder Figuren zu unterscheiden, damit der Empfänger des Briefes, an welchen man öfter schreibt, schon an dem Siegel den Urheber des Briefs erkenne, und desto gewisser seyn möge, daß der Brief nicht erbrochen, und das Siegel mit einem andern vertauscht sey. Einen Brief, in Ermangelung eines Petschafts, mit einer Geldmünze zuzusiegeln, ist daher höchst ungereimt; weil ein jeder, der Lust hat, einen solchen Brief zu lesen, das Siegel nur abnehmen, und ein ähnliches wieder aufdrücken kann.

Siegellack.

Der Oblaten oder des Mundlacks bedienet man sich eigentlich nur zu Billets, und nicht zu Briefen.

Wo

Wo man sich des Mundlacks bedienet, muß man sehr dünnes Papier nehmen, oder dasselbe auf dem Flecke, wo man das Siegel aufdrückt, mit einer Nadel durchlöchern, weil alsdann das Mundlack sich desto fester eindrückt, und das Siegel unverletzlich wird.

Wenn man mit Lack zusiegelt, so muß man das Lack auf dem Papiere noch etwas brennen lassen, und nicht mehr eintropfen, als nöthig ist, damit das Pettschaft sich rein und deutlich ausdrücke.

So wie in den wichtigsten Dingen, muß man auch in dieser Kleinigkeit das zu wenig und zu viel vermeiden. Nimmt man zu wenig Lack, so wird der Abdruck des Pettschafts undeutlich und unvollständig; nimmt man zu viel, so zieht sich um das Siegel eine Art von Wall, der nicht gut ins Auge fällt, und noch dazu gemißbraucht werden kann, daß man den Brief eröffnet, ohne das Siegel zu beschädigen, indem man den dicken Rand desselben flüssig macht, und den Einschnitt im Papiere wieder damit bedeckt.

Des schwarzen Lacks bedienet man sich nur zu Trauerbriefen an Verwandte und Freunde, nicht aber an fremde und höhere Personen. Während einer Landtrauer werden alle Briefe schwarz gesiegelt; Wittwen bedienen sich des schwarzen Lacks, so lange sie Wittwen sind.

Zu grobes Siegellack fällt schlecht ins Auge, und läßt sich auch leicht vom Papier ablösen. Es ist daher wieder den Wohlstand und wieder die Klugheit, damit zu siegeln.

Beim Siegeln mit rothem Lack, muß man die aufgeschmolzene Masse so lange umrühren,

bis

bis sie ganz roth und klar erscheint, um schwarze Flecke in dem Siegel zu vermeiden. Auch muß man den Brief beim Siegeln nahe genug ans Licht halten, damit auf dem Wege vom Lichte zum Papiere das Lack nicht abträufle, und Nebenflecke auf dem Briefe entstehen.

Wir betrachten nun viererley Arten von Schreiben: das Billet, den Brief, das Promemoria, und die Eingabe.

Das Billet.

In Billets ist es gebräuchlich, statt der Titulatur sich des Ehrfurchtszeichens zu bedienen, welches man länger oder kürzer macht, nachdem es mehr oder weniger Ergebenheit oder Unterthänigkeit gegen die Person, an die man schreibt, bezeichnen soll.

Man setzt nehmlich dieß Zeichen gleich oben zur linken Seite, so daß es sich auf den Anfang des Schreibens herunterſenkt, als:

Ew. Hochwohlgeb. gnädigem Befehl gemäß, u. s. w.

Hernach setzet man es wieder unten zur rechten Seite, so daß es sich von dem letzten Worte des Schreibens auf die Namensunterschrift herunterſenkt, als:

Dero

— — Dero Befehle zu vollziehen.

N.

Bei der Unterschrift dient dieß Zeichen, um den leeren Platz auf dem Papiere vor jedem Mißbrauche zu sichern.

Dieß Zeichen ist besonders deswegen sehr bequem, weil man durch die Länge oder Kürze desselben den Grad des Verhältnisses zwischen sich und der Person, an die man schreibt, auf eine sehr einfache Weise bezeichnen, und eine Menge von Worten ersparen kann, welche durch dieses Zeichen zur Genüge ersetzt werden.

Man braucht sich alsdenn auch des P. P. (praemissis praemittendis) oder S. T. (salvo titulo) statt des Titels nicht zu bedienen; denn das Ehrfurchtszeichen ist in jedem Falle hinlänglich.

Auch braucht man, wenn man sich dieses Zeichens bedient, die Anrede nicht zu Anfange des Briefes allein zu setzen, als etwa:

Ew. Hochedelgebohren

habe ich die Ehre zu berichten, u. s. w.

sondern:

Ew. Hochedelgebohren habe ich die Ehre zu berichten, u. s. w.

Dieß

Dieß ist nehmlich die gewöhnliche steife Form, wo man vermeidet, mit dem Worte ich das Schreiben anzufangen. Eine Bescheidenheit, die wegen des Zwanges, den man der Sprache anthut, ins Lächerliche fällt, und die deswegen von niemand mehr gefordert werden sollte. Die Klugheit wird einem jeden wohl sagen, in wie fern, und bei welchen Personen er sich über diese Lächerlichkeit wegsetzen darf oder nicht.

Die Anrede bloß mit Sie von Niedrigen an Höhere möchte wohl sobald noch nicht allgemein werden. Ja sogar an Personen unsers Gleichen dürfen wir es kaum wagen, uns der bloßen Anrede mit Sie zu bedienen, wenn wir zum erstenmale an sie schreiben; und wer weiß, ob nicht sogar Personen, die unter uns sind, in der bloßen Anrede mit Sie eine Art von Zurücksetzung oder Geringschätzung finden würden, so allgemein ist die Anrede mit Ew. Wohlgebohren, Ew. Hochedelgebohren u. s. w. einmal geworden.

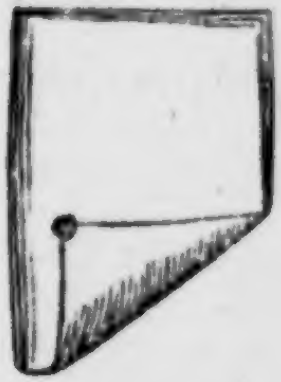
Die bloße Anrede mit Sie findet fast nur unter Bekannten statt, die sich einmal unter einander verstehen, und sich über das Ceremoniel hinweggesetzt haben.

Wie sehr wäre es zu wünschen, daß ein allgemeines Einverständniß herrschend werden möchte, alles lächerlich Pedantische, Steife und Ueberflüssige im Ausdruck abzuschaffen, damit man alle seine Gedanken nur auf die Hauptsache richten könnte, und nicht auf so viel Nebendingen mit seiner Aufmerksamkeit verweilen müßte.

Zu Billets an Personen, denen man Ehrfurcht oder vorzügliche Achtung schuldig ist, nimmt man

einen

einen ganzen Bogen Briefpapier in Quartformat, legt diesen in einen Foliobogen von blauem Papier, oder gröbern Konzeptpapiere, und legt alsdann den Umschlag zugleich mit dem inliegenden Billet in Quartformat zusammen. Alsdann werden die doppelten Enden des zusammengelegten Bogens an der offenen Seite desselben, inwendig eingeschlagen, so daß sie gerade in der Fuge des zusammengelegten Bogens gegen einander passen, und das Billet die folgende Figur erhält:



Man zieht nehmlich von dem nach innen zu eingeschlagenen doppelten Ende der einen Seite des Bogens das äußerste heraus, und schlägt es über die andre auswendigen Seite, so daß das Billet auf die Weise ganz geschlossen ist, sobald man auf die Spitze des übergeschlagenen Stücks das Siegel drückt, wozu man sich auch füglich einer Oblate bedienen kann, die man, angefeuchtet, unter diese Spitze legt, und alsdann das Petschaft darauf drückt.

Diese Form des Zusammenlegens bei den Billets behält man immer bei, das Format selbst mag nun so klein oder groß seyn, wie es wolle. An

vertraute Freunde legt man einen Viertelbogen in Oktav zusammen, worauf man schreibt, und hieraus alsdann ein Billet in ganz kleinem Format zusammenbiegt.

Der Brief.

Zu den ordentlichen Briefen, die man durch die Post verserbet, bedienet man sich des holländischen Postpapiers, oder des inländischen feinen Briefpapiers in Quart.

Die Titulatur darf hier nicht weggelassen werden, ausgenommen, wenn man an vertraute Freunde oder sehr gute Bekannte schreibt, mit denen man einverstanden ist, sich über alles Cerimoniell hinwegzusetzen.

Sonst wird, oben zwei Finger breit unter dem Rande, gewöhnlich in zwei oder drei Reihen, die Titulatur gesetzt. Zwischen dieser und dem Anfange des Briefes, bleibt ein drei Finger breiter leerer Zwischenraum. Zur linken Seite und unten wird ebenfalls ein ohngefähr drei Finger breiter leerer Rand gelassen.

Gleich rechter Hand am Schlusse des Briefes steht die Wiederholung der Titulatur im Kontext, und die Unterschrift desto tiefer unten, jemehr wir unsre Ehrfurcht gegen die Person, an die wir schreiben, bezeichnen wollen.

Es ist gewöhnlich, daß man den Ort, das Datum und die Jahrzahl, in zwei oder drei Reihen, linker Hand unter den Brief, der Unterschrift gegenüber setzt.

Man pflegt auch wohl den Ort, das Datum und die Jahrzahl in einer Reihe, gleich oben zu Anfange des Briefes, an der rechten Seite, dicht unter den Rand zu setzen; doch findet dieß, der eingeführten Gewohnheit nach, nur in freundschaftlichen Briefen statt; ob es gleich viel zweckmäßiger wäre, überall das Datum oben an zu setzen, damit der Empfänger des Briefes sogleich erführe, woher der Brief kommt, und wann er geschrieben ist.

Die Alten setzten in ihren Briefen auch ihren Namen oben an, damit der Empfänger, noch ehe er den Brief las, wissen konnte, von wem er sey, als:

Cicero entbietet dem Atticus, oder, Atticus entbietet dem Cicero seinen Gruß.

Dieß war, statt aller Titulatur, die ganze Ueberschrift des Briefes. Wie einfach, schön, und nachahmungswerth!

Was den Umschlag des Briefes anbetrift, so würde es eine Unschicklichkeit seyn, wenn man sich dazu eines feineren Papiers, als zu dem Briefe selbst bedienen wollte. Vorzüglich muß man dahin sehen, daß das Papier zum Umschlage nicht zu dünne sey, damit die Schrift des Briefes nicht durchscheine.

Die Landeskollegia haben das Vorrecht, ihre Befehle und Bescheide an die Unterthanen ohne Umschlag zu versiegeln. Wenn aber Niedere an Höhere, oder wend man überhaupt an Personen, denen man Achtung zu bezeigen schuldig ist, einen Brief ohne Umschlag absenden wollte, so würde dies ein Fehler wider den Wohlstand seyn, gleichsam

sam als ob man es nicht der Mühe werth gehalten habe, dasjenige, was man jemanden zu sagen hat, gehörig zu verwahren, und es durch die Hülle, worin man es einschließt, den neugierigen Blicken zu entziehen.

Ein anderes ist es, wenn man einen Brief als Einlage mitschickt, welchen jemand aus Gefälligkeit für uns, etwa in einer weiten Entfernung, besorgen soll; in diesem Falle muß man es freilich so einrichten, daß der Brief so wenig Platz wie möglich einnehme, und zu dem Ende auch den Umschlag zu ersparen suchen.

Gewöhnlicher Weise wird der Brief in Sedez, oder so, daß aus einem halben Bogen acht Blätter werden, zusammen gelegt; der auf die Weise gefaltete viereckigte Brief wird auf das zum Umschlage bestimmte Quartblatt dergestalt gelegt, daß die Spitzen des Quartblatts den geraden Seiten des Briefvierecks gegenüber zu stehen kommen; die gegen einander überstehenden Zipfel des Umschlages werden alsdann fest am Briefe über einander gezogen, und man sticht mit der Spitze der Scheere in der Mitte hindurch; um diese Mitte zu finden darf man nur den Rücken der Papierscheere von einem Winkel zum andern eindrücken und Acht geben, wo die Furchen sich durchkreuzen; um den mit dem Stich der Scheere gemachten Punkt schneidet man nun sorgfältig alles überflüssige hinweg, so daß die sich entgegen kommenden Spitzen genau auf einander stoßen; auf die Weise kann das aufgedrückte Siegel in jedem Punkte die zusammenstoßenden Enden des Umschlages berühren, und desto fester und sicherer das Ganze schließen.

Das Promemoria.

Die Einfachste unter den schriftlichen Anreden ist das Promemoria, welches auch schon ihr Name bezeichnet. Es ist eine Schrift, die man statt des bloßen mündlichen Vortrags eingiebt, damit die Sache desto besser im Andenken bleibe.

Bei Personen, welche einen wichtigen Posten bekleiden, wo mannichfaltige Geschäfte sich durchkreuzen, muß ein jedes Gesuch auf die Weise schriftlich eingereicht werden, weil man nicht erwarten kann, daß der bloße mündliche Vortrag im Gedächtniß bleiben soll.

Da nun das Promemoria bloß zur Erinnerung dienet, so muß alles Ueberflüssige dabei vermieden, und nur die Hauptsache mit so kurzen Worten wie möglich dargestellt werden. Es bedarf hier gar keiner Zierde und keines Schmucks; man braucht deswegen auch zu dem Promemoria kein so feines Papier, wie zu Billets oder zu Briefen, zu nehmen.

Gemeiniglich nimmt man dazu einen Foliobogen, welcher in der Mitte gebrochen wird, so daß man auf die rechte Hälfte schreibt, und die linke Hälfte leer bleibt, damit dasjenige, was auf ein solches Promemoria verfügt wird, gleich daneben geschrieben werden kann.

Die Titulatur muß bei dem Promemoria ganz wegbleiben; man schreibt nichts darüber, als: Promemoria, oder P. M., oder man macht auch gar keine Ueberschrift, sondern kömmt gleich zur Sache, und sieht dahin, daß man die Hauptsache in so wenige Zeilen wie möglich zusammendränge,

die man denn noch besonders einrückt, oder mit einer neuen Zeile anhebt, damit sie gleich beim ersten Anblick ins Auge falle.

Den Ort, das Datum und die Jahrzahl setzt man, ohne abzubrechen, mit in die letzte Zeile, und zur rechten den Namen darunter.

Nachdem man der Person, an die man schreibt, mehr oder weniger untergeben ist, setzt man auch unterthänigstes oder gehorsamstes Promemoria.

Wenn man das Promemoria selbst überreicht, so braucht es nicht versiegelt zu seyn, sondern man legt den Bogen, worauf es geschrieben ist, in Oktav zusammen, und zwar so, daß er von oben nach unten erst in Quart, und alsdann in Oktav gebogen wird.

Eben dies Format behält auch das Promemoria, wenn man es nicht selbst überreicht, und also versiegeln muß, wo der Umschlag denn auch ein länglichtes Viereck wird.

Die Eingabe.

Die Eingabe, welche ein förmliches Gesuch, Vorstellung, u. s. w. an obrigkeitliche Personen, Kollegia, oder den Landesfürsten selbst, enthält, unterscheidet sich dadurch von dem Promemoria, daß, eben so wie in den Briefen, oben und unten die Titulatur gesetzt wird. Uebrigens wird der Bogen, so wie bei dem Promemoria, in der Mitte gebrochen, und die linke Hälfte leer gelassen.

Wenn man die Eingabe persönlich überreicht, so wird sie, wie das Promemoria, nicht versiegelt, sondern nur zusammengelegt. Auf der Außenseite

wird, ſtatt der Aufſchrift, bloß der Gegenſtand der Eingabe und der Name des Eingebers bemerkt.

Ueberreicht man die Eingabe nicht ſelbſt, ſo wird ſie in dem Format, wie das Promemoria verſiegelt. Beſteht ſie aber aus mehreren Bogen, die ſich nicht gut in Oktav zuſammenlegen laſſen, ſo werden die ſämmtlichen Bogen, ſo wie ſie in der Mitte gebrochen ſind, nur einmal in die Länge zuſammengelegt, und zu dem Umſchlage ein ganzer Bogen genommen, deſſen oberſter und unterſter Zipfel, weil ſie nicht zuſammenſtoßen, jeder beſonders geſiegelt werden.

Titulatur.

In Anſehung der Titulatur darf der Briefſteller nichts vorſchreiben; er kann nur anführen, was üblich iſt. Einem jeden bleibt es aber natürlicher Weiſe unverwehrt, das Uebliche, wo es ſteif und abgeſchmackt iſt, auch ſteif und abgeſchmackt zu finden.

Nur gehört zur Abſchaffung des Ueberflüſſigen und Geſchmackloſen in den Titulaturen ein allgemeines Einverſtändniß, welches vorzüglich von oben nach unten zu ſeinen Anfang nehmen muß. Denn niedere Perſonen, die an höhere ſchreiben, dürfen nicht wohl Neuerungen machen, und das Uebliche nicht hindanſetzen, wenn ſie nicht ausdrücklich dazu aufgefordert werden; wie denn z. B. die Kaiſerin von Rußland hat befehlen laſſen, daß man ſich in Bittſchriften und Vorſtellungen an die Monarchin immer des Wortes Unterthan oder getreu-

treuster Unterthan, anstatt Knecht oder allerunterthänigster Knecht bedienen solle.

Ein solcher höchster Befehl zur Abschaffung des Hergebrachten ist am wirksamsten. Denn wer selbst untergeordnet ist, wird durch die Verhältnisse, worin er steht, zu sehr eingeschränkt, als daß er eigenmächtige Neuerungen einführen dürfte. Zur Vereinfachung unserer Titulaturen würde vorzüglich das Einverständniß der Regenten Deutschlands erforderlich seyn.

Die Titulaturen Hochedelgebohren, Wohlgebohren, Hochwohlgebohren, u. s. w. scheinen den Werth eines Mannes nach dem allerzufälligsten Umstande der Geburt zu bestimmen.

Man macht einen Unterschied zwischen einem Edlen, Hochedlen und Hochedelgebohrnen Manne, wovon das letztre mehr bedeutet, als die beiden erstern Benennungen, weil es den Umstand der Geburt mit einschließt; so daß wir also einen Mann mehr zu ehren glauben, indem wir ihm zugestehen, daß er hochedel gebohren ist, als wenn wir ihn schlechtweg einen edlen oder hochedlen Mann nennen.

Es ist auffallend, daß die Deutschen bei ihrer zunehmenden Bildung ihre Titulaturen, statt sie zu vereinfachen, noch weitschweifiger gemacht haben; und daß sie selbst diejenigen, die an sich keine edle Geburt hatten, nicht höher zu ehren wußten, als wenn sie ihnen mißbrauchsweise eine edle Geburt beilegten, und sie Hochedelgebohrne oder Wohlgebohrne nannten.

Der zufällige Umstand der Geburt, die zwar reich und mächtig, aber nicht edel macht, sollte auf

keine Weise zur Bestimmung der Würde dienen, und der Anhang gebohren, sollte in unsrer deutschen Titulatur, wenn sie einmal verbessert würde, ganz weggestrichen werden.

Folgendes ist eine kurze Uebersicht der weltlichen und geistlichen Titulaturen, so wie sie jetzt noch üblich sind.

Wohledler braucht man beinahe gar nicht mehr, und Hochedler ist fast der geringste Titel, den man jemanden geben kann. Hochedelgebohrner bekömmt ein jeder, der nur in irgend einem nicht ganz unansehnlichen weltlichen Amte steht. Wohlgebohrner giebt man eigentlich nur denen, die in den höchsten weltlichen Bedienungen stehen, ohne von Adel zu seyn: allein Gelehrte, Künstler und reiche Kaufleute werden ebenfalls damit beehrt. Hochwohlgebohrner schreibt man an einen jeden, der von Adel ist, er mag in einer Bedienung stehen oder nicht. Hochgebohrner an einen Grafen. Durchlauchtiger an einen Fürsten. Allerdurchlauchtigster an einen König. Hochwohlehrwürdiger bekömmt ein Landprediger, Hochehrwürdiger ein Stadtprediger, Hochwürdiger ein Konsistorialrath oder Doktor der Theologie.

Bis diese Titulaturen einmal abgeschafft oder vereinfacht worden sind, muß man sie wissen; ich führe sie daher, von der höchsten bis zur niedrigsten nach der Reihe, vollständig an:

Titulatur des Kaisers.

Allerdurchlauchtigster, Unüberwindlichster Kaiser, Allergnädigster Kaiser und Herr!

Im

Im Kontext: Ewr. Kaiserlichen Majestät; oder zur Abwechselung: Allerhöchstdieselben.
Unterschrift: unterthänigst gehorsamster Knecht.

Des Königs.

Allerdurchlauchtigster, Großmächtigster König, Allergnädigster König und Herr!
Im Kont. Ewr. Königl. Majestät; oder Allerhöchstdieselben.
Unterschr. unterthänigst gehorsamster Knecht.

Eines Königlichen Prinzen.

Durchlauchtigster Prinz, (Kronprinz,) Gnädigster Prinz und Herr!
Im Kont. Ewr. Königlichen Hoheit; oder, Höchstdieselben.
Unterschr. unterthänigster Knecht.

Eines weltlichen Kurfürsten.

Durchlauchtigster Kurfürst, Gnädigster Kurfürst und Herr!
Im Kont. Ewr. Kurfürstliche Durchlaucht; oder Höchstdieselben.
Unterschr. unterthänigster Knecht.

Eines regierenden Herzogs, Fürsten, Landgrafen, Marggrafen ꝛc.

Durchlauchtigster Herzog, (Fürst ꝛc.) Gnädigster Fürst und Herr!
Im Kont. Ewr. Herzoglichen Durchlaucht, oder: Ewr. Hochfürstlichen Durchlaucht.
Unterschr. unterthänigster Knecht.

Sind dieselben von königlichem Geblüte, oder von dem königlichen Hause, wie z. E. der verstorbene Marggraf von Schwedt, so bekommen sie im Kontext das Prädikat: Ewr. Königl. Hoheit.

Eines Prinzen von fürstlichem Geblüte.

Durchlauchtigster Prinz, (Erbprinz,)
Gnädigster Prinz und Herr!
Im Kont. Ewr. Durchlaucht.
Unterschr. unterthänigster.

Eines Reichsgrafen.

Hochgebohrner (Erlauchter) Reichsgraf,
Gnädiger Reichsgraf und Herr!
Im Kont. Ewr. Reichsgräflichen Gnaden,
oder: Ewr. Erlaucht; oder: Ewr. Excellenz —
Hochdieselben.
Unterschr. unterthäniger.

Eines Reichsbarons.

Hochgebohrner Reichsfreiherr,
Gnädiger Herr,
Im Kont. Ewr. Reichsfreiherrlichen Gnaden.
Unterschr. unterthäniger.

Eines Grafen.

Hochgebohrner Graf,
Gnädiger Graf und Herr!
Im Kont. Ewr. Hochgräflichen Gnaden.
Unterschr. unterthäniger.

Eines Barons.

Hochwohlgebohrner Freiherr,
Gnädiger Herr!
Im Kont. Ewr. Hochwohlgebohrn,
Unterschr. unterthäniger.

Eines Edelmanns.

Hochwohlgebohrner Herr,
Gnädiger (Hochgeehrtester) Herr!
Im Kont. Ewr. Hochwohlgebohrn.
Unterschr. unterthäniger (gehorsamster).

Die Prinzen, welche zugleich Ordensmeister oder Dompröbste sind, oder sonst eine hohe geistliche Würde bekleiden, bekommen voraus den Titel: Hochwürdigster; übrigens bleibt der ganze Titel sowohl in der Ueberschrift als im Kontext unverändert.

Die geistlichen Kurfürsten.

Hochwürdigster, Hochgebohrner Kurfürst,
Gnädigster Kurfürst und Herr!
Im Kont. Ewr. Kurfürstliche Gnaden.
Unterschr. unterthänigster Knecht.

Ists ein Kurfürst von altfürstlichem Hause, so bekommt er auch den fürstlichen Geburtstitel dazu:

Hochwürdigster, Durchlauchtigster Kurfürst,
Gnädigster Kurfürst und Herr!
Im Kont. Ewr. Kurfürstl. Durchlaucht.

Die Edelleute, welche zugleich Domherrn, oder geiſtliche Ordensritter ſind, haben den Titel:

Hochwürdiger, Hochwohlgebohrner Herr,
Gnädiger Herr!
Im Komk. Ewr. Hochwürden,
oder: Ewr. Hochwohlgebohrn.

Der Grafen und Freiherrntitel ſteht in der Titulatur immer oben an, und geht den höchſten Bedienungen vor, als:

Hochgebohrner Graf,
Hochgebietender Herr Staatsminiſter,
Gnädiger Herr!

Wo dieſer Titel nicht ſtatt findet, wird die hohe Bedienung zuerſt benannt, als:

Hochgebietender Herr Staatsminiſter,
Hochwohlgebohrner,
Gnädiger Herr.

Hochgebietender bekommen eigentlich nur die Chefs von ihren Untergebenen. Auch kann man ſich an Staatsminiſter, Generale, u. ſ. w. dieſes Ausdrucks immer bedienen, in ſo fern man dadurch andeuten will, daß ſie überhaupt viel zu gebieten haben, wenn ſie gleich uns insbeſondere nicht gebieten.

Den Titel Excellenz bekommen nur die Generallieutenants, Staatsminiſter, wirklichen Geſandten, und Reichshofräthe, und wer, nach dem Gebrauch irgend eines Hofes, mit dieſen Perſonen in gleichem Range ſteht.

Eines Doktors der Medizin, der Rechte, und der Philosophie.

Wohlgebohrner, Hochgelahrter Herr,
Hochgeehrtester Herr Professor, Doktor, Magister.

Den Titel Wohlgebohrn bekommen auch die bürgerlichen Räthe und Vorsteher der Magistratskollegien in Immediatstädten, imgleichen die Stadtrichter.

Im Kont. Ewr. Wohlgebohrn.
Unterschr. gehorsamer (ganz ergebenster) Diener.

Die öffentlichen Ehrenämter bringen den Titel: Hochedelgebohrner, Ewr. Hochedelgebohrn, ergebenster, mit sich. Auch angesehene Künstler, Kaufleute und Kandidaten machen Ansprüche darauf.

Die übrigen bekommen das Prädikat Hochedler, Ewr. Hochedlen, ergebener. Ganz gemeine Leute bekommen gar keinen Titel, sondern heißen blos, mein lieber Herr oder Meister, und ihren Namen dazugesetzt.

Erzbischöfe, Bischöfe, gefürstete Aebte und Pröbste, und der Hoch- und Deutschmeister, heißen:

Hochwürdigster, Hochgebohrner Fürst und Herr,
Gnädiger Herr!

Im Kont. Ewr. Hochfürstliche Gnaden,
Unterschr. unterthäniger Diener.

Sind dieselben von altfürstlichem Hause, so heißen sie:

Hoch-

Hochwürdigſter, Durchlauchtigſter Fürſt,
Im Kont. Ewr. Hochfürſtl. Durchlaucht, oder wenn ſie von Königlichem Geblüte ſind: Ewr. Konigl. Hoheit.

Im Königl. Preuß. Hauſe bekommen den Titel: Hochwürdigſter nebſt den übrigen der Geburt zuſtändigen Kurialien: Se. Königl. Hoheit der Prinz Heinrich, als Domprobſt von Magdeburg, S. K. H. der Prinz Ferdinand, als Heermeiſter des Johanniterordens.

Die Kardinäle und der Großmeiſter des Maltheſerordens bekommen im Kontext den Titel: Ewr. Eminenz.

Unadeliche Doktoren und ordentliche Lehrer der Theologie, ungefürſtete Aebte, geiſtliche Konſiſtorialräthe und Pröbſte, Generalſuperintendenten, Oberhofprediger, proteſtantiſche Biſchöfe ꝛc. heißen:

Hochwürdiger, Hochgelahrter Herr Probſt ꝛc.
Hochgeehrteſter Herr!

Die katholiſchen Prediger pflegen alle Hochwürdige Herren und im Kont. Ewr. Hochwürden genannt zu werden. Auch bekommen die Domherrn, Johanniterritter, Kanonici, Chor- und Stiftsherren dieſes Prädikat.
Im Kont. Ewr. Hochwürden.
Unten: gehorſamſter (gehorſamer) Diener.

Die Oberprediger.

Hochehrwürdiger, Hochgelahrter,
Hochgeehrteſter Herr Prediger, (Inſpektor, Paſtor.)

Im

Im Kont. Ewr. Hochehrwürden.
Unten: gehorsamster, (gehorsamer, ergebenster) Diener.

Die untern Stadt- und Landprediger,

Hochwohlehrwürdiger, Hochgelahrter, Hochgeehrtester Herr Prediger!
Im Kont. Ewr. Hochwohlehrwürden.
Unten: ergebenster Diener.

Die Rektoren auf Universitäten

bekommen vor den ihnen nach ihrer Fakultät und ihrem Amte gebührenden Titeln, noch den: Magnifice! welcher ganz oben stehet, und eine eigne Reihe einnimmt, aber auch wegbleiben kann.
Im Kont. Ewr. Magnificenz.
Unten: unterthäniger, (gehorsamster).

Titulatur der Frauen.

Die Frauen bekommen im Deutschen die Titulatur ihrer Männer, als:

Wohlgebohrne,
Hochzuehrende Frau Hofräthin.

Nur werden die Benennungen Hochwürdig, Hochehrwürdig u. s. w. welche von geistlichen Aemtern herrühren, nicht auf die Frau übertragen: man schreibt z. B. nicht:

Hochwürdige,
Hochzuehrende Frau
Consistorialräthin!

son-

sondern:

Wohlgebohrne,
Hochzuehrende Frau
Consistorialräthin!

Fürstinnen, Prinzessinnen, Gräfinnen, u. s. w. von regierenden Häusern, bekommen das Prädikat Frau, sie mögen verheirathet oder unverheirathet seyn, als:

Durchlauchtigste Prinzessin,
Gnädigste Prinzessinn und Frau!

Auch erhält eine fürstliche Dame, die in einen niedrigern Stand geheirathet hat, den Titel, welcher ihr ihrer Geburt nach zukömmt.

Eine Aebtissin oder Domina eines adlichen Fräuleinstifts erhält folgenden Titel:

Hochwürdige,
Hochwohlgebohrne Frau Aebtissin,
Gnädige Frau!

Im Kont. Ewr. Hochwürden Gnaden.
Unterschr. unterthäniger.

Ein Stiftsfräulein.

Hochwürdiges,
Hochwohlgebohrnes Fräulein,
Gnädiges Fräulein!

Der Titel Excellenz, sobald man ihn den Männern giebt, wird durchgängig auf die Frauen übertragen.

Die Frauen unterschreiben sich anstatt unterthänigste und allerunterthänigste, demüthigste, und anstatt unterthänige, demüthige.

Fortschritte, welche man schon zur Vereinfachung der deutschen Titulatur gethan hat.

Gestrenger, Vester, Ehrenvester, Ehr- und Tugendbelobter, Hochwohlweiser, sind aus den gewöhnlichen Titulaturen ganz verbannt, und werden nur noch im Kanzleistyle gebraucht, wo man aber auch schon anfängt, sie abzuschaffen.

Zur Unterschrift setzt man nur die Titulatur, welche man im Kontext gebraucht hat, und wiederhohlt nicht mehr den ganzen Titel, wie es sonst geschahe.

Im Kontext bedient man sich nicht mehr so häufig, wie sonst, des Ew. ꝛc. u. s. w. Dieselben, Hochdieselben, Dero, u. s. w. sondern läßt dieß schon zum öftern mit Sie und Ihnen abwechseln.

Auch setzt man nicht mehr die ganze Reihe von Titeln hin, welche einer Person ihrer verschiedenen Aemter und Verhältnisse wegen zukommen, sondern nur ihren vornehmsten Titel.

Die Kaufleute haben in ihren Handlungsbriefen eine einfachere Titulatur eingeführt; sie schreiben bloß:

Hochgeehrtester Herr,
im Kontext: Ew. Hochedeln,
zur Unterschrift: dienstwilligster.

Statt Höchgeehrter, Hochgeehrtester und Hochzuehrender, welches im Grunde wieder die Regeln der deutschen Sprachlehre ist, fängt man an Sehr geehrt zu schreiben.

Höhere, die an Niedere schreiben, können so etwas am ersten einführen. Niedere an Höhere dürfen dergleichen Neuerungen nicht wagen, sondern müssen so lange beim Alten bleiben, bis man sich über dergleichen Punkte des Ceremoniells erst allgemein einverstanden hat.

Anstatt der Titulaturen in zwei oder drei Zeilen fängt man schon an, sich einer ganz einfachen Anrede zu bedienen, als:

Gnädiger Herr,

oder:

Hochwürdiger Herr.

Bei einer solchen Abkürzung der Titulatur wählt man den Theil derselben, welche den stärksten Grad der Ehrfurcht bezeichnet. Gnädiger Herr z. B. an einen Staatsminister, und Gnädigster Herr an einen Fürsten, ist eine Anrede, welche ehrfurchtsvoll genug ist, und statt der übrigen Titulatur wohl gelten kann.

Das pedantische Hochgelahrt, Wohlgelahrt u. s. w in der Titulatur solcher Personen, die auf Universitäten studirt haben, fängt man auch an wegzulassen.

Aufschriften.

An den König.

An Seine Majestät den König von Preußen
in Berlin (Potsdam).

oder:

An des Königs von Preußen Majestät.
&c. &c.

An den Prinzen von Preußen.

An Seine Königliche Hoheit
den Prinzen Friedrich Wilhelm,
Prinzen von Preußen,
in Potsdam.

An einen Prinzen vom Hause.

An Seine Königliche Hoheit,
den Prinzen H., Königlichen Prinzen in Preußen,
zu N.

An einen regierenden Herzog.

An Seine Herzogliche Durchlaucht,
den regierenden Herzog von Meklenburg Strelitz,
zu Strelitz.

An einen fürstlichen Prinzen.

An Se. Durchlaucht
den Prinzen George, Prinzen von Meklenburg,
zu N.

An einen Staatsminiſter.

An Se. Excellenz
den Königl. Preuß. wirklichen geheimen Staats- und Kabinets (Krieges-Juſtiz-Finanz-) und dirigirenden Miniſter, Herrn (Grafen, Freiherrn) von Z.
zu Berlin.

oder:

An des Königl. Preuſſ. wirklichen geheimen Staatsminiſter, Herrn von Z. Excellenz,
zu B.

An einen General.

An Se. Excellenz
den Herrn General von M.
Chef eines Infanterieregiments Sr. Kön. Maj. in Preußen,
zu K.

oder:

An des Königl. Preuſſ. Generals von der Infanterie (Kavallerie), Herrn von M. Excellenz.

An einen Generalmajor.

An Se. Hochwohlgebohrn
den Herrn Generalmajor von P.
Chef eines ꝛc.
zu M.

An einen Obriſten und Kommandeur eines Regiments.

An Se. Hochwohlgebohrn
den Herrn Obriſten von M.
Kommandeur des Infanterieregiments Sr. Excellenz des Herrn General von M.
zu M.

An

An einen andern Offizier.

An Se. Hochwohlgebohrn
den Herrn Obriſten, (Obriſtwachtmeiſter, Hauptmann, Lieutenant, Fähndrich) von H.
Sr. Kön. H. des Prinzen F. von Preußen Regiments

zu N.

An einen geheimen Rath.

An des Königlich Preußiſchen Geheimen (Finanz- Krieges- und Domainen-) Raths, Herrn (von) L. Wohlgebohrn (Hochwohlgebohrn)

zu B.

An einen Kriegsrath.

An des Königlich Preußiſchen Kriegs- und Domainenraths, Herrn N.- Wohlgebohrn

zu N.

An einen Landrath.

An des Königlichen Landraths des N..ſchen Kreiſes, Herrn von Q. Hochwohlgebohrn

zu N.

An einen Probſt und Oberkonſiſtorialrath.

An Se. Hochwürden
den Probſt und Oberkonſiſtorialrath, Herrn T.

zu N.

An andere Königliche Bediente.

An des Herrn Bürgermeiſters (Oberamtsmanns, Amtmanns ꝛc.) N. Wohlgebohrn (Hochedelgeb.)

zu N.

An einen Geistlichen.

An des Herrn Kirchen-Inspektors (Predigers ꝛc.) B. Hochehrwürden

zu K.

An einen vornehmen Kaufmann.

An des Herrn Kaufmann N. Hochedelgeb.

zu N.

An einen Handwerker.

An den Bürger und Schlächtermeister Herrn N.

zu N.

Aufschriften und Titulaturen an ganze Kollegia.

An die Königliche Akademie der Wissenschaften.

Einer Königl. Hochlöbl. Akademie der Wissenschaften

zu

Berlin.

Hochgebohrner Graf,
Gnädiger und Hochgebietender Herr Staatsminister.
Ew. Hochgräflichen Excellenz.

An die Königl. Akademie der Künste und mechanischen Wissenschaften.

Einer Königl. Hochlöbl. Akademie der Künste und mechanischen Wissenschaften

zu

Berlin.

Hoch-

Hochwohlgebohrner Freiherr,
Gnädiger und Hochgebietender Herr Staatsminiſter.
Ew. Freiherrl. Excellenz.

An die Königl. Ritterakademie.

Einer Königl. Wohllöbl. Ritter-Akademie zu Berlin.

Hochgebohrner Graf,
Hochzuverehrender Herr Ober Stallmeiſter.
Ew. Hochwohlgebohren.

An das Königl. General-Acciſe- und Zoll-Departement.

Au Roi.
Zur Erbrechung Eines Königl Hochlöbl. General-Acciſe- und Zoll-Departements zu Berlin.

Allerdurchlauchtigſter,
Großmächtigſter König,
Allergnädigſter König und Herr.
Ewr. Königl. Majeſtät.

An das Armen-Directorium.

Au Roi,
Zur Erbrechung Eines Königl. Hochlöbl. Armen-Directorii zu Berlin.

Allerdurchlauchtigſter,
Großmächtigſter König,
Allergnädigſter König und Herr.
Ew. Königl. Majeſtät.

An das Königl. Directorium des großen Hospitals und Lazareths la Charité.

Einem Königl. Hochlöbl. Directorio des großen Hospitals und Lazareths la Charité. zu Berlin.

Hochwürdiger,
Hochgebietender,
Wohlgeborne Herren Präsident, Geheimen Räthe und Directores.
Ew. Hochwürden, Hochwohl- und Wohlgeboren.

An die Französischen Armen-Häuser und Institute, als:

A la Maison de Charité - à Berlin.

Anmerk. Eben so wird an folgende geschrieben, als:

A la Maison de Refuge,
A la Maison d'Orange,
A l'Ecole de Charité,
A l'Hôpital François,
A l'Hôpital des Enfans François,
A la Maison des Orphelins François.

An die Königl. Haupt-Banke.

Einem Königl. Hochlöbl. Haupt-Banco Directorio zu Berlin.

Hochgebohrner Graf,
Gnädiger und Hochgebietender Herr Staats-Minister,
Hochwohl- und Wohlgebohrne Herrn Geheimen Finanzräthe und Director.

Ew.

Ew. Hochgräfl. Excellenz, Hochwohl- und Wohlgebohren.

An das Ober-Hof-Bau-Amt.

Einem Königl. Ober-Hof-Bau-Amte zu Berlin.

Hochwohlgebohrner Herr,
Gnädiger und Hochgebietender Herr Staats-Miniſter,
Wohlgebohrne und Hochgeehrteſte Herren Geheime Kriegs- und Ober-Hof-Bauräthe.
Ew. Excellenz und Wohlgebohren.

An das Ober-Hof-Bau-Amts-Gericht.

Einem Königl. Hochlöbl. Ober-Hof-Bau-Amts-Gerichte zu Berlin.

Hochwohlgebohrner Herr,
Gnädiger und Hochgebietender Herr Staats-Miniſter,
Wohlgebohrne und Hochgeehrteſte Herren Geheimer Kriegs-Rath und Ober-Hof-Bau-Amts-Richter.
Ew. Excellenz und Wohlgebohren.

An das Bau-Gericht.

Einem Königl. Wohllöbl. Bau-Gerichte zu Berlin.

Wohlgeborne,
Hochgeehrteſte Herrn Geheime Krieges-Domainen-Ober-Hof- und Bau-Gerichts-Räthe.
Ewr. Wohlgebohrn.

An die Königl. Bibliothek, Antiquitäten, Medaillen, wie auch Naturalien- und Kunst-Kammer.

Einer Königl. Hochlöbl. Bibliothek, Antiquitäten, Medaillen, wie auch Naturalien- und Kunst-Kammer

zu

Berlin.

Hochwohlgebohrner,
Gnädiger und Hochgebietender Herr Staats-Minister,
Wohlgebohrne und Hochgeehrteste Herren Hofrath und Doctor Juris.
Ew. Excellenz und Wohlgebohrn.

An das Cabinets-Ministerium.

Au Roi.

Zur Erbrechung Eines Königl. Hohen Departements auswärtiger Affairen

zu

Berlin.

Allerdurchlauchtigster,
Großmächtigster König,
Allergnädigster König und Herr.
Ew. Königl. Majestät.

An das Kammergericht.

Au Roi.

Zur Erbrechung Eines Königl. Hochpreißl. Kammer-Gerichts,

zu

Berlin.

Allerdurchlauchtigster,
Großmächtigster König,
Allergnädigster König und Herr.
Ew. Königl. Majestät.

An

An die geheime Staats-Kanzlei.

Einer Königl. Hochlöblichen Geheimen Staats-kanzlei, zu Berlin.

Hochwohlgebohrner Freiherr, Gnädiger Freiherr, Hochwohl- und Wohlgeborne, Hochgeehrteste Herrn Geheime und Krieges-Räthe.
Ew. Hochwohl- und Wohlgebohren.

An die General-Krieges-Casse.

Einer Königl. Wohllöblichen General-Kriegs-Kasse, zu Berlin.

Wohlgebohrne,
Hochgeehrteste Herren,
Geheime Krieges-Räthe und Kriegs-Zahlmeister,
Ew. Wohlgebohren.

Anmerk. Auf ähnliche Art wird an die General-Invaliden-, Haupt-Waisen-Haus-, Haupt-Magazin- und Churmärkische Kriegs-Kasse geschrieben.

An das Ober-Consistorium.

Au Roi.

Zur Erbrechung Eines Königl. Hochwürdigen Ober-Consistorii, zu Berlin.

Allerdurchlauchtigster,
Großmächtigster König,
Allergnädigster König und Herr.
Ew. Königl. Majestät.

An die Churmärkische General-Land-Feuer-Societäts-Direction.

Einer Königl. Hochlöbl. Churmärkischen General-Land-Feuer-Societäts-Direction, zu Berlin.

Hochgebohrner Graf,
Gnädiger und Hochgebietender Herr Staats-Minister,
Hochwohlgebohrne, Hochgeehrteste Herrn Feuer-Societäts, Landes Directores und Räthe.
Ew. Hochgräfl. Excellenz und Hochwohlgeb.

An das Dom-Capitul zu Magdeburg.

Denen Hochwürdigsten, Durchlauchtigsten, Hochwürdigen, Hoch- und Wohlgebohrnen Herren, Herren Dom Probst, Dom Dechant, Seniorn und gesammten Dom Capitul der Primat Erzbischöflichen Kirche zu Magdeburg, zu Magdeburg.

Hochwürdigster,
Durchlauchtigster, Hochgebohrne und Hochwohlgebohrne Herren, Herren Dom Probst, Dom-Dechant, Seniores und gesammtes Dom-Capitul.
Ew. Königl. Hoheit, Hochwürden und Hochwohlgebohren.

Anmerk. Eben so schreibt man an das Dom-Capitul zu Brandenburg, Havelberg ꝛc. nur wird, anstatt der Primat Erzbischöfl. Kirche: der Bischöfl. Hohen Stifts Kirche gesetzt, und ist kein Fürst bei solchem Stift, so wird Hochwürdigst und Durchlauchtigst ausgelassen.

An

An das Franzöſiſche Ober-Directorium, oder Conſeil François.

Au Roi.
Zur Erbrechung Eines Königl. Hochlöbl. Franzöſiſchen Ober-Directorii,
zu
Berlin.

Allerdurchlauchtigſter,
Großmächtigſter König,
Allergnädigſter König und Herr.
Ew. Königl. Majeſtät.

An das Franzöſiſche Ober-Gericht.

Au Roi.
Zur Erbrechung Eines Königl. Hochlöbl. Franzöſiſchen Obergerichts,
zu
Berlin.

Allerdurchlauchtigſter,
Großmächtigſter König,
Allergnädigſter König und Herr.
Ew. Königl. Majeſtät.

An das Franzöſiſche Untergericht.

A Meſſieurs les Directeurs, Juge et Aſſeſſeurs de la Juſtice ordinaire Françoiſe de Berlin
a
Berlin.

Meſſieurs.

An das Franzöſiſche Ober-Conſiſtorium.

Au Roi.
Zur Erbrechung Eines Königl. Hochwürdigen Franzöſiſchen Ober-Conſiſtorii,
zu
Berlin.

Aller-

Allerdurchlauchtigſter,
Großmächtigſter König,
Allergnädigſter König und Herr.
Ew. Königl. Majeſtät.

An das Franzöſiſche Unter-Conſiſtorium.

A Meſſieurs, Meſſieurs les Paſteurs, Anciens et Anciens Diacres du Conſiſtoire ordinaire François,

à
Berlin.

Meſſieurs.

An das General-Ober-Finanz-Kriegs- und Domainen-Directorium.

Au Roi.

Zur Erbrechung Eines Königl. Hochpreißl. General-Ober-Finanz-Kriegs- und Domainen-Directorii,

zu
Berlin.

Allerdurchlauchtigſter,
Großmächtigſter König,
Allergnädigſter König und Herr.
Ew. Königl. Majeſtät.

An das Directorium des Potsdamſchen großen Waiſenhauſes.

Einem Königl. Hochlöblichen Directorio des großen Potsdamſchen Waiſenhauſes,

zu
Berlin.

Zur Erbrechung des Hrn. Gen. Maj. v. d. Cavallerie von der Gröben Hochwohlgebohrn.

Hoch-

Hochwohlgebohrne Freiherrn,
Gnädige und Hochgebietende Herrn General-lieutenant und General Major.
Ew. Excellenz und Hochwohlgebohren.

An die Haupt-Stempel und Karten-Kammer.

Einer Königl. Wohllöbl. Haupt-Stempel- und Karten-Kammer,
zu
Berlin.

Hochwohlgebohrne,
Wohlgebohrne,
Hochgeehrteste Herrn Geheime Finanz-Krieges- und Domainen-Räthe.
Ew. Hochwohl- und Wohlgebohren.

An das kombinirte General-Fabriken- und Kommerzial-, wie auch Accise- und Zoll-Departement des General-Direktorii.

Au Roi.

Zur Erbrechung Eines Königl. Hochlöbl. kombinirten General-Fabriken und Kommerzial-, wie auch Accise- und Zoll-Departements des General-Directorii,
zu
Berlin.

Allerdurchlauchtigster,
Großmächtigster König,
Allergnädigster König und Herr.
Ew. Königl. Majestät,

An das Justiz-Ministerium.

Au Roi.

Zur Erbrechung Eines Königl. hohen Justiz-Ministerii, zu Berlin.

Allerdurchlauchtigster,
Großmächtigster König,
Allergnädigster König und Herr.
Ew. Königl. Majestät.

An das Dom-Kirchen-Directorium.

Siehe Reformirtes Kirchen-Directorium.

An das Ober-Kriegs-Kollegium.

Au Roi.

Zur Erbrechung Eines Königl. hohen Ober-Kriegs-Kollegii, zu Berlin.

Allerdurchlauchtigster,
Großmächtigster König,
Allergnädigster König und Herr.
Ew. Königl. Majestät.

Anmerk. In Sachen, die zum Vortrage an das ganze hohe Ober-Kriegs-Kollegium gehören, findet diese Addresse Statt; gehören aber die Sachen blos für einzelne Departements, so wird unten beygefügt: Zur Erbrechung des 1sten, 2ten, 3ten Departements ꝛc. Eines Königl. Hohen Ober-Kriegs-Kollegii.

An die Churmärkische Krieges- und Domainen-Kammer.

Au Roi.

Zur Erbrechung Einer Königl. Hochlöbl. Churmärkischen Krieges- und Domainen-Kammer, zu Berlin.

Allerdurchlauchtigster,
Großmächtigster König,
Allergnädigster König und Herr.
Ew. Königl. Majestät.

An die Churmärkische Landschaft.

Einer Königl. Hochlöbl. Churmärkischen Landschaft, zu Berlin.

Hochwürdige,
Hochwohlgebohrne Herren Direktores, Geheime Ober-Finanz- Justiz- Krieges- und Domainen-Räthe.
Ew. Hochwürden und Hochwohlgebohren.

An das Lehns-Departement.

Au Roi.

Zur Erbrechung Eines Königl. Hochlöbl. Lehns-Departements, zu Berlin.

Allerdurchlauchtigster,
Großmächtigster König,
Allergnädigster König und Herr.
Ew. Königl. Majestät.

An den Magistrat zu Berlin.

Zu Einem Königl. Wohllöbl. Magistrat hiesiger Residenzien Hochverordneten Herren Präsidenten, Geheimen Kriegs-Räthen, Bürgermeistern, Stadt-Räthen und Syndicis,

zu
Berlin.

Hochwohl- und Wohlgebohrne Herren Präsidenten, Geheime Kriegesräthe, Bürgermeistere, Stadträthe und Syndici.

Ew. Hochwohl- und Wohlgebohren.

An den Magistrat zu Brandenburg an der Havel.

Zu Einem Königl. Hochedlen Magistrat zu Brandenburg Hochverordneten Herren Director, Bürgermeistern, Räthen, Syndicis und Schöppen,

zu
Brandenburg
an der Havel.

Wohlgebohrne,
Hochedelgebohrne,
Hochzuverehrende Herren.

Ew. Wohl- und Hochedelgebohren.

Anmerk. Auf ähnliche Art macht man die Zuschriften an die Magisträte in den Provinzen.

An das Stadtgericht zu Berlin.

Zu einem Wohllöblichen Stadtgericht hiesiger Residenzien Hochverordneten Herren Direktor, Stadtrichter und Assessoren,

zu
Berlin.

Wohl-

Wohl- und Hochedelgebohrne,
Hochzuverehrende Herren Direktor, Stadtrichter und Assessores.
Ew. Wohl- und Hochedelgebohren.

An das Stadtgericht zu Halberstadt.

Zu einem Hochedlen Stadtgericht zu Halberstadt Wohlverordneten Herren Richter und Schöppen,
zu
Halberstadt.

Wohlgebohrne,
Hochedelgebohrne,
Hochzuverehrende Herren Räthe und Schöppen.
Ew. Wohl- und Hochedelgebohren.

An das Manufaktur- und Kommerzien-Kollegium.

Einem Königl. Wohllöbl. Manufaktur- und Kommerzien-Kollegio,
zu
Berlin.

Hochwohl- und Wohlgebohrne,
Hochzuverehrende Herren Geheime-Ober-Finanz-Krieges-Domainen- und Commerzien-Räthe.
Ew. Hochwohl- und Wohlgebohren.

An das Ober-Kollegium-Medicum.

Au Roi.
Zur Erbrechung eines Königl. Hochlöbl. Ober-Kollegii Medizi,
zu
Berlin.

Allerdurchlauchtigſter,
Groſsmächtigſter König,
Allergnädigſter König und Herr.

An das Polizei-Direktorium zu Berlin.

Einem Königl. Wohllöbl. Polizei-Direktorium
zu
Berlin.

Hochwohlgebohrne,
Wohlgebohrne,
Hochgeehrte Herren Präſident, Geheime Räthe
und Direktores.
Ew. Hochwohl- und Wohlgebohren.

An das General-Poſt-Amt.

Einem Königl. Hochlöbl. General-Poſt-Amte, zu
Berlin.

Königl. Preuſsiſche zum General-Poſt-Amt Höchſt- und Hochverordnete Herren wirklicher Staats- Krieges- und dirigender Miniſter, General-Poſtmeiſter, Geheime Juſtiz- Kriegs- und Hof-Poſt-Räthe, Hochwohl- und Wohlgebohrne, Höchſt- und Hochzuverehrende Herren, Gnädiger Freiherr.

Ew. Freiherrlichen Excellenz und Eines Königl. Hochlöbl. General-Poſt-Amts.

An das Churmärkiſche Pupillen-Kollegium.

Au Roi.

Zur Erbrechung Eines Königl. Hochlöbl. Pupillen-Kollegii,
zu
Berlin.

Aller-

Allerdurchlauchtigſter,
Großmächtigſter König,
Allergnädigſter König und Herr.
Ew. Königl. Majeſtät.

An die Ober-Kriegs- und Domainen-Rechen-Kammer.

Au Roi.
Zur Erbrechung Einer Königl. Hochlöbl. Ober-Kriegs- und Domainen Rechen-Kammer, zu Berlin.

Allerdurchlauchtigſter,
Großmächtigſter König,
Allergnädigſter König und Herr.
Ew. Königl. Majeſtät.

An die Chur- und Neumärkiſche Haupt-Ritterſchafts-Direktion.

Einer König'. Hochlöbl. Chur- und Neumärkiſchen Haupt Ritterſchafts-Direction, zu Berlin.

Hochwohl- und Wohlgebohrne Herren,
Hochzuverehrende Herren
Präſidenten, Directores und Kriegs-Räthe.
Ew. Hochwohl- und Wohlgeboren.

An die Mittelmärkiſche Ritterſchafts-Direktion.

An Eine Königl. Hochlöbl. Mittelmärkiſche Ritterſchafts-Direktion zu Berlin.

Hochwohl- und Wohlgebohrne Herren,
Hochzuverehrende Herren Direktor und Ritterschafts-Räthe.
Ew. Hochwohl- und Wohlgebohren.

An das Ober-Kollegium Sanitatis.

Au Roi.
Zur Erbrechung Eines Königl. Hochlöbl. Ober-Kollegii Sanitatis, zu Berlin.

Allerdurchlauchtigster,
Großmächtigster König,
Allergnädigster König und Herr,
Ew. Königl. Majestät.

An das Ober-Schul-Kollegium.

Einem Königl. Hochlöbl. Ober-Schul-Kollegio, zu Berlin.

Hochwohlgebohrner Herr,
Gnädiger und Hochgebietender Herr Staats-Minister,
Hochwürdiger, Hochwohl- und Wohlgebohrne Herren Präsident und Ober-Schul-Räthe.
Ew. Excellenz, Hochwürden, Hochwohl- und Wohlgebohren.

An das Ober-Kuratorium der Königlichen Real-Schule.

Einem Königl. Hochlöbl. Ober-Kuratorio der Real-Schule, zu Berlin.

Hoch-

Hochgebohrner Graf,
Hochwürdige,
Hochwohlgebohrne und Gnädige Herren Staats-Minister und Präsident.
Ew. Hochgräfl. Excellenz, Hochwürden und Hochwohlgebohren.

An die Seehandlungs-Societät.

An die Königl. Hochlöbl. See-Handlungs Societät
zu
Berlin.

Hochgebohrner Graf,
Gnädiger und Hochgebietender Herr Staats-Minister,
Hochwohl- und Wohlgebohrne, Hochzuverehrende Herren Geheime Ober-Finanz- Krieges- und Domainen-Räthe.
Ew. Hochgräfl. Excellenz, Hochwohl- und Wohlgebohren.

An die Land-Seiden-Bau-Kommission.

Einer Königl. Hochlöbl. Land-Seiden-Bau-Kommission,
zu
Berlin.

Hochgebohrner Graf,
Gnädiger und Hochgebietender Herr Staats-Minister,
Ew. Hochgräfl. Excellenz.

An den geheimen Staats-Rath.

Au Roi.

Zur Erbrechung Eines Königl. hohen Geheimen Staats-Raths

zu

Berlin.

Allerdurchlauchtigster,
Großmächtigster König,
Allergnädigster König und Herr.
Ew. Königl. Majestät.

An das Geheime Ober-Tribunal.

Au Roi.

Zur Erbrechung Eines Königl. Hochlöbl. Geheimen Ober-Tribunals,

zu

Berlin.

Allerdurchlauchtigster,
Großmächtigster König,
Allergnädigster König und Herr.
Ew. Königl. Majestät.

An die Universität zu N.

Denen Magnifico, Hochwürdigen, Hochwohl- Wohl- und Hochedelgebohrnen, Hochgelahrten Herren Prorektori, Professoribus und Doktoribus der Königl. Preuß. gesamten Hochlöbl. Universität,

zu

N.

oder ganz kurz:

Einer Königl. Preuß. Hochlöbl. Universität,

zu

N.

Hoch-

Hochwürdige,
Hochwohl- und Wohlgebohrne Herren Prorektor, Professores und Doktores.
Ew. Magnifizenz, Hochwürden und Hochwohlgebohren.

oder:

An die Universität zu N.

A Messieurs,
Messieurs le Recteur et les Professeurs du Corps Illustre de l'Université de N, à N.

Messieurs,
Votre Magnificence.

An eine Theologische Facultät.

A Messieurs,
Messieurs les Docteurs et Professeurs en Theologie de l'Université de N, à N.

Messieurs.

An die General-Direktion der allgemeinen Wittwen Verpflegungs-Anstalt.

Au Roi.
Zur Erbrechung Einer Königl. Hochlöbl. General-Direktion der allgemeinen Wittwen-Verpflegungs-Anstalt, zu Berlin.

Allerdurchlauchtigster,
Großmächtigster König,
Allergnädigster König und Herr.

Anmerk. 1. Wer Vorstellungen und Bittschriften an Se. Königl. Majestät, oder an das General-Direktorium, oder an das Staats-Ministerium übergiebt, muß dazu einen Eingroschen-Stempelbogen nehmen.

2. Wer Vorstellungen bei Regierungen, Kriegs- und Domainen-Kammern, Landes-Kollegiis, auch allen Ober- und Unter-Gerichten übergiebt, muß dazu einen Sechspfennig-Stempelbogen gebrauchen.

Deutsche Briefe.

Bittschreiben.

Es ist eine andere Sache mit der Fürbitte, als mit der Bitte. Die erstere ist ehrenvoller. — Bittschreiben müssen weder kriechend noch unbescheiden seyn: — das erste entehrt die Menschheit, das andere macht die Bitte vergeblich. — Wie man bitten soll, lehrt die Lebensklugheit, die man sich vorzüglich durch Erfahrung muß erworben haben. — Ein jeder Mensch hat seine eigene Art zu bitten: dem einen kleidet es gut, dem andern nicht. Das Bitten muß und soll keine Kunst werden, darum binde man sich an keine Muster von Bittschreiben, sondern sehe die folgenden Briefe an, als so viele verschiedene oder einförmige Arten, wie Personen ihre Bitten eingekleidet haben, ohne sich an die hergebrachten Formeln zu binden. Freilich muß man bei höhern Personen auch um seine Bitte bitten, oder man muß erst um Verzeihung bitten, daß man bittet. —

Darstellung.

(Ein Brief an den Herrn von Voltaire.)

Sie haben seit Langem nicht von mir reden hören, und es ist unangenehm, mich Ihnen durch die Erzählung meiner Unfälle wieder in Erinnerung zu bringen. Indeß kenne ich die Gesinnungen Ihres Herzens zu gut, um nicht Zutrauen zu Ihnen zu haben. Mein Vater lebt noch fortdauernd; er ist achtzig Jahr alt, äusserst entkräftet und geschwächt. Ich werde über 100,000 Livres im Vermögen besitzen, und habe noch keinen Thaler davon erhalten. Mein Stand ist mit Schwierigkeiten verknüpft. Ich muß dazu Unterstützungen haben; ich habe darauf gerechnet; sie sind mir aber abgegangen. Ich habe lange und heftige Krankheiten ausgestanden. Meine Gesundheit ist endlich wieder hergestellt. Aber indeß haben meine Kunden aufgehört. Ich hatte damals mit einer reichen, devoten Hausbesitzerin zu thun. Ich wandte viel in ihrem Hause an, um mich einzurichten. Sie warf mich aber unmenschlich heraus, und alle mein angewandtes Geld und meine Einrichtungen waren dahin. Endlich warf sich der arme Herr von F** an mich. Ich glaubte, daß seine Sachen gut ständen. Ich unterstützte ihn. Meine Krankheiten hatten mir die Hälfte meiner Kunden entzogen; und ich verlor auch noch die andre Hälfte, weil ich mich nur mit dem Herrn von F** beschäftigte.

Ich schmeichelte mir, daß, wenn ich ihn aus der Verlegenheit zöge, ich mir Ehre erwerben, und seine

Dank-

Vorstellung in den Gedanken des Schreibenden.

Ich will mich an den Herrn von * um Hülfe wenden.

Wird sich dieser meiner noch erinnern? Ich muß mich ihm auf jeden Fall wieder in Erinnerung bringen.

Daß dieß durch die Erzählung meiner Unfälle geschehen muß, ist freilich unangenehm.

Bei einem Manne, wie der Herr v. * muß ich dieß nur geradezu gestehen, ohne mich deswegen weiter zu entschuldigen; die beste Entschuldigung muß in meiner Erzählung selbst liegen. —

Daß ich Zutrauen zu ihm habe, muß die Aufrichtigkeit meiner Erzählung am besten beweisen; ich darf es ihm also vorher nur mit wenigen Worten sagen.

So entsteht der vertrauliche Eingang des Briefes.

Verfolg der Gedankenreihe.

Um Hülfe zu erlangen, muß ich nicht gleich anfänglich zu hülflos und hofnungslos erscheinen.

Ich muß, um bei dem Herrn von * auf mich Aufmerksamkeit zu erregen, zuerst den Umstand anführen,

Dankbarkeit mich hinlänglich entschädigen würde. Allein nichts von beiden erfolgte. Indeß habe ich mich drei Monathe lang nach einer Wohnung umgesehen. Ich habe am 23sten Dec. eine gemiethet; aber seit dem Tage wird noch daran gearbeitet. Ich bin also seit einem halben Jahre ohne Haus, ohne Zimmer, und folglich ohne Arbeit.

Urtheilen Sie, mein Herr, über meine Lage. Von meinem Vater kann ich nicht einen Thaler bekommen. Ist man sein ganzes Leben hindurch hartherzig gewesen, so wird man auch im achtzigsten Jahre nicht milde und großmüthig. Der vormalige General-Einnehmer, Herr D**, von dem ich gemiethet habe, hat mich warten lassen; allein er hat 4000 Livres angewandt, um mich gut einzurichten, und ich werde desto besser wohnen. Ich habe Meublen, die für mich hinreichend sind. Es fehlt mir also blos an einigem Gelde, sie hinbringen zu lassen, einige Schulden zu bezahlen, die ich seit einem halben Jahre habe machen müssen, und an einigem Vorschusse, um mein Kabinett zu eröffnen und so lange zu leben, bis ich wieder Praxis habe, die gewiß nicht ausbleiben wird.

Ich habe immer sagen hören, mein Herr, daß es den Unglücklichen erlaubt sey, sich ein wenig zu rühmen. Indem ich mich dieses Vorrechts bediene, daß ich nur zu sehr durch meine Lage, die schrecklich ist, erlangt habe, kann ich mich rühmen, daß ich keinen von den Advokaten zu fürchten habe, die jetzt praktisiren. Habe ich Unterstützung, so fange ich gleich meine Geschäfte wieder an. Ich stehe als Advokat in gutem Ruf. In einem Jahre kann meine Praxis ansehnlich

wer-

führen, daß ich einst durch den Tod meines Vaters ein ansehnliches Vermögen besitzen werde, und noch nicht das mindeste davon erhalten habe.

Und nun kann die Erzählung meiner Unfälle nach der Reihe folgen.

Die mir fehlende Unterstützung, die mein Stand erfordert. —

Meine Krankheit.

Der Verlust meiner Kunden, welcher daraus entstanden ist.

Der Verlust meiner Wohnung, wo ich mich mit vielen Kosten eingerichtet hatte.

Der Verlust meiner Kunden durch die Uebernehmung der Sache des Herrn v. *, worauf ich rechnete und getäuscht ward.

Daß ich seit einem halben Jahre ohne Wohnung, und also gänzlich in Unthätigkeit gesetzt bin.

Nun muß ich die Sachen so stellen, wie sie natürlich auf einander folgen:

Siehe den Brief von da an: mein Stand ist mit Schwierigkeiten verknüpft, u. s. w. bis: ohne Haus, ohne Zimmer, und folglich ohne Arbeit.

werden. Mein Vater wird mir auch endlich das hinterlassen, was er nicht mit sich nehmen kann. Bekomme ich keine Unterstützung, so ist meine neue Wohnung mir unnütz. Ich kann nicht wieder beim Parlamente erscheinen, und bin unwiderbringlich verlohren. Denn ich tauge zu nichts anderm. Ich will alle mögliche Sicherheit leisten. Ich will mich mit meiner Frau verbürgen. Ich will selbst Wechsel ausstellen, wenn man mir dazu die nöthige Zeitfrist erlaubet.

Werden Sie, mein Herr, mich verlassen? Werden Sie die Freundschaft vergessen, die Sie vormals für mich gehabt haben? Ich bin einer Ihrer ältesten Diener. Der Vertheidiger Oedips muß nicht im Elende mitten unter den schönsten Hofnungen umkommen. Er braucht nur ein wenig geholfen zu werden. Sie werden sich einen Advokaten machen, und wenn er gut wird, so ist die Handlung Ihrer nicht unwerth. Bisher haben Sie so mannichfaltige Sachen in allerlei Fächern gethan, daß vielleicht Ihnen diese noch allein fehlt. Ich erwarte alles von Ihnen. Die Zeiten sind schrecklich, weil keiner sich aus Talenten etwas macht. Sie allein kennen sie alle, Sie begünstigen sie. Glauben Sie, daß ich zu etwas fähig bin, so werden Sie mich sicherlich nicht verlassen. Mein Glück hängt also von dem Urtheile ab, das Sie über mich fällen werden. Ich erwarte Ihre Entscheidung mit Vertrauen. Ich wohne bei Hrn. Dubois, beym Palais Royal. In Erwartung, daß Sie mich in Stand setzen werden, den Hafen zu erreichen, rechne ich darauf, daß Sie mich mit einer Antwort beehren werden. Ich bin mit der größten Hochachtung ꝛc.

Verfolg der Gedankenreihe.

Nun ist es aber auch Zeit, wiederum nicht zu hofnungslos zu erscheinen.

Ich muß auf meinen Vater und dessen Hartherzigkeit zurückkommen.

Ich muß den Umstand mit der Wohnung in sein gehöriges Licht setzen, daß der Vermiether meiner neuen Wohnung dieselbe nun erst in gehörigen Stand setzen läßt.

Daß ich noch hinlängliche Meublen habe.

Daß mir Praxis gewiß nicht fehlen wird.

Daß es mir aber nur jetzt an dem Gelde fehlt, womit ich mich in meiner neuen Wohnung wieder einrichten muß.

1.

Wohlgebohrner,
Hochzuehrender Herr Regierungsrath,

Als ich vor kurzem die Ehre hatte, Ew. Wohlgeb. meine Hochachtung zu bezeugen, versprachen Sie mir, daß Sie für die Beförderung des jungen N. auf das beste sorgen wollten. Jetzt wäre es Zeit, wenn Sie Ihr Versprechen erfüllen wollten, weil so eben die ...sche Stelle erledigt ist, die sich gerade für ihn passen würde. Ew. Wohlgeb. könnten ihm zu der Erlangung derselben sehr behülflich seyn, und ich zweifle nicht, daß Ihre gü..ge Vorsprache ihm dieselbe verschaffen würde. Sie würden dadurch das Glück eines Menschen befördern, der gewiß der Welt nützlich seyn kann, sobald er nur in eine Lage gesetzt wird, wo er im Stande ist, seine Kräfte gehörig anzuwenden. Sie werden an ihm keinen Undankbaren finden. Verpflichten Sie mich also durch eine baldige Erfüllung Ihres gütigen Versprechens. Ich verharre mit aller Hochachtung,

Ew. Wohlgeb.

ergebenster Diener.

(Gesuche für einen andern sind immer leichter, als Gesuche für sich selbst, und man kann dabei schon etwas dreister zu Werke gehen!)

2.

Wohlgebohrner,
Hochzuverehrender Herr Kriegsrath!

Ew. Wohlgebohren hatten die Gewogenheit, als ich das letztemal die Ehre hatte, Ihnen meine Hochachtun-

tung zu bezeigen, mir zu versichern, daß ich mir auf Ihre gütige Vermittelung in Ansehung meines Gesuchs gewisse Hofnung machen könnte. Dürfte ich es jetzt wagen, meine Bitte zu wiederhohlen, und mich aufs neue in Ihre Gewogenheit zu empfehlen, so würde ich mich gewiß in der Folge bestreben, Ihres Zutrauens immer würdiger zu werden. Ew. Wohlgeb. werden es mir verzeihen, daß ich Sie schon so bald an Ihr Versprechen zu erinnern wage: denn gerade jetzt bin ich Ihrer Hülfe mehr wie jemals benöthigt, und meine gegenwärtige Lage wird das dringende dieser Bitte entschuldigen. In dieser Hofnung verharre ich mit der größten Hochachtung,

Ew. Wohlgebohren

gehorsamster Diener.

(Gesuche für sich selbst sind gemeiniglich mit einer gewissen Aengstlichkeit verknüpft, die auch aus diesem Briefe hervorleuchtet.)

3.

Hochedelgebohrner,
Hochzuehrender Herr,

Es ist das erstemal, daß ich die Ehre habe, an Sie zu schreiben, und ich bin versichert, Sie werden mir meine Dreistigkeit gütigst verzeihen, wenn ich Ihnen sage, daß die vortheilhafte Schilderung, welche mir mein Freund von Ihnen gemacht hat, mich aufmunterte, mir diese Freiheit zu nehmen. Mein Freund ist zugleich der Ihrige, und will mir die Güte erwei-

sen, mich schriftlich mit Ihnen bekannt zu machen, bis wir die Ehre haben würden, Sie in der Stadt bei uns zu sehen, wozu er mir die angenehmste Hoffnung macht, deren Erfüllung ich entgegen sehe. Dürfte ich mir mit einer Antwort von Ihnen schmeicheln, so würde ich es meinem gütigen Geschick Dank wissen, daß es mich wiederum einen Freund hätte finden lassen, mit dem ich vielleicht noch manche frohe Stunde genießen werde. Machen Sie, daß ich nicht in dieser angenehmen Hoffnung getäuscht werde, und lassen Sie mich wissen, ob ich mich in der Folge nennen darf,

Ihren

aufrichtigen Freund.

(Man muß sich niemanden aufdringen, weder mündlich noch schriftlich, und am wenigsten auf eine solche affektirte und gezwungene Art, wie es in diesem Briefe geschiehet.)

4.

Hochehrwürdiger,
Hochzuverehrender Herr Prediger,

Sie versprachen mir einmal, den jungen L. zu einer Hofmeisterstelle in seiner Vaterstadt zu empfehlen, sobald er von der Universität würde zurück gekommen seyn, und gute Kenntnisse mitgebracht hätte. Da nun beides geschehen ist, und dieser junge Mann, sobald wie möglich wünscht, in Thätigkeit gesetzt zu werden, und von seinen erworbenen Kenntnissen Gebrauch zu machen, so habe ich mir die Freiheit genommen, Ew. Hochehrwürden an Ihr gütiges Versprechen

zu

zu erinnern, und den Ueberbringer dieses Briefes, gegen welchen Sie schon damals so gütig gesinnt waren, aufs neue Ihrer Gewogenheit zu empfehlen. Ich bin mit der größten Hochachtung

Ew. Hochehrwürden

gehorsamster Diener.

5.

Wohlgebohrner,
Hochzuverehrender Herr Kriegsrath,

Ew. Wohlgebohren haben mir gütigst versprochen, meinem Bruder in seinem Gesuch um die erledigte Stelle eines Sekretärs bei Sr. Excellenz dem Grafen von H** behülflich zu seyn. Weil ich überzeugt bin, daß es nur bei Ihnen steht, meinem Bruder zu seinem Glück beförderlich zu seyn, so habe ich es um desto mehr für meine Pflicht gehalten, mich zuerst an Sie zu wenden, und Sie in dieser Sache um Ihre gütige Vermittelung zu ersuchen. Ich weiß, Sie sind zu gütig und menschenfreundlich gesinnt, als daß Sie mir meine dringende Bitte nicht verzeihen sollten, da sie das Glück meines Bruders betrifft, das mir mehr werth ist, als mein eigenes. Wie würde ich mich freuen, wenn Sie mir meine Bitte gewähren könnten, denn daß Sie es wollen, daran zweifle ich nicht, weil Ihnen Ihr gegebenes Wort viel zu theuer ist, als daß

ich nicht ſicher ſollte darauf rechnen können. Ich verharre mit aller Hochachtung

Ew. Wohlgebohren

gehorſamſter Diener.

(Ein Geſuch für einen Bruder in ziemlich freimüthigem Tone, und dem wohlgeſchieht nicht unbeſcheiden.)

6.

Wohlgebohrner,
Hochgelahrter,
Hochzuverehrender Herr Doktor,

Ew. Wohlgeb. werden verzeihen, daß ich es wage, Sie bei meinem ſchlechten Geſundheitszuſtande um Ihren gütigen Rath zu erſuchen. Ich habe das Zutrauen zu Ew. Wohlgeb., daß Sie vermittelſt Ihrer geprüften Erfahrung meine Krankheit am beſten beurtheilen, und wenn es irgend möglich iſt, mich davon befreien werden. Ich werde die Regeln der Diät, welche Sie mir vorſchreiben, auf das genaueſte zu beobachten, und mich in allen Stücken nach Ihrer Vorſchrift zu richten ſuchen. Sollte ich ſo glücklich ſeyn, durch Ihre gütigen Bemühungen meine verlohrne Geſundheit wieder zu erlangen, ſo würde ich Ihnen die übrigen Jahre meines Lebens verdanken, und Ihnen auf alle mögliche Art meine Erkenntlichkeit und Ergebenheit zu beweiſen ſuchen. Ich bin

Ew. Wohlgeb.

ergebenſter Diener.

(Wem es um ſein Leben zu thun iſt, pflegt ſo höflich wie möglich zu bitten, wie es in dieſem Briefe geſchiehet.)

7. Hoch-

7.

Hochedelgebohrner,
Hochzuehrender Herr Advokat,

Ich ersuche Ew. Hochedelgeb. mir in Ansehung eines Rechtshandels, der einen großen Theil meines Vermögens betrift, Ihren gütigen Rath zu ertheilen. Der Ruf, durch welchen ich Sie schon lange als einen geschickten und gewissenhaften Rechtsgelehrten kenne, rechtfertiget mein Zutrauen zu Ihnen. Wollen Sie sich also entschließen, die Gerechtigkeit meiner Sache, wovon ich wenigstens gewiß überzeugt bin, zu vertheidigen, so werde ich Ihnen meine Dankbarkeit auf alle mögliche Weise zu erkennen geben. Ich verharre mit wahrer Hochachtung

Ew. Hochedelgeb.

ergebenster Diener.

(Eine ziemlich höfliche Bitte!)

8.

Wohlgebohrner,
Hochzuverehrender Herr Kriegsrath,

Ew. Wohlgeb. werden mir meine Dreistigkeit verzeihen, wenn ich es wage, mich wegen einer Sache, die mein künftiges Glück betrifft, an Sie zu wenden, und mir Ihren Rath und Beistand auszubitten. Ich weiß, Sie können mir, vermittelst Ihres Ansehens, zur Erlangung der neulich bei Ihnen erledigten Stelle, behülflich seyn. Ob ich unter meinen Mitbewerbern

um dieses Amt einigermaßen Ihre Aufmerksamkeit verdiene, überlasse ich gänzlich Ihrer gütigen und menschenfreundlichen Gesinnung, wovon Sie mir schon die stärksten Proben gegeben haben. Uebrigens wünsche ich nichts mehr, als daß ich in eine Lage kommen möchte, wo ich zeigen könnte, wie sehr ich sey

Ew. Wohlgeb.

ergebenster Diener.

(Ein Gesuch um eine Stelle, eben nicht kriechend, und auch nicht übermüthig.)

9.

Hochedelgebohrner,
Hochzuehrender Herr,

Ich habe Sie schon lange um eine Gefälligkeit ersuchen wollen, welche Sie mir erzeigen könnten. Allein bis jetzt habe ich es noch nicht gewagt, Ihnen mit meiner Bitte beschwerlich zu fallen, weil ich nicht die Ehre habe, Ihnen persönlich bekannt zu seyn; demohngeachtet aber bin ich versichert, daß Sie mir eine Bitte nicht abschlagen werden, welche das Wohl eines jungen Menschen betrifft, der ein besseres Schicksal verdienet, als er bisher gefunden hat. Es ist der Ueberbringer dieses Briefes. Da dieser junge Mensch Ihnen von mehrern Seiten sich selbst empfehlen wird, so zweifle ich nicht, daß Sie mir und ihm Ihr Zutrauen schenken, und meine Bitte erfüllen werden. Es würde mir aber sehr angenehm seyn, wenn Sie mir hierüber sobald wie möglich Nachricht ertheilen

theilen wollten. Ich bin mit der größten Hochachtung

Ew. Hochedelgeb.

ergebenster Diener.

10.

Hochwohlgebohrner,

Hochzuverehrender Herr Obriſter,

Es iſt Ew. Hochwohlgebohrn bekannt, wie ordentlich ſich Ihr Pächter Adams in unſerm Dorfe beſtändig betragen hat, und was für einen Ruhm der Rechtſchaffenheit und Redlichkeit ſich derſelbe erworben. Dieſem Manne iſt ein Unglück begegnet, welches er auf keine Weiſe ſich ſelbſt zuzuſchreiben hat: durch die Unvorſichtigkeit ſeines Knechtes iſt vor wenigen Tagen in ſeinem Hauſe Feuer ausgekommen; es war keine Rettung, und der Mann iſt völlig zu Grunde gerichtet. Ich bin ſo glücklich, Ew. Hochwohlgeb. zu gut zu kennen, als daß ich Ihnen nun noch eine Zeile weiter ſchreiben dürfte. Ich verharre mit der größten Ehrfurcht,

Ew. Hochwohlgeb.

gehorſamſter Diener.

(Mit edler Freimüthigkeit. Der Schluß enthält das beſte Kompliment.)

11. Hoch-

11.

Hochedelgebohrner,
Hochzuehrender Herr,

Sie haben mir neulich geschrieben, daß Sie eine Reise nach Ihrem Vaterlande unternehmen würden. Da nun Ihr Vaterland auch das meinige ist; so würde es mir sehr angenehm seyn, mit Ihnen in Gesellschaft dahin zu reisen. Wenn Sie meinen Vorschlag genehmigen, so ersuche ich Sie, mir mit nächsten darüber Nachricht zu ertheilen. Ich würde mich bestreben, während unsrer Reise zu unserm wechselseitigen Vergnügen, so viel wie möglich beizutragen. Weil ich also glaube, daß Ihnen sowohl als mir daran gelegen seyn wird, diese weite und gefährliche Reise lieber in Gesellschaft als allein zu thun, so schmeichle ich mir, daß Ihnen mein Anerbieten nicht ganz unangenehm seyn wird. Ich erwarte mit nächstem Ihre Entschließung und bin

Ihr

ergebenster Diener.

(Mehr Anerbieten, als Bitte oder Gesuch.)

12.

Hochedelgebohrner,
Hochzuehrender Herr,

Ew. Hochedelgeb. haben mir vor einiger Zeit versprochen, daß Sie mit dem Herren von L**, wegen meines Bruders, sprechen wollten. Wenn Sie dieß gethan

gethan haben, so ersuche ich Sie, mir sobald wie mög-lich Nachricht davon zu geben. Ich weiß, wie gütig und freundschaftlich Sie gegen meinen Bruder denken, daher habe ich das Zutrauen zu Ihnen, daß Sie alles Mögliche werden gethan haben, um sein Bestes zu be-fördern. Ich erwarte also mit dem größten Verlan-gen, meinem Bruder eine angenehme Nachricht von Ihnen hinterbringen zu können; setzen Sie mich bald in den Stand hiezu, das wird mir eben so angenehm seyn, als wenn Sie mir selbst den wichtigsten Dienst erzeigt hätten. Uebrigens danke ich Ihnen für die Freundschaft, welche Sie mir erwiesen haben, und werde mich bemühen, mich Ihrer Gewogenheit und Ihres Zutrauens immer werth zu erhalten. Ich ver-harre mit der größten Hochachtung

Ew. Hochedelgeb.

ergebenster Diener.

Danksagungsschreiben.

Bei unsrer Verfeinerung der Sitten ist sogar das Danken eine Kunst geworden, welche man lernen muß, und wobei man sehr leicht gegen die Regeln der Höflichkeit verstoßen kann. — Daß man aber den Dank für irgend eine uns erwiesene Gefällig-keit oder empfangene Wohlthat nicht zu lange auf-schieben, und viel weniger schuldig bleiben müsse, muß nicht nur der eingeführte Wohlstand, son-dern

dern unser eignes moralisches Gefühl uns lehren. Die folgenden Briefe sollen keine Muster oder Vorschriften, sondern nur Veranlassungen seyn, um das, was man zu sagen hat, selbst in die schicklichsten Worte zu kleiden.

1.

(Von einem Kaufmanne an einen Edelmann, der ihm eine beträchtliche Summe bezahlt hatte, die er ihm seit zwölf Jahren schuldig gewesen war, wodurch aber jetzt gerade der Kaufmann aus einer großen Verlegenheit gerettet ward. — Wo soll man Worte finden, seine Dankbarkeit für wirkliche Wohlthaten zu bezeigen, da man sie kaum zu finden weiß, um jemanden, der uns bezahlet, was er schuldig ist, gehörig zu danken?)

Hochwohlgebohrner,
Hochzuverehrender Herr,

Ich bin Ew. Hochwohlgeb. recht vielen Dank schuldig, daß Sie mich meiner Bitte so bald gewähret haben. Wie froh bin ich nun, daß ich von einer Sorge befreiet bin, welche mir so manche trübe Stunde gemacht hatte. Hätte ich doch Gelegenheit, Ew. Hochwohlgeb. auf irgend eine Weise nützlich zu seyn. Wenigstens werde ich mich bemühen, wo ich nur kann, Ew. Hochwohlgeb. meine Dankbarkeit zu bezeigen. Ich verharre mit der größten Hochachtung

Ew. Hochwohlgeb.

gehorsamster Diener.

2.

(So viel ſieht man wohl, daß dieſer Brief von einem Vornehmen an einen Geringern geſchrieben iſt, und daß der erſtere es fühlt, es geſchehe dem letztern ein Dienſt damit, wenn er ſich ſeinen Freund nennet. Der Brief ſcheinet übrigens keine überſpannte Empfindungen auszudrücken. Nur iſt der aufrichtige Freund am Ende etwas zu künſtlich hinangefügt.)

Hochedler,
Hochzuehrender Herr,

Sie haben mir eine Gefälligkeit erzeigt, welche ich niemals im Stande ſeyn werde, Ihnen wieder zu vergelten. Wie freuet es mich, daß durch Ihre gütige Vermittelung mein unglücklicher Freund wieder aus der unangenehmen Lage geriſſen iſt, worin er ſich durch ſeine eigne Schuld befand. Ich muß Sie um ſo viel mehr wegen dieſer Handlung lieben und hochſchätzen, weil Sie weiter keinen Bewegungsgrund dazu hatten, als Ihre edelmüthige und menſchenfreundliche Geſinnung, welche ſich auf einen jeden Unglücklichen ohne Unterſchied erſtreckt. Und was noch mehr iſt, ſo weiß mein Freund es nicht einmal, daß Sie es ſind, der ihm dieſe Wohlthat erzeigt. Sie haben mich dadurch eben ſo ſehr wie ihn verpflichtet: ich ſtatte Ihnen alſo für jetzt in ſeinem Namen den aufrichtigſten Dank ab, und erſuche Sie um die Erlaubniß, mich inskünftige nennen zu dürfen,

Ihren

aufrichtigen Freund.

3.

(Nach dem Tone in diesem Briefe zu urtheilen, scheinet der beste Freund nur ein guter Freund, oder gar nur ein Bekannter zu seyn; sonst wäre es wohl nicht nöthig gewesen, den Dank so ängstlich herauszusuchen, und ihn dann so sorgfältig zu zergliedern, und nicht nur für die Nachricht selbst, sondern für jede Empfindung, die nun über diese Nachricht in der Seele entstand, besonders zu danken.)

Bester Freund,

Ich bin Ihnen für die außerordentliche Gefälligkeit, welche Sie mir erwiesen haben, den aufrichtigsten Dank schuldig. Ich weiß nun doch, daß mein Bruder noch lebt, ob er gleich so weit von mir entfernet ist, daß ich schwerlich hoffen kann, ihn jemals wieder zu sehen. Die Nachricht, welche Sie mir von seinem Aufenthalt ertheilet haben, war mir schon äußerst angenehm, noch mehr aber ward ich erfreuet, als ich ebenfalls in Ihrem Briefe las, daß er sich in so guten Umständen befindet, als ich mir nie hätte vorstellen können. Dieser Gedanke beruhigte mich wieder einigermaßen bei der weiten Entfernung meines Bruders. Für Ihr gütiges Anerbieten, daß Sie künftig alle meine Briefe an ihn besorgen wollen, kann ich Ihnen nicht genug verbunden seyn, und ich nehme diese Güte mit dem aufrichtigsten Danke an, Sie werden es mir aber verzeihen, wenn ich mich derselben so oft wie möglich bediene. Ich bin mit wahrer Hochachtung

Ihr

aufrichtigster Freund.

4.

Hochwohlgebohrner,

Hochzuverehrender Herr Geheimerath,

Mit gerührtem Herzen danke ich Ew. Excellenz für den Antrag, welchen Sie mir gethan, und für das Zutrauen, womit Sie mich beehret haben. Das erhebt mein Herz aufs neue, daß ich in den Gedanken eines groſſen und edeldenkenden Mannes wiederum gerechtfertigt bin. Wie gern vergebe ich es meinem Feinde, daß er mich auf das unverantwortlichſte beleidigt hat! Aber das hat mich freilich immer am meiſten gekränkt, daß es ihm gelungen iſt, mich eine ſo lange Zeit der Achtung bei Ew. Excellenz zu berauben, welche mir ſo unſchätzbar iſt. Da nunmehr dieſe Beſorgniß gehoben iſt, und Ew. Excellenz mich aufs neue Ihrer Gewogenheit verſichert haben, ſo wünſche ich nichts eifriger, als daß Ew. Excellenz demjenigen auch verzeihen, welchem ich ſchon von ganzem Herzen vergeben habe. Möchte er doch ſeine ſtolze und neidiſche Gemüthsart ablegen, um ein guter und glücklicher Menſch zu werden! Ich verharre mit der tiefſten Ehrfurcht

Ew. Excellenz

unterthäniger Diener.

5.

(Von dem ehemaligen Wachtmeister des Rittmeisters, dem dieser eine Thorschreiberstelle verschafft hatte.)

Hochwohlgebohrner Herr,
Hochzuverehrender Herr Rittmeister,

Ew. Hochwohlgeb. haben die Gnade für mich gehabt, mir zu der Erlangung meiner Wünsche beförderlich zu seyn. Ich weiß nicht, womit ich es verdient habe, daß Sie so gütig gegen mich gesinnt sind, und ich sehe nicht ein, wie ich Gelegenheit finden werde, Ihnen jemals meine Dankbarkeit für diese Wohlthat lebhaft zu bezeigen. Ich weiß aber, daß die Empfindungen meines Herzens Ihnen mehr seyn werden, als was ich Ihnen durch Worte sagen könnte, und daß ich es nie vergessen werde, wie viel ich Ihnen schuldig bin. Der ich mit der tiefsten Ehrfurcht verharre

Ew. Hochwohlgeb.

unterthäniger Diener.

6.

Zwei Freunde, die sich wechselseitig zu ihren Beförderungen Glück wünschen, und worin der eine in diesem Briefe für den Glückwunsch des andern seinen Dank abstattet. Der Brief enthält leere Fächer für leere Komplimente, wie tausende seines gleichen.)

Hochedelgebohrner,
Hochzuehrender Herr,

Ich statte Ihnen für Ihren gütigen Glückwunsch meinen ergebensten Dank ab. Es freuet mich,

daß

daß Sie mich noch nicht vergeſſen haben, und an der Erfüllung meiner Wünſche Antheil nehmen. Noch mehr aber freuet es mich, daß ich Ihre Güte erwiedern, und Ihnen ebenfalls zu der Verbeſſerung Ihrer Lage Glück wünſchen kann. Ich ſchätze mich nunmehr doppelt glücklich, da ich weiß, daß ich es nicht allein bin, ſondern daß man auch Ihre Verdienſte erkannt und belohnt hat. Wenn es Ihnen gefällig wäre, unſern Briefwechſel fortzuſetzen, ſo würde es gewiß eine meiner angenehmſten Beſchäftigungen ſeyn, Ihre Briefe zu leſen und zu beantworten. Ich bin

Ihr

ergebenſter Diener.

7.

Hochedelgebohrner,
Hochzuehrender Herr,

Die Pakete, welche Ew. Hochedelgeb. mir überſandt haben, ſind richtig angekommen. Ich bin Ihnen außerordentlich verbunden, daß Sie dieſelben ſo bald an mich beſorgt haben, weil mir ſehr viel daran gelegen war, daß ich ſie je eher je lieber erhielt. Sie ſind ſehr gütig, daß Sie ſo viele Aufträge von mir übernehmen, und ich weiß nicht, wie ich Ihnen dieſe Dienſtleiſtung erwiedern ſoll. Ich wünſche daher nichts eifriger, als Ihnen auf irgend eine Weiſe nützlich zu ſeyn. Wollten Sie mir erlauben, für Ihre hieſigen Angelegenheiten mit Sorge zu tragen, ſo würde ich mir hieraus das größte Vergnügen machen. Von der

bewußten Sache kann ich Ihnen noch keine Nachricht geben, hoffe es aber mit nächsten zu thun. Uebrigens verharre ich mit vollkommener Hochachtung

Ew. Hochedelgeb.

ergebenster Diener.

8.

Verehrungswürdiger Freund,

Wie vielen Dank bin ich Ihnen schuldig, daß Sie mich so liebreich und freundschaftlich vor einem Schritte warnten, wodurch ich mir sehr viele Verdrießlichkeiten würde zugezogen haben! Vergeben Sie es mir, daß ich damals, als Sie mir zuerst diese Warnung ertheilten, so undankbar gegen Ihre gütige Gesinnung seyn, und mich, ohngeachtet Ihrer Vorstellungen, beinahe zu einer Handlung entschließen konnte, die mit den nachtheiligsten Folgen für mich verknüpft gewesen wäre, wenn ich nicht noch zu rechter Zeit meine Uebereilung eingesehen, und meinen Fehler zu verbessern gesucht hätte. Inskünftige werde ich es mir zum unverbrüchlichen Gesetz machen, den Rath eines aufrichtigen Freundes, der mehr Erfahrung hat, wie ich, ohne die mindeste Einschränkung sogleich zu befolgen, wenn derselbe meinen Wünschen auch noch so sehr widerstreben sollte; damit ich durch meine Unbesonnenheit nicht wieder einen Freund beleidige, der es so gut mit mir meint. In Rücksicht dieses Versprechens bitte ich Sie, mir auch in der Folge noch Ihren freundschaftlichen

lichen Rath zu ertheilen, und wage es, mich zu nennen

Ihren

ergebensten
N. N.

(Der Dank scheinet nicht recht von Herzen zu gehen, weil er zu lange Perioden macht: aus eben dem Grunde scheinet auch der gute Vorsatz am Ende, während daß man ihn lieset, schon zu erkalten. Die Worte sind übrigens richtig gesetzt.)

10.

Liebster Freund,

Wie soll ich Ihnen das vergelten, was Sie an mir und meinem Vater gethan haben! Gewiß, das ist mehr, als ich je erwarten konnte. Mein Vater ist also, durch Ihre edlen und menschenfreundlichen Bemühungen beinahe wieder in seinen vorigen Stand gesetzt! Könnte ich Ihnen doch mein ganzes Herz eröffnen, und Sie meine Gesinnung in demselben lesen lassen, so würden Sie sehen, daß es mir unmöglich ist, dieselbe durch Worte auszudrücken. Dieß ist die zuverläßigste Probe von Ihrer Freundschaft, daß Sie sich in der äußersten Noth meiner Sache annahmen. Möchte sich mir doch eine Gelegenheit darbieten, mich für Sie aufzuopfern, mit Freuden würde ich dieselbe ergreifen, um Ihnen zu zeigen, daß Sie Ihre Freundschaft an keinen Undankbaren verschwendet haben. Doch ich weiß, wie edel Sie auch in diesem Falle denken, und wie wenig Sie bei Ihren menschenfreundlichen Handlungen auf den Dank der Person rechnen; darum

breche ich ab, und will nur noch dieses sagen, daß ich ewig seyn werde

Ihr

getreuster Freund.

10.

Werthgeschätzter Freund,

Daß Sie so gütig gegen mich gesinnet sind, freuet mich ungemein, nicht allein um deswillen, daß es mir zum Vortheil gereicht, sondern vorzüglich, weil mir Ihre gütige Gesinnung gegen mich an sich selber schon sehr werth ist. Denn von einem edlen Manne geschätzt und geliebt zu werden, das erweckt mehr Vergnügen, als Geschenke und Wohlthaten von ihm zu erhalten. Möchte ich doch einmal so glücklich seyn, Ihnen persönlich meinen Dank für Ihre Freundschaft abzustatten. Aber wenn ich auch noch so weit von Ihnen entfernet bin, so wird doch mein Herz Sie stets verehren, und nie werde ich es vergessen, daß ein Mann wie Sie mich seiner Freundschaft gewürdigt hat. Auch soll mich das anspornen, mich zu bestreben, daß ich mit jedem Tage Ihrer Freundschaft immer würdiger werde. Ich weiß nun, daß Sie wirklich so edel denken, und so menschenfreundlich, wie ich es immer von Ihnen glaubte, da ich noch nicht das Glück hatte, Ihnen bekannt zu seyn. Sie haben mir selbst die stärkste Probe gegeben. Ich bin mit der größten Hochachtung

Ihr

aufrichtiger Freund.

11.

Werthgeſchätzter Freund,

Ich eile, um Ihnen für den äußerſt wichtigen Dienſt, welchen Sie mir geleiſtet haben, den wärmſten Dank zu ſagen. Wäre ich doch nur einigermaßen im Stande, Ihnen dieſe Freundſchaft zu vergelten! Doch ich will Ihr edles uneigennütziges Herz durch dieſen Wunſch nicht kränken. Und dann wäre es ja auch eine Grauſamkeit zu wünſchen, daß Sie in eben die Umſtände kommen möchten, worin ich mich befand, da ich Ihrer Hülfe bedurfte, blos um Ihnen alsdann Ihre mir erwieſene Wohlthaten in eben dem Maaße wieder vergelten zu können. Lieber will ich Ihnen beſtändig verpflichtet bleiben, als auf eine ſolche Art meiner Pflicht entlediget ſeyn. Rechnen ſie aber in jedem Falle darauf, daß ich, ſo lange ich lebe, mit der innigſten Beiſtimmung meines Herzens ſeyn werde

Ihr

aufrichtigſter und getreuſter
Freund.

(Der Dank iſt ein wenig zu verfeinert; aus Dankbarkeit zu wünſchen, daß ein andrer meiner thätigen Dankbarkeit nie nöthig haben möge, klingt doch immer etwas eigennützig.)

12.

Liebſter Freund,

Ich bin Ihnen ſehr verbunden, daß Sie meinen Auftrag mit ſo vieler Gefälligkeit ausgerichtet haben.

Ich habe die übersandten Bücher alle in gutem Stande erhalten, und bin mit Ihrer Auswahl vollkommen zufrieden. Noch habe ich nicht Gelegenheit gehabt, Ihnen Ihre Dienstleistungen zu erwiedern. Darum wünsche ich nichts so sehr, als eine Gelegenheit, wodurch ich zeigen kann, wie sehr ich sey

Ihr

dienstwilligster Freund.

(Ein kurzes und gutes, sonst aber ganz gewöhnliches Danksagungsschreiben für eine kleine Gefälligkeit.)

13.

Verehrungswürdige Freundin!

Nachdem ich Ihnen und Ihrem würdigen Manne den verbindlichsten Dank für alle mir in D** erzeigte Gewogenheit und Freundschaft abgestattet, so überschicke ich das versprochene Markenkästchen. Es sind Marken von Elfenbein; Sie sollen sich schlechterdings die Finger nicht mehr mit den häßlichen Rechenpfennigen schwarz machen. Ich bin, was die Hände der Frauenzimmer anbetrifft, bis zum Eigensinn delikat, weil sie mit unsern Lippen oft in Kollision kommen; und so sehr ich die häuslichen Tugenden an einem Frauenzimmer schätze, so seh ich sie doch in der Küche nicht gern angreifen; anordnen mögen sie, so viel sie wollen: so oft daher meine Frau aus der Küche kommt, frag' ich: gewaschen? — Aus den Händen meiner Großmutter, Gott hab' sie selig! konnt' ich immer wie aus einem Küchenzettel lesen, was wir auf den Mittag essen würden. Ihrem Andenken hab' ich meine

strem-

ſtrenge Liebe zur Reinlichkeit, und alle Frauenzimmer, die mich umgeben, haben ihr reine Hände zu danken!

Nichts, meine beſte Freundin, wird mir angenehmer ſeyn, als wenn Sie und Ihr würdiger Mann mir zuweilen einige Nachricht von Ihrem beiderſeitigen Ergehen geben, an welchem ich ſo viel Theil nehme, als ob wir ſchon ſeit vielen Jahren uns kennen, und Freunde geweſen wären. Nie werde ich die acht Tage, die ich in D** zugebracht, vergeſſen, und ſie jederzeit mit für die glücklichſten meines Lebens halten, weil ich ſo würdige Leute, wie Sie beiderſeits, habe kennen lernen, und ſtolz genug bin zu glauben, daß ich auch Ihre Freundſchaft und Gewogenheit erobert habe.

Bis jetzt iſt es mir noch immer ſeit meiner Abreiſe von D** ſehr gut gegangen; morgen aber verlaſſe ich Elyſium, und gehe in den Tartarus. Ich verſpreche Ihnen, ſobald ich daraus erlöſet bin, eine ausführliche Geſchichte meiner Schickſale in D. Ich gehe mit aller möglichen kindlichen Liebe und Ehrfurcht gerüſtet dahin, um den ſonderbarſten Handel von der Welt zu ſchlichten.

Ihren würdigen Mann umarme ich, Ihnen küß' ich tauſendmal die Hände, bitte um Ihre beiderſeitige unſchätzbare Freundſchaft, und verſichere, daß ich bis an das Ende meiner Tage mit der vollkommenſten Hochachtung und der wärmſten Freundſchaft ſeyn werde

Ihr

ganz ergebenſter

14.

Beste Tante!

Der abermalige Beweis Ihrer Güte und Liebe für mich, den Sie mir durch das schöne Geschenk der goldnen Armbänder gegeben haben, verpflichtet mich, zur lebhaftesten Dankbarkeit. Ich wünschte im Stande zu seyn, durch thätige Proben zeigen zu können, wie sehr mein Herz Sie verehrt, und wie sehnlich es wünsche, für alle Gütigkeiten, womit Sie mich immerfort überhäufen, erkenntlich seyn zu können. Ein Herz, der zärtlichsten Empfindungen voll, soll das Opfer seyn, das ich Ihnen bringe. Würdigen Sie es anzunehmen. Sie werden sich dadurch überzeugen, daß ich wenigstens wagen darf, mit allen denen im Grade der ehrfurchtsvollsten Hochachtung für Sie zu wetteifern, die Sie Ihre Freunde zu nennen würdigen.

Ganz die Ihrige ꝛc.

15.

Wie soll ich Ihnen wohl meine Erkenntlichkeit für alle Güte beweisen, womit Sie mich unermüdet beehren? Nicht genug, daß Sie mir dann freundschaftliche Gefälligkeiten erweisen, wenn ich Sie darum ersuche, kommen Sie sogar meiner Bitte zuvor, und errathen meine leisesten Wünsche. Wahrlich ich bin glücklich, einen solchen Freund zu haben, der so wenig seines Gleichen auf Erden findet. Und dennoch, theuerster Freund, bekümmert mich auch wieder der Gedanke, daß ich zu tief in Ihre Schuld komme, und nicht im Stande bin, auch nur die kleinste Gefälligkeit erwiedern

dern zu können. Sollte ſich irgend der Fall ereignen, wo ich Ihnen durch einen Freundſchaftsdienſt nützlich werden kann, ſo bitte ich, ganz über mich zu befehlen. Ich hoffe, daß mich einſt das Glück in eine Lage ſetzen wird, wo ich thätiger zu beweiſen im Stande ſeyn werde, wie ſehr ich die Verbindlichkeit erkenne, die ich gegen Sie habe, und wie hoch Sie ſchäzt

Ihr

ꝛc.

Antwort.

Sie ſind mir keinesweges Verbindlichkeiten ſchuldig, beſter Freund; das Vergnügen, Ihnen gefällig ſeyn zu können, iſt ſo groß, daß es mich ſelbſt ſchon hinreichend belohnt, und ich weiß gewiß, daß ich nichts gethan habe, was nicht ein jeder Andrer an meiner Stelle auch gethan haben würde. Die kleinen Gefälligkeiten, die ich Ihnen erzeigen zu können ſo glücklich geweſen bin, verdienen nicht die Hälfte von den Lobſprüchen, die Sie mir in Ihrem Schreiben beilegen. Glücklich ſchäze ich mich, wenn ich im Stande bin, durch ſolche Kleinigkeiten zu zeigen, daß ich fähig bin, Ihre Verdienſte zu ſchäzen. Gern werde ich die Gelegenheit ergreifen, Sie durch wichtigere Dienſtleiſtungen von dem Eifer meiner Freundſchaft für Sie zu überzeugen. Ich bin ꝛc.

16.

Die Güte, mit welcher Sie mich, während meines Aufenthaltes in T. aufgenommen haben, iſt mir in zu lebhaftem Andenken, als daß ich noch länger

An-

Anstand nehmen könnte, Ihnen meine Erkenntlichkeit dafür zu bezeigen. Wenn Sie mir also eine gewisse Probe geben wollen, daß Sie noch dieselbe gütige Gesinnung gegen mich hegen, so bitte ich Sie, Madam, mir die Ehre zu erzeigen, diese Repetiruhr welche ich Ihnen schicke, anzunehmen. Ob dies gleich kein Ihrer würdiges Geschenk ist, so hoffe ich doch, Sie werden es von einer Person nicht ausschlagen, die Sie mit so vielen Höflichkeiten überhäuft haben. Bewilligen Sie mir noch diese letzte Gewogenheit, und ich habe die Ehre, mich mit der größten Hochachtung zu nennen u. s. w.

17.

Von Dankbarkeit lebhaft durchdrungen, und von Freude gerührt, danke ich Ihnen für Ihr gegebenes tröstendes Versprechen, daß Sie mich aus meinem Elend erretten wollen, und für die acht Louisd'or, die Sie mir überschickt haben. Sie konnten nicht gelegener kommen, um mich aus der größten Verlegenheit zu befreien. Aus Besorgniß, Sie zu ermüden, sage ich Ihnen nicht alles, was mein Herz empfindet. Ich schmeichle mir, daß die Neigung Ihres Herzens sich zu meinem Vortheil verändert hat, und versichere Sie, daß ich dieß durch die Gesinnungen der Dankbarkeit verdiene, mit denen ich die Ehre habe, hochachtungsvoll zu seyn, u. s. w.

Glückwünschungsschreiben.

Um jemanden im Ernst Glück zu wünschen, ist es nöthig, daß man von demjenigen, wozu man ihm Glück wünscht, einen deutlichen Begriff habe; dann wird man auch leicht Ausdrücke finden, worin man seine Gedanken einkleidet.

Um ein Glückwünschungsschreiben gehörig abzufassen, muß man sich in die Stelle desjenigen versetzen, an den man schreibt, und dasjenige herauszuheben suchen, was ihm selbst bei seiner Glücksveränderung am angenehmsten seyn muß.

Als z. B. daß er sein Glück nicht dem Zufall, sondern seiner Rechtschaffenheit, seinem Eifer in seinem Beruf, oder seiner erworbenen Geschicklichkeit, u. s. w. zu danken habe. Hat er es aber dem Zufall zu danken: daß der Zufall oder das Glück selbst sein Verdienst belohnt habe, u. s. w.

Man wird auf die Weise bei demjenigen, an welchen man schreibt, immer mehr Interesse für seinen Brief erwecken, wenn man die Umstände vorzüglich ins Licht setzt, wodurch das Glück für den, welchem es zu Theil geworden ist, selbst einen hohen Werth erhält.

Eine besonders gute Wirkung thut die Darstellung der Schwierigkeiten, welche mit der Erlangung des Glücks verknüpft waren, und die man nicht vergessen muß zu berühren.

Auch muß man das Glück nie zu sehr erheben, weil dieß nicht anders als auf Kosten der Person geschehen kann, sondern man muß es gerade ihrem

Werth

Werth angemessen finden, wenn man mit seinem Glückwunsche etwas Angenehmes und Gefallendes sagen will.

Doch muß man die Vorstellung von dem Glück auch nicht verringern, um der Person, die es betroffen hat, ihre Freude daran nicht zu verderben.

Dieß sind, wie sich von selbst versteht, bloße Höflichkeitsregeln, die nur dann anwendbar sind, wenn es mehr um Worte, als um die Sache zu thun ist, und der ganze Brief im Grunde nichts weiter, als ein Kompliment enthalten soll.

Schreibt hingegen ein Vater an seinen Sohn, ein Freund an seinen Freund im eigentlichen Sinne des Wortes, so siehet ein jeder leicht ein, daß es bei dem Glückwunsche darauf ankomme, die Sache selbst in ihr gehöriges Licht zu stellen; daß man seinem Freunde nur in so fern seine Theilnehmung an seinem Glück bezeigt, in so fern man es für ein wahres Glück für ihn hält, und ihm die irrigen und schädlichen Vorstellungen, die er selbst davon haben könnte, benimmt, es mag ihm dieß auch so unangenehm seyn, als es wolle.

Sobald aber das Unangenehme, was ich jemanden sagen muß, ohne Nutzen für ihn, und mir zum Schaden seyn würde, so sage ich ihm lieber das Angenehme; aber doch ohne kriechende Schmeicheley, indem ich irgend eine Seite heraussuche, wo ich ihm mit Wahrheit etwas Angenehmes sagen kann, und das Unangenehme nur verschweigen darf.

Man kann leicht im bloßen Ausdrucke gegen die Höflichkeit Fehler begehen, wenn man z. B. wünscht,

daß

daß das Glück von langer Dauer seyn möge, und dasselbe von der Art ist, daß der Besitzer es bald mit einem bessern Glück zu vertauschen wünschen muß; oder wenn man jemanden eine noch höhere Ehrenstelle wünscht, der schon auf derjenigen steht, worauf er nur irgend in seinem Leben Rechnung machen konnte. — Im erstern sowohl als im andern Falle, würde unser Glückwunsch eher etwas Beleidigendes als Schmeichelhaftes haben, und seiner Wirkung verfehlen.

1.

Liebste Schwester,

Seit jenem glücklichen Tage, da Du mir, gleich der jungen aufbrechenden Rose, zum erstenmale entgegen lächeltest, da mir Dein sanftes, himmelvolles Auge die Freundschaft weißagte, die jetzt das Glück meines Lebens ist, bei der uns schon so manche Freude schöner ward, so manche melancholische Stunde schneller verschwand, an dem meine Karoline, beseelt von schwesterlicher Liebe, stolz auf die geliebte Schwester, mich, entzückt von Deiner Anmuth, zu Dir führte, und mir in Dir, Augusta, die Wonne ihres Herzens, den Liebling der Grazien, den hoffnungsvollen Keim der liebenswürdigsten weiblichen Vollkommenheiten zum erstenmale zeigte; da schwur ich in meinem Herzen das Gelübde: Ihr Glück sey mir so theuer, als Karolinens Glück, ein unauflösliches Band der reinsten Freundschaft verbinde unsre gleichgestimmten Herzen auf

ewig!

ewig! — Oft hob ich einen thränenvollen Blick empor zum Himmel, wenn ich Dich so, mit allen Reizen der Jugend geschmückt, theilnehmend an jedem unsrer Schicksale, neben uns auf der Bahn der Tugend mit fortwandeln sah; sah, wie die rauschende Freude der großen Welt vergeblich nach Dir haschte, vergeblich Neid und Freundschaftschimmernde Falschheit Dich aus unsern Armen lockte, Deine jugendliche Unerfahrenheit bey allen glänzenden Lockungen unverblendet, Deine Freundschaft bei jeder Prüfung unerschüttert blieb; Deine weiche Seele jedem guten Eindrucke offen, selbst in dem Wachsthume schon die seitensten Früchte trug, — und — flehte Segen herab auf Dich! — O, meine theure Augusta, sieh, wie ich nun heute jenes Gelübde in der zärtlichsten Theilnehmung an Deinem Glücke erfülle, wie alle jene Segnungen, die ich vom Himmel erbat, heute auf Dich herniederschweben! — Heute, an dem heiligsten Tage meines Lebens, liegst Du mit mir zugleich vor Gott, empfängst an meiner Seite den tugendhaften edlen Mann, an dessen Herz das meinige schon seit vielen Jahren mit warmer Freundschaft hing, mit dem ich in den blühendsten Jahren unsers Lebens zu den Tempeln der Weisheit wallte, wo ich ein Zeuge seiner täglichen Opfer war, in dessen Geiste Du so viele Quellen finden wirst, noch mehrere Vollkommenheiten zu schöpfen, in dessen Umgang Dir die Natur eben so reitzend, die Kunst eben so schön, jede gesellige Freude doppelt empfindbar, wie in unserm Umgange, seyn wird. Ueber diesen Anblick muß meine Seele ganz von Dank und Freude durchdrungen seyn. Zwar mußt Du Dich bald

von

von uns trennen, und wohl — wäre uns besser, wenn Du nicht müßtest — aber geh — geh getrost! Du gehst in die Arme des Mannes, dem Du alles bist, in das friedsame Haus, das ich nie ohne Vergnügen betrat, stets ungern verließ. Du wirst dort eine Mutter finden — ach, Augusta, eine Mutter — die alles ist, was Du Dir je verehrungswürdig denken kannst. Ihre erste Umarmung wird Dir sagen, was Du in ihr hast. Unsere heißen Thränen nimmst Du auf blühenden Wangen als Opfer unserer ewigen Liebe mit, jeder unserer Gedanken an Dich wird Freude an Deinem Wandel seyn, jeder sehnsuchtsvolle Blick nach der glücklichen Gegend, wo Du lebst, Dir Segen und Gutes von uns bringen; und an Deinen Armen behalte die theuren Bande, die der Tag Johannis, der unsern Herzen stets heilig bleibt, unter uns gestiftet, die theuren Bande, an denen wir uns, trennt uns auch der Tod, in der Ewigkeit wieder erkennen werden.

2.

Theuerster Freund,

Es giebt so manche Dinge in der Welt, verderbt durch Zufälligkeiten; und unter diese Gattung hab' ich von jeher unsre Gelegenheitsgedichte gerechnet. Die besten Dichter der Römer und Griechen schämten sich ihrer nicht, und ihre vorzüglichen Arbeiten gehören hieher. — Aber wie sehr haben wir sie herabgewürdigt! Wie sehr sie zum geringsten Modeartikel gemacht, gereimt, gesungen und geleiert, bis beinahe nichts mehr übrig blieb, und bis der Mann von irgend

einigem Kopf sich scheuen mußte, Einkleidungen für ein Ding zu ersinnen, das doch morgen oder übermorgen vergessen da liegt.

Ich läugne es nicht, auch ich kenne keine undankbarere, drückendere Mühe; aber dennoch bin ich weit entfernt, das ganze Geschlecht zu verdammen. Feste unsrer Freunde verdienen allerdings Freude; aber ob wir sie durch Glückwünsche, oder durch Zueignung entfernter Gedichte, oder durch irgend eine andre Schrift ihnen bezeigen, das, dächt' ich, sollte ihnen gleichgültig seyn. Wiegt nicht hier der gute Wille die That auf?

Aus dieser Ursache werd' ich, dem heute seine Mitgenossen, vielleicht wider Verdienst, das Amt zu reden aufgetragen, Sie nicht mit Glückwünschen gewöhnlicher Gattung beschweren. Sie erhalten gewiß so manchen schriftlichen und mündlichen, daß ich Scheu trage, mich unter diese Menge zu wagen. — Man muß Saul, der Sohn Kis seyn, wenn man unter Israel hervorragen will.

Wie? wenn ich Ihnen daher an Vergütungsstatt einige kleine Geschichtchen, aus einem zweifelsohne noch unbekannten Werklein, aus den Annalen von Paphos erzählte. Einen Verliebten, wie Sie, muß ja alles interessiren, was aus Paphos kömmt.

Wo ich das Buch herhabe? In welcher Sprache seine Urschrift? Wer sein Verfasser war? Ob das Rückständige besser oder schlechter sey? Freilich sind das alles Fragen, die mir viel Schwierigkeit machen würden, wenn man sie mir der Beantwortung halber vorlegte. Aber wer fragt viel nach Kleinigkeiten?

Zu

Zumal an einem Tage, so der Freude, so des Glückes ganz voll. Ich bin u. s. w.

3.

Empfangen Sie meine lebhaftesten Glückwünsche zu Ihrer Vermählung mit der Demoiselle B. Glücklich werden, glücklich müssen Sie seyn, denn Sie haben das Ziel erreicht, wonach Sie so eifrig strebten. Wahrlich, mein Theuerster, Ihre Beständigkeit ist auf harte Proben gestellt worden, und auch Sie können mit Wahrheit sagen: keine Rose ohne Dornen!

Alles ist nun überwunden, Ihre Treue wird durch den Besitz eines Weibchens belohnt, die, über alles Lob erhaben, Ihnen die Erde zum Elysium machen wird. Darf ich Sie bitten, mich Ihrer Frau Gemahlin als eine alte Freundin bestens zu empfehlen.

Glücklich werd' ich mich schätzen, wenn Sie beide von der vollkommensten Hochachtung und Freundschaft überzeugt sind, mit welcher ich bin u. s. w.

4.

Mit dem lebhaftesten Vergnügen, mein theurer Freund, habe ich die Nachricht von Ihrer wichtigen Erbschaft gehört, und nehme an Ihrem Glücke den größten Antheil. Ihre Entschuldigung, weshalb Sie bis jetzt ehelos leben mußten, fällt nun weg, und es ist billig, daß Sie sobald als möglich darauf denken, Ihr Glück mit einem liebenswürdigen Weibchen zu theilen. Ein Mann wie Sie, mein Theuerster, kann in den besten Häusern, und aus den besten Häusern

die Beste, das heißt, die Gebildetste, an Kopf und Herzen Schönste wählen. Geben Sie mir daher ja recht bald Gelegenheit, Ihnen zur getroffnen Wahl Glück wünschen zu können. Glauben Sie es einem Manne, der aus Erfahrung spricht: das größte Glück der Welt ist eine wohlgerathene Ehe. Der Hagestolz lebt wirklich nur halb.

Und sind Sie dann glücklich im Genuß des Reichthums und der Liebe, die mehr als jedes Erdengut beglückt, so vergessen Sie nicht

Ihren

ꝛc.

5.

Daß ich an Allem, was Sie betrifft, den lebhaftesten Antheil nehme, davon sind Sie gewiß überzeugt, mein Theuerster. Sie können also denken, wie viel Freude mir der Brief gemacht hat, der mich von der Wiederherstellung Ihrer Gesundheit benachrichtiget.

Nun aber bitte ich Sie auch, Ihr theures Leben durch zu angestrengte Arbeit nicht mehr einer solchen Gefahr auszusetzen, und Ihren Freunden so vielen Kummer zu machen. Ich weiß, wie viel Vergnügen Sie aus Ihrer rastlosen Thätigkeit schöpfen, allein es ist nothwendig, daß Sie dieses Vergnügen etwas einschränken, damit nicht die Welt zu früh durch Ihren Verlust leide. Könnten die aufrichtigsten Wünsche für Ihr Wohl Sie der Welt noch ein Jahrhundert erhalten, so würde ich gewiß nicht der letzte unter ihren Freunden seyn, dem die Welt dieses Glück verdankte.

Hochachtungsvoll habe ich die Ehre zu seyn u. s. w.

6. Hoch-

6.

Hochedelgebohrner,
Hochzuehrender Herr Magister,

Zu lange lasse ich Sie, mein nunmehr wieder recht sehr werther Freund, auf meine Antwort warten. Mein Herz hat nicht Schuld. Das nimmt den wärmsten Antheil an Ihrem Glück, und hat sich, bei der allererſten Nachricht davon, in die theilnehmendste Dankbarkeit gegen Gott ergossen, der Sie so wohlthätig geführt hat. — Aber es ist nun mein Schicksal, daß ich meinen Freunden als ein äußerst nachlässiger Korrespondent bekannt bin, und Sie, werther Freund! da Sie sich meiner Geschäfte und der damit zu oft verbundenen Zerstreuungen noch erinnern können, werden, hoffe ich, nicht abgeneigt seyn, mein Fürsprecher bei sich selbst zu werden, und mich so gut als möglich zu entschuldigen. Ihr Herr Vater sowohl, als Herr S. wissen es, wie lebhaft ich mich über Ihr so glücklich verändertes Schicksal gefreuet habe. Ich habe alles was ich gekonnt habe, gethan, um die Nachricht davon so viel möglich zu verbreiten, und die mir zugesandten Produkte Ihres fruchtbaren Genies auszutheilen. Als ich von Ihrem Herrn Vater zu allererst die Nachricht von Ihren veränderten Glücksumständen erfuhr, und Herrn B's Programm von Ihrer Einführung zum Schullehrer mich an der Gewißheit nicht mehr zweifeln ließ, eilte ich damit sogleich zu Sr. Durchl. den Prinzen C., um Höchstdieselben zu benachrichtigen, daß Höchstdero an Sie gewandten Wohlthaten nun nicht weggeworfen wären, und Se. Durch-

lancht nahmen Theil daran, so wie Höchstdieselben die Ihnen gedruckte zugeeignete Rede sehr gnädig aufgenommen haben. Ich habe den Auftrag, Sie, mein werther Freund! im Namen unsers Prinzen Durchl. Dero Gnade zu versichern.

Ist Ihnen meine Freundschaft nicht ganz gleichgültig, und nach Ihren Aeußerungen scheint sie es Ihnen wenigstens nicht zu seyn, so versichere ich Sie davon mit dem aufrichtigsten Herzen. Sie haben dazu meine ganze Hochachtung. Lassen Sie mich von Ihrem fernern Ergehen zuweilen gefälligst etwas wissen, ich verspreche Ihnen promptere Antwort. Dann will ich Ihnen auch von einigen wahrscheinlichen Veränderungen, die unserer Schule bevorstehen, schreiben, wenn sie sich mehr entwickeln werden. Daß Herr S. itzt als Prediger in G. stehe, wissen Sie vielleicht schon von Herrn R. Am vorigen Montage wurde hier an die Stelle des sel. Herrn Pastor L. der Herr Pastor E. von J. erwählt. Der Herr Hof-Kaplan S. hatte nur dreizehn Stimmen weniger.

Wenn dieser Brief die heutige Post nicht noch verfehlen, und durch Aufschub nicht in Gefahr gerathen soll, noch länger verspätet zu werden, so darf ich daemal nichts mehr hinzusetzen, als nur noch einmal die Wiederholung meiner völligsten Hochachtung und wärmsten Freundschaft, womit ich die Ehre habe zu seyn,

Ew. Hochedelgeb.

ergebenster Diener.

7.

Liebster M*,

Schon lange habe ich gewünscht, etwas von Deinem Aufenthalte und Schicksalen zu erfahren; ich danke Dir, bester Bruder, deß Du wider mein Vermuthen meine Wünsche befriedigt hast. Dein Brief giebt mir einen überzeugenden Beweis von Deinen guten Gesinnungen gegen mich, und ist mir eben daher so werth, daß Du mir nichts besseres hättest schicken können. — Du bist glücklich geworden — wer könnte sich hierüber wohl mehr freuen, als Dein W...scher Freund, der so oft wonnevolle und traurige Augenblicke mit Dir theilte? Erinnere Dich, mein Bester, oft, sehr oft dieser Augenblicke, und Du wirst dadurch das sicherste Verwahrungsmittel gegen die Vergessenheit haben, Du wirst oft an mich zurückdenken, und mancher von uns durchlebte Tag wird für Dich etwas Angenehmes enthalten. — In W. sind seit Deiner letzten Abwesenheit mancherlei Veränderungen vorgefallen; die, welche für Dich am merkwürdigsten sind, sollst Du jetzt lesen: F* befindet sich unter den B*schen Husaren; jetzt dient er, laut seiner eigenen Nachrichten, die B* von ihm erhalten hat, als Junker, und steht ohnweit B. Die Ursache dieser Veränderung siehst Du leicht ein, es mangelte ihm seit langer Zeit am Gelde, und sein Vormund war nicht geneigt, ihm zu helfen. — K* steht als Gemeiner mit vorgedachtem unter einerlei Regiment. K* hat jedermann, der seinen Geist und seine feinen Empfindungen kannte, bemitleidet. Er war so wenig für den Krieg gebohren, desto mehr aber für den Staat.

So sehr ich ihm auch wünschte, sein Glück in seiner gegenwärtigen Lage zu machen, so sehr hat ein jeder Ursache, daran zu zweifeln, der mit der Verfassung der p . . schen Militärdienste bekannt ist. Der gute B* ist noch hier — der Lutherebrunn vereinigt uns oft mit einander. Dieser verdient es vorzüglich, daß Du ihm schreibst, denn er hat sich immer nach Deinen Umständen erkundigt, da ich ihm noch nichts davon sagen konnte; jetzt, da ich es kann, zeigt er die wärmste Theilnahme an Deinem Glücke. — B*, dem in Wittenberg kein glücklicher Stern erscheinen wollte, ging verwichene Michaelis von hier nach Hause; ich habe von ihm noch nicht die geringste Nachricht, wo er hingekommen seyn mag. — Noch etwas weniges, ehe ich schließe! Unter dem hier stehenden fliegenden Chore von p...schen Feldscherern und den Studenten sind verschiedene Streitigkeiten vorgefallen, die oft thätlich geworden sind. Zur Zeit ist die Ruhe wieder hergestellt. — Ich habe ein unbeschreibliches Verlangen, bald wieder etwas von Dir zu lesen, um die Ausführung Deines Plans zu erfahren. Befriedige mich ja bald, niemand wünscht dies mehr, als

Dein

getreuster Freund und
Bruder.

II.

Hochedler,
Hochzuehrender Herr Magister,

Hier ist der Magisterhut nebst vielen Glückwünschen. Unser D* hat so viel zu thun, daß er mir

das Diploma vorige Woche nicht drucken konnte, und auch gestern erhielt ich's so spät, daß mir's mit der Post fortzuschicken unmöglich war, und wenn sich heute nicht die ausserordentliche Gelegenheit gefunden hätte, das Absenden erst künftigen Posttag würde geschehen können. Das versprochene Manuscript bitte ich nicht zu vergessen. Ich verharre mit vieler Hochachtung

Dero

ergebenster Diener.

9.

(Ein steifer und pedantischer Glückwunsch.)

Hochedler, Hochachtbarer,
Hochwohlgelahrter Herr Magister,
Insonders werthgeschätzter Freund!

Wie habe ich mich gefreut, da ich hörte, daß Dieselben eine Versorgung in Berlin bekommen hatten, und wie erstaunte ich, da ich Ew. Hochedlen als Bürger in der gelehrten Welt sahe! Ich gratulire zu beiden! Ist das der Anfang? wie wird es endlich werden! — „Nun wo sind Sie denn?" Ich habe die Universität Wittenberg verlassen, wo ich mich immer noch an die alte Freundschaft mit Vergnügen erinnere, und bin zu meines Vaters Haus zurückgekehrt. — Ich habe mein Unterkommen gesucht, aber — noch nicht gefunden; so gehet es dem armen Pilgrim! Soll ich meine Zeit zu Hause zubringen? Dieß gehet auch nicht an. Es ergehet also an Ew. Hochedlen mein gehorsamstes Bitten, da Dieselben schon eine geraume Zeit

in Berlin sind, und hoffentlich schon eine gute Bekanntschaft haben müssen, ob Ew. Hochedlen mir nicht zu einer Kondition als Informator oder Sekretär beförderlich seyn könnten. Mein Wissen ist zwar Stückwerk! Kein Musikus, kein Franzose, kein Poet bin ich nicht! Aber Unterricht in der Religion, Latinibus, schöne Wissenschaften, wenn Sie dieß heißen, wie ich meine Gedanken fein ausdrücken soll, auf Gedanken kommen, das Schöne in den Werken des Geschmacks zu finden, und es zu beurtheilen, u. d. gl. getraue ich mir zu geben. Ich habe das freundschaftliche Zutrauen, wenn es Denenselben möglich ist, gewiß für mich zu sorgen. Ich werde es jederzeit mit dankbarem Herzen erkennen. Mein Aufenthalt ist itzt in S. bei Z. unweit H. Ew. Hochedlen, wenn Dieselben an mich schreiben, werden so gütig seyn, und mir mit melden, wer itzt in B. im Consistorio examinirt, ob das Examen zu einer gewissen Jahreszeit geschiehet, oder jederzeit, so oft jemand kommt? ferner, ob niemand um ein Amt anhalten darf, er sey denn zuvor pro candidatura examiniret; endlich von der Methode bei dem Examen dieser Männer. Uebrigens bin ich mit aller Hochachtung

Ew. Hochedlen

gehorsamster Diener.

10.

Es kann Ihnen, mein Werthester, weder Gutes noch Schlimmes begegnen, woran ich nicht den lebhaftesten Antheil nehme. Sie können daher selbst schließen, wie groß meine Freude über die Wiederher-

stellung

stellung Ihrer Gesundheit ist. Meine Freundschaft für Sie ist zu warm, als daß ich sie Ihnen bei einer Gelegenheit wie diese, nicht auf das Lebhafteste bezeugen sollte. Sorgen Sie für Ihre Gesundheit, ich bitte Sie, damit Sie Ihre Freunde nicht länger beunruhigen. Wenn es nur an Wünschen für Ihre Erhaltung fehlte, so könnten Sie überzeugt seyn, daß niemand dieselbe feuriger wünschen kann, als derjenige, welcher mit der vollkommensten Aufrichtigkeit sich nennen darf,

Ihren

Freund.

11.

Ein Sohn wünscht seinem Vater zum Neujahrstage Glück.

Da es keinen Menschen in der Welt giebt, dem ich mehr verpflichtet, und mehr Hochachtung schuldig wäre, als Ihnen; so würde ich höchst undankbar, und selbst der Benennung eines Sohnes unwürdig seyn, wenn ich Ihnen nicht bei dem Anfange dieses Jahres meine tiefste Ehrfurcht und Erkenntlichkeit für Ihre Liebe zu bezeigen suchte. Nehmen Sie also, theuerster Vater, die feurigsten Wünsche für Ihre Gesundheit und vollkommne Wohlfahrt, von Ihrem Sohne an. Ich werde nicht aufhören, Gott zu bitten, daß er Ihr, mir so theures Leben bis zu dem spätesten Ziel verlängere. Auch bitte ich Sie, versichert zu seyn, daß ich mich mit jedem Tage aufs neue bestreben werde, mich Ihrer Liebe immer würdiger zu machen, und durch Gesinnungen der zärtlichsten Zueignung, Sie von

der

der vollkommensten Ehrfurcht zu überzeugen, womit ich bin

Ihr

gehorsamer Sohn.

12.

Wohlgebohrner,

Hochzuverehrender Herr Kriegsrath,

Ich nehme mir die Freiheit, Ew. Wohlgebohren zu der Wiederkunft Ihres Herrn Sohnes Glück zu wünschen. Mit Vergnügen erinnere ich mich an die Zeit, wo Sie mir seine erste Bildung anvertrauten, und mich mit Ihrer Gewogenheit beehrten, die mir immer unschätzbar bleiben wird. Sie verdienen ein so glücklicher Vater zu seyn, und einen Sohn zu haben, der Ihrer so würdig ist, und Ihnen so viele Freude macht. Ich nehme den aufrichtigsten Antheil an Ihren frohen Empfindungen, und wünsche Ihnen ein langes Leben, damit Sie noch lange die Freude haben mögen, Ihre Kinder glücklich zu sehen, und von ihnen auf das zärtlichste geliebt zu werden. Ich bin mit der größten Hochachtung

Ew. Wohlgebohren,

gehorsamster Diener.

13.

Hochedelgebohrner,

Hochzuverehrender Herr,

Mit innigem Vergnügen erfahre ich, daß Ihr Herr Bruder sich in Amerika befindet, und vor kurzem

zem daselbst ein groſses Glück gemacht hat. Was muß Ihnen diese Nachricht für Freude verursacht haben! in so langer Zeit hatten Sie nichts von ihm gehört, und erhalten nun wieder alles Vermuthen die besten Nachrichten von ihm. Auch ich nehme den lebhaftesten Antheil an seinem Glück. Melden Sie ihm doch dies, sobald Sie an ihn schreiben; vielleicht erinnert er sich auch meiner, und der angenehmen Stunden, welche wir in H. mit einander zugebracht haben. Ich verharre mit groſser Hochachtung

Ew. Hochedelgebohren

ergebenster Diener.

14.

Wohlgebohrner,
Hochzuverehrender Herr Kriegsrath,

Ich wünsche Ihnen zu der Beförderung Ihres Herrn Sohnes von ganzem Herzen Glück! und nehme an Ihrer Freude darüber den aufrichtigsten Antheil. Ihrem Herrn Sohne wünsche ich nicht sowohl zu seinem Amte, als vielmehr dem Amte zu Ihrem Herrn Sohne Glück! Sehr früh hat derselbe schon das Ziel erreicht, wonach die meisten so lange streben müssen, ohne es jedoch immer zu erreichen. Allein er hat auch so eifrig darnach gestrebt, wie es gewiß von wenigen geschieht. Sein unermüdeter Fleiß, womit er sich die edelsten Kenntnisse zu erwerben suchte, und seine dadurch erlangte Geschicklichkeit machten ihn vollkommen des Glückes werth, das auf ihn wartete. Versichern Sie ihn deswegen meiner vollkommensten Hochachtung,

achtung, und erlauben Sie, daß ich mich mit den aufrichtigsten Gesinnungen nennen darf,

Ew. Wohlgebohren

ergebensten Diener.

15.

Hochzuehrender Herr,

Mit der innigsten Theilnehmung erhielt ich heute vor acht Tagen die angenehme Nachricht, daß Ihnen endlich ihr Wunsch noch wieder alles Verhoffen gewährt ist. Gewiß würde es mich sehr geschmerzt haben, wenn dieses nicht geschehen wäre. Nunmehr bin ich mit der Welt wieder ausgesöhnt, weil sie Ihnen Gerechtigkeit hat wiederfahren lassen. Wie freue ich mich, daß Sie nun aufs neue vergnügt und glücklich seyn, und heitere Tage erleben werden. Ich erwarte nun sehnlich einen Brief von Ihnen, worin Sie mich mit der glücklichen Veränderung Ihrer Umstände noch näher bekannt machen; indeß verharre ich mit wahrer Hochachtung

Ihr

ergebenster Diener.

16.

Wertheſter Freund,

Mit der lebhafteſten Freude vernehme ich, daß Sie glücklich in B. angekommen ſind, und Ihre Abſicht ſo gut Sie es nur wünſchen konnten, erreicht haben.

Dieſe

Diese Freude wird aber sehr durch den Gedanken verbittert, daß Ihr Verlust für uns nur desto gewisser ist, je besser Ihre dortigen Aussichten sind. Trösten Sie uns nur über Ihre Abwesenheit dadurch, daß Sie die Briefe Ihrer Freunde beantworten, die Sie noch immer hochschätzen, und sich über jedes Glück, das Ihnen wiederfährt, gemeinschaftlich freuen. Berichten Sie uns doch mehr von Ihrer gegenwärtigen Lage, und schreiben Sie uns ja recht oft; denn ein jeder Brief von Ihnen giebt uns zu den angenehmsten Gesprächen Veranlassung, wo wir uns von Ihnen unterhalten, uns an die glücklichen Tage, die wir mit einander verlebten, und an jedes kleine Vergnügen, daß wir mit einander theilten, lebhaft wieder erinnern, und dann unsre Wünsche vereinigen, daß Sie immer so glücklich seyn mögen, wie Sie es verdienen. Verachten Sie unsre Bitte nicht, und vergessen Sie nicht einen

Ihrer

aufrichtigsten Freunde.

17.

Hochedelgebohrner,
Hochzuehrender Herr,

Es that mir sehr leid, daß Ihr Freund schon abgereiset war, als ich Ihren Brief erhielt. Gern hätte ich ihm die Nachricht von seinem Glücke zuerst gemeldet, und mir das Vergnügen gemacht, ihn zu überraschen. Ich habe ihm aber wenigstens sogleich einen Brief nachgeschickt, worin ich ihm den ganzen Verlauf

der Sache kurz berichtet habe, und wo Sie mir nicht zuvorgekommen sind, so bin ich gewiß der erste, von dem er es erfährt. Auch ich nehme so aufrichtigen Antheil daran, wie Sie, ob gleich meine Freundschaft jünger ist. Ich verharre mit großer Hochachtung

Ew. Hochedelgeb.

ergebenster Diener.

18.

Hochedler,
Hochzuehrender Herr und Freund,

Sie hätten mir nichts Angenehmeres schreiben können, als die Nachricht von Ihrer weitern Beförderung, zumal an einem Orte, wo Sie vielerlei Gelegenheit finden werden, Ihr Glück immer mehr und mehr zu befestigen. Ich habe schon lange gewünscht, Sie so glücklich zu sehen, wie Sie es verdienen, und es freuet mich jetzt, daß man Ihre Brauchbarkeit eingesehen, und Ihnen gerade solche Beschäftigungen angewiesen hat, wozu Sie immer am meisten Neigung bezeigt haben. Ich wünsche Ihnen zu dieser vortheilhaften Veränderung von ganzem Herzen Glück, und nehme den lebhaftesten Antheil an Ihrer Zufriedenheit mit Ihrer jetzigen Lage. Das trägt sehr viel zu meiner Glückseligkeit bei, daß ich nun beinahe die meisten meiner Freunde um mich her versorgt und glücklich sehe.

Ihr

ganz ergebenster.

18. Hoch-

19.

Hochehrwürdiger,
Hochzuverehrender Herr Prediger,

Mit dem innigsten Vergnügen vernehme ich, daß Ew. Hochehrwürden nunmehr völlig wieder hergestellt sind. Wie sehr habe ich Sie bedauert, als ich hörte, daß Sie so gefährlich krank wären! Jetzt aber muß ich Ihnen meine theilnehmende Freude zu erkennen geben. Von ganzem Herzen wünsche ich Ihnen nun eine desto dauerhaftere Gesundheit, nachdem Sie eine so schwere Krankheit glücklich überstanden haben. Ich bin mit der vollkommensten Hochachtung

Ew. Hochehrwürden

ergebenster Diener.

20.

Liebster Freund,

Wie sehr bedaure ich Sie, daß Sie zu Ihrer Reise so schlechtes Wetter gehabt haben. Gewiß, ich habe recht oft an Sie gedacht, als es so stark bei uns regnete: Sie konnten damals nicht über zwei Meilen weit von uns entfernt seyn, und waren gerade mitten in der Heide. Ich wünschte immer, daß Sie doch nur ein Dorf erreicht haben möchten, damit Sie doch unter Dach gekommen wären, und dann war ich wieder unwillig, daß Sie auch grade auf einem offenen Postwagen fahren mußten. Doch das werden Sie ja wohl alles überstanden haben, und auf Ihrem Zimmer ganz trocken sitzen; indem Sie aber meinen Brief lesen,

werden Sie sich an alle die Mühseligkeiten wieder zurück erinnern, und nun noch einmal so froh seyn, daß dieselben überstanden sind. Schreiben Sie mir aber ja bald, damit ich gewiß weiß, ob Sie auch gesund und wohl angelangt sind. Denken Sie auch zuweilen an

Ihren

aufrichtigen Freund.

(Von einem kleinen Knaben.)

21.

Werthgeschätzter Freund,

Wie glücklich schätze ich mich, daß ich Sie noch so nennen darf! Sie erinnern sich also wieder an unsere glücklich durchlebten Jugendjahre zurück, und haben die Freunde Ihrer Kindheit noch nicht vergessen. Ihr gütiges Geschick ist nicht fähig gewesen, Sie stolz zu machen: um so viel mehr muß ich Sie nun verehren und bewundern, nachdem Sie auch diese Probe ausgehalten haben. Kommen Sie doch noch einmal zu uns zurück, um sich an die Vergangenheit zu erinnern, den Ort, wo wir als Kinder spielten, wieder zu besuchen, jedes Vergnügen, was Sie damals empfanden, noch einmal zu schmecken: manche von den Gespielen unserer Jugend sind nicht mehr, aber einige von ihnen werden Sie jetzt antreffen. Sie alle freuen sich über Ihr Glück, und wünschen nichts mehr, als Sie noch einmal hier zu sehen. Ich weiß, wenn es Ihnen irgend möglich ist, so werden Sie unsern Wunsch gewiß

gewiß erfüllen. Ich bin mit wahrer Hochachtung

Ihr

aufrichtiger Freund.

22.

Werthgeschätzter Freund,

Welch ein unerwartetes Vergnügen war es mir, als ich den sehnlich gehofften Brief erhielt, worin Sie mir eine Beschreibung von Ihrer Reise geben. Wie oft habe ich für Sie gezittert, wenn ich Sie in der größten Gefahr erblickte, und wie wurde mein Herz erleichtert, wenn ich Sie wieder davon befreit sahe. Auch an Ihren mannichfaltigen Beschwerlichkeiten habe ich den lebhaftesten Antheil genommen, und mich am Abend, wenn Sie in die Herberge kamen, mit Ihnen erquickt. Wie oft hätten wir Sie nicht verlieren können, wenn nicht eine besondere Vorsehung über Sie gewacht hätte. Je größer aber die Gefahr gewesen ist, worin Sie schwebten, desto mehr freue ich mich nun, daß Sie dieselbe überstanden haben, und völlig wieder unser sind. Ueber alles freut es mich, daß Sie während Ihrer langen Reise noch nicht vergessen haben

Ihren

aufrichtigsten Freund.

23.

Werthgeschätzter Freund,

Sie haben also Ihren Wunsch erreicht, und sind nunmehr so glücklich, wie Sie es hofften. Habe ich Ihnen das nicht immer vorhergesagt, wenn Sie oft mit Ihrem Schicksal unzufrieden waren? Gewiß die Wege der Vorsehung sind allemal für uns die besten. Sie zweifelten schon, daß Ihre Wünsche jemals würden erfüllt werden, und sehen nun, daß Ihre Erwartung noch übertroffen wird. Wie oft beklagte ich Sie, wenn Ihnen alles, was Sie unternahmen, fehl zu schlagen schien: und wie freut es mich nun, daß ich Ihnen statt dessen, mit der lebhaftesten Theilnehmung zu der Erreichung Ihrer Absichten Glück wünschen kann! Sie wissen, daß ich nie vergnügter bin, als wenn ich höre, daß es meinen Freunden wohlgeht; befördern Sie dies Vergnügen dadurch, daß Sie mir recht oft und viel von Ihrem gegenwärtigen Zustande schreiben. Ich bin

Ihr

aufrichtigster.

24.

Werthgeschätzter Freund,

Ihre Sache hat den besten Ausgang genommen: der Herr Geheimerath von Z. ist mehr als jemals von Ihrer Rechtschaffenheit überzeugt. Er hat Ihren Brief erhalten, macht Ihnen die größten Lobsprüche, und wünscht sich Glück dazu, daß er einen Mann wie Sie

hat

hat kennen lernen. Mit dem größten Vergnügen ertheile ich Ihnen diese Nachricht, sobald ich dieselbe erhalten habe. Ihr Verläumder hat also seinen Zweck nicht erreicht, und ist zugleich für seine schlechte Handlung bestraft worden. Sein Schicksal sollen Sie bald von mir erfahren. Ich bin

Ihr

aufrichtiger.

25.

Liebster Freund,

Mit der größten Theilnehmung höre ich, daß Ihr Herr Bruder in Amerika sobald sein Glück gemacht hat, und durch sein rühmliches Betragen alle unsre Erwartungen übertroffen hat, wie sehr muß Sie das freuen! Sie hatten ihn schon ganz für verlohren gehalten, und finden ihn nun wieder; da Sie es am allerwenigsten vermutheten. Ich war vor Freuden außer mir, als ich die angenehme Nachricht erhielt, denn eben so wie Sie Ihren Bruder wiederfanden, habe ich einen Freund wiedergefunden. Freilich ist er von uns beiden sehr weit entfernt, und im Verhältniß gegen ihn, sind wir noch sehr nahe zusammen, ob uns gleich viele Meilen trennen. Es ist also sehr unwahrscheinlich, daß wir noch einmal vereinigt das Glück der Freundschaft genießen werden. Lassen Sie uns daher ja nicht versäumen, so oft wie möglich an einander zu schreiben. Beantworten Sie mir diesen Brief, sobald Sie können, und bleiben Sie mein Freund. Ich bin

Ihr

ganz Eigner.

26.

Liebster Freund,

Könnte ich Ihnen doch die Empfindung meines Herzens, und meine aufrichtige Theilnehmung an Ihrem Glück beschreiben! Was ich immer gewünscht, aber kaum zu hoffen gewagt hatte, daß wir einmal an einem Orte vereinigt das Glück der Freundschaft genießen möchten, ist mir nun wieder alles Vermuthen gewährt. O wie freue ich mich schon auf Ihre Ankunft, und wie zähle ich alle Stunden und Minuten bis dahin, wo ich Sie nach so langer Trennung umarmen und wiedersehen werde.

Auch das hat sich so fügen müssen, daß Sie Ihre Wohnung so nahe bei der meinigen genommen haben, und also mein getreuer Nachbar seyn wollen. Ohngefähr zwanzig Schritte werden Sie zu mir und mich zu Ihnen tragen, da uns vor kurzem noch mehr als hundert Meilen trennten. Auch nehme ich herzlichen Antheil an der Freude Ihres würdigen und rechtschaffenen Vaters, welche wohl nicht leicht größer seyn kann. Er wird Sie doch hieher begleiten? Wie vieles habe ich Ihnen noch zu sagen, welches ich alles zu unsern mündlichen Unterredungen aufspare, um Ihnen jetzt weiter nichts mehr zu schreiben, als daß ich bin

Ihr

aufrichtigster.

27.

Werthgeschätzter Freund,

Mit Vergnügen habe ich vernommen, daß Sie nunmehr Ihren sehnlichen Wunsch erreicht haben. Lange schon habe ich Sie bedauert, daß Ihre Hofnung so oft getäuscht worden ist, nun aber nehme ich desto größern Antheil an Ihrer Freude, da Ihre Erwartung wider alles Vermuthen erfüllt ist. Wie freue ich mich nun auf die Zukunft, welche uns bevorsteht, nie hätte ich es gedacht, ob ich es gleich gewünscht habe, daß uns die Vorsehung noch so nahe zusammen führen würde. Möchte ich doch die Freunde meiner Jugend alle so um mich her haben, wie meinen B. und O., und nun auch Sie, mein Bester! Wie angenehm würden mir dann meine Tage verfließen! Leben Sie wohl, und werden Sie bald mein Nachbar, so wie ich beständig seyn werde

Ihr

aufrichtigster.

28.

Werthgeschätzter Freund,

Endlich haben wir doch unsern Wunsch erreicht, und der junge G* hat nun eine, seinen Fähigkeiten und Geschicklichkeiten angemessene Stelle erhalten. Ich weiß gewiß, Sie wünschen ihm auch Glück dazu, und nehmen an der Freude seines rechtschaffenen Vaters Theil; darum habe ich Sie ebenfalls davon benachrichtigen wollen. Sie kennen den Vater dieses jungen

Mannes, und wissen, wie sehr er es verdiente, diese Freude zu erleben. Was soll ich Ihnen nun noch schreiben, da Sie das Merkwürdigste doch einmal wissen? Daß ich, nebst unsern übrigen gemeinschaftlichen Freunden, mich noch wohl befinde, ist Ihnen gewiß nicht ganz gleichgültig, darum berichte ich Ihnen nur dieses noch, nebst der Versicherung, daß ich unaufhörlich seyn werde

der Ihrige.

29.

Liebster Bruder,

Ich habe Dir etwas Erfreuliches zu schreiben: unser Vetter, den wir schon so lange für todt gehalten haben, ist von seiner weiten Reise glücklich wieder angelanget. Du glaubst gar nicht, wie munter und gesund er noch aussieht, ob er gleich schon sehr alt ist. Ich habe ihn mir immer ganz anders vorgestellt, als ich ihn nun gefunden habe. Du weißt wie oft uns unsre Aeltern von ihm erzählt haben, und wie aufmerksam wir zuhöreten, wenn Sie von seinen wunderbaren Schicksalen sprachen. Wir erwarten Dich alle mit dem größten Verlangen, und hoffen ganz gewiß, Dich binnen acht Tagen bei uns zu sehn. Da ich Dich also bald mündlich sprechen werde, so will ich Dir für jetzt nichts weiter schreiben, als daß ich unaufhörlich bin

Dein

aufrichtigster Bruder.

(Von einem kleinen Knaben.)

30.

Werthgeschätzter Freund,

Ich bin nie vergnügter gewesen, als in diesem Augenblicke, wo ich Ihnen mehr als eine angenehme Nachricht zugleich schreiben soll. Was werde ich Ihnen nun zuerst sagen? Gern möcht' ich Sie auf einmal mit der fröhlichsten Botschaft überraschen, die Sie vielleicht in Ihrem ganzen Leben erhalten haben. Das erste wissen Sie schon, wenn ich Ihnen sage, daß Ihr allerangelegentlichster Wunsch vollkommen erfüllt ist.— Das andere möchte ich Ihnen bald verschweigen, um Sie wegen Ihres ungegründeten Argwohns zu bestrafen. Herr W. ist Ihr bester Freund, und hat nie daran gedacht, Sie auf irgend eine Weise zu beleidigen. Das dritte, daß Ihr Herr Bruder, für dessen Leben Sie schon so lange Sorge getragen, von seiner Krankheit völlig wieder hergestellet ist. Endlich, daß wir wider alles Vermuthen von Ihrem ältesten Herrn Bruder überrascht sind, welcher von seiner Reise glücklich wieder zurück gekehret ist, und nichts sehnlicher wünscht, als Sie, seinen besten Freund und Bruder, nach einer so langen Trennung wieder zu umarmen. Wäre nicht schon eine von diesen Nachrichten hinlänglich gewesen, Sie aufzuheitern, wenn dieser Brief Sie auch in der größten Betrübniß angetroffen hätte? Wie sehr sollte es mich freuen, wenn er Ihnen eine unangenehme Stunde versüßte, und noch mehr, wenn seine Einladung uns bald mit Ihrer Gegenwart erfreute. Ich bin

Ihr

aufrichtigster Freund.

31.

Liebster Freund,

Wie freuet es mich, daß Sie von Ihrer langwierigen Krankheit wieder hergestellt sind, und gerade zu einer solchen Jahreszeit, wo Sie bei der schönen Witterung sich die angenehmste Bewegung des Körpers machen, und die reinste Luft, zur Beförderung Ihrer Gesundheit einathmen können. Unterlassen Sie ja nichts, was Ihnen in dieser Absicht zuträglich seyn kann, und lernen Sie einmal den Besitz eines Kleinods schätzen, daß Sie schon oft durch eine übertriebene Anstrengung Ihrer Kräfte zu verlieren in Gefahr gewesen sind. Ich weiß, daß Ihr Arzt Ihnen eben das sagen wird, aber vielleicht werden Sie einem Freunde mehr Gehör geben, der an Ihrem Schicksale den lebhaftesten Antheil nimmt, und allemal mit leidet, wenn er Sie leiden sieht. Ich bin unaufhörlich

der Ihrige.

(Man sollte denken, der Freund wäre selbst ein Arzt, wenn er nicht zuletzt vom Arzte redete.)

32.

Geliebtester Sohn,

Du kannst leicht schließen, wie sehr sich Deine Aeltern über deinen Brief gefreuet haben; denn was konnte uns wohl angenehmer seyn, als wenn wir hören, daß es Dir wohlgehet. Könnten wir doch zu Deinem Glück noch etwas beitragen, wie würde das

unsre

unsre Freude noch vergrößern; allein so sind wir nicht im Stande, Dir unsre Liebe anders als durch Worte zu bezeigen. Wir wissen aber, daß Du schon hinlänglich überzeugt bist, wie sehr unser ganzes Herz Dich liebt. Freilich wäre es uns angenehmer, wenn wir Dich in der Nähe glücklich wüßten, um öftere Nachrichten von Dir erhalten zu können. Wie sehnlich erwarten wir oft einen Brief von Dir, und manchmal hat uns unsre Hoffnung schon getäuscht. Schreibe uns doch öfter, wenn es Dir irgend möglich ist, damit wir Deinetwegen nicht mehr so lange in Sorgen schweben. Wenn Du es wüßtest, was uns ein jeder Brief von Dir für Freude macht, Du würdest uns dieses Vergnügen öfter gewähren. Wenn Du nur inskünftige dieses thun willst, so wollen wir Dir es gern vergeben, daß Du uns diesesmal so lange eine Antwort vergeblich hast erwarten lassen. Lebe wohl, und vergiß nicht

Deine

Dich zärtlich liebenden
Eltern.

Trostbriefe.

1.

Werthgeschätzter Freund,

Sie haben Recht zu klagen, weil Sie Ihren einzigen Bruder, und in ihm Ihren besten Freund verloren haben. Ich will deswegen Ihre Thränen nicht zu hemmen suchen, und Ihnen den süßen Trost nicht rauben, einen solchen Verlust zu beweinen. Aber glauben Sie auch gewiß, daß ich an Ihrem Kummer keinen erkünstelten Antheil nehme, sondern Sie aufrichtig bedaure, weil ich auf Ihren Schmerz schließen kann, da Sie zugleich einen Bruder und einen Freund verlieren. Unser Weg durch dieses Leben ging nur eine kleine Strecke mit einander, und ich lernte kaum den würdigen Mann kennen, da er mir schon entrissen wurde: euch ich beweine in ihm den Rechtschaffenen und Redlichen, der das Glück seiner Freunde war. Doch die Zeit wird Ihren Kummer lindern und Ihre Thränen abtrocknen; wir wollen aber demohngeachtet unsern verstorbenen Freund nicht vergessen, sondern seinem Andenken noch manchmal eine Thräne weihen, bis wir da sind, wo er ist. Seyn Sie so glücklich, wie Sie es bei Ihrem gegenwärtigen Schmerz seyn können. Ich bin

Ihr

aufrichtiger Freund.

2.

Werthgeſchätzter Freund,

Ueber den traurigen Verluſt, welchen Sie erlitten haben, bezeuge ich Ihnen mein innigſtes Mitleiden. Ich bin durch Ihren Brief bis zu Thränen gerührt worden. Was ſind doch alle Hofnungen und Wünſche, da uns ein Gut, das wir ſo gewiß beſitzen, ſobald kann entriſſen werden. Doch ſeyn Sie getroſt! Ihnen bleibt noch Ihr gutes, rechtſchaffenes Herz, und das Bewußtſeyn Ihrer guten Handlungen, das Ihnen kein Zufall rauben kann. In wenig Tagen werde ich ſelbſt bei Ihnen ſeyn, und durch perſönliche Theilnehmung Ihren Kummer zu lindern ſuchen. Ich bin

Ihr

wahrer Freund.

3.

Liebſte Mutter,

Sie berichten mir den Tod meines Vaters, und ich ſoll Ihnen Troſt zuſprechen? Wie könnt' ich das! da ich unfähig bin, mich ſelbſt zu tröſten. Klagen aber will ich mit Ihnen über ſeinen Verluſt, bis ſich unſer Schmerz in eine ſtille Ergebung aller unſrer Schickſale in die Hände der Vorſehung, verwandeln wird. Rechnen Sie auf meine ganze kindliche Zärtlichkeit, die ich Ihnen nun allein ſchuldig bin, und auf die Hochachtung, womit ich beſtändig ſeyn werde

Ihr

gehorſamſter Sohn.

4.

Liebster Freund,

Wie bedaure ich Sie, daß Sie noch immer krank sind, und die angenehmste Jahreszeit so wenig genießen können. Ich habe gehört, daß Sie eine Reise ins Bad thun wollen, und freue mich sehr, daß Sie sich endlich dazu entschlossen haben, weil es mir ahndet, als ob dieß Ihre Gesundheit völlig wieder herstellen, und uns einen Freund wiederschenken wird, den wir nun schon so lange haben entbehren müssen. Reisen Sie, bester Freund, und kommen Sie vergnügt und munter wieder, als ob Sie niemals krank gewesen wären! Wie gern möchte ich Gesellschaft leisten, um Ihnen Ihren dasigen Aufenthalt so angenehm wie möglich zu machen. Doch das werden Ihre übrigen Freunde thun, die Sie dahin begleiten. Ich bitte, mich ihnen zu empfehlen, und sie meiner Hochachtung zu versichern, und Ihnen wünsche ich alles, was Ihre Tage nur heiter, und Ihr Leben glücklich machen kann. Ich bin

Ihr

aufrichtiger Freund.

5.

Liebster Bruder,

Wie schmerzt es mich, daß es Dir so übel geht. Manche Thräne habe ich vergossen, da ich in Deinem Briefe las, daß Du schon seit vier Wochen krank bist. Kein Vergnügen ist mir angenehm, wenn ich denke, daß

daß Du es jetzt entbehren mußt. Und wenn ich oft recht fröhlich bin, ſo macht mich auf einmal der Gedanke betrübt, daß Du jetzt ſo wenig Freude haſt. Wie manches kleine Vergnügen wollte ich gern aufopfern, wenn ich Dich nur dadurch glücklich machen könnte, jetzt kann ich nichts als beten, daß die Vorſehung meine Wünſche erhören, und Dich ſo viele frohe Tage erleben laſſen möge, als Dir wünſchet

Dein

Dich zärtlich liebender
Bruder.

(Von einem kleinen Knaben.)

6.

Wertheſter Freund,

Wie ſehr betrübt mich die unangenehme Nachricht, welche Sie mir von unſerm Freunde gegeben haben! Er hat ſich freilich ſein Unglück durch ſeine eigne Schuld zugezogen, und es iſt billig, daß wir ihn die Folgen ſeiner Thorheit eine Zeitlang empfinden laſſen Allein wir wollen demohngeachtet unſre Hand nicht von ihm abziehen, ſondern alles anwenden, um ihn auf die Bahn der Tugend, welche er verlaſſen hat, wieder zurückzuführen. Wäre es nicht gut, wenn wir ihm, ohne daß ers merkte, einige Hülfe zu verſchaffen ſuchten, damit er nicht ganz den Muth ſinken läßt? Schreiben Sie mir hierüber Ihre Meinung. Ich bin

Ihr

aufrichtiger Freund.

7. Lieb-

7.

Liebster Freund,

Keine Worte können Ihnen das Mitleid schildern, welches ich für Sie empfunden habe. Ich versichere Sie, daß dasselbe durch die Furcht, meine Mutter zu verlieren, welcher ich täglich ausgesetzt bin, nicht ist vermindert worden. Seyn Sie versichert, keine geringere Pflicht als diese würde mich einen Tag abgehalten haben, Sie in Ihrer Krankheit zu besuchen; ich wollte zu Ihnen kommen, und mir in Ihrer Gegend ein Zimmer miethen, um beständig bey Ihnen zu seyn, wenn nicht meine Mutter tödtlich krank wäre. Ich habe beständig besondere Nachrichten von Ihrem Zustande von Ihrem Arzt erhalten, welche noch nicht aufgehört haben, mich unruhig zu machen. Gott erhalte Sie beim Leben, und stelle ihre Gesundheit wieder her. Ich bete darum, um mein selbst willen, denn ich fühle, daß ich Sie mehr liebe, als ich glaubte, da Sie noch gesund waren, ob ich Sie gleich beständig sehr geliebt habe; wenn mein Gebet für Sie erhört wird, so hoffe ich, daß wir die meisten von unsern übrigen Tagen zusammen verleben werden. Wenn, wie ich glaube, die Luft einer bessern Himmelsgegend, so wie der südliche Theil von Frankreich, zu Ihrer Genesung vortheilhaft gehalten wird, so wollte ich ohnfehlbar mit Ihnen dahin reisen. Lieber Freund, seyn Sie so vergnügt, wie es Ihnen Ihre Schmerzen gestatten wollen. Ich bete herzlich für Ihre Genesung, und bin

Ihr

aufr[illegible]

N. S. Schreiben Sie ja nicht selbst, von Ihrem Arzt erfahre ich alles.

8. Wer-

8.

Wertheſter Freund,

An Ihrer Betrübniß über den unerſetzlichen Verluſt, den Sie erlitten haben, nehme ich den lebhafteſten Antheil. Doch ich brauche Ihnen das nicht zu ſagen, denn ich bin niemals bei irgend einem unangenehmen Zufalle, der einem meiner Freunde begegnete, gleichgültig geblieben; wie könnte ich denn bei Ihrem Unglück unempfindlich ſeyn, das mich um ſo viel mehr kränken muß, weil ich Ihnen beſtändig das beſte Schickſal wünſchte, und Sie nun auch ſo gewiß glücklich zu ſehen hoffte, daß ich mich kaum von dem Gegentheil überzeugen kann. Wie würde ich mich mit Ihnen gefreuet haben, wenn Ihnen Ihre Wünſche gewährt wären; denn gewiß ſind Sie einer von denjenigen, welchen ich unter allen andern Menſchen am meiſten Gutes gönne. Warum müſſen doch gerade dieſe die wenigſten Freuden genießen, die am glücklichſten zu ſeyn verdienten? Aber es iſt unmöglich, daß Ihre Tage ſich nicht wieder aufheitern, und Ihr Glück nicht wieder blühen ſollte, wenn es gleich jetzt mitten in ſeiner Blüthe erſtickt zu ſeyn ſcheint. Ich glaube es wenigſtens gewiß, weil ich es auf das eifrigſte und mit der Fülle des Herzens wünſche, womit ich bin

Ihr

aufrichtiger Freund.

9.

Liebster Freund,

Ihrem redlichen Vater ist ein Unglück begegnet, welches ich Ihnen sogleich berichte, damit Sie sich dasselbe nicht größer vorstellen, als es wirklich ist. Er selbst lebt und ist gesund, und es kann noch alles wieder gut werden. Freilich, Sie müssen es doch einmal wissen, daß Ihr zeitliches Glück einen kleinen Stoß erlitten hat, welchen aber Ihr Vater mit standhaftem Muth ertragen hat, und Ihnen darin mit seinem Beispiel vorangegangen ist. Eine Feuersbrunst hat das Haus und die Scheuren Ihres Vaters in die Asche gelegt, sein ganzer Vorrath an Getreide ist verbrannt, und auf die Art ist der größte Theil seines Vermögens ein Raub der Flamme geworden. Doch seyn Sie getrost! wie es Ihr Vater war. Er hat Freunde, Sie haben Freunde: und ich habe schon Ihres Vaters wegen an den Obersten F* geschrieben. Sie kennen diesen edlen und menschenfreundlichen Mann. Was aber noch mehr ist, als das alles, so suchen Sie sich damit zu beruhigen, daß weder Sie noch Ihr Vater dieses Unglück auf irgend eine Weise verschuldet haben. Bald kann ich Ihnen vielleicht mehreres zu Ihrem Troste schreiben. Ich bin unaufhörlich

Ihr

aufrichtigster Freund,

[redacted]

10.

Werthgeſchätzter Freund,

Verzeihen Sie mir, daß ich Ihnen eine unangenehme Nachricht geben muß. Ihre Hoffnung, die Sie ſich bisher noch gemacht haben, iſt nun ganz verſchwunden. Ich muß Ihnen dieſes ohne Zurückhaltung ſagen, damit Sie ſich nicht in Ihrer Erwartung täuſchen, und zuletzt nur deſto ſchmerzhafter Ihren Zuſtand empfinden, wenn Sie ſehen, daß keiner Ihrer Wünſche erfüllt würde. Betrüben Sie ſich über dieſen Vorfall nicht ſo ſehr, daß Sie den Muth gänzlich ſinken laſſen. Wer weiß, ob dasjenige, worauf Sie ſich Hoffnung machten, zu Ihrem Beſten gereichte! Beruhigen Sie ſich alſo hierüber, und glauben Sie gewiß, daß ich unaufhörlich ſeyn werde,

Ihr

aufrichtiger Freund.

11.

Sie fragen mich, ob ich Sie nicht wegen Ihrer ſchlimmen Geſundheitsumſtände bedaure? Das thue ich von Herzen. Und in der That Sie mehr als jeden andern Kranken von meiner Bekanntſchaft. Erſtlich leiden Sie zugleich, und wahrlich noch mehr als von der Krankheit, von Ihrer Einbildungskraft, die, da ſie ſich gewöhnlich nur mit Ihnen ſelbſt beſchäftigt, alles aufbietet, um Ihr Schickſal recht intereſſant und merkwürdig zu finden, und die, von etwas natürlicher Furchtſamkeit angetrieben, jeden kleinen Zufall ängſtlich übertreibt, und ſelbſt bei Ihrer Beſſerung Ihnen

wenig Ruhe lassen wird. Und dann so haben Sie nicht einmal den Gedanken zum Troste; den sonst fast jeder kranke Gelehrte, ja fast jeder Bauer und Arbeitsmann hat, — den Gedanken: daß er durch angestrengte Arbeit in seinem Fache sich geschwächt hat, wodurch doch Menschen beglückt sind, oder Weib und Kind besser zu essen gehabt. Ihre Krankheit ist durch keine Arbeit zum Besten irgend eines Wesens veranlaßt, und Ihr Kopfweh kann nie durch die Betrachtung gemildert werden, daß nur ein Mensch oder ein Thier weniger Schmerz desfalls leidet. Bloß Befriedigung von selbstischen Leidenschaften und unnützen Grillen hat Ihnen das Uebel zugezogen.

Ich höre indessen von T., daß Sie ja schon im Flusse baden; und da Sie selbst Ihren Aufenthalt in der dortigen schönen Gegend so wirksam finden, so werden Sie hoffentlich ja bald ganz hergestellt seyn, und wieder zu uns kommen können.

Auf Ihren Brief sagte mir B.: Er würde Sie zu einer geistlichen Stelle vorschlagen, weil er — der wichtigste und unwiderleglichste Beförderungegrund von der Welt! — mit Ihnen in der Schule gar nichts mehr anfangen könnte. Auch glaub' ich, daß B. es wohl betreiben und durchsetzen wird. Also Glück zum geistlichen Stande! der bei jetziger Denkungsart wohl für viele Menschen nicht passend ist, für Sie aber gerade am allerwenigsten. Indessen schaden wird der Versuch wohl nicht können. Mich soll nur wundern, wie Sie wieder aus dem Stande herauskommen werden, und wohin es dann gehen soll.

G.

G. ist seit acht Tagen auf vier Wochen verreiset, und hat den muntern Sohn des Inspektor K. (seinen Schüler) mitgenommen. Der erste Weg ging nach dem Harz; wohin von da, wußte er selbst noch nicht. Es kömmt auf Zeit und Umstände an: vielleicht geht er nach Göttingen und Kassel, vielleicht nach Erfurt, Weimar, Gotha, Jena, u. s. w. selbst bis Dresden.

H. ist den zweiten August von hier in sein väterliches Land gezogen. — Carl H. ist nach Amerika gereiset, um Staatskunst und Freiheitssystem an der Quelle zu sehen und zu lernen. — F. ist nach Italien gegangen. S. ist Assessor geworden.

Das sind wohl Neuigkeiten genug.

Ich lebe übrigens so einheimisch und so still, wie immer, und finde mich dadurch nichts unglücklicher.

Leben Sie wohl, und seyn Sie meines bereitwilligsten Diensteifers versichert.

B.

(Bittrer Trost!)

12.

(Von einem Vorgesetzten an einen Untergebenen.)

Hochedelgebohrner,

Hoc[illegible]render Herr,

Ich bedaure Ihre Krankheit, und wünsche die baldigste Besserung! Wegzureisen ohne etwas zu sagen, war freilich nicht recht, und daß die Anzeige hätte geschehen sollen, ist auch im Dekret des Magistrats, auf des Hrn B* Bericht, der Lage der Sache gemäß, erwähnet. Inmittelst ist des Herrn B* Vorschlag,

daß Hr. K. für Sie, während Ihrer Abwesenheit, in der Schule unterweise, und von Ihrem Gehalt befriedigt werde, vom Magistrat genehmigt. Sorgen Sie nur für Ihre Gesundheit und für Ihre Ruhe. Sie wissen, ich bin Ihnen gut. Wenn Sie sich stark fühlen, kommen Sie wieder zurück. Ich werde künftige Woche auch auf sechs Wochen verreisen. Ich bin mit wahrer Werthschätzung

Ew. Hochedelgebohren

ergebenster Freund und
Diener.

13.

Wie sehr bedaure ich Sie, mein zärtlichgeliebtester Freund! Ich hoffte, ob gleich meinem Herzen etwas Schlimmes ahndete, die angenehmsten Nachrichten zu empfangen, und nun las ich das, was meine Schwiegermutter befürchtet, was ich nicht geglaubt hatte, und was mich sehr niedergeschlagen hat. O mein theurer, geliebtester, bester Freund, daß Sie hoch der Himmel erhalten möchte! Der böse, grobe Kerl! hätten Sie doch nicht sogleich Wein getrunken! Aber was mach' ich? Ich wollte nicht böse seyn, und doch kann ich's mir nicht erwehren. Vergeben Sie mir; auf Sie kann ich's und werd' es nicht seyn. Aber auf jenen ungezogenen, massiven Kerl bin ich's doch in der That recht sehr. Daß es doch unter Menschen noch so viele Ungeheuer giebt, die das Leben durch ihre Anfälle unsicher und gefährlich machen. —

Daß Sie recht sehr krank sind, merk' ich, und das erregt mir viel freundschaftliche Besorgnisse, und be-

bewegt mich, Sie inſtändigſt zu bitten, für die Wiederherſtellung Ihrer Geſundheit die genaueſte Sorgfalt zu tragen, damit das Lebewohl Ihres Briefes nicht das letzte Ihres Lebens ſeyn möge. O wie empfindlich würde mir Ihr Verluſt ſeyn! Aber der Himmel wird ihn verhüten; er wird das Flehen Ihrer Freunde um Ihr theures Leben erhören — und Sie hier ſchon mit dem Anbruch der ſchönen Morgenröthe erfreuen, auf die Sie nicht vergeblich gehofft haben können.

Mein ganzes Haus empfiehlt ſich Ihnen, und wünſcht Ihnen mit mir eine baldige und dauerhafte Geſundheit, und dann — das beſte, ſchönſte Glück des Lebens.

Stets denken wir an Sie, mein Beſter! Beſonders aber ich, mit dem wärmſten Gefühle der Freundſchaft und des Mitleidens und der zärtlichſten Theilnehmung, mit der ich jederzeit, ſowohl bei den angenehmen als unangenehmen Auftritten Ihres Lebens, ſeyn werde

Ihr
treuer und aufrichtig ergebenſter
Freund.

14.

Gott Ehre! *)

Wollte **) Sie gern tröſten, armer, kranker, lieber Freund! kann aber nicht. Ach! ich bin ſo betrübt, ſo

*) Der Elbſchiffer-Gruß.

**) Das wollte anſtatt i[illegible] wollte, mal anſtatt einmal, und andere Wort[illegible]kürzungen in dieſem Briefe ſind nicht nachzuahmen.

traurig darüber, daß Sie so unruhig sind. O ich bitte Sie drum, machen Sie sich keine schlimmen Vorstellungen. Denn die Phantasie kann manchmal so stark auf unsern Körper wirken, daß man wirklich die Krankheit bekömmt, die man sich einbildet. Man hat ja Exempel davon. Sie können einem doch sonst alle närrische Gedanken verscheuchen, und nun wollten Sie selber auf einmal alle Hoffnung aufgeben? Denken Sie doch nur: Gottes guter Erdboden trägt ja so viel tausend Schönheiten; und es wird doch darunter wenigstens Eine für Sie aufgehoben seyn. Ja gewiß Eine! welche denn so herrlich seyn wird, daß Sie alles Leiden und andre Freuden darüber gern vergessen werden. — Sagen Sie nur mal selber, aber auch recht im Ernste; wär's nicht Schade um Ihr junges Blut? — Sehn Sie wohl! also seyn Sie auch fein ruhig und recht gelassen, und nicht mehr bange; dann wird Freund Hein schon noch mal vorübergehn. Schicke Ihnen auch deswegen, mit dieser guten Gelegenheit, alle Ihre Sachen, die Sie hier gelassen haben, damit Sie sich, wenn Sie wieder ausgehen wollen, recht nett anputzen können. — Vor meiner Abreise hätt' ich Sie wohl noch mal besucht; aber nach genommener Abrede erwarteten wir Sie bei Herrn Vetter W Punkt Zwölf erfuhren wir erst, als wir zu Tische gehen wollten, daß Sie krank wären. Doch dachte keiner, daß es so gefährlich seyn würde. Um zwei Uhr saßen wir schon zu Pferde. Schade! Schade! daß Sie nicht mitkommen konnten; ein andermal! — Empfehlungen und Bedauerungen und Wünsche zur Genesung erfolgen nun von allen Freunden. — Der Herr Feldprobst

probſt läßt Sie bitten: Sie möchten doch ja in Berlin bleiben; ſonſt wollt' er Ihnen prophezeihen — Sie können leicht denken, was? — Am Sonntag war hier die Stadt voll davon: Sie würden predigen. Die Leute haben ſich nach der Marktkirche faſt gedrängt, waren aber wie vor'n Kopf geſchlagen, als Ihre Erwartung getäuſcht wurde. Da können Sie doch daraus abnehmen, daß die Leute noch was auf Sie halten. Drum ſo laſſen Sie ſich alle Grillen vergehen, und ſetzen ſich bei Leibe nichts in Kopf. Wir werden nicht immer dunkles, trübes Wetter behalten. Denken Sie hübſch an angenehme Gegenſtände, und wenn's auch nur Einer wär'; aber der muß auch recht ſanft und holdſelig ſeyn. Wenn ich nur mahlen könnte: ſo wollt' ich ſchon machen, daß Sie ſich ergötzen ſollten; weil ich das aber nicht recht kann, ſo ſagt indeſſen

Ehre wohl! *)

Ihr

treuer, guter Freund. **)

15.

(Ein abgeſchmackter Troßbrief!)

Theuerſter Freund!

Ich will nichts davon erwähnen, wie ſehr mich die traurige Nachricht von Ihrer Krankheit erſchreckt und betrübt hat. Es iſt genug für mich, Sie zu erinnern, daß, da ich das Glück gehabt habe, unter

*) Die Antwort auf den Schifferanß.

**) Dieſer ganze Brief iſt viel zu wortreich!

der Zahl Ihrer besten Freunde zu seyn, die Zeitung von Ihrem Uebelbefinden auch eine Art von Ansteckung bei mir hervorgebracht habe, so daß ich gewissermaßen einen Theil Ihrer Krankheit mit tragen muß. Ich wollte, daß ich den Wunsch befriedigen könnte, in Ihrer Nähe zu wohnen. Unglücklicher Weise aber werde ich hiervon durch meine Geschäfte zurückgehalten, wovon ich gegenwärtig keine Zeit abmüßigen kann. Dieß Hinderniß soll mich demohngeachtet nicht abhalten, die Verpflichtigungen, welche ich gegen Sie habe, zu erfüllen, wenn Sie glauben, daß ich Ihnen in irgend etwas einen Dienst leisten kann. Hiervon bitte ich Sie fest versichert zu seyn, so wie von der aufrichtigen Freundschaft, womit ich Zeitlebens seyn werde,

der Ihrige.

(Beurtheilung des voranstehenden Briefes.)

Dieser Brief kann dem Kranken, an den er gerichtet ist, wohl eben keinen Trost geben.

Das Fehlerhafte in diesem Briefe ist vorzüglich die ganze Wendung des Gedanken, daß der Kranke sich mit aller Gewalt überzeugen soll, sein Freund nehme Theil an seiner Krankheit, und daß sich der Brief gleich hiermit anfängt.

Der Freund bringt hier nur seine Person ins Spiel, von der soll der Kranke ja keine unrechte Meinung hegen; daran scheint diesem Freunde mehr zu liegen, als daß er an der Krankheit, welche den andern betroffen hat, wirklich Theil nehmen sollte.

Auch ist die Theilnehmung selbst auf eine affektirte und übertriebene Weise ausgedrückt, indem sie

ſie ſo weit gehen ſoll, daß Sie ſogar eine Art von Anſteckung bei dem Freunde hervorgebracht habe, und er einen Theil davon mit tragen müſſe.

Hiemit iſt denn die folgende kalte Aeußerung wieder ſehr abſtechend, daß der Freund von ſeinen Geſchäften keine Zeit abmüßigen könne, um den Kranken zu beſuchen; wenn er wirklich einen Theil der Krankheit mittrüge, würde er auch ſeine Geſchäfte ſchon eine Weile unterbrechen müſſen, um ſich ſelbſt von dieſem Uebel wieder zu befreien.

Man ſieht hieraus, wie der affektirte Styl ſich nicht gleich bleibt, ſondern plötzlich abfällt, wenn der Schreibende vergißt, in was für einem Tone er angefangen hatte, und nun auf einmal an ſeine Geſchäfte denket, die ihn freilich nach dieſem Briefe zu urtheilen, mehr als die Nachricht von dem Zuſtande ſeines Freundes intereſſiren müſſen.

Vorzüglich abſtechend iſt auch noch die übertriebene Theilnahme gegen den kalten Schluß des Briefes, welcher im Grunde weiter nichts ſagt, als die gewöhnliche Formel: ich bin ihr gehorſamer Diener.

Denn der Freund muß ſelbſt darauf denken, wie er ſeinem kranken Freunde auch in der Abweſenheit dienen kann, und nicht blos im Allgemeinen ſeine Dienſte anbieten.

Man könnte nun zwar den Fall ſetzen, daß die Freundſchaft hier wirklich erkaltet ſey, und der Brief weiter nichts als ein bloßes Kompliment enthalten ſolle.

Wenn dieß aber auch der Fall iſt, ſo mußte doch die Uebertreibung vermieden werden, wodurch ſelbſt das Kompliment kalt und abgeſchmackt wird.

Jedes

Jedes Kompliment ist zwar schon an sich eine Art von Uebertreibung. Aber es kömmt doch immer dabei auf einen gewissen Grad des Schicklichen an, welcher nicht überschritten werden darf, wenn das Kompliment nicht, anstatt der Person zu schmeicheln, beleidigend werden soll.

Man kann als Regel festsetzen, daß, je näher die Komplimente der Wahrheit gebracht werden, desto feiner werden sie; und daß die Sprache der Höflichkeit selbst immer gewinnt, je näher man sie der wirklichen Sprache des Herzens in jeder Rücksicht zu bringen sucht.

16.

Schwarz! alles ist jetzt schwarz um mich! schwarz hätt' ich auch den Brief siegeln mögen. „Was mir fehlt?“ Ach viel, nur allzuviel! O, ich möchte gleich versinken! Gott weiß, wie unruhig es in meinem Gemüth aussieht. Noch kann ich mich nicht fassen. Sie wissen, lieber, guter Freund, ein wenig bin ich zur Schwermuth geneigt. Und in dieser jetzigen, traurigen Lage, wollten Sie, könnten Sie mir wohl Ihr Mitleid versagen? — Sie nehmen Theil, ja ich weiß es. Noch immer ist mirs, wie im Traume; ich kann mich auch gar nicht erst wieder besinnen. Gott, wer hätte das denken sollen? Ach so bald! so geschwind ist's um alle unsre Freuden geschehn! Sie erschrecken doch nicht? — Sie haben auch etwas dabei verloren; aber bei weitem nicht so viel, wie ich. Sie vermuthen es gewiß, daß wieder ein merkli-

cher

cher Fall geſchehen; aber rathen würden Sie's in alle Ewigkeit nicht: Sie müßten denn ſchon was davon gehört haben. — Schnell, ehe man ſich's verſieht, ſo ſind alle unſre täuſchenden Einbildungen und ſüßen Träume verſchwunden! — Sie möchten nun wohl wiſſen, was uns für ein beträchtlicher Schade betroffen? Aber ſind Sie auch gehörig vorbereitet? Haben Sie ſich gefaßt gemacht, eine ſchaudernde Nachricht ſtandhaft anzuhören? — So vernehmen Sie dann die betrübte Begebenheit, die mich und andre ſo ſchmerzlich gerührt hat. Geſtern war es, ja geſtern Nachmittag:

Da floſſen Thränen mir vom Aug',
Und Sonn' und Himmel ſchien mir ſchwarz.

Ganz traurig wird mein Sinn, ſo oft ich itzt nur an den Namen G* gedenke. Ach! ſie iſt nicht mehr!

Verwelkt iſt ſie, die ſchöne roſenrothe Blume,
Hier blüht ſie nimmermehr!
Ich klage laut, und ſag's zu ihrem Ruhme,
Ich traure, weine ſehr! —

Sehn Sie! ein unerſetzlicher Verluſt! den haben wir erlitten. Ach, ſie iſt dahin! die redliche, die gute Seele! Der unerbittliche Tod hat ſie uns entriſſen.

Die Mien' auf ihrem Sterbebette,
War noch die redliche, mit der ſie ſonſten redte. —

Geſtern ward ihr entſeelter Körper ins Grab geſenkt. Da ſteh' ich traurig, ſtumm und denke:

— — Ach ſie haben
Eine gute Frau begraben,
Und mir war ſie mehr! —

Schön-

Schönheit, Tugend, Munterkeit, Jugend; nichts schützt uns also hier mehr vor dem Tode. Die Selige — gewiß die vortreflichsten Eigenschaften besaß sie im vorzüglichsten Grade. Wie viel, ach wie viel vermissen wir dabei! Allen Menschen war sie gut. Noch schwebt ihr Bild mir immer vor den Augen. Sie entschlief ganz sanft, früh den vierten dieses. Möchte man da nicht wünschen:

Sanfter Tod, wann wirst du kommen?
Ach ich warte schon auf dich!
Meine Noth hat zugenommen
Und der Gram vermehret sich. — —

O vergönnen Sie mir doch, lieber unverstellter Freund! dadurch eine kleine Linderung meiner Klagen, daß ich sie alle vor Ihnen ausschütten kann. Noch immer häuft sich mein Kummer, meine Thränen — — — Aber vielleicht sind Sie bereits meiner Klagen müde? — o! bitte! werden Sie desfalls auf mich nicht unwillig. Meine Freunde, denen ich recht herzlich gut bin, die kann ich unmöglich so bald vergessen. Aber ich will aufhören, damit ich Sie nicht ermüde, mich aber zerstreuen möge. —

O besuchen Sie uns zu Weihnachten! Ja? — Hr. L°, Herr K°, Herr St°, ach! und der gute A°, mit denen such' ich mich zu trösten. Dabei fällt mir ganz natürlich der hämische, tückische Freudenstörer — wieder ein, der mir das Liebste entrissen hat. Nun kann ich kein Wort mehr sagen, als daß ich wirklich sey

Ihr

wahrer Freund. *)

*) Dieser ganze Brief ist viel zu wortreich, und die Weise gar ein wenig matt!

17.

Liebſter Freund,

Erſchrecken Sie nicht! — Schon wieder ein Donnerſchlag! — Weh! weh mir! aber auch für Sie ein Weh. — Ach, er iſt nicht mehr! der ſanfte, der treue, der aufrichtige Herzensfreund! in des Herz kein Falſch war. Mein Herz möchte mir zerſpringen! Unſer lieber, trauter Freund iſt uns entriſſen! ach, viel zu bald entriſſen! — Was ſind wir Menſchen? Was iſt doch unſer Leben? mit ſo viel Mühe und Angſt und Noth, und Sorg' und Kummer durchflochten —

Nimmer ſoll ich ihn hier wieder wandeln ſehn? ſeine holde Stimme nicht mehr hören? Sein erquickendes, leutſeliges Betragen nicht mehr genießen? Seine edle, unverdroßne Dienſtfertigkeit — ach! es

Tränſte mir von Segen dieſer Mann,
Wie ein milder Stern aus beſſern Welten!
Und ich kann's ihm nicht vergelten,
Was er mir gethan.

Das, das ſchmerzt noch am meiſten. O wie viel hab' ich dabei verlohren! wie viel! Tröſten, tröſten Sie uns, Beſter! lindern Sie wo möglich unſre Wehmuth, unſern Jammer, unſern Schmerz über einen unerſetzlichen Verluſt, den ſelbſt der Fühlloſeſte empfindet.

Wer hätte das denken ſollen? Unſer liebſter, angenehmſter Freund, der's ſo redlich gemeint, ach! denken Sie einmal, unſer guter E°, der ſo geſund und munter war, iſt todt! ja, er iſt todt! Schrecklicher Gedanke! — Seufzer beklemmen meine matte Bruſt!

Ver-

Vor Gram und Betrübniß kann ich kaum noch schreiben. Lange werd' ich's nicht mehr aushalten können. Schon hör' ich den Tod in meinen Eingeweiden!

Vor acht Tagen kam der Seline erst in's Lazareth; aber er bekam ein böses Fieberfieber, und nun liegt er schon seit gestern früh da, und ist todt. Seine entseelten Gebeine wollen wir morgen begraben. Ach! seine arme betrübte Mutter und Schwester, die sollten Sie jammern, die sollten Sie wehklagen sehn. Sie sind ganz trostlos. Man soll sie trösten, und man bedarf selber Trost. — Wollte nun gern mehr schreiben, auch an Herrn Vetter W.; aber ich bitte, entschuldigen Sie mich! Danke nebst dem Herrn Prediger W. für die letzte gute Bewirthung noch vielmals. — Jetzt ist mir nicht recht wohl zu Muthe. Es ist kein Wunder. Ich bin wie betäubt! — Vorgestern ließ ich mir zwei Backzähne auf einmal ausziehen. Das that weh genug! Aber gegen den Verlust meines Freundes, war mir jener Schmerz ein süßes Wonnegefühl!

Meinen vorigen Brief nebst Ihren Sachen, werden Sie doch richtig erhalten haben? — Und Sie sind doch wieder wohl? —

Mit Anfange des künftigen Monats wird Herr K* als Feldprediger unter das Pr. H* Reg. abgehn. Der ist froh! —

Ich schick' Ihnen auch eine Paramation, von dem Kadet D* größtentheils verfertiget. Sie können wenigstens daraus sehn: die Trennung einer edlen Seele wird auch von Kindern bedauert. — Jetzt hab' ich wie-

der

der viel zu thun; will ſehen, wie weit ich noch komme, ehe ich ſterbe. Muß auch auf den Sonntag in der Garniſonkirche predigen; wovon? — wovon anders, als womit wir uns am meiſten bekannt machen müſſen, — vom Tode! Sicher muß man hier jede Woche die Rechnung machen: das kann die letzte ſeyn. Wir ſind hier faſt alle niedergeſchlagen, traurig — Als halbe Leichen ſieht man uns muthlos umhergehen. — Und nun Abſchiedskomplimente! Der Himmel, wünſchen wir, erhalte Sie geſund, und laſſe Sie noch viel Freuden des Lebens einärndten! — Vielleicht, denn ich habe mich ſchon drein ergeben, vielleicht kann dies der letzte Brief ſeyn, den Sie erhalten von

Ihrem

aufrichtigen Freunde. *)

18.

Lieber, kranker Freund,

O wie ſehr dauern Sie mich, Lieber, Guter! Müſſen Sie denn immer ſo unglücklich ſeyn? O könnt' ich Ihnen doch helfen! Oel und Wein in Ihre Wunden gießen! Könnt' ich Sie doch durch heilſamen Balſam ſtärken und erquicken! Nun ich will's verſuchen — Der Herr Pred. H* kam juſt in meine Stube, als ich Ihren Brief erhalten hatte; gewiß, er bezeigte Ihnen doch ſein aufrichtiges Mitleid durch Geberden und wünſchte, daß dieſer Vorfall keine üblen Folgen nach ſich ziehen möchte! —

Am

*) Auch dieſer Brief hat den Fehler, daß er zu wortreich iſt.

Am Dienstage wollt' ich schreiben. Da begegnete mir der Herr S. D* und nöthigte mich zu sich auf den andern Tag. Das muß ich doch abwarten, dacht' ich, denn da wird gewiß von Ihnen gesprochen werden. Wie gesagt, so geschehn. Er hat von Ihnen die beste Meinung, nur, glaubt er, wär' es nicht möglich, daß Sie irgendwo festen Sitz fassen können. Sie können nun leicht erachten, daß ich dem Herrn S. antwortete: ob er's Ihnen verdächte, wenn Sie sich verbessern könnten? — Aber, meint' er, Sie hätten doch in B. guten Verdienst. — Wodurch, sagte ich, und womit am meisten? Durch Schriftstellerarbeiten; und das könnten Sie hier eben so gut als dort. Kurz, ich brachte ihm eine vortheilhaftere Meinung von Ihnen bei, und er konnte spüren, daß ich stolz darauf war, in Wahrheit zu seyn

Ihr

treuster Freund.

19.

Liebenswürdigster Bruder,

Sag an: bist Du frei? — Sollt's denken. Führst ja den Namen davon. — Nun gut, so höre, daß Dir vielleicht aufs neue Dein Glücksstern scheint. Wie so? — Sollst es gleich erfahren. Hast doch noch nicht alle Hoffnung aufgegeben? — Behüte der Engel des Herrn! Und alte Liebe rostet doch auch nicht? — Das versteht sich. Magst aber vielleicht schon davon gehört haben? — Schadet nicht. Luther sagte:

ein

ein feines Liedlein singt man wohl zweimal. Zur Sache! —

Aus der Verbindung mit dem Herrn P. * und der Dem. * ist nichts, ganz und gar nichts geworden. Er hat ihr den Kauf aufgesagt. — Das arme Dingelchen! Komm und tröste die Betrübte. Hast doch Mitleid? — Mußt es nun nur beim rechten Zipfel anfassen; dann kannst Du ein erwünschtes Glück erlangen. Für mein Leben möcht' ich Dir's am liebsten gönnen. Noch ist sie sicher unverdorben. Kommst Du bald herüber, so sollst Du Wunderdinge hören. Will's nemlich glauben, daß Dich diese geheime Nachrichten und Begebenheiten noch am allermeisten interessiren. Was seyn soll, schickt sich wohl, sangen unsre lieben Alten. Wer weiß, warum es der A. B. M. d. W. so mag gefüget haben. — Komm nur, Bester, aber ja bald. Mußt das Eisen schmieden, da's noch glüht. Laß mich's vorher wissen: so will ich bemüht seyn, Dich auf eine Dir unerwartete, angenehme Weise zu bewirthen. Dann werden sich die Wolken schon zerstreuen und dem Wonnemonde Platz machen. — Endlich eine Bitte anderer Art, die Du, wie ich glaube, wünsch' und hoffe, leicht erfüllen kannst und wirst. Ein kleines Gedichtchen wirst Du sehn, worauf? — zeigt der Inhalt. Hin und wieder schimmern mir bereits Mängel hindurch. Oculi autem plus vident quam oculus. — Wärst Du wohl so freundlich, mir solches auszubessern? Aber bitte! auch bald. Wofern aber die Verbesserung unmöglich seyn sollte, so zernichte solches ohne Barmherzigkeit, und verbrenne mein liebgewesenes Kind; doch mit dem Beding, mit der

Bitte wollt' ich sagen, mir an dessen Stelle bald ein besseres mitzutheilen. Nun Du wirst alles wohl machen! hofft

Dein

wahrer Freund und Bruder.

(Das Weglassen der Artikel ist nicht nachzuahmen.)

Freundschaftsversicherungen.

1.

Hochzuehrender Herr und Freund,

Ich finde, daß ich auf keine Weise berechtigt bin, einen schätzenswürdigen Mann deswegen weniger zu schätzen, weil er nach reiferer Ueberlegung nicht rathsam findet, alle seine bisherigen Verbindungen zu zerreißen, um in eine neue mit uns zu treten. Und wenn Sie nach dem allen noch gütig genug sind, mir den Platz in Ihrem Herzen zu lassen, den Sie mir einmal darin vergönnt haben, was könnte mich bewegen, dieses Anerbieten von mir zu stoßen. Seyn Sie versichert, daß ich es gehörig zu schätzen weiß, und es mit dankbarem Herzen erwiedere. — Freilich mußte die erste Nachricht Ihres geänderten Entschlusses einige Regungen des Unwillens in uns erwecken, und gerade deswegen erwecken, weil wir uns so viel Gutes auf die Zukunft von Ihnen versprochen hatten, und es würde

uns

leichter gewesen seyn, uns zu beruhigen, wenn wir weniger gut von Ihnen gedacht hätten. Allein diese kleinen Stürme sind Ihrer Natur nach von kurzer Dauer; das Gleichgewicht wird wieder hergestellt, der Himmel wird wieder heiter, und jeder Gegenstand erscheint wieder in seinem wahren Lichte.

Wenn es Ihnen einen zufriedenen Augenblick mehr machen kann, daß meine Gesinnungen gegen Sie unverändert dieselben sind und bleiben, so seyn Sie davon überzeugt. Ich müßte meine Natur verläugnen, ehe es mir gleichgültig werden könnte, zu wissen, daß ich geliebt werde. Also Ihre Hand, lieber Mann, und wir bleiben Freunde. Ich rechne auf die Fortdauer Ihrer Liebe und bin

der Ihrige.

2.

Ich möchte wohl zu lange warten müssen, mein wertheſter Freund! wenn ich es abwarten wollte, bis Sie mir selbst von Ihrer glücklichen Ankunft Nachricht ertheilen. Es ist sicherer, daß ich Ihnen erst von meinem glücklichen Zurückbleiben Nachricht gebe; vielleicht daß Sie dann wieder an den Zurückgebliebenen zu denken genöthigt werden, wo nicht gar endlich an ihn zu schreiben. Um Ihnen dann diesen Zurückgebliebenen etwas interessanter zu machen, so melde ich Ihnen, daß ich Ihr Abentheuer mit Ihrem Friseur durch gütliche Unterhandlungen glücklich geendigt habe, wen Sie das glücklich nennen, daß es Ihnen noch zwei Thaler kostet. —

Sie hatten eine Kommission bei dem Buchhändler P* gefälligst übernommen, ich habe aber noch nichts von ihm erhalten; ich nehme mir also die Freiheit, Sie daran zu erinnern.

So weit hatte ich geschrieben, als ich Ihren sehr angenehmen Brief erhielt, und ich streiche das, was ich geschrieben habe, nicht aus, um Sie wenigstens wegen Ihres langen Säumens zu strafen. Ich freue mich, daß es mit Ihrer Gesundheit besser geht, und daß Sie Ihrem Aufenthalte bei uns einen Theil Ihrer Genesung zuschreiben. In der That kamen Sie bei uns so krank und elend an, daß ich nicht viel auf Ihr Leben rechnete, und jedermann, auch selbst Ihr Arzt Hr. Prof. M* nur schlechte Hoffnung hatte. Haben Sie indeß guten Muth, Sie sind jung, Ruhe und Zufriedenheit des Geistes wird Ihnen Ihre Kräfte schon wiedergeben.

Meine Frau empfiehlt sich Ihnen, und freut sich Ihres Andenkens, indem sie sich der angenehmen Stunden, die wir zusammen freundschaftlich verplaudert haben, mit vielem Vergnügen und Dank erinnert. Empfehlen Sie mich B* und E*, welcher letztere hier bei uns gewesen ist. Leben Sie wohl, und fahren Sie fort zu lieben

Ihren

ergebensten Freund und
Diener.

3. Mein

3.

Mein lieber Herr Professor,

Mir fiel gestern Abend ein: „könnte nicht der gute Mann wegen einer Kleinigkeit in Verlegenheit seyn?“ Ich weiß, daß Ihnen Ihre jetzige Lage Kosten verursacht, und Sie sind kein Bankier, der das baare Geld immer haben kann; mir fiel es ein, aber fragen konnte ich es Sie unmöglich. Wie wäre es aber, wenn ich Sie schriftlich frage: Haben Sie jetzt etwas Geld nöthig, und wollen Sie mir die Freundschaft erzeigen, es von mir zu borgen? Verzeihen Sie mein dreistes Anerbieten, und legen Sie mir es ja nicht zur Last. Es hat mir Ueberwindung gekostet, Ihnen diese Frage zu thun.

Wir sehen uns doch noch heute? Bis dahin wünsche ich, daß Ihnen das Essen recht wohl bekomme. Ich bin

Ihr

Freund. *)

4.

Hochedelgebohrner Herr,
Theuerster, geliebtester Freund,

Sehr um Sie besorgt, ob Sie auch glücklich in Berlin angekommen sind, schrieb ich schon gestern an Sie, oder machte wenigstens doch den Anfang dazu. Aber ich wurde in dem angenehmsten Geschäfte, denn das Briefschreiben an Sie wird das immer für mich

*) Ein wirkliches, ebenso feines als edles Anerbieten von einem Juden an einen Christen.

seyn, zu meinem größten Verdrusse gestört. Mein Herz war und ist noch so voll von Ihnen und Ihrer Freundschaft, daß das, was ich auf meinem Herzen hatte, aus meiner Feder in Reime floß. Merken Sie's ich schrieb Reime, denn Verse kann ich das Geschmiere wohl nicht nennen, und ich würde mich sehr betrügen, wenn ich hoffen wollte, daß es Ihren Beifall erhalten würde. Aber den such' ich auch nicht, und wenn ich Ihnen das, was ich gestern geschrieben habe, überschicke, so will ich Ihnen blos die Empfindungen meines Herzens mittheilen, die Ihre Freundschaft bei mir rege gemacht hat, und die Ihnen hoffentlich nicht ganz unangenehm seyn werden. Hier ist's:

Heil Dir, o Freund, der Du mich liebst,
Mir Trost und Heiterkeit
Und Glück und Ruh und Freude giebst;
Heil Dir! und Seligkeit

Erfüll Dein menschenfreundlich Herz,
Und Deiner Tage Zahl
Sei wonnevoll, und ohne Schmerz
Dein Leben allzumal.

Von Dir geliebt, vergeß ich's leicht,
Daß mich die Bosheit schmäht,
Und alles, was mich kränkend beugt,
Verschwindet und vergeht.

Der Armuth Last, die mich beschwert,
Wird leicht, wenn Du mich liebst,
Nichts ist, das meine Ruhe stört,
Wenn Du, o Freund, mich liebst.

In Dir hab' ich, wonach mein Herz
Schon längst vergeblich rang,
Des Lebens Glück, Trost für den Schmerz,
Der jüngst mein Herz bezwang.

Mit Dir kehrt Fried' und Ruh zurück
In die empörte Brust,
Dein Aug' voll Geist, Dein sanfter Blick
Macht mir zum Leben Lust.

Zum Leben, das mir lästig ist,
Wenn ihm die Freundschaft fehlt,
Doch mehr als irdisch Leben ist,
Wenn Freundschaft es besteit.

Und dieses Glück schenkst Du mir, Freund,
Den Reitz und Tugend schmückt;
Du, dessen Auge zärtlich weint,
Wenn Haß die Tugend drückt;

Doch heiter, gleich dem Sonnenblick
Am Frühlingstage, lacht,
Wenn Wohlergehn und stilles Glück
Die Unschuld jauchzen macht.

Heil Dir und mir! gesegnet sey
Der Tag, der Dich mit mir
Vereinte, Freund! Gesegnet sey
Dein Leben Dir und mir!

Gesegnet sey die Stund', da Dich
Zuerst mein Aug' erblickt,
Der seelge Augenblick, da mich
Dein edles Herz entzückt.

O bester, geliebtester Freund! geben Sie mir bald von Ihrem Zustande Nachricht, und vergeben Sie mir, daß ich Ihnen itzt nichts, was Ihrer Liebe interessant seyn könnte, melden kann. Ich bin ewig

Ihr Freund. *)

5.

Liebster Freund,

Gleich hätt' ich auf Ihren allerliebsten Brief geantwortet; aber vielleicht, dacht' ich, kannst's mündlich thun. Denn das glaubt' ich steif und fest: „Sie würden verwichenen Sonntag zu uns herüberkommen;" weils schon öfter so gekommen ist, daß Sie denn, wenn ich etwas zu thun habe, hier gewesen sind, um so mehr bestärkt' ich mich in meiner Vermuthung, weil Sie mir in Ihrem lieben Briefe Hoffnung dazu machten. — Der Herr Pred. M* hat Sie am Sonntage besucht? So? Davon hab' ich vorher nicht ein Wörtchen gewußt; und doch war ich den Sonnabend Abend noch mit ihm zusammen an einem Orte in der **straße, wo er sich fleißig einfindet. Sie sind mit mir auch schon einmal da gewesen. Ein hübsch Kompliment von daher an Sie! Ja, ja! ganz gewiß! — Wieder auf den Herrn Pastor zu kommen; als er nun zurückkam, sagt' er mir's erst, daß er Sie gesund in B* angetroffen, mit Ihnen im **garten spatzieren gewesen, und brachte mir ein Kompliment von Ihnen mit. „Bedanke mich!" — „So will ich denn nur mit der Post antworten," dacht ich. Eben wollte ich schreiben, da klopft jemand. — Herein! — Es war S*. „Sehn Sie einmal, sagte er zu mir, ob das wohl ein Röhr-

*) Die Verse in diesem Briefe sind nicht nachzuahmen.

Röhrchen ist?“ — Warum? — Er hätte sich's gekauft. — Was will er denn damit machen? — „I, meint' er, er wollte nach Berlin reisen.“ — So? wann denn? — „Noch diese Woche.“ — Gut, sagt' ich, dann will ich ihm ein Briefchen mitgeben. Aber da ward wieder nichts draus. Hören Sie nur, wie's zuging. Vorgestern war ich mit Herrn E* und R* im W., unterdeß ist S* abgereist. Aber das war ein recht vergnügter Tag in meinem Leben! Die prächtige Aussicht von dem dortigen höchsten Berge schwebt mir noch vor Augen. Das war was köstliches. Fünf Städte, und mehr als zwanzig Dörfer, Flüsse, Seen, Wälder, Wiesen, Berge und Felder, machten eine anmuthige Abwechselung. Kurz es war so schön — wie ein Schauspiel. Hätt' ich doch mit Ihnen, mein Bester, dieß Vergnügen zugleich genießen können; ja dann wäre meine Freude vollkommen gewesen. — Nun zur Sache! nach so viel Umschweifen, die Sie mir, bitte! o ja, Sie thun's doch? verzeihen werden. —

Dank, herzlichen Dank für Ihre gütige Bemühung, meine Verbesserung zu besorgen. Meine Empfehlung an Hrn. P. R*, und auch unbekannter Weise an den Herrn Prof. M* und dessen liebenswürdige Frau Gemahlin. — Bei Hrn. F* hab' ich hier Ihren Auftrag noch einmal bestellt; denn das erstemal war er verreiset. Nun glaubt' er's endlich, daß Sie das Manuskript ohne des Eigenthümers Vorwissen nicht würden zum Druck befördern. Es stehn darin, wie ich mir habe sagen lassen, Sachen von Wichtigkeit. —

Am allermeisten hat mir in Ihrem Briefe die Nachricht von Ihren werthen Eltern gefallen. Beide

stellt'

stellt' ich mir so recht ehrwürdig im Geiste vor, wie sie Ihren Brief nun zum erstenmale in der Hand haben. O Gott! die liebe gute Mutter! das muß eine überirdische, eine himmlische Freude für sie gewesen seyn, zu hören: „Ihr lieber Sohn lebt!“ O wie oft mögen sie Ihren Brief gelesen, mit Freudenthränen gelesen haben? — Nun seh ich schon zum voraus, daß es Ihnen gewiß nicht anders als wohlergehen kann! Denn was für Wirkungen das gute Vernehmen mit Ihren Eltern hervorbringt, das empfinden Sie bereits selbst. Wie glücklich bin ich doch, daß ich mich darüber mit Ihnen recht herzlich erfreuen kann! —

Zu guter letzt wollt ich nur noch sagen: daß Sie meinem schlechten Briefe viel zu viel Ehre erzeigen. Ich bin völlig zufrieden, wenn Sie den guten Willen nicht verschmähen wollen. Das ist mein Trost, daß Sie gutgemeinte Fehler mit vieler Nachsicht ertragen können. — Nun erfolgt noch: eine wehmüthige Abschiedsthräne. Ach! von wem denn? Von — Sie möchten's doch nicht treffen, drum will ich's nur gleich sagen — von der A*. Am Montage ward sie nach M. abgeholt.

Empfehlungen an Sie von Hrn. und Fr. K*, Hrn. R*, Hrn. E*, Hrn. L*, auch vielen andern Freunden; sonderlich vom Feldprediger K., die letzte vor seiner Abreise. Was hört man denn vom Frieden in B.? Hier ist die ganze Stadt davon voll. Dann hab' ich Sie noch was zu fragen, das will ich aber versparen, bis Sie, (das wird doch wohl bald geschehn?) umarmt

Ihr

aufrichtiger Freund.

Freund-

Freundschaftliche Vorwürfe.

I.

Trauter M*,

Ist's möglich, daß Du Deinen Freund so bald vergessen konntest? Wär' ich nur von Deinen Bekanntschaften, und Du hättest mich dann aus diesem Zirkel verbannt: so würd' ich nicht murren, würde mich beruhigen können. — Aber nun — denk' an unsern ehemaligen Umgang, an jene frohe Stunden, die wir beide in entzückender Einsamkeit durchlebten, an jene feierlichen Versicherungen einer ewigen Freundschaft, und — — denk Dir alles, was mein Andenken Dir erneuern kann; Du darfst dabei nicht kalt, nicht unempfindlich seyn, Dein Freund muß hiebei gewinnen, oder ich kenne meinen M* nicht. — Und dann will ich es Dir gern verzeihen, daß Du unsern freundschaftlichen Briefwechsel ganz widerrechtlich unterbrochen hast. —

Schon seit Michaelis bin ich aus W., bin wieder nach M. zurückgekehrt, und genieße seitdem die Rechte eines Hofmeisters bei einem Landedelmann. — Böse und gute Tage wechseln bei mir ab, so wie es in einer unvollkommenen Welt seyn muß.

Wie es Dir geht? das möcht' ich nun auch herzlich gern wissen. In der großen B*r Welt muß Dir's freilich erträglich gehn: kannst Dich dort immer kehren und wenden, und, wenn's Dir zu schwül wird, einen gemäßigtern Himmelsstrich wählen. Das ist nicht

jeder-

jedermanns Ding, noch weniger Deines L*, der sich's Gehirn einstoßen würde, wenn er weiter gehen wollte, als es in seinem Gesichtskreise hell ist; und da darf ich wahrlich keine starken Schritte thun, so schreckt mich schon Dunkelheit und ägyptische Finsterniß. — Vielleicht verstehst Du die Anspielung, vielleicht auch nicht; wärs auch, daß Du nicht in ihren geheimen Sinn vorjetzt eindringst, so versprech' ich Dir darüber einen Kommentar, sobald ich nur erst weiß, daß Du noch mein alter Freund bist, bieder und treu, so wie in W. — Beschäm' ihn bald, den Zweifler, durch einen freundschaftlichen Brief! O wie will ich frohlocken, wenn Du's thust! — Vergessen kann ich Dich nie; und solltest Du es können — schrecklicher Gedanke! — so werd' ich Dich nicht schelten, nein! weinen will ich über meinen Verlust. Aber ganz gewiß, Du ersparst mir diese Thränen. — Welch eine frohe Aussicht für

Deinen

unveränderten Freund.

2.

Unbegreiflich und unerklärlich war es mir allerdings, mein Theuerster, daß Sie mich so lange ohne irgend einige Nachricht lassen konnten. Unwillig war ich, zwar nicht darüber, denn ich konnte mir wohl vorstellen, daß ein Mann wie Sie wichtige Gründe zu einem solchen Stillschweigen haben müsse; aber mißvergnügt und unruhig machte es mich, weil ich nicht wußte, ob Ihnen vielleicht irgend etwas Unangenehmes zugestoßen

gestoßen wäre. Meine Frau und ich sprachen deswegen öfters zusammen: es wird doch M. kein Unglück begegnet seyn! Nun sind wir beruhigt, da wir wissen, daß Sie gesund in B* sind.

Nun ersuche ich Sie, vier Louisd'or an Herrn Buchhändler P* in B. zu bezahlen, und ihm inliegendes Briefchen zugleich mit zu übergeben. Durch die ** erwarte ich dann mehrere Nachrichten von Ihnen, besonders bitte ich die französischen Schriftsteller bei M* für den Herrn Dechant von J* nicht zu vergessen.

Meine Frau und übrigen Freunde empfehlen sich, ich aber bin ganz

Ihr

aufrichtiger Freund.

3.

Ich habe recht mit Sehnsucht auf Nachrichten von Ihnen gewartet, und es war mir ziemlich bange für Sie, da sie ausblieben. Dieß veranlaßte mich, einen meiner hiesigen Freunde, der Bekanntschaften in R. hat, sich nach Ihnen zu erkundigen; und siehe, da kamen Nachrichten von Ihnen und von diesem fast zu gleicher Zeit, die mich aus meiner Besorgniß für Sie rissen, und mein Herz beruhigten. Und nun sehe ich Ihrem Versprechen, mir künftig interessantere Briefe zu schreiben, mit Verlangen entgegen.

Herr E. ist mit Herrn D. G. schon im vorigen Monat nach P. abgereist, woher sie künftigen Monat wieder zurückkommen, da ich denn Ihren Auftrag besorgen werde. Gleich nach Ihrer Abreise von hier lief inliegender Brief an Sie bei mir ein, den ich also nicht

früher

früher weiter schicken konnte, bis ich Nachricht von Ihnen hatte. Ich wünsche, daß Sie in demselben viele angenehme Nachrichten finden mögen. Leben Sie wohl, Gott begleite Sie auf allen Ihren Wegen. Ich bin mit wahrer Freundschaft

der Ihrige.

4.

Verehrungswürdiger Herr Professor,

Erinnern Sie sich denn meiner gar nicht mehr, und denken nicht einmal nach so langer Pause nur ein wenig in Liebe an mich und unsere akademische Laufbahn in W.? Befreien Sie mich, liebster Professor! von dem irrigen Wahne, als ob Sie nicht mehr mein alter Freund wären, und versichern mich durch ein paar Zeilen, die Zeugnisse Ihrer alten aufrichtigen Liebe sind, daß Sie mich wenigstens noch ein wenig lieben.

Herr M. G., ehemaliger Pastor in R., ward erst Pastor und Superintendent in F., und jetzt ist er in N. an der O., wo Bruder S. her war; dieser ist kaiserlicher Soldat geworden, und vor Choczim geblieben.

Nun, bester Herr Professor! leben Sie recht wohl, und gönnen noch dem Ihre Freundschaft und Liebe, der sich stets nennt

Ihren

alten Freund.

5.

Die Freundschaft, die ich für Sie hege, zwingt mich, Sie über Ihr langes Stillschweigen zur Rechenschaft zu ziehen. Entschuldigungen werden Sie gewiß

genug

genug dafür haben; daran zweifle ich gar nicht. Aber so viel kann auch versichern, sind diese nicht vollkommen gegründet, so höre ich nicht auf, über Ihre Vernachlässigung meiner zu klagen. Alle gewöhnliche Ausflüchte: daß Sie krank gewesen — versteht sich blos in Gedanken — daß Sie keine Zeit gehabt — weil Sie nehmlich sich nicht Zeit dazu nehmen wollen — alles dies kann Sie in meinen Augen nicht entschuldigen. Gestehn Sie aufrichtig Ihren Fehler, zeigen Sie wahre Reue darüber, versprechen Sie Besserung, legen Sie sich zur Buße auf, wenigstens alle acht Tage zu schreiben, und dann will ich sehn, ob ich wie bisher immer noch ferner bleiben kann

Ihr

ꝛc.

Antwort.

Ihre Vorwürfe und Klagen über mein langes Stillschweigen sind mir, als ein Beweis Ihrer freundschaftlichen Zuneigung, so angenehm, daß ich mich in der That dafür bei Ihnen bedanken muß. Wahr ist's, ich habe ungebührlich lange geschwiegen; aber die Ursache, die mich vom Schreiben abgehalten hat, ist selbst schon eine so schwere Strafe für mich, daß dadurch die größten Verbrechen abgebüßt werden könnten. Ich mag nicht alle Abhaltungen weitläuftig aus einander setzen, weil ich befürchte, von Ihnen für eben so zudringlich erklärt zu werden, als nachlässig Sie mich glauben. So viel aber hab' ich wenigstens sagen

wollen, daß ich unter allen Umständen wie bisher verbleibe

Ihr

aufrichtig ergebener Freund.

6.

N*, den 3. May, 17**.

O meine Beste, wie haben Sie es denn über Ihr Herz bringen können, mir auf fünf Briefe keine Antwort zu geben? — Das Schreiben von Ihrem lieben Manne, nebst den Zeilen von Ihnen und H*, habe ich hieher nach N., wo ich seit acht Tagen bin, nachgeschickt erhalten, und habe es unzähligemal gelesen und wieder gelesen, und bereuete es erst, daß ich mein letztes Schreiben aus N. schon an Sie abgeschickt hatte; und dann konnte ich es doch auch wieder nicht ganz bereuen, da Sie mir doch wenigstens ein paar Zeilen hätten schreiben können, weil ich Sie in allen meinen Briefen so sehnlich, so dringend darum gebeten hatte; so daß ich glaubte, wenn Sie meine Briefe gelesen hätten, so müßten Sie mir doch einige Antwort darauf ertheilt haben; da ich nun gar keine erhielt, so mußte ich ja nothwendig auf allerlei Gedanken kommen, die ich aber schon zum Theil in demselben Briefe, wo ich sie äußerte, wieder zurückgenommen habe, weil ich den Fall, den ich voraussetzte, unmöglich hielt, und doch auch keinen Grund Ihres Stillschweigens aufzufinden wußte. — Wie erwünscht mir daher Ihr letztes Schreiben gewesen sey, können Sie leicht schließen, da es mich auf einmal aus alle der Ungewißheit und den Zweifeln riß, worin ich schwebte.

Mein

Mein Herz ist nun wieder ruhig. Vor mir sehe ich aus meinem Fenster das stille Meer, und in einiger Entfernung die Insel Kapri; zu meiner Linken raucht der Vesuv, rund umher mit Weinbergen bepflanzt und mit Landhäusern besäet, die im Kontrast gegen die rauchende und flammende Spitze des Berges einen Anblick gewähren, der über alle Beschreibung geht. Zu den Füßen des Vesuv dicht am Meere sehe ich, über dem verschütteten Herkulanum, das angenehme Städtchen Portici mit dem Königlichen Lustschlosse liegen; und unten, längs dem Meere hin, die schöne breite Straße, welche von Neapel dorthin führt. Die Stadt Neapel macht in dem Meerbusen einen halben Zirkel von unabsehlicher Größe, weil es wegen der immer fortgehenden Landhäuser scheinet, als wenn die angrenzenden Städte Portici u. s. w. mit dazu gehörten. Um sich einen Begriff von dem Meerbusen von Neapel zu machen, schlagen Sie doch in Ihrem Atlas die Karte von Italien auf, und stellen Sie sich vor, Sie könnten mit einem Blick die ganzen Ufer vom Vorgebirge der Minerva bis zum Misenischen Vorgebirge übersehen. Diesen Anblick hat man hier, wenn man sich nur auf einer Barke eine kleine Strecke weit ins Meer fahren läßt; und nun denken Sie sich dieses ganze Ufer mit Weinbergen, Städten und Landhäusern in solcher Fülle überdeckt, daß das Auge an dem Anblick sich fast nicht ersättigen kann: und dann in der Mitte von diesen allen die Stadt Neapel mit ihren himmelansteigenden Pallästen, deren Anblick immer schöner wird, je weiter man sich von ihr entfernt, und je mehr man den Prospekt vom Meere aus gewinnt. —

O meine Beste, wie oft habe ich hier schon am Abend auf der ruhigen See, indem ich nach dem prächtigen Neapel und in der Ferne bis nach Surrento hinüber blickte, an Berlin und an die Ufer der Spree gedacht, und mich in einem seligen Augenblicke dahin gewünscht! Hier ist der Königliche Mahler und Kupferstecher H* aus Berlin gebürtig, mit dem ich mich am meisten und liebsten von B. unterhalte, so oft wir zusammen sind.

den 5ten May.

Ich schreibe Ihnen dieß in einem Wirthshause in Portici am Fuße des Vesuv, auf dessen höchsten Gipfel ich mich noch vor ungefähr zwei Stunden befand. Diese schreckliche Naturerscheinung habe ich also nun auch in der Nähe betrachtet. Heute früh, weil es ein heitrer Tag war, entschloß ich mich, mit einer Gesellschaft von noch drei Personen, worunter sich auch ein Landschaftsmahler aus B. befand, hinaufzusteigen. Am Fuße des Berges liegt ein Dorf, aus welchem die Bauern die Fremden hinaufführen. Hier nimmt man also Wegweiser und Maulesel, mit denen man zwar eine ziemliche Strecke den Berg hinanreitet, aber noch eine weit größere Strecke durch Lava und Asche zu steigen hat, ehe man den Gipfel erreicht. Der untere Theil des Berges ist rund umher mit den schönsten Weingärten umpflanzt, worin der vortreflichste Wein wächst. Gegen diesen untern Theil macht der obere Theil des Berges, welcher aus lauter Asche und Lava besteht und schwarz aussieht, einen sonderbaren Kontrast, so wie auch der breite schwarze Strom von Lava, der sich das letztemal bis ans Meer hinunter ergoß,

goß, und dessen Gang man noch sehr deutlich wahrnimmt. Mitten durch diesen ehemaligen Lavastrom führte uns zum Theil unser Weg wie auf lauter Eisenschlacken, und selbst aus dieser Lava sahe man doch schon hin und wieder grüne Sprossen hervorkeimen. Nun kamen wir aber erst an den eigentlichen Fuß des schwarzen Aschenberges, wo, so weit man siehet, auch nicht ein Grashälmchen wächst; und wo man gar keinen Weg mehr sieht, sondern bis an die Knie durch Asche und Lava steil in die Höhe steigen muß. Unsre Maulesel wurden hier an große Steine fest gebunden, und unsre Führer banden sich einen Gurt um den Leib, woran man sich halten muß, um von ihnen gleichsam heraufgezogen zu werden, weil sie in der Asche und Lava einen festen Tritt haben. Ob man nun gleich auf diese Weise gezogen wird, so ist doch das Hinansteigen das allerermüdendste, was man sich nur denken kann; denn bei jeden drei Schritten, die man vorwärts thut, fährt man wenigstens einen Schritt selbst mit dem Wegweiser wieder in der Asche zurück. Und weil es so erstaunlich steil hinangeht, muß man sich alle hundert Schritte wenigstens einmal ausruhen. Aber zur Belohnung für diese Ermüdung sieht man auch jedesmal, wo man ausruht, die Aussicht auf eine wunderbare Art um sich her erweitert. Von dem schwarzen Aschenberge übersieht man die reitzenden grünen Ufer des ganzen Meerbusens von Neapel, welche einem immerwährenden Lustgarten gleichen. Man sieht endlich weit über dem Meerbusen von Neapel zur Rechten den Meerbusen von Gaeta, und zur Linken den von Salerno, und auf dem Meere die Inseln Ischia, Kapri,

Procida, u. s. w. wie auf einer Landkarte vor sich liegen; auf der Landseite die ganze fruchtbare Ebene, welche sich bis weit über Kapua hin erstreckt. Wenn Sie diese Oerter auf der Landkarte nachsehen, so werden Sie sich von dieser Aussicht ohngefähr eine Vorstellung machen können. Am schönsten ist der Anblick der nahen Inseln, die man mit ihren Städten, Bergen, Thälern und Flüssen, mitten im Meere liegen sieht Wenn man endlich bis auf die Spitze des Berges gekommen ist, so ist auf dieser Spitze noch eine andere, welche den eigentlichen Krater ausmacht, der beständig Rauch und Flammen und Steine auswirft, und auch auf diesen Krater steigt man herauf, bis an den Rand des Abgrundes, aus welchem die Flamme hervorbricht; hiebei nimmt man immer eine solche Stellung, daß der Wind den Rauch, die Flamme und den Steinregen von einem wegtreibt, wo man alsdann gerade in den Krater hineinsehen kann, und wo die Wegweiser einen hinführen, da steht man auch immer völlig sicher. Dieser oberste Krater, so wie der ganze oberste Gipfel des Berges, ist weiter nichts, als eine dünne Kruste, unter welcher sich unmittelbar das Feuer befindet, und der Boden ist an manchen Orten so heiß, daß man kaum darauf stehen kann. Hie und da sind dünne Spalten, über welche man wegschreitet, und die beständig rauchen; die Wegweiser steckten einen von ihren Stäben mit der Spitze in eine solche Spalte hinein, und er fing sogleich an zu brennen. Nun war es ein Unglück für uns, daß sich plötzlich der Wind änderte, und wir nicht von der rechten Seite auf den Krater steigen konnten, wo man gemeiniglich hinauf zu steigen pflegt: denn

denn hier trieb uns der Wind den Rauch und Steinregen gerade entgegen, so daß noch halb glühende Schlacken dicht vor unsern Füßen niederfielen, wovon ein jeder, nachdem sie kalt geworden waren, ein Stück in die Tasche steckte. Um nun auf die andere Seite, wo der Wind nicht herkam, zu kommen, mußten wir die Zeit abwarten, wo der Steinregen eine Weile aufhörte, und so geschwind wir konnten über die ausgeworfenen Schlacken hinklettern, ehe wieder ein neuer Steinregen erfolgte. Vor jedem Steinauswurf geht in dem Berge immer ein kurzes Gebrüll vorher, wodurch er sich ankündigt. Als wir nun auf die andere Seite gekommen waren, so rauchte der Berg fast auf allen Ecken, und nun stiegen wir denn den Krater selbst herauf, welches eine der schrecklichsten Ermüdungen war, die ich in meinem Leben gehabt habe: denn die Außenseite des Kraters besteht aus nichts, als losen Steinen und Schlacken, die bei dem geringsten Anstoß herunterrollen. Zwischen diesen Steinen nun, die über und unter einem wegrollen, muß man sich auf Händen und Füßen hinaufarbeiten; mein Wegweiser kroch auf die Weise hinan, und ich ihm nach, und da wir schon beinahe in der Mitte waren, rutschten wir beide wieder beinahe den ganzen Krater hinunter, und so mußten wir zwei bis dreimal ansetzen, ehe es uns endlich gelang, den Gipfel zu ersteigen; der Rauch, welcher hiebei allenthalben aus den Ritzen hervordrang, die Schlacken, welche um uns her rollten, und der Berg, welcher unter uns brüllte, machten diesen Aufmarsch sehr ernsthaft und feierlich. So wie wir an den obersten Rand des Kraters kamen, war es mir

vor Ermüdung kaum mehr möglich Athem zu schöpfen; ich warf mich auf den Boden nieder, und wäre hier gern eingeschlafen, wenn es Zeit dazu gewesen wäre; allein ehe wir es uns versahen, stieg ein neuer Steinregen mit einer Rauch- und Feuersäule so nahe vor uns auf, daß wir sie mit der Hand hätten erreichen können; sie wurde bald vom Winde auf die andere Seite von uns abgetrieben. Hier sahe ich also nun dieses fürchterliche Schauspiel, das schon in der Ferne einen so schaudervollen Anblick giebt, so nahe, als man es nur sehen kann, und nun ging es eben so schnell den Krater und den Berg wieder herunter, als es langsam heraufgegangen war; denn man geht nicht, sondern glitscht nur durch die Asche und Steine wieder hinunter, wodurch denn freilich die Schuhe in Stücken zerrissen werden. Am Fuße des Berges warteten unsere Maulthiere und als wir in dem Dorfe wieder anlangten, von welchem wir ausgezogen waren, tranken wir ächte Thränen Christi, einen Wein, der am Vesuv wächst, und erinnerten uns der gehabten Beschwerlichkeiten mit Vergnügen.

Hier, meine Beste, haben Sie also eine kurze Beschreibung von meiner Reise auf den Vesuv; mündlich mehr davon! Ich glaubte, daß Ihnen dieß auch interessanter seyn würde, als die Beschreibung vom Karneval, die ich mir auf einen andern Brief vorbehalte. — Der Herr von G* ist auch in Sicilien, und kömmt erst im Juni von dorther wieder zurück. Der Graf L. ist noch in Rom, und hat mir versprochen, an den Minister H. meinetwegen zu schreiben, sich auch freundschaftlich gegen mich bewiesen, ich muß also se-

hen

hen, was er thun wird. Grüßen Sie Ihren lieben Mann von mir, dem ich besonders zu schreiben mir in meinem nächsten Briefe vorbehalte, und sagen Sie ihm, daß er mir den Verdacht verzeihen möge, den ich in meinem letzten Briefe geäußert habe, und verzeihen Sie mir ihn auch, da ich ihn in demselben Briefe, wo ich ihn äußerte, auch schon wieder zurückgenommen habe; denn ich wußte mir ja doch Ihr langes Stillschweigen auf keine Weise zu erklären. Grüßen Sie auch H, dem ich für die mir überschickten Zeilen recht sehr danke, und auch in meinen nächsten Briefe besonders wieder schreiben werde. Wenn ich nach B. komme, werde ich ihm Mineralien vom Vesuv mitbringen. Empfehlen Sie mich dem Hofrath **schen Hause, vorzüglich G*. Auch den übrigen Freunden in unserm Zirkel. Lassen Sie mich doch nicht wieder so lange auf einen Brief warten! Es hat mir gewiß viel Unruhe und manche schwermüthige Stunde gemacht, daß ich so lange gar nichts von Ihnen hörte und wußte. Morgen reise ich wieder nach Rom zurück. Die Addresse an mich bleibt also unverändert.

Gestern bin ich in der ausgegrabenen alten Stadt Pompeji gewesen, wovon eine ganze Straße wieder aufgedeckt ist, die man mit allen Häusern und Buden an beiden Seiten, mit dem alten Wagengleise, das sich ins Pflaster eingedrückt hat, mit den Stadtthoren und allem, was zu einer Stadt gehört, siehet, und in den Häusern, die seit mehr als funfzehnhundert Jahren von der Asche überdeckt gewesen sind, wieder umhergehen, und die ganze häußliche Einrichtung der Alten, ihre Küche, Kammern, Speise und Schlaf-

zimmer, ihre Mahlerei in den Zimmern, u. s. w. betrachten kann. Es ist ein wunderbarer Anblick, wenn man in dieser Straße zwischen den beiden Reihen Häusern, alle von antiker Bauart auf und niedergeht. Doch mündlich auch hiervon eine ausführlichere Beschreibung! Noch einmal grüßen Sie Ihren lieben Mann von mir, dessen freundschaftlicher Brief mir wieder neuen Muth gemacht hat! Ich bin

der Ihrige.

7.

Lieber, getreuer, alter, ehrlicher Busenfreund!

Verschrieb mich, sollte heißen:

Schlimmer, untreuer, junger, veränderlicher Unfreund!

Was soll das heißen? Nicht zu kommen, nicht zu antworten; ist das erlaubt? Sich so flehentlich, herzlich bitten zu lassen, und doch die Bitte nicht zu erfüllen? O das ist ein bischen zu arg! In dem Tone mag ich nun nicht weiter fortfahren, sonst möchte Sie angst und weh werden. — Der Herr Kantor N* liegt mir fast alle Stunden an, ich habe vor ihm keinen Frieden mehr, und muß besorgen, er reißt mir einmal die Peruke vom Kopfe. Sind Sie dann nicht Schuld daran? Können Sie's läugnen? — Machen Sie doch nicht, daß ich Krieg mit den Leuten bekomme. — Und dann sollten Sie einmal hören, wie Herr S. lärmt und tobt. Alle Augenblicke kömmt er auf meine Stube gesprungen: ist M. noch nicht da? — Wahrhaftig diesmal machen Sie uns den Reigen zu lang. Mit Einem Wort, ganz Potsdam frägt nach Ihnen! Rock

und

und Degen ist hier und ruht sich aus, und sehnt sich, ach! nach seinem lieben Herrn; und der Wirth, wo solche ruhen, wünscht nichts mehr, als ein einzigesmal noch die Predigt zu hören: wir haben hier keine bleibende Stätte ꝛc. ob er gleich selbst noch nicht gern fort will, sondern von seiner lieben Frau noch kräftig zurückgehalten wird. Den alten *:* kennen Sie ja wohl, wie er's macht. Von Rechtswegen hätt' ich diesen Brief auf die Post geben sollen, wie ich gedroht; aber diesmal mag's noch drum seyn, daß ihn eine gute, treuherzige Bekannte und Freundin, die mich drum gebeten hat, überbringt. Komplimente sollen Sie diesmal gar nicht bekommen, damit dem künftigen Komplimentirbriefe nichts entzogen werde, im Fall Sie nicht kommen oder antworten sollten. Das letzte ist gewiß das allerwenigste, was doch wohl mit gutem Fug, und Recht und Billigkeit von Ihnen erwarten kann,

Ihr

aufrichtigster.

8.

Hier haben Sie endlich Ihren Ehrentitel:

Viel versprechender, aber leider wenig haltender Freund!

Dreimal bin ich in B. gewesen; Sie unterdeß nicht einmal in P., und immer haben Sie versprochen zu kommen. Was soll ich thun? Soll ich bitten? Aber würde das was helfen? Oder soll ich lieber schmälen? Soll ich Ihnen mit ganz neumodischen Schimpfnamen aufwarten? — Verdient hätten Sie's, können Sie das läugnen? Aber so ist es Ihr Glück,

daß

daß ich dießmal den Platz noch zu andern Dingen anwenden muß. — Zuvörderst soll ich Sie ersuchen, recht sehr bitten: ob Sie nicht so gut seyn und für den Hrn. Kant. R* ein Gedichtchen machen wollten? für seine Schüler von neun Jahren, Mons. A*, auf den vierzigsten Geburtstag seiner Fr. Mama, welcher mit Anfang künftigen Monats ist. Aber Herr R* müßte das Karmen, das nur kurz seyn dürfte, bald haben, weil er's gern in Musik setzen wollte. Könnt' Ihnen denn der Herr Kantor mit der Komposition dienen, so sollt' es mit Freuden geschehn. Wenn Sie können, oder vielmehr wollen; denn auf Ihren lieben Willen kommt doch wohl das meiste hierbei an, so thun Sie's nur. Herrn A* kennen Sie ja wohl? Er ist ein braver, beliebter Mann, und jetzt der erste Kammerdiener beim Könige. Versprechen Sie's also, wie ich nicht zweifle, zu thun, so bitt' ich Sie nur, machen Sie's ja um's Himmels willen nicht so, wie diesmal Ihr Titel lauter. Nun noch eins. Die sehr zu bedauernde arme Fr. Pred. W* wird ihren Mann wohl schwerlich behalten; er liegt schon sprachlos. Denken Sie sich die Scene, wenn Sie mit ihren kleinen Kindern an seinem Bette steht und weint, und er mit starrem Blick sie ansieht, den Kopf schüttelt, zwei- bis dreimal mit dem Finger gen Himmel zeigt, und dann die Hände faltet. — So hat Chodowiecki den sterbenden Pastor Serenus in Kupfer gestochen.

Komplimente an Sie von Hrn. P. R*, Hrn. K*, Hrn. L* ꝛc. Herrn und Frau Kl. nicht zu vergessen, welche schon so hübsch * * wird ꝛc.; und von mir an Herrn Prof. M*, Herrn P. R* und Frau Gemahlin

Herrn

Herrn V*, und an alle gute Freunde. — Noch einmal, kommen Sie nicht? helfen keine gute Worte mehr? nun so sollen Sie sehn, daß Sie nächstens einen recht tollen, gepfefferten — oder aber einen verzweifelt gefährlichen Komplimentirbrief erhalten sollen von

Ihrem

aufrichtigen Freunde.

9.

Vergeßlicher, lieber Freund,

Ich muß Ihnen nur einmal bei dieser schönen Gelegenheit ein bischen die Wahrheit sagen. Schön ist die Gelegenheit, das werden Sie selbst sehn, und vermuthlich Ja sagen. Daß ich aber muß, wer kann das länger ausstehn? und wenn er auch eine überenglische Geduld besäße. „Was für Wahrheit?“ Wie? Was? — Sie können sich noch unterstehn zu fragen? Lesen Sie erst geschwinde noch einmal den Titel. Waren Sie nicht sonst ein so lieber, herzlicher, theilnehmender Freund? Und nun? ach! ein vergeßlicher Freund! der alle seine Bekannten und Freunde und Freundinnen der Vergessenheit scheint übergeben zu haben. So glimpflich will ich noch davon urtheilen, ich sage *scheint*, da ich doch kräftige Beweise habe, daß Sie sich so wenig um uns bekümmern, gar nicht unserer gedenken, uns so gewaltig, so erstaunlich, so außerordentlich lange Ihre liebe Gegenwart entziehn. Was hab' ich, was haben wir Ihnen denn gethan? daß ich fragen mag. Warum lassen Sie sich denn gar

nicht

nicht wieder bei uns sehn? Unsere gelehrten Reden und Ausarbeitungen gerathen so ganz in Stocken. Da liegen sie, und keiner denkt an eine muntere Fortsetzung, die Sie am meisten beleben würden, wenn Sie zugegen wären. Ach ich bin ganz verdrießlich mit mir selbst! und weiß nicht, was ich hier alles für einfältiges Zeug schmiere. Kommen Sie, Lieber, Bester, und bringen Sie mein verdrehtes Gedankensystem wieder in Ordnung. Es hat sich bei uns schrecklich viel Neues zugetragen, aber da müßt' ich sehr weitläuftig werden, wenn ich Ihnen das alles schriftlich berichten wollte. Sie sollen's mündlich von mir, und ich denke bald erfahren, wofern ich mich nicht irre. Der schöne Bote will fort, und ich muß also hurtig nur noch sagen, was ich sagen kann. Die Madem. J. ist noch gesund, so viel Nachricht hab' ich, und befindet sich seit einigen Wochen in M., wird aber bald wieder hier seyn. Sie sind auch noch gesund, das sagte mir neulich Herr S., den ich nebst seiner Frau Gemahlinn vor kurzem habe kennen lernen. Alle Freunde grüßen, und von mir eine Empfehlung an alle, die meiner eingedenk sind, von

Ihrem

aufrichtigen Freunde,

10.

Wie führt Sie denn der Himmel nach H.? Ich weiß gar nicht, daß Sie abwesend sind; ich wundre mich, daß ich Sie so lange nicht sehe, und da erhalt ich mit einemmale Ihren Lazarusbrief.

Hier

Hier erhalten Sie von mir und G., was Sie von uns wünschen, und zugleich mein Bedauern, daß ein Mensch von Kopf und Geist durch eigne Unordnung so weit herabkömmt, daß er einen * * um * bittet, und schon im Voraus abschlägige Antwort befürchtet. Schulden kann jeder ehrliche Mann leicht haben; aber so unvernünftig tief zu sinken! — Gott bessere Sie an Ihrem Leibe; dann, hoffe ich, werden Sie sich ermannen, und durch angestrengte Arbeit, und Vermeidung jeder Thorheit sich aus den drückendsten Ketten, die man tragen kann, durch eigne Kraft befreien.

B.

11.

Zwar lassen Sie sich nicht hören noch sehen; zwar antworten Sie nicht, wenn man Ihnen etwas über einen auswärtigen Künstler anträgt: aber ich will nicht Böses mit Bösem vergelten, und doch an Sie schreiben. — Herr G. R. E*, mein Nachbar, wünscht Sie nächsten Sonntag bei sich Mittags zu bewirthen, und hat, weil er selbst Sie noch gar nicht kennt, mir aufgetragen, Sie dazu einzuladen. Wenn Sie ihm und der bei ihm versammelten Gesellschaft die Ehre erzeigen wollen, so kommen Sie Sonntags bald nach Ein Uhr zu mir, damit wir zusammen herüber gehen können. Auf allen Fall aber antworten Sie mir schriftlich Ja oder Nein, damit ich mich legitimiren kann. Wenn Sie Nein sagen, so bitte ich, mich die Gründe Ihres Nichtwollens wissen zu lassen; wenn Sie Ja sagen, so bitte ich, dann auch wirklich Wort zu halten.

B.

12.

Guten Abend, mein lieber M.! — mein lieber M.! — Bist Du noch mein Freund, mein Bruder? — Bald hätte ich Ursache, daran zu zweifeln; aber noch will ich es nicht thun. Laß hören Deine Entschuldigung in puncto silentii, laß hören! ich denke billig. Hast Du zu viel zu thun? oder bist Du krank? — oder liebst Du mich nicht mehr? — oder hat einer eine unbillige Forderung in seinem Briefe gethan, dafür Du uns alle strafen willst? — Frau F. tröstet mich noch immer, und sagt: so lange ihr noch nicht von M. träumete, so lange stünde es noch ganz gut mit ihm. Ich hoffe es auch, und diese Hoffnung ist noch immer eine Stütze, daß ich nicht ganz mißmüthig werde. E. erkundigt sich alle Woche bei mir, ob Du noch nicht Dein Stillschweigen gebrochen. — Wenn ich wieder schreiben sollte, werde ich Dir mehreres von mir erzählen — denn es ist, als wenn ich der nicht mehr bin, der ich sonst gewesen. Lebewohl, mein lieber M. Ich bin

Dein

Freund.

Entschuldigungen.

1.

Theuerste Freundin,

Ich war genöthigt, L. so schnell zu verlassen, daß ich nicht Zeit hatte, von einem einzigen Freunde Abschied zu nehmen. Hätte es in meiner Macht gestanden, so würde ich gewiß diese Pflicht nicht versäumt haben. Davon sind Sie, wie ich hoffen darf, überzeugt. Wären mir aber auch einige Augenblicke zum Abschiednehmen übrig geblieben, so hätte ich doch nicht die Kraft gehabt, einer Person, die ich so sehr schätze, als Sie, ein mündliches Lebewohl sagen zu können.

Zürnen Sie, Theuerste, dieserhalb nicht auf mich. Nie, auch in der weitesten Entfernung, wird mich die Erinnerung an die mit Ihnen verlebten frohen Stunden verlassen. Ewig für Sie schlagen wird das Herz

Ihres

2c.

Antwort.

Ich weiß, mein Bester, daß Ihre Abreise von hier Sie selbst übereilte, und bin überzeugt, daß Sie nicht ohne Abschied von hier gegangen seyn würden, wenn Ihre Zeit es Ihnen erlaubt hätte.

Anfangs freilich ging es mir nahe, weil ich von Ihnen vernachlässigt zu seyn glaubte. Jetzt aber, da ich überzeugt bin, daß sich diese schnelle Entfernung

von hier nicht vermeiden ließ, nehme ich den guten Willen für die That, und danke Ihnen auf's verbindlichste für die in Ihrem Briefe geäußerten gütigen Gesinnungen gegen mich. Ich wünsche Ihnen viel Vergnügen an dem Orte Ihres Aufenthaltes, und bin gewiß, daß Sie durch Ihre geistreiche Unterhaltung bei den dasigen reitzenden Damen viel Glück machen werden. Vergessen Sie nur, dies ist meine einzige Bitte, in diesem schönen Zirkel nicht ganz diejenige, die sich mit Wahrheit nennt

Ihre

ergebenste Freundin.

20.

Verehrungswürdiger Freund,

Konnten Sie, mein theuerster Freund, auch wohl im Ernste nur einen Augenblick daran zweifeln, ob mein Herz noch eben die Gesinnungen fühlte, mit denen es jederzeit an Ihren Schicksalen Theil genommen hat? Könnte Ihnen meine Freundschaft, meine Hochachtung, die Sie so vollkommen verdienen, dadurch ungewiß werden, daß ich Ihnen, freilich in zu langer Versäumniß, auf Ihren Brief antwortete. Der Anschein ist wider mich. Aber wenn Sie die Hindernisse erst gelesen haben, die mich so sehr aus aller Aktivität setzten, so werden Sie mich, wo nicht entschuldigen, doch Mitleiden mit mir haben. Am 2ten Jan. machte ein Geschwür am linken Arm mir unsägliche Schmerzen. Den folgenden Tag bekam ich das Chiragra in die rechte Hand. Nach wenig Tagen das Podagra in

den

den rechten Fuß. Ich litt Schmerzen, von denen sich einer, der sie nicht selbst gefühlt hat, keine Vorstellung machen kann. Ob sie gleich von der Heftigkeit nachließen, so hatten sie doch eine solche Schwäche im Körper, und eine solche Dumpfheit in meiner Seele angerichtet, daß mir mit der Kraft auch die Lust zu Geschäften vergangen war. Erst am Sonntag Quinquag. konnte ich zum erstenmale wieder predigen. Nun hatten sich meine Geschäfte fürchterlich gehäuft, worunter die versäumte Unterweisung der Konfirmanden einen beträchtlichen Theil ausmachte. Und auch die Arbeit, die ich sonst so gern thue, wurde mir sauer. Endlich habe ich sie, unter Gottes Beistande, vollendet und vorgestern konfirmirt. Nun ist es mein erstes Geschäfte, Sie, mein Liebster, zu versichern, daß ich noch eben so, wie sonst, und noch mehr als jemals Ihr Freund bin. Ihres großen Königs Beifall und Handschreiben, das ich schon mit Theilnehmung in dem Hamb. Correfp. gelesen, hat mir vorzügliche Freude gemacht, und ich zweifle nicht, daß es ein Vorbote reeller Belohnung seyn wird. Und nun kann es Ihnen doch wohl nicht mehr einfallen, B. mit H. zu vertauschen, wozu ich, wie Sie wissen, aus Ursachen nie gerathen habe. Nun ist das Rektorat hier besetzt. Herr R. von M. wird morgen introduzirt. Ich kenne ihn noch nicht. Auch den Herrn D. B. noch nicht, kann Ihnen also jetzt von beiden nichts sagen. So sehr ich Ihr gutes Herz in der Unterstützung Ihrer Eltern bewundere und schätze, so sehe ich doch wohl ein, daß die Summen, die Sie schon hergegeben haben, für Ihre Einnahme, und für Ihre eigenen, theils unentbehrlichen, theils unver-

lichen Bedürfnisse zu groß sind. Und wenn ich Gelegenheit hätte, Ihren Herrn Vater zu sprechen, so müßte ich ihm sagen — Sie können's denken, was ich ihm sagen müßte. Neuigkeiten, an denen Sie einiges Interesse nehmen, wüßte ich Ihnen von hier jetzt nicht zu schreiben, als daß es nun völlig entschieden ist, daß der Hofkapellan K. als Superintendent von hier nach S geht. Eine Stelle, die jährlich wohl 1200 Thlr. einträgt. Wer für ihn wieder des Herrn C. A. G. Collaborator an der Schloßkirche werden wird, ist wenigstens fürs Publikum noch nicht entschieden. Das Gerücht nennt den Herrn Hofkapellan S* von der **r Kirche. Wenn Herr H. jetzt von der G*kirche nach S. translocirt wird, so hat Herr Past S. wohl die wahrscheinlichste Hofnung, wieder an die G*kirche zu kommen. Nehmen Sie diesmal mit diesem wenigen vorlieb, mein werthgeschätzter Freund! und verkennen mein Herz künftig nicht wieder, wenn meine Feder gleich nicht so prompt ist, Ihnen die Freundschaft und Hochachtung zu versichern, womit ich und die Meinigen unaufhörlich sind,

Verehrungswürdigster Freund,

Ihr

ganz ergebenster Diener.

3.

Sie werden beiderseits, meine theuersten Freunde, wen mir glauben, daß ich zwar geschwinde Freundschaften schließe, aber auch eben so geschwinde die geschlossenen

senen wieder vergesse, weil ich so lange angestanden, Ihnen, meinem Versprechen gemäß, Nachricht von meiner Zurückkunst und von der Ausführung meines so sonderbaren Geschäftes zu geben. Wenn Sie aber meine Entschuldigungen werden gelesen haben, so werden Sie, hoffe ich, eine andere und bessere Meynung von mir fassen. Ich bin in der Zeit meiner Abwesenheit hieher versetzt worden, und mußte also gleich nach meiner Zurückkunst aufbrechen. Da dieser Ort kaum so viele bewohnbare Stuben hat, als das Hotel à P. in D., und dabei sehr bevölkert ist, so konnte ich die erste Zeit kein anständiges Quartier bekommen, sondern war genöthigt, bei einem guten Freunde, mit meiner Frau und übrigem Hausrath, und also in der größten Unordnung von der Welt zu leben, und überdies wurde ich kurz nach meiner Ankunft krank. Ich hatte mir diese Krankheit allem Ansehen nach dadurch zugezogen, daß ich auf der Reise meine Leibes- und Seelenkräfte zu sehr angegriffen. Seit vier Wochen bin ich zwar wieder vollkommen hergestellt, ich habe auch täglich den Vorsatz gehabt, an Sie, meine theuersten Freunde, zu schreiben, und Ihnen für die viele mir erzeigte Freundschaft den verbindlichsten Dank abzustatten, habe aber nie meinen Vorsatz ausführen können, weil ich auf meiner Reise in so viele Sachen gemischt worden, welche mir es unumgänglich nothwendig machten, alle freundschaftliche Briefe aufzuschieben, und nur erst die Geschäftsschreiben zu besorgen. Nunmehr habe ich so ziemlich damit aufgeräumt, nun will ich auch keinen Augenblick länger anstehen, mich nach Ihrem mir so werthen Befinden zu erkundigen, und

Ihnen ein paar Worte von der Beendigung meines Geschäfts zu sagen.

Sie wissen, wie sehr ich das Mädchen liebte, aus der mein Vater, als er sie sah, den Entschluß faßte, meine Stiefmutter zu machen; Sie wissen, mit welcher kindlichen Ergebung in seinen Willen ich meine Liebe der seinigen aufopferte. Das Glück seines Vaters durch Hintansetzung seiner eigenen Glückseligkeit zu befördern, ist ein so schönes Verdienst! Ich hatte es durch Aufopferung meiner Liebe erworben, aber ich sollte einen noch stärkern Beweis meiner Selbstverläugnung geben: ich sollte meine leibliche Mutter zu einer Scheidung bereden. Die Betrachtung, daß ich durch eine zweite Heirath meines Vaters und meiner Mutter um den ansehnlichsten Theil meines Vermögens gebracht wurde, kam bei mir nicht in Anschlag; aber von einer andern Seite thürmten sich so viele widrige Vorstellungen, die aus der Liebe zu meiner Mutter entstanden, in meiner Seele auf, daß ich fast entschlossen war, den Auftrag meines Vaters abzulehnen; allein die Liebe zu meinem Vater schlug alle Vorstellungen nieder, und ich reisete. Hören Sie nun, mein Lieber, wie ich zu Werke ging. Ich erforschte aufs genaueste die Gesinnungen meiner Mutter; ich fand sie wie gewöhnlich großmüthig und edel; ich prüfte ihre Neigung zu meinem Vater, und fand warme Freundschaft für ihn — aber nicht Liebe: hierauf baute ich meinen Plan. Ich sah, daß jeder Theil für sich glücklich seyn konnte, beisammen waren sie es nie. Und warum? Mein Vater ein vortreflicher Mann; meine Mutter ein braves Weib — und doch nicht glücklich! Was gehört denn

zur Glückseligkeit in der Ehe? Soviel, meine Freunde, daß ich fast glaube, es giebt keine ganz glückliche Ehe auf des lieben Gottes weiten Erde. Beide Theile können über alles, in allen Stücken, bis auf ein einziges Pünktchen, gleichdenkend seyn, nur in diesem einzigen Pünktchen aus Vorurtheil, oder Ueberzeugung, (und unsere Ueberzeugung ist nicht jedermanns Ueberzeugung) anderer Meinung seyn, so kann diese Kleinigkeit eine Quelle der Zwietracht werden. Dies ist der Fall bei meinen Eltern. Aus Ehrfurcht für beide verschweige ich diese Kleinigkeit. Kurz! sobald ich bei mir fest überzeugt war, daß die Trennung beiden Theilen ein Mittel zur Glückseligkeit werden konnte, so arbeitete ich darauf los, und brachte mein höchst sonderbares Geschäft glücklich, und zwar so zu Stande, daß beide Partheien zufrieden seyn können. Keiner verliert, sondern alle gewinnen, mich ausgenommen, der ich recht tapfer verliere. Dieser Verlust verursacht mir aber mehr Vergnügen, als wenn ich zehnmal so viel dabei gewonnen hätte, indem ich dadurch die Zufriedenheit meiner Eltern wieder hergestellt, und das Glück einer meiner besten Freundinnen, (welche bereits meine Stiefmutter ist) befördert habe. Alle mögliche Ursache, wenn ich sonst dazu geneigt wäre, hätte ich, stolz zu seyn, daß ich nicht allein dieses einem jedem fast unmöglich scheinende Geschäft ausgeführt, sondern es auch in einem Lande, in welchem noch die strengen Sächsischen Gesetze wegen der Ehescheidung obwalten, und wo kein Prozeß, auch bei den triftigsten Gründen, unter etlichen Jahren zu Stande kömmt, es dahin gebracht, daß der Proceß des Morgens um 10 Uhr an,

hängig gemacht, und auch bereits um 12 Uhr desselbigen Tages der Vergleich geschlossen, und die Ehescheidung, mit der Erlaubniß, an beiden Theilen wieder zu heirathen, ausgefertigt worden.

Mein Brief ist durch Erzählung dieser Geschichte zu einer solchen Länge angewachsen, daß ich, so mancherlei ich Ihnen auch noch zu sagen hätte, schließen will. Behalten Sie mich lieb, und schreiben Sie bald

Ihrem

ergebenen.

4.

Liebster, bester M*,

Sie haben das größte Recht, auf mich böse zu seyn; denn ich habe mein Versprechen nicht gehalten. Aber Gott weiß es, daß es nicht an mir, sondern an der Menge meiner mühsamen Tagearbeit lag. Geht das so fort, so befürcht' ich, sehr viele meiner Freunde zu verlieren. Aber ich will mir Luft schaffen, es sey nun, auf welche Art es wolle. Recht sehr dank' ich Ihnen für die mir übersandte Rede. Ich und Madame G., die sich Ihnen vielmals empfiehlt, haben uns recht sehr darüber erfreut. Herrn P. Exemplar soll morgen von mir besorgt werden. Die in Herrn C*'s Brief mich betreffende Stelle, hab' ich gelesen. Sie hat mich wirklich erschreckt. Aber nochmals bitt' ich: Vergebung.

Ob ich bei dem Herrn Inspektor, oder vielmehr bei der Demoiselle J. gewesen bin? Nein; das ist

mir

mir nicht möglich gewesen. Vielleicht geschieht's aber morgen.

Gott, welch ein leerer Brief! Und doch muß ich ihn schließen. Meine Frau ꝛc. — empfehlen sich Ihnen alle. Auch ich mit der theuersten Versicherung, daß ich beständig bin

Ihr

aufrichtiger Freund.

5.

Hochwohlgebohrner Herr,
Gnädiger Herr,
Hochzuverehrender Herr Obrister,

Ew. Hochwohlgeb. bitte ich demüthigst um Verzeihung, daß ich Dero Befehle, womit Sie mich zu beehren die Gnade gehabt haben, nicht eher, als bis jetzt habe ins Werk richten können. Es sind verschiedene Umstände, die mich hoffentlich bei Ew. Hochwohlgeb. entschuldigen werden. Die Entfernung des Orts, woher ich die benöthigten Sachen mußte kommen lassen, und die schlimmen Wege haben die Ankunft derselben so lange verzögert. Ich hoffe aber, daß Ew. Hochwohlgeb. übrigens mit der Besorgung dieses Geschäftes zufrieden seyn, und mich in ähnlichen Fällen mit Ihrem Zutrauen beehren werden, welches ich auf alle mögliche Weise zu erwerben, und beständig zu erhalten mich bestreben will. Ich bin ehrfurchtsvoll

Ew. Hochwohlgeb. Gnaden,

unterthäniger.

6.

Hochwohlgebohrner Herr,
Gnädiger Herr,
Hochzuverehrender Herr Rittmeister,

Ew. Hochwohlgeb. werden mir meine Kühnheit verzeihen, wenn ich es wage, mich wegen eines Verdachts zu entschuldigen, welcher fähig seyn könnte, mich Ihrer Gnade und bisherigen Zutrauens unwürdig zu machen. Diese Befürchtung kränkt mich um so viel mehr, weil ich mich beständig bestrebt habe, in der Verbindung, worin ich mit Ew. Hochwohlgeb. zu stehen die Ehre habe, meiner Pflicht auf das genaueste nachzukommen, und vorsetzlich Ihnen nie Anlaß gab, mit mir unzufrieden zu seyn. Doch ich hoffe, Ew. Hochwohlgeb. werden mein dringendes Gesuch statt finden lassen, mein Betragen auf das genaueste zu untersuchen, und dasselbe nach Ihrer Billigkeit und Gerechtigkeitsliebe zu prüfen, ehe Sie mich Ihrer Gnade und Ihres Zutrauens gänzlich unwürdig erklären. Wenn es mir gelingen sollte, Ew. Hochwohlgeb. diesmal von meiner Unschuld zu überzeugen, so hoffe ich, daß Sie in der Folge mich zu einer solchen Untreue, welche mir jetzt zur Last gelegt wird, gänzlich unfähig halten werden. Dann soll mein eifriges Bestreben seyn, zu zeigen, daß ich beständig mit ununterbrochener Treue gewesen bin, und auch inskünftige seyn werde

Ew. Hochwohlgeb.

unterthänigster Diener.

7.

Hochedelgebohrner,
Hochzuehrender Herr,

Verschiedene Umstände bewegen mich jetzt, Ew. Hochedelgeb. das Geständniß zu thun, daß Ihnen von mir Unrecht geschehen ist, welches ich jetzt, so viel noch in meinen Kräften steht, wieder gut zu machen suchen will. Daß Ihnen Ihre Absichten an diesem Orte mißlungen sind, daran ist jemand schuld, dessen Niederträchtigkeit jetzt offenbar worden ist, und der nunmehr seine verdiente Strafe erhalten hat. Nun ist Ihnen hier niemand mehr im Wege, und die Stelle eben dieses Mannes, der bisher Ihrem Glück hinderlich gewesen ist, steht Ihnen offen. Ich trage Ihnen dieselbe hierdurch nebst meiner Freundschaft an. Lassen Sie mich hierüber bald Ihre Entschließung wissen. Ich bin mit vieler Hochachtung

Ew. Hochedelgeb.

ergebenster.

8.

Hochedelgebohrner,
Hochzuehrender Herr Sekretär,

Ew. Hochedelgeb. werden es mir verzeihen, daß ich Ihren Auftrag nicht eher, als bis jetzt, besorgt habe. Dringende Geschäfte haben mich genöthigt, diese Sache wider meinen Willen länger als ich dachte aufzuschieben. Auch haben einige unerwartete Hinder-

nisse

nisse bei der Ausführung meines Unternehmens sich mir entgegengesetzt. Es schmerzt mich, daß ich Ihre Erwartungen in diesem Falle nicht nach Wunsch habe befriedigen können. Ich hoffe aber, daß ich zu einer andern Zeit so glücklich seyn werde, Ihnen einen wichtigern Dienst zu leisten, als ich jetzt noch habe thun können. Indeß soll es für mich jedesmal das angenehmste Geschäft seyn, wenn ich Ihnen in irgend einer Sache nützlich seyn kann. Ich bin

Ihr

ergebenster Diener.

9.

Hochedler,

Hochzuehrender Herr,

Sie werden es mir verzeihen, daß ich Sie nicht zu der bestimmten Zeit habe besuchen können, wenn ich Ihnen sage, daß mein Vater, welcher aus Hamburg zurückgekommen ist, nur noch einige Tage hier bleiben will; ich bitte Sie also, wo möglich, mich zu besuchen. Das Schiff, an dessen Ankunft Sie zweifelten, soll reich beladen in Hamburg angelangt seyn. Ich bin mit vieler Hochachtung

Ihr

ergebenster Diener.

10. Hoch-

10.

Hochedler,
Hochzuehrender Herr,

Ich muß Sie um Verzeihung bitten, daß ich Ih-
en Ihre Frage nicht eher als jetzt beantwortet habe.
ieß kam blos daher, weil ich gern den Zeitpunkt ab-
arten wollte, wo ich Ihnen gewiſſe Nachricht ertheil-
n könnte. Nunmehr freuet es mich, daß ich Ihre
ünſche erfüllen kann. Die Bedingungen, welche
ie gemacht haben, ſollen Ihnen gewährt werden,
nd ſo heben ſich die übrigen Schwierigkeiten von ſelbſt.
ie können alſo noch in dieſem Monate Ihre Stelle
ntreten, wozu ich Ihnen und mir von Herzen Glück
ünſche, und mit aller Hochachtung verharre

Ihr

ergebenſter.

11.

Hochedler,
Hochzuehrender Herr,

Seyn Sie unbeſorgt wegen der Verzögerung mei-
r Antwort auf Ihr letztes Schreiben: dieſelbe hat
iter nichts zum Grunde, als die etwas ſpät erfolgte
twort, welche ich von dem Freunde erhielt, an den
Ihrentwegen geſchrieben hatte. Die Sache hat
rigens einen ſo guten Ausgang genommen, wie Sie
ſelben nur wünſchen können: ich habe die beſten
achrichten erhalten, welche dazu dienen können, Sie
llig zu beruhigen. Sie werden alles aus dem Briefe

ſehen,

sehen, den ich Ihnen hier beigelegt habe. Hoffentlich wird Ihnen mein Brief um desto angenehmer seyn, je länger Sie auf denselben haben warten müssen. Ich bin mit vollkommener Hochachtung

Ihr

ergebenster Diener.

12.

Hochzuehrender Herr,

Ich würde die verlangten Sachen längst übersandt haben, wenn nicht einige unvermuthete Zufälle mich daran verhindert hätten, ich glaube daher nicht, daß diese Verzögerung Ihr Zutrauen gegen mich wird vermindert haben. Ich werde mich bemühen, die Uebersendung dieser Sachen so viel wie möglich zu beschleunigen, damit Ihnen wenigstens kein beträchtlicher Schaden, durch das Zurückbleiben derselben, erwachsen möge. Sie können sich übrigens in jedem Falle auf mein Versprechen verlassen, in so fern die Erfüllung desselben von mir, und nicht vom Zufall abhängt. Ich bin

Ihr

ergebenster Diener.

13.

Werthgeschätzter Freund,

Vergeben Sie es mir, daß ich Sie nicht zu der bestimmten Zeit habe besuchen können. Ein Freund, welchen ich seit langen Jahren nicht gesehen hatte, kam gestern

gestern zu mir, und ist heute früh schon wieder weggereist. Ich konnte mich also gerade nur in der Zeit mit ihm unterhalten, welche ich dazu bestimmt hatte, Sie zu besuchen. Lassen Sie mich doch wissen, wann es Ihnen nunmehr gefällig ist, daß wir uns über die bewußte Sache mit einander besprechen. Ich bin

Ihr

ergebenster.

14.

Liebster Freund,

Sie sind böse auf mich, weil ich Ihnen einige bittere Wahrheiten gesagt habe, die ich Ihnen sagen mußte, wenn ich anders als ein wahrer Freund an Ihnen handeln wollte. — Allein ich hoffe, daß Sie das in der Folge selbst einsehen, und mir für meinen wohlgemeinten Rath danken werden, wenn Sie sich noch entschließen können, denselben zu befolgen. Meine freundschaftlichen Vorwürfe waren Ihnen vielleicht eben so unangenehm, wie dem Kranken die bittre Arznei, die demohngeachtet fähig ist, ihn von seinem Uebel zu befreien. Wie sollte es mich aber kränken, wenn meine gute Absicht ihres Endzwecks ganz verfehlen, und wenn ich durch meine, vielleicht zu harten Vorwürfe, einen Freund verlieren sollte, den ich beständig so werth geschätzt habe, und den ich, ohngeachtet seiner kleinen Ausschweifungen, noch bis jetzt hochachte, weil sein Herz gut ist, und weil ich gewiß glaube, daß er bald einmal wieder ernsthaft an sich selbst denken, alle seine unüberlegten Handlungen bereuen, und dann auch viel-

vielleicht diese gutgemeinten Vorwürfe verzeihen wird

seinem

aufrichtigsten.

(Von einem ältern an einen etwas jüngern Freund. Im Anfange sieht der Brief etwas zu finster aus, in der Folge aber nimmt er eine bessere Wendung.)

15.

Liebster Freund,

Zürnen Sie nicht, ob Sie es gleich Ursach haben. Mit schwerem Herzen schreibe ich Ihnen, und erwarte Ihren Ausspruch, ob Sie mir meine beleidigende Hitze noch einmal verzeihen wollen. Der Verlust Ihrer Freundschaft würde mir unerträglich seyn, und mein Fehler würde dadurch auf die schrecklichste Art sich selbst bestrafen. Gewiß werde ich von nun an meine Hitze mit mehreren Ernste einzuschränken suchen. Wie manche Reue hat mir meine Uebereilung nicht schon zugezogen. Jetzt muß ich über meine eigene Unachtsamkeit erröthen, daß ich Ihre guten Absichten so verkennen konnte, und ich mich noch nicht wieder besann, da ich Ihnen schon in den beleidigendsten Ausdrücken einen Brief geschrieben hatte, den Sie nun schon zu meiner eignen Schande werden gelesen haben. Tausendmal habe ich gewünscht, daß doch die Buchstaben unterwegs verlöschen möchten. Der Brief ist zwar nicht roth geworden, indem Sie ihn lasen, aber ich bin an seiner Stelle erröthet. Sogleich habe ich ihm diesen nachgeschickt: einholen wird er ihn nicht wie-

wieder; möchte er nur einigermaßen, was jener verdarb, wieder gut machen! Nun habe ich Sie als den rechtschaffensten Mann kennen gelernt, und werde es als eine Wohlthat ansehen, mich noch nennen zu dürfen,

Ihren

Freund.

16.

Werthgeschätzter Freund,

Wie gütig sind Sie gegen mich gesinnt, daß Sie mein Ausbleiben selbst auf eine so edelmüthige Art entschuldigen. Gewiß hat es mich sehr betrübt, daß ich nicht fähig war, mein Versprechen zu halten, so eifrig ich es auch wünschte. Die ganze Zeit über hat mir Ihr Zustand schwer auf dem Herzen gelegen, und ich habe keine recht vergnügte Stunde gehabt, so oft ich wieder an mein Versprechen, und an die Unmöglichkeit, es zu erfüllen, dachte. Allein das richtete mich wieder auf, daß es noch nicht zu spät ist, das Versäumte wieder gut zu machen. Verlassen Sie sich darauf, daß Ihre Umstände gewiß bald ein ander Ansehn gewinnen werden. Was in meinen Kräften steht, werde ich gewiß dazu beitragen. Doch davon, glaube ich, werden Sie schon überzeugt seyn. Bleiben Sie also mein Freund, wie Sie es bisher gewesen sind, und zweifeln Sie nicht, daß auch ich mit unveränderlicher Treue beständig seyn werde

der Ihrige.

(Von einem guten Manne an einen sehr armen Freund, dem er aus lauter Herzensgüte so viel versprochen hatte, daß er es hernach nicht halten konnte. Eine nicht seltne Veranlassung zu Entschuldigungs-Briefen.)

17.

Verehrungswürdiger Freund,

Wie konnten Sie wohl nur einen Augenblick zweifeln, daß meine Gesinnungen noch eben dieselben sind, welche mein Herz beständig für Sie hegte: Glauben Sie gewiß, daß meine Hochachtung gegen Sie mehr zugenommen als abgenommen hat, nachdem ich solche Proben von Ihrem edlen Herzen und Ihrem vortreflichen Charakter gesehen habe, die mir Bewunderung und Hochachtung gegen Sie würden eingeflößt haben, wenn ich Sie auch vorher nicht gekannt hätte. Längst hätte ich Ihnen schon geschrieben, wenn mich nicht eine heftige Krankheit außer aller Thätigkeit gesetzt hätte. Die heftigsten Schmerzen ließen nicht so lange nach, daß ich mich einige Minuten hätte erhohlen können. Nunmehr bin ich einigermaßen wieder hergestellt: allein meine Geschäfte haben sich während der Zeit so sehr gehäuft, daß ich nun nicht weiß, was ich zuerst angreifen soll. Vor allen andern aber soll das mein Hauptgeschäft seyn, Ihnen zu versichern, daß ich noch mit unveränderlicher Hochachtung bin

Ihr

aufrichtigster Freund.

(Die Entschuldigung eines nachlässigen Korrespondenten, der so lange nicht geschrieben hatte, daß sein Freund endlich anfing zu glauben, die Freundschaft des erstern sey gänzlich gegen ihn erkaltet.)

18.

Wertheſter Freund,

Ich habe Sie nicht täuſchen wollen. Wie konnten Sie mir dieſes zutrauen? Wir haben am meiſten dabei verloren. Wie ſehr hätte ich gewünſcht, Sie mit dem Herrn Hauptmann von W. unvermuthet überraſchen zu können. Aber ein unangenehmer und unerwarteter Zufall vereitelte unſern Vorſatz. Der Herr Hauptmann nehmlich bekam ſchleunige Ordre, zu ſeinem Regiment zurückzukehren. Wir mußten uns alſo trennen, und aus unſerm Beſuche konnte nichts werden. Sie müſſen es daher blos dem Zufall zuſchreiben, wenn wir das gethane Verſprechen nicht erfüllt haben. Indeß tröſten Sie ſich, denn der Feldzug wird nun vermuthlich bald zu Ende gehen, alsdann werden vielleicht nicht mehr ſolche unerwartete Zufälle unſere Zuſammenkünfte vereiteln. Ich bin

der Ihrige.

19.

Beſter Freund!

Wie ſehr ſchmerzt es mich, daß ich nicht das Glück gehabt habe, Sie vor meiner Abreiſe noch einmal zu ſprechen. Allein es war mir unmöglich, noch einmal zu Ihnen zu kommen, da ich Sie das erſtemal nicht zu Hauſe traf. Meine Zeit war verfloſſen, ehe ich es vermuthete, und ich mußte wegreiſen, ohne einmal Abſchied von Ihnen zu nehmen, ob ich Ihnen gleich noch ſo vieles zu ſagen hatte. Als ich aber auf

den Postwagen steigen wollte, erhielt ich noch ein Billet von Ihnen, welches mir ein schätzbarer Beweis von Ihrer fortdauernden Freundschaft war. Dieß tröstete mich einigermaßen wieder über meine schleunige Abreise. Sie schreiben mir, daß ich zuweilen an Sie denken sollte: wie könnte ich Sie denn wohl vergessen, da mich so mancher Umstand in meinem Leben an Ihre Freundschaft erinnert. Darum werde ich auch nie aufhören, mit unveränderlicher Treue zu seyn

Ihr

aufrichtigster.

20.

Bester Freund,

Nunmehr wären wir also völlig wieder mit einander ausgesöhnt, und alle unsre Zwistigkeiten friedlich beigelegt. Wie sehnlich habe ich das gewünscht, wenn ich an die ersten Tage unserer Freundschaft zurückdachte, und wie oft habe ich es nicht bedauert, daß Mißverständnisse uns so lange entzweien mußten! Nun ist endlich der glückliche Zeitpunkt gekommen, wo mein Wunsch erfüllt ist, und wo alles das auf immer vergessen werden soll, was unsre Freundschaft zwar auf eine Zeitlang unterbrechen, aber nie aufheben konnte. Dieser dunkle Zwischenraum soll nun unsre künftigen Tage nicht mehr trüben, sondern dazu dienen, ihren Glanz noch mehr zu erhöhen. Nie müsse wieder eine Sache uns entzweien, worüber wir nicht ganz gleicher Meinung sind! Vielmehr soll unser gehabtes Mißverständniß dazu dienen, daß wir inskünftige bei ähnlichen Fällen dergleichen zu vermeiden suchen. Zum Beweise

unsrer

unsrer erneuerten Freundschaft lassen Sie uns nun so oft wie möglich einander schreiben. Ich bin nun unaufhörlich

Ihr

aufrichtigster.

21.

Liebste Eltern,

Wie schmerzt es mich, daß ich durch einen Fehler, den ich vielleicht nicht wieder gut machen kann, mir Ihren gerechten Unwillen zugezogen habe. Doch ich will alles mögliche anwenden, um diesen Flecken in meiner Aufführung durch die genaueste Beobachtung meiner Pflichten zu tilgen. Ich müßte alles Gefühl der Zärtlichkeit verlohren haben, wenn es mich nicht äußerst kränken sollte, Ihre Gewogenheit und Liebe durch einen vorsetzlichen Ungehorsam verscherzt zu haben. Allein ob ich mich gleich eines großen Fehlers schuldig gemacht habe, so bin ich doch noch nicht so verhärtet, daß ich ihn nicht bereuen, und Sie deswegen mit Thränen um Vergebung bitten sollte. Ich hoffe, Sie werden mich keine Fehlbitte thun lassen, und in Rücksicht meines künftigen Betragens das Vergangene vergessen; dann werde ich mich mit doppeltem Eifer bestreben, Ihrer Liebe würdig zu seyn, um mit frohem Herzen und mit kindlicher Zärtlichkeit mich wieder nennen zu dürfen

Ihren

gehorsamsten Sohn.

(Es wäre schändlich, wenn man einen jungen Menschen einen Brief von dieser Art nach Regeln wollte schreiben lehren!)

22.

Verehrungswürdige Eltern,

Mit gerührtem Herzen hab' ich Ihren gütigen Brief gelesen, der mich um desto mehr beschämt hat, weil ich es fühle, daß ich diese Ihre Güte nicht verdiene. Wie viel Ursache hätten Sie nicht, mit mir unzufrieden zu seyn, und mir Vorwürfe zu machen, und Sie geben mir blos eine liebreiche Ermahnung. Ich würde aber auch Ihrer Zuneigung auf immer unwürdig seyn, wenn ich es wagen könnte, diese Güte zu mißbrauchen. Mein eignes Herz bestraft mich jetzt für meine Ausschweifungen empfindlicher, als Ihre Vorwürfe gethan hätten, mit denen Sie mich so liebreich verschont haben. Dies soll mir ein Sporn seyn, mich dieser Liebe und Achtung, womit Sie mich jetzt so unverdienter Weise beglücken, würdig zu machen, und mich inskünftige vor jeder Handlung sorgfältig zu hüten, wodurch ich dieselbe verscherzen könnte. Ich bin

Ihr

gehorsamster Sohn.

23.

Verehrungswürdiger Vater,

Mit der innigsten Rührung danke ich Ihnen jetzt für die gerechten Vorwürfe, welche Sie mir in Ihrem letzten Briefe über mein Betragen machten. Freilich hatte ich mich zu einem Umgange mit solchen Leuten verführen lassen, welche mich leicht zu meinem Verderben hätten hinreißen können; allein Ihre Vorwürfe schreckten

ten mich davon ab. Wie freuet es mich nun, daß ich einem ſolchen Fallſtricke entgangen bin! Mit Schrecken ſehe ich jetzt den Abgrund, in den ich mich hätte ſtürzen können. Aber die Verführungen zum Laſter ſind ſo mächtig, daß nur die Furcht, Ihre Liebe zu verſcherzen, mich dagegen aufs neue waffnen konnte. Jetzt will ich Ihnen nichts verſprechen, bald aber hoffe ich durch mein Betragen, Ihr völliges Zutrauen mir wieder zu erwerben, und nur in dieſer Rückſicht wage ich es, mich zu nennen

Ihren

gehorſamſten Sohn.

29.

Liebſter Bruder,

Ich bitte Dich auf das dringendſte, mein langes Stillſchweigen bei meinen Eltern zu entſchuldigen. Wie ſollte es mich ſchmerzen, wenn ich ſie dadurch beleidiget, oder mir wohl gar ihren Unwillen zugezogen hätte, der mir gewiß unerträglich ſeyn würde. Aber die Urſache war vorzüglich meine Nachläſſigkeit! Denn Mangel an Hochachtung und Liebe gegen meine Eltern iſt es gewiß nicht, wie Du ſelbſt am beſten weißt. Aber ſo geht es gemeiniglich, wenn wir erſt eine Zeitlang unſre Pflicht verſäumt haben, ſo wird es uns hernach deſto ſchwerer, ſie wieder auszuüben. Was müſſen meine Eltern von mir denken, daß Sie ſo lange nichts von mir gehört haben? Müſſen Sie nicht glauben, daß ich mich ſchämen muß, ihnen eine Nachricht von mir zu geben, die mir vielleicht keine Ehre

bringen würde? Doch ich hoffe, Du wirst alles wieder gut machen, weil Dich unsre lieben Eltern mit ihrem ganzen Zutrauen beehren, und mir auf Deine Bitte gewiß noch einmal verzeihen werden. Du hast mich schon aus mancher Verlegenheit gerissen, und wirst mich auch diesmal keine Fehlbitte thun lassen. Ich bin

Dein

aufrichtiger Bruder.

25.

Ich habe bereits die Ehre gehabt, Ihnen am 20sten dieses Monats in der Betrübniß meines Herzens zu schreiben, um Sie um Vergebung zu bitten, und Ihnen meine aufrichtige Reue über den Prozeß zu erkennen zu geben, den Ihr Feind (Sie kennen ihn) mich verleitet hatte, wider Sie anzufangen. Ich habe Ihnen schon mein Bedauern und meine Verabscheuung darüber bezeugt, daß ich mich unterstand, den so grausam anzugreifen, der mein Wohlthäter war. Ich sagte Ihnen, daß ich den Irrthum eingesehen hätte, zu dem ich verleitet worden wäre. Seyn Sie überzeugt, mein Herr, daß meine Betrübniß so groß wie mein Versehen ist. Haben Sie die Güte, so großmüthig zu seyn, mir die Verzeihung zu geben, um die ich Sie bitte. Ich erkläre das Faktum für ungerecht und verläumderisch, das man unter meinem Namen gesetzt, und das ich das Unglück gehabt habe, zu unterzeichnen. Ich war verblendet. Man verführte mich. Ich wiederhohle es Ihnen noch einmal, ich bin darüber in Verzweiflung,

ich

ich bin darüber krank geworden. Ich werde in meinem Leben nichts unterlassen, um den Fehler wieder gut zu machen. Wären Sie, mein Herr, Zeuge von der Betrübniß, die mir jene Leitung schlechter Rathschläge verursacht, Sie würden meinen Zustand bemitleiden. Wenn Sie mich nicht würdigen, mir eigenhändig zu schreiben, so haben Sie wenigstens die Güte, mir sagen zu lassen, daß Sie mir vergeben. Ich würde alle Kosten des Prozesses bezahlen, wenn ich Vermögen hätte. Ich werde in meinem ganzen Leben nichts unterlassen, um Ihnen besonders und öffentlich meine Verehrung, meine Bewunderung Ihres Herzens, und die tiefe Verehrung zu erkennen zu geben, womit ich bin, u. s. w.

26.

Ich habe, mein Herr, die 300 Livres erhalten, die Sie von neuem die Güte haben, mir zu schenken. Diese neue Art, wie Sie sich an einem Manne rächen, dessen größtes Unglück es gewesen ist, sich gegen Sie zu vergessen, und der darüber in Verzweiflung ist, wird nie aus meinem Herzen kommen. Ihre Güte vermehrt die aufrichtige Reue, die ich darüber empfinde. Sie setzt mich in Erstaunen, und flößt mir die zärtlichste Hochachtung und Ergebenheit ein. Meine Verführer müssen Ungeheuer seyn. Sie kennen Sie so nicht, wie ich Sie kenne. Mein Leben soll dazu bestimmt seyn, Ihnen meine innigste Ergebenheit zu erkennen zu geben. Es fehlt mir an Ausdrücken, Ihnen die Empfindungen zu schildern, die Sie bei mir erwecken. Erlauben Sie mir blos, persönlich zu Ihnen

zu kommen, und Ihnen danken zu dürfen. Ich bitte, daß Sie noch diese Gnade mit Ihrer Großmuth verbinden u. s. w.

27.

Sie müssen nicht böse auf mich seyn, lieber Freund! Ich habe seit Ihrer Abreise in einem solchen Gewühl von Arbeiten, Besuchen, neuen Kollegien, und was sich sonst zutrug, gelebt, und bin hernach durch den Meßkatalog, so sicher gemacht, daß ich noch keine Zeile wieder an dem versprochenen Aufsatze schrieb, und Ihnen daher auch so schnell für Ihren lieben Brief danke. Verlassen Sie sich aber darauf, daß ich die ersten ruhigen Stunden nutzen werde, Sie zu befriedigen.

Wie oft hab' ich Sie bei uns gewünscht; noch gestern, als wir in unserm Klub, den Sie mit einweihen halfen, recht vergnügt waren. Doch vielleicht waren Sie es auch; denn wie ich höre, sind Sie doch nicht kränker, als Sie hier waren, und warum sollten Sie dann nicht vergnügt seyn?

Meine Mutter versichert Sie ihres freundschaftlichen Andenkens. Wir vereinigen oft unsre wärmsten Wünsche für Sie, damit Sie noch lange andern nutzen, und Ihren Freunden leben können. Bald mehr, nebst einer Beilage, u. s. w.

Abschlägige Antworten *).

1.

Hochwohlgebohrner,
Hochzuverehrender Herr Geheimerath,

Ew. Hochwohlgeb. haben mich vor einigen Wochen wissen lassen, daß Sie wünschten, ich möchte meine Stelle so bald wie möglich antreten. Allein wider alles Vermuthen ist mir eine andere Aussicht eröffnet worden, welche so sehr mit meinen Wünschen übereinstimmt, daß ich mich unmöglich überwinden kann, auf dieselbe gänzlich Verzicht zu thun. Dieses nöthigt mich, Ew. Hochwohlgeb. unterthänigst zu ersuchen, mich meines gethanen Versprechens für diesmal zu entlassen, ohne mir deswegen Ihre Gewogenheit zu entziehen. Ein naher Anverwandter von mir ist aus Ostindien wieder zurück gekehrt, und ich bin entschlossen, die Rückreise dahin mit ihm zu machen, wozu mich, außer einer unüberwindlichen Begierde zum Reisen, noch verschiedene andere Ursachen bewegen. Mit nochmaliger Bitte um Verzeihung dieses Schrittes, verharre ich ehrfurchtsvoll

Ew. Hochwohlgeb.

ergebenster Diener.

2. Hoch-

*) Briefe von dieser Art erfordern gewiß die größte Aufmerksamkeit des Schreibenden, wenn sie mit dem gehörigen Grade der Schonung, Achtung, oder Ehrfurcht, die man Freunden, oder höhern Personen, an die man schreibt, schuldig ist, abgefaßt seyn sollen.

2.

Hochedler,
Hochzuehrender Herr,

Der Antrag, welchen Sie mir gethan haben, ist so beschaffen, daß ich denselben wohl annehmen könnte, wenn nicht verschiedene Umstände mich nöthigten, ihn jetzt von mir abzulehnen. Allein Sie werden mir dieß verzeihen, wenn ich Ihnen jemanden vorschlage, welcher bereitwillig ist, Ihren Antrag unter den vorgeschriebenen Bedingungen anzunehmen. Es ist mein Freund W., der zugleich einen Brief mit beilegt, worin er sich Ihnen bekannt macht. Ich bin

Ihr

ergebenster Diener.

3.

Hochedelgebohrner,
Hochzuehrender Herr,

Ew. Hochedelgeb. Brief habe ich nicht eher, als bis jetzt beantworten können. Sie haben mir einen Ihrer Freunde empfohlen, dem ich hier eine Hofmeister- oder Sekretärstelle verschaffen soll; da ich aber nicht, wie Sie glauben, in solchen Verbindungen stehe, welche mir dieses möglich machen könnten, so werden Sie es mir verzeihen, daß ich Ihnen in diesem Falle nicht so, wie ich es sonst schuldig wäre, dienen kann. Ich bin Ihnen indeß für Ihre gütigen Bemühungen, in Ansehung meiner, nochmals sehr verbunden, und

werde

werde mich freuen, wenn ich bei irgend einer andern Gelegenheit werde zeigen können, wie sehr ich sey

Ihr

ergebenster Diener.

4.

Hochzuehrender Herr,

Ihr Freund hat mir Ihren Brief überbracht, worin Sie mir denselben zur Unterstützung empfehlen, so gern ich Ihnen hierin gefällig seyn wollte, sehe ich doch keine Möglichkeit, den jungen Menschen auf eine anständige Art unterzubringen, weil er sich, wie er selbst gesteht, auf keine einzige Beschäftigung gelegt hat, die ihn vorzüglich brauchbar machen könnte. Ich bedaure ihn um so viel mehr, weil er ein gutes Herz und einen nicht ganz unfähigen Kopf zu haben scheint, dem es nur an der rechten Bearbeitung gefehlt hat. Am besten wäre es, wenn Sie ihm behülflich seyn könnten, wieder in eine solche Lage zu kommen, wo er noch das Nöthige, um sich einmal irgend von einer Beschäftigung zu nähren, erlernen könnte, obgleich die Jahre, welche eigentlich hiezu bestimmt werden sollten, bei ihm schon beinahe verflossen sind. Es thut mir leid, daß ich nach einer genauen Prüfung Ihrer Meinung, die Sie von der Geschicklichkeit dieses jungen Menschen in Ihrem Briefe äußern, nicht beipflichten, und Ihnen also in diesem Falle nicht, wie ich es wohl wünschte, dienen kann. Ich wünsche aber, daß sich bald eine an-

andere Gelegenheit ereignen möge, wo ich zeigen kann, wie sehr ich sey

Ihr

ergebenster Diener.

5.

Wenn das traurige Schicksal unsers Durchlauchtigsten Prinzen C*, Herzogs zu M., da Hochdieselben am vorigen Mittwochen den 22sten d. M. Ihre vortrefliche Gemahlin, durch einen allzufrühen und allgemein beweinten Tod verloren, Ihnen, wie ich vermuthe, dort schon bekannt worden ist, so werden Sie leicht die Ursache begreifen, warum von dem gesuchten Empfehlungsschreiben noch nichts erfolgt ist.

Der Schlag, der damit meinen gnädigsten Prinzen betroffen hat, ist zu hart, als daß ich erst von einer andern Sache mit Denenselben reden könnte. Ich muß die Zeit abwarten, bis Sein äußerst niedergeschlagenes Gemüth erst wieder einigermaßen beruhigt und aufgeheitert ist. Wenn ich dann von Sr. Durchl. etwas erhalte, so schicke ich es Ihnen, zufolge der mir gegebenen Addresse, nach H., wo Sie vermuthlich Veranstaltungen gemacht haben werden, daß an Sie eingehende Briefe Ihnen richtig nachfolgen. Ich bin selbst noch nicht wieder völlig gesund, und meine Frau ist noch bettlägrig.

Ich wünsche Ihnen eine glückliche Reise, und das beste Glück.

2c.

6. Ende

6.

Endlich, mein Bester, habe ich Briefe vom Minister, aber Briefe, mit denen ich unzufrieden bin. Er sieht unsre Sache nicht mit der Hitze eines jungen Menschen an, der, was er sich in den Kopf setzt, sogleich ausgeführt haben möchte. Er geht bedächtlich zu Werke und hält sich bei Schwierigkeiten auf, über die ich weghüpfen würde. Er will Sie weder dem Verluste, der Ihnen bevorsteht, noch der Verdrießlichkeit, die Sie bei einer schleunigen Verlassung Ihres Postens zu befürchten haben, sich aber nicht dem Verdacht eines ungerechten Mannes blosstellen. Er will, Sie sollen Ihr Engagement bis Fastnachten aushalten, und ihm nur die Versicherung geben, alsdann, wenn Sie es ungehindert und ohne Schaden thun können, zu ihm zu kommen. Mit dieser Hofnung zufrieden, wollte er sich die Zwischenzeit hindurch so gut als möglich mit seinem jetzigen Sekretär zu behelfen suchen. Ich richte diesen Auftrag ungern aus, er zerstört die angenehme Aussicht, Sie dieses Jahr noch zu sehen; er entfernt die Beruhigung, die ich mir versprach, Sie nach Kurzem in einem sichern und angesehenen Posten zu wissen; kurz er warf meine Projekte ziemlich über den Haufen. Aber da der Minister verhindert worden, mit dem Abgang derselben Post an Sie selbst zu schreiben, und Sie auf Antwort harren werden, so kann ich doch nicht umhin, mich dessen zu entledigen. Ich weiß, es wird Ihnen, da Sie Ihren Entschluß schon Ihrerseits fest gefaßt hatten, unangenehm seyn, sich auf einen so langen Aufschub einzulassen. Sollten Sie indessen bei dem

Er-

Geheimen Rath bereits Ihren Abschied gefordert, und Schritte gethan haben, von denen Sie nicht ohne Mühe zurücktreten könnten, so lassen Sie sich durch Lesen meinen Brief nicht abschrecken. Schreiben Sie, sogleich an den Minister; melden Sie ihm, was vorgegangen ist, und er wird Sie gewiß sobald als möglich aufzunehmen geneigt seyn. Ich sehe auf jeden Fall einer baldigen Antwort von Ihnen entgegen. Leben Sie wohl, mein Bester! Ich kann heute, Geschäfte halber nicht so viel mit Ihnen plaudern, als ich wünschte. Ich bin

Ihr

ergebenster.

7.

Liebster Freund,

Ach zürnen Sie nicht! Das sieht bei mir aus, wie's noch in meinem Leben nicht ausgesehen hat. Krank, todtsterbens krank liegen Freunde, Anverwandte um einen herum. Du lieber Gott! zu welchem Jammer und Noth bin ich doch alle noch in der Welt bestimmt. Das muß ich nun so mit ansehn — Tag täglich mit V rübniß ansehn, schon seit vierzehn Tagen und drüber so betrachten. Hofft man denn auch einmal, und blickt wie unter Wolken die Sonne ein wenig durch — so kommt plötzlich ein tobender Sturm und führt ein neues Ungewitter daher. — „Was für Noth und Unglück?" — Ach viel, allzuviel! Da liegt nun schon seit mehr denn vierzehn Tagen Herr R*, unser Freund, darnieder am hitzigen Fleck- und

Frie-

Frieſelfieber, und iſt noch bei weitem nicht außer aller Gefahr Keiner iſt jetzt hier durch Freundſchaft mehr mit ihm verbunden, der ſich mehr um alle ſeine Angelegenheiten bekümmern könnte, als — nun Sie wiſſen es, wer? — Und nun von einer andern Seite, eine noch fürchterlichere Gefahr. Schrecklich iſt's für mich, der ich täglich von dem Jammer und Elend ein Augenzeuge bin. Nun ſchon ſeit ſieben Tagen iſt kein Schlaf in meiner Schweſter Augen gekommen. Sie phantaſirt beſtändig. Kraftlos liegt ſie da (die Fr. K.), ihre Wangen ſind mit Todtenbläſſe gefärbt, und doch will ſie immer heraus, pflückt, zupft beſtändig, und hat weder Raſt noch Ruhe im Bette. Gott erbarme ſich der armen fünf Kinder, die einer Mutter noch ſo höchſt bedürftig ſind. — Bitte nochmals, liebſter Freund! werden Sie nicht böſe. Die meiſten meiner Briefe an Sie ſind traurigen Inhalts. Aber ich kann nicht dafür, das weiß mein Gott. Wie ſehr auch meine Geſundheit darunter leidet bei allen den Mühſeligkeiten und vervielfältigten Geſchäften, das können Sie ſich leicht vorſtellen. In acht Tagen hab' ich leider wenig oder gar nichts gegeſſen. Faſt bin ich ganz von Kräften gekommen, bin ſo matt, ſo melancholiſch — wie ein Schwindſüchtiger. Währt's noch lange, nun ſo befürcht' ich endlich zu erliegen. Wie viel Bekümmerniß und Mühe und Noth giebt's doch in der Welt! —

Sie waren ſo gütig, liebſter Freund, und ſetzten ein Zutrauen in mich. Wahrhaftig eine neue Kränkung für mich, daß ich Ihnen Ihre Bitte, da Sie ſo

edle Absichten haben, diesmal nicht gewähren kann. Sie kommen doch vielleicht bald wieder her; dann kann, dann will ich Ihnen genugsam darthun, daß es mir jetzt unmöglich war. — Eben macht' ich noch an einem wohlbekannten Orte einen Versuch, zu sehen, ob ich könnte eine alte, alte Schuldforderung eintreiben; aber leider vergebens. Die Leute sind dann so hart, —, wie ein Fels. Alles geht bei mir den Krebsgang. O es geht mir so durch den Kopf, daß er gleich zerspringen möchte. — Liebster Freund! werden Sie nicht unwillig auf mich, gewiß ich kann nicht dafür, so gern ich Ihnen auch helfen wollte; aber diesmal sind mir wirklich die Hände gebunden. Ich könnte noch manches sagen, schweige aber lieber mit Fleiß, und thue nur das, was Sie von mir mit Recht bald verlangen konnten. Wollten Sie aber absolut mit mir zürnen, wie ich's kaum hoffe: so wüßt' ich mir doch dießmal darüber keine Vorwürfe zu machen, daß ich, so ungern ich's auch thue, Ihnen den Brief von Ihrem Herrn Vater und Ihre Obligation zurücksenden muß. Vielmehr kann ich mit aller Freimüthigkeit versichern: zu helfen bin ich stets geneigt, werd's auch in dieser Absicht immerdar so meinen, als

Ihr

redlicher Freund.

(Zu wortreich! Von allen Gründen hört der, dem man die Bitte abschlägt, nur das Nein.)

II.

Es ist, mein Bester, mit der Versorgung des Herrn Feldprediger L. noch lange nicht zur völligen Gewiß-

wißbelt, sondern dies hängt erst von dem Beifall ab, den seine Probepredigt erhalten wird, die er zu Fr. a. d. O. den 10ten März halten wird. Aus diesem Grunde hat der Herr General noch mit keinem Gedanken an Wiederbesetzung der Feldpredigerstelle gedacht, und kann es auch nicht. Er nimmt jetzt weder mündlich noch schriftlich Empfehlungen an, weil er die weitere Versorgung seines Herrn Feldpredigers nur noch als eine bloße Möglichkeit betrachtet. Er hat daher auch noch nicht auf jemanden ausschließungsweise reflektirt, und wenn die Sache so bleibt, wie Sie jetzt ist, so steht es Ihnen noch völlig frei, sich auch dann, wenn der Herr Feldprediger L. die Vokation erhalten hat, und er seinen Abgang vom Regimente wirklich anzeigen kann, wit zu dieser Stelle zu melden. Ob Sie aber bei dieser Stelle Ihre Beruhigung und Zufriedenheit finden werden, will ich Ihrer eignen, reifern Prüfung überlassen. Ich zweifle fast daran aus Gründen, die Ihnen Herr Feldprediger L. näher angeben kann. Mir soll es Vergnügen seyn, etwas zu Ihrem Vortheil hiebei zu thun.

9.

Wenn ich Ihnen etwas Tröstliches zu melden gehabt hätte, mein Bester, so würde ich Ihren Brief vom 13ten Juli nicht so lange unbeantwortet gelassen haben. Herr G. hat weder an mich, noch an sonst einen Freund geschrieben. Von seiner Hauswirthin allein hört' ich, daß er eine Reise nach D. unternommen habe. Ob dieses nun die Ursache seiner verzögerten

Antwort auf Ihren Brief ist, oder ob Sie sich von seiner Unterhandlung gar nichts zu versprechen haben, weiß ich nicht. Ich vermuthe aber das letztere. Die Sache schien mir ziemlich verworren, und da Sie zur Auslösung der Sachen noch neun Louisd'or schicken müßten, so seh' ich nicht ein, ob Ihnen nach Abzug des Postgeldes viel Profit übrig bleiben würde. Ich denke, Sie lassen es auf sich beruhen, und rechnen diesen Verlust zu andern und größern, die Sie schon erlitten haben. Was Sie in meiner Verwahrung gelassen, ist noch alles vorhanden. Ich konnte den Weg der Lotterie nicht einschlagen, weil das hiesige Lotto, (Dank sey unserm guten Genius, der uns von dieser Staupe erlöset hat!) um die nehmliche Zeit zu Grunde ging. Noch weniger aber ließ sich eins oder das andre für das, was Sie dafür verlangen, anbringen. Ich wünschte also, daß Sie mir bald Ihre Meinung eröffneten, was ich damit anfangen soll? Denn aufrichtig zu reden, bin ich selbst noch nicht im Stande gewesen, das Pfand einzulösen, das ich, um Ihnen zu dienen, einsetzen mußte. — Ihre jetzigen Umstände mögen freilich beklemmt seyn, und ich bedaure Sie. Aber Sie haben doch etwas Gewisses, da hingegen Ihr Bruder, dessen drittes Wort Freiheit oder Unabhängigkeit ist, seit acht Wochen und drüber von der Luft zehren müßte, wenn die Sklaven großer Herren, wie er unsere Dienerschaft vom Minister bis zum Schreiber nennt, ihm nicht zu essen gäben. Daß die Herren doch immer mit dem Kopf durch die Wand wollen, denen der Himmel Genie gegeben. Da schwatzen sie von Usurpation der Rechte der Menschheit in einem Jahrhun-

hundert, wo Menſchlichkeit ein ganz gut Ding zur Vorſtellung auf dem Theater iſt, übrigens aber zu den Vorurtheilen gehört, welche die artige Welt nach und nach ablegen muß, und woran der gemeine Mann nur noch hängt. Was hilft all das Geſchwätz! Ertrotzen läßt ſich heutiges Tages wenig; und die einträglichen Bedienungen werden einem wahrlich nicht auf der Schüſſel entgegen getragen. Die guten Köpfe ſind jetzt ſo dünne nicht mehr geſäet, wie ehedem, beſonders in dem Lande, wo Sie zu Hauſe ſind. Der Franzöſiſche Geſandte hatte ganz Recht, wenn er ſagte: er kenne keinen Monarchen, der ſo gut bedient würde, und der ſo ſchlecht bezahle. Noch laß ich Ihrem Bruder ausbrauſen, aber ich denke ihm ſein Köpfchen ſchon zurecht zu ſetzen. Ich laure nur auf die Beſtätigung einer Nachricht, daß ihm ein guter Freund, auch ein Genie! mit vierhundert Thalern (ſeine letzte Hofnung) durchgegangen. Ihr Bruder hatte ihn nach Cölln zum Eintreiben dieſes Geldes geſchickt, und nun höre ich, daß der Schuft ſein armes Weib nachkommen läßt, die ſich Geld zur Reiſe zuſammenbetteln, oder ſonſt verdienen muß. Beiläufig muß ich Ihnen doch ſagen, daß der Kerl hier bei einem Traiteur wohnte, deſſen ganze Familie er fürs Mittagseſſen mahlte, und das nannte er auch unabhängig ſeyn! —

Laſſen Sie den Muth nicht ſinken, mein Beſter; aller Anfang iſt ſchwer, und jetzt iſt Ihnen der erlittene Schlag noch neu. Daß das kleine Geſchöpf, Ihr artiger Fritz, wieder in die Arme ſeiner Mutter gekehrt iſt, muß Ihnen auch ein Troſt ſeyn. Ich bin u. ſ. w.

Genehmigte Vorschläge.

Diese Art Briefe sind die leichtesten. Wenn man etwas mit guter Art abschlagen will, muß man sich oft krümmen und winden. Wenn man etwas gewähret, so ist alles angenehm, was man sagt. Es versteht sich von selbst, daß man sich bei Gewährung einer Bitte kein zu vornehmes Ansehen geben müsse; und alles, was im Umgange und in der mündlichen Rede unanständig seyn würde, ist es natürlicher Weise auch in Briefen.

1.

Hochedelgebohrner,
Hochzuehrender Herr Sekretär,

Ew. Hochedelgeb. haben mir einen sehr großen Gefallen erzeigt, daß Sie mir einen Vorschlag thun, welcher mir jetzt recht zu gelegener Zeit kommt, weil mein Schreiber krank geworden ist, und ich also sehr bald jemanden brauche, der seine Stelle versiehet. Ihre Empfehlung ist mir hinlänglich Bürge für die guten Eigenschaften derjenigen, welchen Sie mir vorschlagen werden. Ich ersuche Sie also, den jungen Menschen dahin zu bewegen, daß er sobald wie möglich seine Stelle bei mir antritt. Ich hoffe, daß er dies um so viel lieber thun wird, weil er, wie Sie mir schreiben, jetzt außer Diensten ist. Ich verharre mit aller Hochachtung

Ew. Hochedelgeb.

ergebenster Diener.

1. Hoch-

2.

Hochzuehrender Herr,

Sie wollen bei einer Unternehmung, die unſer beiderſeitiges Glück betrifft, mit mir in Verbindung treten. Es freuet mich, daß ich in Ihnen einen Mann gefunden habe, wie ich ihn zu meiner Abſicht wünſche, und ich hoffe, daß ich Ihnen nie Anlaß geben werde, mit mir unzufrieden zu ſeyn. Wir kennen uns ſchon ſeit langer Zeit, und um deſto angenehmer iſt es mir, daß wir durch dieſe nähere Verbindung Gelegenheit haben, unſre bisherige Bekanntſchaft in Freundſchaft zu verwandeln. Möchte ich doch nun erſt ſo glücklich ſeyn, mit Ihnen an einem Orte zu wohnen, um Ihres Umgangs und Ihrer Geſellſchaft genießen zu können. Indeß bin ich mit großer Hochachtung

Ihr

ergebenſter.

3.

Hochedelgebohrner,
Hochzuehrender Herr,

Ich freue mich ſehr über Ihr gütiges Anerbieten, und es wird mir außerordentlich angenehm ſeyn die bewußte Reiſe in Ihrer Geſellſchaft zu unternehmen. Ich hätte mir keinen beſſern Reiſegefährten wünſchen können, und danke dem Zufall, der es gerade ſo gefügt hat, daß Sie zu gleicher Zeit den Entſchluß gefaßt haben, eben dahin zu reiſen,

wohin mich meine Angelegenheiten zu gehen nöthigten. Geben Sie mir doch nunmehr bald Nachricht, wo wir zusammentreffen wollen, oder ob es Ihnen gefällig wäre, mich vorher auf einige Tage zu besuchen, wenn Ihnen mein Städtchen nicht zu weit abgelegen ist. Ich hoffe, wir werden da recht vergnügt seyn, und uns dadurch einigermaßen schon im Voraus, für die Mühseligkeiten unsrer Reise schadlos halten. Wenn wir dann einmal wieder zurückkommen, so wollen wir uns oft mit einander an unsre gehabten Schicksale erinnern und uns freuen, daß wir wohlbehalten wieder angelangt sind. Da wir nun so vielen Gefahren zusammen ausgesetzt sind, so lassen Sie uns von nun an das Band unsrer Freundschaft knüpfen, und erlauben Sie, daß ich mich zukünftige nennen darf

Ihren

aufrichtigen.

4.

Werthgeschätzter Freund,

Man hat mir aufgetragen, dem jungen Herrn von T., welcher in wenigen Wochen auf Reisen gehen wird, einen treuen und redlichen jungen Menschen zur Bedienung zu verschaffen. Da ich mich nun erinnere, daß Sie mir schon vor einiger Zeit einen jungen Menschen in dieser Absicht empfohlen haben, so würde es mir jetzt angenehm seyn, wenn Sie demselben davon Nachricht geben, und mir auf das baldigste seine Entschließung melden wollten, weil die Sache, wie Sie selbst ein-

einsehen, keinen Aufschub leidet. Der junge Herr wird drei Jahr auf Reisen bleiben, und die Bedingungen während dieser Zeit sind für denjenigen, der in seine Dienste treten wird, sehr annehmungswerth. Ich bin von Ihrer guten Kenntniß des menschlichen Herzens überzeugt, und weiß gewiß, daß ich mich auf Ihre Empfehlung verlassen kann. Erzeigen Sie mir also die Freundschaft, und bringen Sie die Sache sobald wie möglich in Richtigkeit. Kann ich Ihnen wieder in irgend einem Falle nützlich seyn, so können Sie sich jederzeit auf meine Bereitwilligkeit verlassen. Ich bin

der Ihrige.

5.

Hochedelgebohrner,

Hochzuehrender Herr,

Das Zutrauen, womit Ew. Hochedelgeb. mich beehrt haben, ist mir äußerst angenehm gewesen, und ich mache mir ein wahres Vergnügen daraus, dem redlichen A° wieder einige Unterstützung zu verschaffen. Ich bedaure den guten Mann von ganzem Herzen. Verlassen Sie sich darauf, daß ich alles thun werde, ihn sein Unglück vergessen zu machen, und ihm seinen Kummer zu erleichtern. Seinen Pachtzins will ich ihm gern auf einige Jahre erlassen, damit er sich desto leichter wieder erhohlen kann, wenn er erst so weit gekommen ist, sein Haus wieder aufzubauen: auch dazu will ich ihm eine ansehnliche Beisteuer zu verschaffen suchen. Trösten Sie ihn durch diese Nachricht, und geben

ben Sie mir öfter Gelegenheit, solchen Unglücklichen ihr Elend zu vermindern. Ich schätze Ihr menfreundliches Herz, und bin mit vollkommner Hochachtung

Ew. Hochedelgeb.

ergebenster.

6.

Hochedler,

Hochzuehrender Herr,

Mit dem größten Vergnügen nehme ich das Anerbieten an, welches Sie mir in Ihrem letzten Briefe thun. Ich werde mich aus allen Kräften bemühen, Ihre Erwartung zu erfüllen, und Ihnen keinen Anlaß zu geben, die Verbindung, in welche Sie mit mir treten wollen, zu bereuen. Nichts hätte mir erwünschter seyn können, als dieses Anerbieten, gerade zu einer Zeit, da es für meine Umstände, in jedem Betracht, so vortheilhaft war. Ich weiß aber auch, daß Sie mir dasselbe aus gutem Herzen thun, und um desto schätzbarer ist es mir. Ich verharre mit aller Hochachtung

Ihr

ergebenster Diener.

7.

Hochedelgebohrner,
Hochzuehrender Herr,

Von demjenigen, was Ew. Hochedelgeb. mir in Ihrem letzten Schreiben berichtet haben, bin ich nunmehr durch meine eigne Erfahrung völlig überzeugt worden: ich werde mich also Ihres gütigen Vorschlages sehr gern bedienen, und ersuche Sie, dem Herrn N. zu sagen, daß ich mit nächsten an ihn schreiben, und mir seine Hülfe ausbitten werde. Für Ihr freundschaftliches Andenken bin ich Ihnen recht sehr verbunden, und werde mich bemühen, Ihnen meinen Dank und meine Ergebenheit, wo ich nur kann, für Ihre edle Gesinnung zu bezeigen. Uebrigens empfehle ich mich in Ihre fernere Freundschaft, und bin mit aller Hochachtung

Ew. Hochedelgeb.

ergebenster Diener.

Freund.

Freundschaftliche Rathschläge.

I.

Wohlwürdiger,
Geehrtester Herr Kandidat,

Sonst heißt es wohl: omnis mutatio periculosa; ich wünsche, daß dieses alte und sehr oft wahrgewordene Sprüchwort bei Ihnen auf keine Weise möge erfüllet werden, und in der Hoffnung, daß es nicht geschiehet, gratulire ich zu der geschehenen Veränderung, um destomehr, da ich vermuthe, daß sie Ihnen, und zwar in einem solchen Ort wie B. ist, wichtige Vortheile, wenn Sie selbst keine Hindernisse in den Weg legen, verschaffen kann. Ueberlegen Sie diese Bedingung. Sie können es, weil Sie Verstand haben. Ihr Herz ist gut; Ihr Trieb zu den Wissenschaften ist groß, folglich können Sie, wenn Sie mit einem Geist der Aufmerksamkeit die Gelegenheit, so sich in Ihrer gegenwärtigen Lage darbietet, mit Bedacht in Betrachtung ziehen, einen unumstößlichen Grund zu Ihrer künftigen Glückseligkeit legen. Allein dies ist noch nicht genug. B. ist ein vortreflicher Ort für Leute, die schon einen gesetzten Geist haben, desto gefährlicher ist er auch jungen Leuten, denen es an hinlänglicher Erfahrung fehlt. Sie sind noch jung, folglich mangelt Ihnen noch Erfahrung in tausend verschiedenen Dingen, und dieser Umstand erweckt in mir eine Furcht, daß Ihr lebhaftes Temperament, Ihre aus Trieb zu den Wissenschaften entstandene Gewohnheit

einer

einer beständigen Zerstreuung, Ihre Handlungen öfters unregelmäßig machen werden, wovon ich bei Ihrem hiesigen kurzen Aufenthalte mehr denn eine Erfahrung gemacht habe. Sie brauchen also einen Mentor, und den können Sie an dem klugen, gelehrten und erfahrnen Doktor B. haben. Wählen Sie sich denselben, bitten Sie ihn in allen nöthigen Fällen um seinen väterlichen Rath, Sie werden nicht umsonst bitten, er ist der gefälligste Mann, wie ich ihn von andern habe rühmen hören, und aus seinen vortreflichen Schriften selbst beurtheile; denn von Person habe ich nicht das Glück ihn zu kennen. Entdecken Sie ihm Ihre Vorsätze, und nehmen Sie die von ihm darüber gefälleten Urtheile an, es wird Ihnen niemalen gereuen, und Sie werden nicht Ursache haben, Ihre Fehler und Irrungen zu verwünschen, weil Sie durch diesen Mentor dafür sind bewahret worden. Ein Reisender, wenn er noch so gelehrt und verständig ist, bedienet sich eines Handweisers bei verschiedenen Wegen, von welchen er nicht weiß, was für einen er wählen soll, mit vielem Nutzen. — Sie sind auch kein guter Wirth, nicht aus tadelnswürdigen Ursachen von allerlei Ausschweifungen, sondern aus Mangel genugsamer Attention auf eine nothwendige Ersparung Ihrer Einkünfte. Armuth ist das reellste Uebel bei einem Menschen, und Sie kennen dieses Uebel aus Erfahrung, können sich aber davor in Sicherheit setzen, wenn Sie entweder selbst, oder durch einen aufrichtigen Freund, eine solche Eintheilung Ihrer Einkünfte machen, daß Sie allemal einen sogenannten Nothpfennig übrig behalten. Ein vorsichtiger Wirth schaffet sich unter dem noth-

Nothwendigen das Nothwendigste an, und erhält dadurch vieles von seinem Vermögen. Doch ich höre auf Ihnen Lehren zu geben, weil ich befürchte, daß Sie es übel nehmen könnten, da Sie nicht mehr unter meiner Inspektion stehen. Ich versichere Ihnen aber als ein ehrlicher Mann, für welchen Sie mich, wie ich hoffe, halten werden, daß alles, was ich hier geschrieben, aus wahrer Liebe und Aufrichtigkeit geschehen ist. Ich schätze Sie wegen Ihrer Geschicklichkeit, guten Gemüths, und anderer rühmlicher Eigenschaften, hoch, daher wünsche ich Ihre Glückseligkeit, und daher haben auch meine unschuldigen Erinnerungen Ihren Ursprung genommen. Leben Sie also wohl, und zwar so wohl, als ich es Ihnen gönne, so werden Sie keinen Mangel an irgend einem Guten haben. Ich bin auch in Ihrer Abwesenheit

Ew. Wohlwürden

dienstwilligster.

2.

Mein theuerster Freund,

Diesen Augenblick, den 10ten May Mittags, um Ein Uhr, erhalte ich Ihren Brief vom 3ten d. M. und säume nicht, Ihnen zu antworten, damit ich Sie nicht in H. verfehle, und in Verdacht zu weniger Theilnehmung an Ihren Angelegenheiten gerathe. Inzwischen kann ich doch nicht sogleich Ihren Auftrag an des Prinzen von M. Durchl. ausrichten. Schon in die vierte Woche sitze ich wegen eines sehr lästigen Geschwürs

schwürs am obern Theil des rechten Beins, das mir unbeschreibliche Beschwerde gemacht hat, als ein Arrestant auf der Stube, kann mich gar nicht ankleiden, und folglich auch nicht ausgehen, daher ich auch Sr. Durchlaucht, meinem gnädigsten Prinzen, noch nicht habe aufwarten können, nachdem Höchstdieselben nebst der Durchl. Prinzessin und dem ältesten Prinzen am vorigen Freitag von D. zurückgekommen sind, woselbst Sie sich seit dem October vorigen Jahres aufgehalten. Ich habe auch nicht Hofnung, daß ich in acht Tagen werde ausgehen können. Sollten Sie sich in H., wie ich fast vermuthe, einige Zeit aufhalten, so geben Sie mir von daher anderweitige Addresse, oder benachrichtigen mich aus L., auf was für Art ich dahin an Sie schreiben kann, so will ich Ihnen melden, was des Prinzen * Durchl. mir zur Antwort gaben, wie ich denn nicht zweifle, ein Empfehlungsschreiben von Denenselben zu erhalten, das ich Ihnen denn nachschicken kann, oder doch sagen, wenn etwa Se. Durchl. an die Königin Majestät Ihrentwegen geschrieben haben. Daß mich Ihr Entschluß zur Reise nach England ganz ungemein befremdet — das erwarten Sie wohl selbst. Sie müssen ganz außerordentliche Veranlassung dazu haben, sonst, dünkt mich, handeln Sie unrecht, daß Sie eine Lehrerstelle, darin Sie Gott durch sonderbare Wege geführt hatte, verlassen, und sich so ganz außer Brod setzen. Doch Sie haben mir auch zu wenig davon gesagt, was Sie zu diesem gewagten Entschlusse vermocht hat, als daß ich darüber urtheilen könnte. Jetzt, da ich Ihnen dieses schreibe, ist's wohl zu spät, der Schritt — der mir äußerst bedenklich scheint, ist gethan,

than, und mein Rath, wenn er Ihnen auch noch nicht ganz gleichgültig geworden iſt, kömmt zu ſpät. Mir bleibt nichts übrig, als daß ich Ihnen von Herzen Glück zu Ihrer Reiſe wünſche. Gott gebe, daß die Folgen davon Ihren Wünſchen entſprechen mögen! Mein Gebet ſoll Sie begleiten, denn Ihr Schickſal war mir bisher noch nicht gleichgültig. Aber ich ſage es nochmals: dieß will mir gar nicht in den Sinn, daß Sie eine Stelle, in der Sie mit Nutzen arbeiten können, und die Ihnen Brod gab, verlaſſen, und aufs ungewiſſe in die Welt hineingehen. Ob die Profeſſorſtelle in B. nicht unterdeſſen ein Anderer in Beſitz nehmen, Ihre jetzigen Gönner unterdeſſen ſterben können, und was dergleichen Beſorgniſſe mehr ſind, das will ich nicht alles rügen!

Ich erwarte von H. aus von Ihnen Anweiſung, wo ich Sie mit künftigen Briefen antreffen kann. Gott geleite Sie auf allen Ihren Wegen, und benedeie Ihre Anſchläge zum beſten Erfolge. Mit recht warmer Freundſchaft und Liebe bin ich ohne Ende

Ihr

ganz ergebenſter.

3.

Werthgeſchätzter Freund,

Vor einigen Tagen hatte ich die Ehre, dem Herrn Geheimenrath von L. meine Aufwartung zu machen, und habe Gelegenheit gehabt, von Ihrem Sohne mit ihm zu reden. Er befürchtete aber, daß nichts mehr für ihn würde auszurichten ſeyn, wenn Sie ſich die bewuß-

bewußten Vorschläge nicht gefallen lassen wollten. Wenn ich Ihnen also rathen soll, so thun Sie dieses, denn ich sehe wirklich sonst kein anderes Mittel, wie Ihrem Sohne noch zu helfen wäre. Ich habe Ihnen dieses sogleich berichten wollen, damit Sie nun Ihre Maßregeln darnach nehmen können. Zweifeln Sie nicht, daß ich beständig seyn werde

Ihr

aufrichtiger.

4.

(Auszug aus einem Briefe eines erfahrnen Staatsmannes an einen jüngern Freund.)

— — Ihre Klugheit und Mäßigung sind Eigenschaften, welche Sie sicher zum Glück führen werden; nur muß die Klugheit nicht zu verschämt und furchtsam seyn. Man sagt zwar: geleistete Dienste sind die sicherste Bitte, und dieser Ausdruck würde auch wahr seyn, wenn die Großen immer gerecht wären, oder wenn die Unverschämten und Zudringlichen ihnen die Freiheit ließen, ihre Gunstbezeugungen nach ihrer eigenen Neigung auszutheilen. Da dieß aber nicht der Fall ist, so ist es oft nöthig, die Handlungen der Großmuth, welche so leicht eine unrechte Richtung nehmen können, wieder auf den rechten Weg zu leiten, und sich der Gelegenheit zu bedienen, um an dasjenige zu erinnern, was man in dem Dienste der Großen braucht; dergleichen sind nöthig, und müssen nicht unfreundlich aufgenommen werden. Sie erinnern sich vielleicht, was einst ein Philosoph dem Perikles sagte, der nichts ohne dessen Rath unternahm, und ihn dennoch in seiner äußersten Armuth nicht unterstützte: wer will, daß

eine Lampe ihm leuchten soll, der muß sie auch mit Oel versehen. Diese Erinnerung rettete dem Philosophen das Leben, welcher sonst vor Hunger umgekommen wäre, und die Ehre des Fürsten, welcher durch diese Vernachlässigung des Verdienstes seinen Ruhm auf immer befleckt haben würde. Es ist nicht immer hinlänglich, sondern auch zuweilen nöthig, daß man mit Bescheidenheit und Anstand fordere, ohne deswegen auf seine Geschicklichkeit und seine Verdienste einen zu hohen Werth zu setzen, und sich durch Selbstliebe verblenden zu lassen. Ich habe zwar von einem Manne sagen hören, daß er seinen Posten blos dadurch erhalten habe, weil er die Geduld der Minister ermüdete, und sie mit seinen Gesuchen unaufhörlich verfolgte. Ich wollte Ihnen aber doch auf keine Weise zu dieser Methode rathen, noch daß Sie irgend einige Unzufriedenheit zeigten, wenn Sie das nicht erlangen sollten, worauf Sie Ansprüche machen konnten. Sie müssen sich in die ganze Denkungsart Ihres Gönners zu versetzen, sein Interesse zu erwägen suchen, und da Sie die menschliche Schwachheit kennen, es sich nicht befremden lassen, wenn ein grosser Mann, der dem Glücke im Schooße sitzt, zuweilen mehr seiner Neigung, als seiner Pflicht gemäß handelt, und diejenigen, welche die Kunst verstehen, ihm zu gefallen, denen vorzieht, die ihm treulich dienen. Sie müssen Geduld haben, eine schickliche Gelegenheit abzuwarten, und Entschlossenheit, dieselbe zu Ihrem Vortheil auf das Beste zu benutzen; finden Sie aber demohngeachtet zuletzt, daß nichts von allem gelingen will, so ist ein kluger Rückzug das Beste ꝛc.

Einla-

Einladungsschreiben.

Wenn man einen Freund gerne siehet, so bedarf es keines Unterrichts, um seine Worte, womit man ihn einladet, gehörig einzukleiden. Allein so wie man im Leben schon gewisse Formeln angenommen hat, deren man sich bedienet, um seine Freunde zu sich zu bitten, so hat sich dieses leider auch auf die Briefe erstreckt. Die folgenden aber sollen keine Muster solcher zeremonienmäßigen Einladungen seyn. Wie man denn überhaupt dergleichen sowohl im Leben als in Briefen abschaffen, und statt auswendig gelernter Formeln das Herz reden lassen sollte, damit mehr Vertraulichkeit und Innigkeit unter den Menschen zu herrschen anfinge!

1.

Hochedelgebohrner,
Hochzuehrender Herr Sekretär,

Ich habe Ihren Brief nicht eher beantworten können, bis ich gewisse Nachricht hatte, daß der Herr von L. auf seinen Gütern wieder angelangt ist. Nunmehr können Sie ihn selbst besuchen, und wegen der bewußten Sache mit ihm reden. Sie werden an ihm einen sehr gefälligen und freundschaftlichen Mann finden. Die Gegend, wo sein Landgut liegt, ist die annehmste, welche man sich nur denken kann. Wenn Sie denn einmal in der Nähe sind, so werden Sie doch auch nicht vergessen, Ihren alten Freund in seinem Dörf-

chen zu besuchen. Lange habe ich Sie schon vergebens erwartet, um Ihnen meine kleine Einrichtung zu zeigen. Kommen Sie nur diesmal ganz gewiß, so sollen Sie auch künftiges Jahr meinen Garten grünen, und meine Obstbäume blühen sehen. Ich bin

Ihr

ergebenster Diener.

2.

Werthgeschätzter Freund,

Sie haben versprochen, mich einige Zeit auf dem Lande zu besuchen. Jetzt fordert mich alles auf, Sie an Ihr Versprechen zu erinnern. Die angenehmste Jahreszeit, meine lange getäuschte Hofnung, und das Vergnügen, welches ich in Ihrer Gesellschaft empfinden werde, wie viele Bewegungsgründe, welche mich Ihre Ankunft auf das baldigste wünschen lassen! In Hofnung, daß Sie mir diesmal keine abschlägliche Antwort ertheilen werden, bin ich

Ihr

aufrichtigster.

3.

Liebster Bruder,

Du hast mir so lange nicht geschrieben: ich will doch nicht hoffen, daß Du böse auf mich bist, denn ich wüßte ja nicht, womit ich Dich sollte beleidiget haben. Du wirst doch wohl nicht gar krank seyn; o wie sollte mich das betrüben; Ich habe Dich immer so lieb ge-

gehabt, und mich gefreut, wenn es Dir wohlging, und nun weiß ich gar nicht, wie es Dir geht; darüber bin ich recht bekümmert: ich bitte Dich also, schreibe mir ja bald, damit Du mich von meiner Besorgniß befreiest. Wenn ich dann höre, daß Du Dich noch wohl befindest, so will ich das unsern lieben Eltern erzählen, und mich mit ihnen darüber freuen; denn sie sind jetzt auch recht besorgt um Dich, weil sie so lange nichts von Dir gehört haben. Möchtest Du uns doch bald einmal besuchen, o das würde uns noch weit lieber seyn, als ein Brief von Dir, und keiner würde sich mehr darüber freuen, als

Dein

aufrichtiger Bruder.

(Von einem kleinen Knaben.)

4.

Hochedelgebohrner,
Hochzuehrender Herr,

Ich nehme mir die Freiheit, Ew Hochedelgeb. im Namen meiner Eltern gehorsamst zu uns einzuladen. Wir erwarten meinen Vetter in wenigen Tagen, und freuen uns zugleich über Ihre Ankunft. Wie groß wird das Vergnügen seyn, zwei solche redliche Freunde nach so vielen Jahren der Trennung wieder beisammen zu sehn! Das erinnere ich mich noch wohl, wie Ew. Hochedelgeb. mir so viel von meinem Vetter erzählten, als ich die Ehre hatte, zuerst mit Ihnen bekannt zu werden; um desto mehr werde ich mich freuen, wenn

ich Sie nun beide vor mir sehe. Möchte ich doch so glücklich seyn, mir durch mein Betragen auch Ihre Gewogenheit und Freundschaft zu erwerben, der ich mich mit der vollkommensten Hochachtung nenne

Ihren

ergebensten Diener.

(Von einem kleinen Knaben.)

5.

Bester Bruder,

Wir alle, die wir Dich schon lange haben entbehren müssen, wünschen aufs sehnlichste Dich wieder zu sehen. Am meisten aber wünscht unser kranker Vater, daß Du Deine Ankunft so viel als möglich beschleunigen mögest: weil Du sonst wegen seiner außerordentlichen Schwachheit ihn vielleicht nicht wiedersehen dürftest. Ich schreibe Dir dieses mit schwerem Herzen, und bitte Dich, daß Du unserm geliebtem Vater den Trost nicht versagen mögest, ihn noch einmal in seinem Leben zu umarmen. Ich bin

Dein

Dich liebender Bruder.

6.

Liebster Bruder,

Also eilest Du nun wirklich in meine Arme zurück, da ich seit so langer Zeit vergebens gewünscht habe, nur einmal Nachricht von Dir zu erhalten. Kaum

habe

habe ich gewußt, daß ich einen Bruder hatte, so wenig habe ich noch bisher Deinen Umgang genossen. Das weiß ich gewiß, daß ich an Dir nicht nur einen Bruder, sondern auch einen Freund finden werde, welcher mir seine Liebe und Zuneigung schenken wird, und daß ich nicht mehr andere beneiden darf, denen brüderliche Liebe und freundschaftlicher Umgang ihr Leben versüßt. Mit offnen Armen werde ich Dir entgegen eilen, um Dich aufs neue in unser väterliches Haus einzuführen, wo Dich ein Freudenfest erwartet, an welchem alle Deine Freunde von ganzem Herzen Theil nehmen werden. Stunden und Minuten werden schon bis zu Deiner Ankunft gezählet, darum täusche ja nicht länger unsre sehnliche Erwartung! Ich bin noch nie so voll freudiger Hoffnung gewesen, als jetzt, da mir eins der größten Vergnügen bevorsteht, die ich jemals in meinem Leben genossen habe. Ich weiß, meine Freude ist gerecht, da mir ein so ganz unvermuthetes Glück widerfährt. Unsre Eltern können den Augenblick kaum erwarten, der Dich ihnen wiedergeben wird, und Deine jüngern Brüder denken schon darauf, was sie Dich alles fragen wollen, und wie vieles Du ihnen erzählen sollst von den weit entlegnen Ländern, die Du durchreiset bist. Deine Schwester beschäftigt sich schon mit einer Arbeit, womit sie Dir ein Geschenk machen will, ich soll es Dir aber nicht verrathen. Nun weißt Du wohl genug, was Dich bewegen kann, Deine Reise zu beschleunigen, und ich vermuthe, daß Du Dich nicht eines langsamen Fuhrwerks, sondern vielmehr eines tüchtigen Rappen bedienen werdest, um in vollem Galopp zu uns zu kommen. Ich bin u. s. w.

7.

Werthgeſchätzter Freund,

Der Winter kömmt nun heran, und Sie ſind nicht bei uns. Freilich wird Ihnen der Aufenthalt in der Stadt jetzt wohl weit angenehmer ſeyn, als unſer ödes, trauriges Dorf. Aber im Sommer hat es Ihnen doch recht gut bei uns gefallen, darum werden Sie uns nun auch nicht ganz verachten, und ein paar Abende an unſerm freundſchaftlichen Kamine mit uns zubringen. Unſer Wunſch iſt wohl ſehr eigennützig, denn wir gewinnen immer am meiſten dabei, wenn Sie in unſerm kleinen Zirkel Freude und Munterkeit verbreiten, aber ich weiß auch, daß es Ihnen nicht gleichgültig iſt, wenn Ihre Freunde vergnügt ſind, und Ihnen ihr Vergnügen danken. Vergeſſen Sie alſo unſerer nicht im Geräuſch der Stadt. Ich bin

Ihr

aufrichtiger Freund.

8.

Werthgeſchätzter Freund,

Schon ſeit langer Zeit habe ich gewünſcht, mich mit Ihnen über eine Sache zu unterreden, welche Ihnen und mir ſehr wichtig iſt. Ich habe meinen Endzweck noch niemals erreichen können, weil wir immer in Geſellſchaften zuſammen waren, wo ich mich Ihnen nicht ganz entdecken durfte. Geben Sie mir alſo die Ehre, mich heute Nachmittag auf einige Stunden zu beſu-

chen. Dasjenige, was ich Ihnen zu sagen habe, wird Ihnen vielleicht nicht ganz unangenehm seyn. Ich bin

Ihr

aufrichtiger Freund.

9.

(Billet.)

Wenn Sie, meine Theuerste, morgen nicht versprochen sind, so lade ich Sie zu einer kleinen Spatzierfahrt mit mir und meiner Schwester ein. Gleich nach Tische werden wir die Ehre haben, Sie in unserm Wagen abzuholen. Ich bitte recht sehr, uns dies Vergnügen zu machen, und sehe Ihrer Zusage mit Verlangen entgegen.

10.

(Billet.)

Den Herrn P. M. ersuche ich gehorsamst, mich heute Abend nach sechs Uhr, oder morgen früh vor acht Uhr mit seinem Zuspruch zu beehren, weil mir es die Zeit nicht verstattet, Demselben meine Aufwartung zu machen, und ich nothwendig mit ihm zu sprechen habe. Ich logire in der ** straße in der goldenen Kugel.

C.

11.

Nach einer zwar sehr beschwerlichen, aber doch glücklichen und überaus lehrreichen Reise von fast drei Wochen, bin ich endlich gesund und glücklich wieder

angelangt. Es freuete mich herzlich, einen Brief von Ihnen, mein liebster M., vorzufinden, und darin die Bestätigung unserer will's Gott! glücklichen Verbindung zu lesen. Ich sehne mich nun gar sehr nach dem Augenblicke, in dem Sie als ein neues, uns schon jetzt werthes Glied, in unsere Familienkette eintreten werden; und da ich Ihrem Herzen eben diese Empfindung zutrauen kann, so halte ich es für überflüssig, Sie um die Beschleunigung Ihrer Reise erst zu bitten. Je eher Sie ankommen, desto freudiger werden unsere Arme Ihnen entgegen streben: dies ist alles, was ich darüber zu sagen habe.

Melden Sie uns den Tag Ihrer Abreise und den Weg, den Sie nehmen werden, damit wir, wenn es sich fügen will, Ihnen entgegen laufen können. Mehr kann ich Ihnen heute nicht schreiben. Von meinem ganzen, Sie mit Ungeduld erwartenden Hause empfangen Sie die wärmsten Grüße. Geben Sie davon ab, so viel Sie Gelegenheit haben, an unsere Freunde und Bekannte, jedem nach dem Maaße, welches ihm zukommt. Ich umarme Sie mit herzlicher Ergebenheit.

E.

12.

Bester Freund,

Sie kommen doch? — „Ja!“ — Gut! dann will ich auch heute Nachmittag; nun Sie verstehn mich doch? Aber morgen bitt' ich, daß Sie erscheinen. Dann sollen Sie alles prächtig erhalten; sonst reiß ich's kurz und klein. Erschreckt Sie diese Drohung zu

sehr,

ſehr, ſo mag Sie meine Bitte wieder aufrichten. Thun Sie's nur und kommen. Mit Fleiß hab' ich etwas dunkel geſchrieben, in ganz unbeſchreiblicher Eilfertigkeit. Ich bin

Ihr

guter Freund.

19.

(Ein durchaus fehlerhafter Brief.)

Liebſter Bruder,

Ich weiß gar nicht, was ich von Dich denken ſoll! Du haſt mich ſo lange nicht geſchrieben, und ich habe auch ſonſt nichts von Dich gehört.

Du haſt mir ſchon ſo lange einmal beſuchen wollen, ich habe Dir aber immer vergeblich erwartet. Auf der Art weiß ich ja kaum, daß ich, in die Nähe, einen Bruder habe.

Mache Dir alſo nur bald einmal auf dem Wege, und reiſe zu mich herüber; dann will ich mit Dich an allen merkwürdigen Oertern der Stadt hingehen, und Dich zugleich mit verſchiedene von meine Freunde bekannt machen: auch werde ich mit Dich nach das königliche Schloß gehn, und Dich die Merkwürdigkeiten deſſelben zeigen.

Du darfſt ja Deinen Weg nur durch dem Dorfe nehmen, in welches der Prediger wohnet, der ein ſo guter Freund von Dich iſt. Warum willſt Du denn Deine ganze Zeit auf das Land zubringen, und mir nicht einmal, auf einigen Wochen, in die Stadt beſuchen, wo es Dich gewiß weit beſſer gefallen würde.

Ich

Ich weiß, daß Du sehr viel auf der Feinheit und Richtigkeit der Sprache hältst, darum habe ich mir auch bemühet, mich diese Feinheit und Richtigkeit, ins Sprechen, immer mehr zu eigen zu machen: ich richte mir deswegen nach die Leute, welche ich hier in die Stadt reden höre, und glaube, daß ich es, auf der Art, weit in die Sprache bringen werde, der ich zeitlebens verharre

Dein

getreuer Bruder.

Antwort.

(Verbesserung der Fehler in dem vorhergehenden Briefe.)

Liebster Bruder,

Wenn die Leute in der Stadt, nach welchen Du Dich gebildet hast, nicht besser reden, als ich es aus Deinem Briefe schließen muß, so wollte ich Dir wohl rathen, Dir nicht so viel auf die Feinheit und Richtigkeit der Sprache, welche Du von ihnen erlernet hast, einzubilden, sondern Dich nur an diejenigen Regeln wieder zu erinnern, welche ich Dir so oft gegeben habe.

Du weißt also gar nicht, was Du von mir denken sollst, weil ich Dir so lange nicht geschrieben habe, und weil Du auch sonst nichts von mir gehört hast? — Und ich weiß gar nicht, was ich von Dir denken soll, daß Du mir noch immer meinen letzten Brief nicht beantwortet hast, sondern denselben ganz vergessen zu haben scheinest. — Freilich habe ich Dich schon lange einmal besuchen wollen, ich bin aber nicht Schuld daran, daß Du mich vergeblich erwartet hast, weil ich noch

keine

keine Woche frei von Geschäften gewesen bin, und es mir auf die Art unmöglich war, mein Versprechen zu halten; Du darfst indeß nicht daran zweifeln, daß Du einen Bruder in der Nähe hast. Ich werde mich aber doch nun wohl bald einmal auf den Weg machen, und zu Dir herüberreisen: dann wird es mir auch sehr angenehm seyn, wenn Du mit mir an alle merkwürdige Oerter der Stadt gehen, und mich zugleich mit verschiednen von Deinen Freunden bekannt machen willst; und wenn Du mit mir auch nach dem königlichen Schlosse gehen, und mir die Merkwürdigkeiten desselben zeigen willst, so werde ich Dir dafür sehr verbunden seyn. Uebrigens werde ich Deinem Rathe folgen, und meinen Weg durch das Dorf nehmen, in welchem der Prediger wohnt, der ein sehr guter Freund von mir ist. Inskünftige werde ich auch nicht meine ganze Zeit auf dem Lande zubringen, sondern Dich jährlich einmal, auf einige Wochen, in der Stadt besuchen, zweifle aber sehr, daß es mir da besser, wie auf dem Lande, gefallen wird. Daß ich sehr viel auf die Feinheit und Richtigkeit in der Sprache halte, ist wahr; daß Du Dich aber wirklich bemühet haben solltest, Dir dieselbe zu eigen zu machen, davon beweist jede Zeile in Deinem Briefe das Gegentheil; und wenn Du Dich ferner blos nach allen den Leuten richten willst, die Du in der Stadt reden hörst, so bin ich gewiß überzeugt, daß Du es auf die Art niemals weit in der Sprache bringen werdest. Der ich bin

Dein

getreuer Bruder.

Empfeh-

Empfehlungsschreiben.

Die Hauptregel zu den Empfehlungsschreiben besteht darin, daß man sich bei der Person, welcher man jemanden empfiehlt, niemals ein zu dreistes Ansehen giebt, sondern immer mit einer Art von Zurückhaltung zu Werke geht, welches freilich der Fall weniger zu seyn braucht, wenn ein Höherer einem Niedern jemanden empfiehlt; dieser thut aber demohngeachtet auch wohl, wenn er sich bei einer solchen Art Schreiben seine Superiorität nicht zu sehr merken läßt, ausgenommen, wenn die Empfehlung ein eigentlicher Befehl ist, und nur aus Höflichkeit Empfehlung genannt wird.

So wie nichts lächerlicher ist, als sich ein Protektions-Ansehen zu geben, das man nicht wirklich hat, so kann sich jemand auch durch zu dreiste Empfehlungsschreiben auf der lächerlichsten Seite zeigen.

Ein Empfehlungsschreiben ist gleichsam ein Tausch, wo man dem andern wieder einen ähnlichen Dienst erzeigen kann, wenn das nicht ist, so hilft es auch wenig, denn man muß immer rechnen, daß die Empfehlungsschreiben derjenigen mehr gelten, welche eben die Gegenvergeltung zu leisten im Stande sind, und gegen die man Verbindlichkeit hat. — Dieß ist das Gewöhnliche. Nun giebt es aber Ausnahmen, wenn man dreist jemanden seiner Verdienste wegen empfehlen, und sicher seyn kann, daß dieselben geprüft und erkannt werden,

den, und wo das Empfehlungsschreiben blos bewirken soll, daß auf den Empfohlenen Rücksicht genommen werde.

1.

Wohlg-bohrner,
Hochzuverehrender Herr P.,

Um einem meiner besten Freunde, dem Herrn Kandidat M. aus S., nähere Gelegenheit an die Hand zu geben, Sie auf seiner Reise in sein Vaterland persönlich kennen zu lernen, nehme ich mir die Freiheit, Ihnen, liebster Herr P., diesen Brief überreichen zu lassen. Sie sind zwar schon so gütig gewesen, mir auf die freundschaftlichste Art Ihre große Neigung zur Gefälligkeit gegen Fremde zu erkennen zu geben, und ich sollte, wenn ich recht bescheiden seyn wollte, nun damit zufrieden seyn; allein da ich das Vergnügen gehabt habe, Sie als einen so wohlwollenden Mann von deutscher Treu und Redlichkeit kennen zu lernen, so hoffe ich, daß Sie meinem lieben Freunde und Landsmann, dem Herrn M., und mir es verzeihen werden, daß er Sie als einen unserer berühmten Schriftsteller aufsuchen will, und ich seine Mühe erleichtere.

Können Sie etwas — und daran zweifle ich nicht, wenn Sie nur Zeit haben, und sich wohl befinden — zur bessern Benutzung des Aufenthaltes meines Freundes in B. beitragen, so bitte ich Sie, es

zu

zu thun. Besonders wäre mir's lieb, und wird es auch ihm vorzüglich seyn, wenn er einigen Ihrer historischen oder philosophischen Vorlesungen beiwohnen könnte. Was Sie ihm sonst noch für Gelegenheiten zur bessern Kenntniß der Stadt, ihrer Gelehrten und Vergnügungen verschaffen wollen das überlasse ich Ihrem Gutbefinden; denn Sie werden selbst am besten wissen, wie es einem Fremden gefällt, Menschenfreunde zu finden — da Sie unser ehrlicher reisender Deutscher in England gewesen sind. Ich bin mit Hochachtung

Ihr

ergebenster Diener.

2.

Werthgeschätzter Herr P.,

Ueberbringer dieses Briefes, ein gebohrner Halleuser, der in seinen jüngern Jahren Medizin studirte, aber aus Liebe zum Reisen mitten in seiner Laufbahn dieses Studium wiederum verließ, nach England und sodann nach Amerika reiste, wo er während eines sechsjährigen Aufenthaltes in dem Amerikanischen Kriege, nebst einer vollkommnen Kenntniß der englischen Sprache, sich manche andere nützliche Kenntnisse und Erfahrungen erworben hat, bat mich, als er hier durch D. reiste, daß ich ihn Ihrer Gewogenheit und Freundschaft, weil er vom Unterricht in der englischen Sprache zu leben gedenkt, zu seinem weitern Fortkommen empfehlen möchte. *) Ich thue dieses um so lieber, weil ich

*) Der Periode ist zu lang!

ich weiß, daß Sie jeden wackern engliſh. man von ganzer Seele ſchätzen, und ich ihn als einen gutdenkenden Menſchen kennen gelernt habe, der nebſt ſeiner Kenntniß der engliſchen Sprache, auch mit der Flöte geſchickt umzugehen weiß. Ich werde mich unendlich freuen, wenn Sie ihn mit Familien bekannt machen und Gelegenheit verſchaffen ſollten, auf eine anſtändige Art ſeinen Unterhalt zu verdienen. — In D. gefällt es mir überaus wohl, und ich fühle mich für alles auf dem Waiſenhauſe erlittene Unglück hinlänglich belohnt. Ich empfehle mich Ihrer fernern Freundſchaft, und bin mit wahrer Achtung

Ihr

ergebenſter Freund und
Diener.

3.

Wohlgebohrner,

Hochzuehrender Herr Oberamtmann,

Ew. Wohlgebohren ſagten mir vor einiger Zeit, daß die Stelle eines Schreibers bei Ihnen auf künftige Oſtern würde erlediget werden. Ich nehme mir jetzt die Freiheit, Ihnen einen jungen Menſchen in dieſer Abſicht zu empfehlen, welcher ſich bis jetzt ſehr ordentlich und anſtändig betragen hat, auch alle diejenigen Eigenſchaften, die ihn zu dieſer Stelle geſchickt machen, beſitzt. Wenn Ew. Wohlgebohrnen meine Empfehlung Ihrer Aufmerkſamkeit werth halten, ſo erſuche ich Sie, mich bald Ihre Meinung hierüber wiſſen zu laſſen, da-

mit ich den jungen Menschen davon benachrichtigen kann, welcher jetzt außer Dienst ist, und also je eher, je lieber wieder unterzukommen wünscht. Ich verharre mit aller Hochachtung

Ew. Wohlgeb.

ergebenster Diener.

4.

Meinem mir unvergeßlichen, biedern Freunde M., nach dessen Wiedersehn ich mich herzlich sehne, empfehle ich zur freundschaftlichen Aufnahme einen angehenden jüdischen Gelehrten, meinen bisherigen Schüler, Herrn V., von dessen vorzüglichem Kopfe und seinen schon erworbenen reifen Kenntnissen, sich die Wissenschaften einst viel versprechen können. Das Weitere von seinem Studier- und Lebensplane, wobei er eines erfahrnen Rathgebers am meisten bedürfen wird, so wie auch manches von meiner gegenwärtigen Lage, und deren Freuden und Leiden, wird er selbst ausführlicher berichten können. Ich empfehle mich nur noch der fortdauernden Freundschaft meines lieben M. aufs beste. Gott befohlen!

Bericht.

Berichtschreiben.

Die Hauptregel ist, sich an die Stelle desjenigen zu setzen, der den Brief lesen soll, und dasjenige herauszuheben, was ihn vorzüglich interessirt. Was für mich eine Kleinigkeit seyn würde, kann demjenigen, an welchen mein Brief gerichtet ist, oft gerade das Wichtigste seyn.

Ueberhaupt muß sich der Schreibende, so viel wie möglich, immer in die Lage desjenigen versetzen, an welchen der Brief gerichtet ist. Denn dieß ist natürlicher, als daß der andere sich in die Lage des Briefschreibenden versetzen soll. Selbst der Vornehmere, der an den Geringeren schreibt, gewinnt dadurch in jeder Rücksicht, wenn er die Sache so vorstellt, wie sie dem, der den Brief lesen soll, am deutlichsten werden muß, und so, daß dessen Aufmerksamkeit auf dasjenige geheftet wird, was mittelst dieses Briefes bewirkt oder zu Stande gebracht werden soll.

Um aber das wichtigste herauszuheben, muß man sich nur lebhaft denken, daß man nicht viel Zeit hätte, sondern in ein paar Worten, die man jemanden nur mündlich sagen könnte, alles zusammenfassen müßte; dann wird sich von selbst das Wichtigste und Nöthigste obenan stellen.

Selbst wenn man an Freunde schreibt, wo man sich an keine Regeln bindet, muß man doch Rücksicht darauf nehmen, daß man nicht bloß von Sachen schreibt, die einen selbst sehr nahe gehen, sondern auch Dinge, die jenen betreffen, mit un-

ter anführt, weil man sonst auch dem besten Freunde langweilig werden kann; und zwar aus eben dem Grunde, weil es selbst schon einen Mangel an freundlicher Zuneigung und Theilnehmung verräth, wenn einer nur bloß an sich denkt, und nur mit sich und seinen eigenen Angelegenheiten unaufhörlich beschäftigt ist.

1.

Hochgebohrner Herr Graf,
Hochgebietender Herr Etats- und Kriegs-Minister,
Gnädiger Herr,

Ew. Excellenz gnädige Befehle sind mir so viel ehrenvolle Beweise eines Zutrauens, das ich mehr einer zuvorkommenden Gnade, als meinen Verdiensten zuzuschreiben habe, und wofür ich Ew. Excellenz den wärmsten Dank abstatte. Ich werde bedacht seyn, Dero neuestem Auftrage, so viel wie möglich ist, die pünktlichste Folge zu leisten. Allein um von dem Handel einer Stadt, wie Danzig, die eine der ansehnlichsten Handlungsstädte von Europa ist, eine ganz genaue Auskunft zu geben, würde ich die Zollregister und Preis-Couranten von vielen Jahren bei der Hand haben müssen, um daraus ein richtiges Verhältniß zu ziehen. Ohne diese Hülfsmittel, und blos auf die Erfahrung weniger Jahre gestützt, kann ich nur eine allgemeine Idee davon entwerfen.

Die

Die Polniſchen Produkte gehen gröſtentheils durch die Hände der Danziger. Das Korn beträgt ohngefähr die Hälfte dieſer Produkte. Es kommen davon funfzig- bis ſechzigtauſend Laſt, ein Jahr ins andere gerechnet, nach Danzig. Eine Laſt beträgt 55 Berliner Scheffel, und der Unterſchied iſt alſo beinahe zehn Prozent. Die Preiſe richten ſich nach denen in Holland, und ſind ſehr verſchieden. Wenn man ſie indeſſen von verſchiedenen Jahren zuſammen nimmt, um daraus das eigentliche Verhältniß zwiſchen dem Gelde und der Waare zu beſtimmen, ſo hat, im vorigen und im Anfange von dieſem Jahrhunderte, der Pohle zufrieden ſeyn können, wenn er acht Dukaten für die Laſt Roggen, und zwölf Dukaten für den Weizen erhalten habe. Empfing er mehr, ſo glaubte er ein gutes Jahr zu haben, ſo wie er es ein ſchlechtes nannte, wenn er weniger bekam. In neuern Zeiten ſind die Preiſe faſt beſtändig höher geweſen, ſo daß man im Durchſchnitt die Laſt Getreide auf 18 Dukaten berechnen kann. Zu dieſem Preiſe würde alſo der Betrag einer Abkunft (ſo heißt in der Kaufmannsſprache die Anzahl der Getreideſchiffe überhaupt, die hier einlaufen) von 60000 Laſt 1080000 Dukaten ausmachen. Alle die übrigen Produkte, als Holz, Aſche, Leinwand, Leder, Wachs u. ſ. w. mögen zuſammen ſich auf eben eine ſolche Summe belaufen: daß alſo in dieſem Polniſchen Handel ein Kapital von ohngefähr ſechs Millionen Thalern umläuft. Viel höher dürfte auch wohl das Numeraire nicht ſeyn, welches der ganze Danziger Handel erfordert. Denn obgleich ein faſt eben ſo groſſes Kapital nöthig iſt, Pohlen mit Wein, Gewürz und

fremden Manufaktur-Waaren zu versorgen, so ist doch der auswärtige Kredit der Danziger so ansehnlich, daß sie Pohlens Bedürfnisse durch fremde Fonds bestreiten, und ihre eigenen zum Ankauf der Polnischen Produkte anwenden können. Durch den verschiedenen Umsatz dieser sechs Millionen kann man rechnen, daß die Danziger ohngefähr zwanzig Prozent, mithin 1200000 Thaler gewinnen. Hievon zieht der König von Pohlen an Kopf und Pfahlgeld, Dongratuits, und durch das Postwesen, etwa 150000 Thaler. Eben so viel dürften von der Stadt an Holland und England, für Interessen von aufgenommenen Kapitalien gezahlt werden. Die übrigen 900000 Thaler gehen, weil die Stadt keine eigene Fabriken hat, fast größtentheils in die Fremde, für eigene Bedürfnisse, für den Luxus der Einwohner, der seit einiger Zeit sehr zugenommen hat, so daß der Verdienst mit dem Aufwande ziemlich quadrirt. Die Wahrheit dieser Bemerkung erhellet daraus, daß ich während meines Aufenthalts von fünf Jahren kein Handlungshaus sonderlich empor kommen sehen, außer das Rothenburgische, welches die Französische Kommissionen an sich gezogen, und überdieß zweimal das große Loos in der Englischen Lotterie gewonnen hat. Die übrigen bekannten alten Häuser haben sich blos erhalten; Neuere sind entstanden, aber auch bald wieder untergegangen.

Der Polnische Handel, insonderheit der Kornhandel, wird in Danzig ganz verschieden von dem Königsberger, und weit vortheilhafter für die Danziger geführt. Der Pohle verlangt und erhält von den Königsbergern auf sein Getreide Vorschuß: in Danzig

bringt

bringt er es zu Markte, und verkauft es gleich baar, und es entsteht also weiter keine Rechnung. Die Königsberger hingegen stehen in immerwährendem Vorschuß, Verwicklung und Abrechnung. — Ich kann hier nicht unbemerkt lassen, daß der Wachshandel sich fast ganz von Danzig ab und nach Königsberg gezogen hat. —

Für eigene Rechnung bringt der Pole sehr wenig Holz die Weichsel herunter. Die Kaufleute reisen selbst, oder schicken ihre Kommissionäre hinauf, und kontrahiren mit den Polen, welchen sie, um die Unkosten des Fällens und der Bearbeitung zu bestreiten, auf Abschlag der Kaufsumme Vorschuß geben müssen.

Ein Theil der Danziger Kaufmannschaft führt allein den Polnischen Handel; ein anderer den auswärtigen. Niemand als ein Bürger kann in Danzig mit einem Fremden handeln, so, daß wenn der Holländer oder Franzose Polnische Produkte begehrt, sein Kommissionär nicht aus der ersten Hand kaufen darf, sondern, nach den Gesetzen, von einem Bürger. Hieraus entsteht eine Uebequemlichkeit, welche den Polen sehr vortheilhaft ist: der Kaufmann, welcher mit den Polen handelt, bemüht sich, den Preis der Waaren nicht sinken zu lassen, weil er gemeinhin noch ansehnlichen Vorrath liegen hat, dessen Werth er nicht verringert sehen will; er sprengt also Nachrichten von Miswachs in Polen und auswärtigen hohen Preisen aus: der Pole bekömmt dadurch ansehnlichere Preise, als er sonst erwarten dürfte. Die Komptoristen haben ein ganz entgegen gesetztes Interesse, und nichts angelegeneres, als dieselben Produkte in niedrigen Preisen zu

erhalten, weil ihnen sonst keine Kommissionen zugeschickt werden, und sie ihrer Provision verlustig gehen würden. Wären beide Theile mit einander einverständig, so würden sie den Polen Gesetze vorschreiben können, weil er nicht wieder zurück kann, sondern verkaufen muß. Zwar sind einige eigensinnig genug, ihr Getreide selbst aufzuschütten, aber selten gelingt es ihnen damit: sie wissen nicht den rechten Zeitpunkt abzuwarten, oder können es nicht, denn mehrentheils haben sie ihrer Lösung schon eine Bestimmung gegeben, und sind Verbindungen eingegangen, die sie um diese Jahreszeit erfüllen müssen.

Zur eigenen Konsumtion braucht Danzig ohngefähr 4000 Last; die Vorstädte versorgen sich vom Lande, das Uebrige wird auswärts verschifft, und der ansehnlichste Handel damit nach Holland getrieben, von wo die Danziger Kaffee, Zucker, Gewürz u. s. w. ziehen, um Pohlen damit zu versorgen. Der Holländer aber schüttet das Getreide auf, um es bei Gelegenheit auszuwuchern.

Oft wenn Danziger Kaufleute sich mit Getreide überladen haben, schicken sie es für eigne Rechnung nach Holland, wobei sie aber selten gut fahren. Gemeinhin nöthigt sie der Mangel an Geld dazu, und der Holländer, der solches weiß, hält den Verkauf so lange auf, berechnet ihnen so viel Unkosten, Zinsen und Provision, daß die Danziger immer dabei zu kurz kommen, wenn er ihnen gleich zwei Drittheile des Werths darauf vorschießt. Man sieht in Danzig dergleichen Unternehmungen gewöhnlich als Vorboten eines nahen Bankerotts an.

Dan-

Danzig hat nur zwei Wechselplätze, Amsterdam und Hamburg, über welche aller Handel mit Italien, Frankreich, England u. s. w. geführt wird, und die also von der Danziger Handlung fast den größten Vortheil ziehen. Die Holländischen Schiffe werden zum Transport am mehresten gebraucht, weil sie bequemer und ökonomischer eingerichtet sind, als andere, und aus diesen Gründen auch um geringere Fracht laden können: sie sind klein, und man zieht sie den größern darum vor, weil sich darin das Getreide nicht so leicht entzündet. — Aus Frankreich zieht Danzig Wein, Kaffee, Salz, Tücher und einige Seidenwaaren, wovon der größte Theil bezahlt wird, weil Frankreich wenige Polnische Produkte, hauptsächlich aber nur Weizen kommen läßt. Es war ein außerordentlicher, und durch genugsam bekannte Ursachen bewirkter Fall, daß die Kron vor einigen Jahren an die 10,000 Last Weizen jährlich von Danzig zog. — Nach Portugall geht alle zwei oder drei Jahr ein Schiff. Nach Spanien jährlich etwa zwei mit Holz und Leinwand beladene Schiffe, welche zur Rückladung Salz mitbringen. Der Handel nach Italien zur See ist gänzlich geschlossen, weil Danzig mit den Seeräubern in keinen Traktaten steht. Vor etwa sechzehn Jahren schickten die Danziger ein Schiff dahin; es wurde aber gleich von den Saleern aufgebracht und genommen. England ist sehr wenig im Danziger Handel interessirt. Die Englischen Manufakturwaaren sind in solchen Preisen, daß sie die Konkurrenz mit den Französischen und andern nicht aushalten können. England zieht aus Danzig Leinwand und Garn, welches letztere es aus dem

Ermeländischen nimmt. Getreide, wenn auch die Einfuhr erlaubt ist, geht dahin nicht. Die Engländer nehmen es von den Holländern, mit denen sie in näherer Verbindung stehen. Ballen sind, besonders im Kriege, die stärkste Handlungsbranche der Danziger auf England; sie hingegen ziehen aus diesem Königreiche Salz, welches mit dem Französischen beinahe in einem Preise ist. Ueberhaupt rechnet man 2000 Last Salz, welche jährlich nach Danzig kommen. Englisch Bier, Rum und Arrak, und einige Möbien werden auch aus England gezogen. — Nach Schweden werden jährlich ohngefähr 10,000 Last von dem schlechtesten Roggen verschifft. Es ist dieses, wegen der Armuth der Nation, der kümmerlichste Handel der Danziger. Die Schweden schicken dafür Kupfer, Eisen und Heringe. Dieses muß der Danziger gleichsam auskölern, um nach und nach zu seinem Gelde fürs Getreide zu gelangen; anstatt daß andere Nationen ihren Kommissionärs die Fonds gleich in Amsterdam und Hamburg anweisen, und die Wechsel auf diese Plätze sofort verkauft werden können. Mit den Schweden ist der Handel einem beständigen Vorschuß, und bei der Abrechnung Chikanen ausgesetzt.

Mit Dännemark ist fast gar kein Handel. Einige mittelmäßige Danziger Kaufleute pflegen nach Dännemark um die Zeit zu reisen, wenn die Schiffe der Asiatischen Kompagnie aus China und Ostindien zurückkommen, und die mitgebrachten Waaren verkauft werden, wovon sie Thee, einige Chinesische Früchte und Kuriositäten erhalten, welches alles sie in Dännemark wohlfeiler bekommen, als anderwärts. Der Schiffe,

so

so mit Korn nach Dännemark gehen, sind wenige. —

Zwischen Rußland und Danzig ist zur See wenig Verbindung. Kornbranntwein wird für Rechnung der Krone, welche den exclusiven Handel davon hat, zuweilen nach Petersburg verschifft. Zu Lande kommen verschiedene Kaufleute aus Rußland, welche Pelzwerk und Juchten bringen, und dafür Manufaktur, vorzüglich Seidenwaaren mit hinwegnehmen. Dieser Handel wird stark auf Kredit geführt, welchen die Danziger den Russen auf sechs Monate, oder von einer Messe zur andern, also auf Ein Jahr, zugestehen. Ehedem zogen sie von diesem Handel grosen Vortheil, weil man kein Exempel hatte, daß ein solcher Russe bankerott geworden; allein seit einiger Zeit fängt dieser Handel an gefährlich zu werden, die Russen bleiben aus, und Zeit und Mühe sind vergebens, etwas wieder zu bekommen.

Der gröste Theil der Seidenwaaren, der in Danzig verbraucht, oder nach Pohlen und Rußland verkauft wird, kömmt aus Italien, und zwar zur Achse, weil man sie der Delikatesse wegen zur See der Beschädigung nicht aussetzen will, und die Kosten der Assekuranz, der verschiedenen Seezölle, welche sie zu passiren haben, die Ungewißheit der Ankunft, allen Vortheil verkümmern würde. Der Seidenhandel ist einer der einträglichsten für den Danziger Kaufmann, weil er ihn ohne alle Fonds bestreiten, und dabei ansehnlich gewinnen kann. Der Italiener, um den Absatz seiner Waaren zu befördern, giebt den Danzigern sechs, neun bis zwölf Monat Kredit, nach deren Verlauf er auf

Am-

Amsterdam auf drei Monate Sicht ziehet, so daß die Danziger eigentlich die Waaren erst in neun, zwölf oder funfzehn Monaten bezahlen. Der Inhalt der Kisten ist gemeiniglich 500 bis 1000 Dukaten werth. Diese Kisten werden selten eröffnet, sondern der Danziger Kaufmann überliefert solche dem Russen nebst der Italienischen Faktura, und berechnet sich zehn Prozent Profit für seine Korrespondenz und für die sechs Monate Frist, welche er dem Russen zur Zahlung gestattet. Alles, was zu Lande nach Danzig kommt, giebt keinen Zoll. Der in den Preußischen Staaten angelegte Transit von acht Prozent hat in vorgedachtem Handel einige Störung verursache. Man fiel auf allerlei Anschläge und Entschließungen, die Waaren zu Lande nach Lübek, und von da zu Schiffe nach Danzig gehen zu lassen. Allein die schon gemeldten Ursachen, besonders die Seezölle, hinderten die Ausführung dieser Anschläge; man bequemte sich, und der Russe und Pole mußten das von der andern Seite wieder einbringen, was auf der einen verloren ging. — Der Danziger Seezoll, welcher auf die ein- und ausgehenden Waaren gelegt wird, ist ansehnlich. Er besteht aus dem Pfahlgelde und der Zulage. Das Pfahlgeld ist der Zoll, welchen Danzig vor uralten Zeiten nehmen dürfen, und darüber ein besonders Privileg um hat. Die Danziger sahen sich gezwungen, solchen zu verdoppeln, als die Könige von Polen, Sigismund August und Stephan, die Hälfte davon zum Antheil begehrten. Nach vielen Streitigkeiten wurden darüber eigene Verträge errichtet, und seitdem halten die Könige von Polen ihren eigenen Commissa-

rium

rium portorii zu Danzig, welcher den Königlichen Antheil in Empfang nimmt, mit der Verwaltung aber nichts zu thun hat, sondern diese wird unter der Präsidentschaft eines Pfahlherrn besorgt, und dieser Zoll in Albertsthalern entrichtet. Mit der Zulage hat es eine andere Bewandniß. Danzig, durch die Schwedischen Kriege und die Unruhen in Polen erschöpft, wollte eine Auflage machen, wurde aber daran durch die Traktaten, welche Polen mit andern Mächten, vornehmlich mit Preußen, hatte, verhindert; solchen zu Folge durfte Polen keine Zölle oder andere Auflagen in seinen Ländern, wozu auch Danzig gehörte, anlegen. Da aber der Handel in Danzig blos unter Bürgern getrieben werden kann, so führten sie eine Vermehrung des, unter dem Namen des Pfahlgeldes, bekannten Seezolles, unter dem Namen Zulage ein, vorwendend: daß dieses nur ihre Bürger beträfe. Hierinnen wurde ihnen von Polen konnivirt, und ihnen der Ertrag allein überlassen. Der Bürger entrichtet zwar diese Zulage, allein er schlägt sie den Fremden wieder an, und also tragen diese eine Last in Ansehung des Zolles mehr.

Ich glaube, daß es hier an seiner Stelle seyn wird, wenn ich anführe, daß die Revenüen der Stadt sich ohngefähr auf Eine Million Thaler belaufen, wozu das ganze Territorium 10,000 Thaler an die Kämmerei entrichtet. Die Bauern sind auch wegen der geringen Abgaben durchgehends wohlhabende Leute.

Was den Handel mit den Preußischen Staaten anbetrifft, so weiß ich, daß Ew. Excellenz die Theile und die Art der Betreibung desselben zu genau bekannt

sind,

ſind, als daß ich nöthig hätte, etwas davon zu erwähnen. Die übrige Handlung des ehedem ſogenannten Polniſch Preußen iſt ſehr unbeträchtlich. Elbing hat nichts als Zwieback und Butterkuchen, womit die Einwohner einige Meſſen beſuchen. Die Stadt iſt, außer einigen Partikuliers, ſehr arm.

Thorn war ehedem der Zuſammenfluß des Polniſchen Handels, und die erſte Handelsſtadt, ſo lange ſie die Stapelgerechtigkeit ausüben konnte. Nachdem aber ein Theil von Preußen ſich von den Kreuzherren losriß und an Polen kam, ſo ſuchte Danzig Thorn um den Genuß der Stapelgerechtigkeit zu bringen, wozu die Polen auch ſehr gern konnivirten, weil es ihnen die Freiheit gab, ihre Produkte abzuſetzen, wo es ſie gut und vortheilhaft dünkte. Sie fuhren Thorn vorbei, welches zu ſchwach war, ſie zu halten. Thorn brachte ſeine Beſchwerden auf allen Landtägen vor, die aber kaum angehört, und denen nicht abgeholfen wurde. So verlor es zwar die Stapelgerechtigkeit nicht, aber ſeit etlichen Jahrhunderten kann es ſolche nicht mehr ausüben.

Indeſſen hat Thorn dennoch ein ganz artiges Kommerz behalten. Weil es die Pforte der Provinz gegen Polen iſt, ſo hat es Gelegenheit, von denen Polen, die nicht unumgänglich genöthigt ſind nach Danzig herunter zu gehen, um Waaren, die ſie nur in Danzig bekommen können, wieder einzunehmen, und denen es alſo bequemer iſt, gleich in Thorn zu verkaufen, vortheilhafte Einkäufe zu thun. Vornehmlich giebt ſich Thorn nur mit Getreide ab. Dieſes ſchütten ſie auf, und laſſen es in eigenen dazu eingerichteten

Jahr-

Fahrzeugen, welche die Weichsel wieder heraufahren können, nach Danzig schiffen, woselbst sie ihre Kommissionärs haben, die es für des Eigenthümers Rechnung ausspeichern, und nach deren besten Konvenienz verkaufen. Diese Kommissionärs haben fast weiter gar keinen andern Handel, sondern leben von diesen Kommissionen.

Die Thornschen Pfefferkuchen werden sehr weit verführt, und machen einen Theil ihrer Handlung aus. Viel Reichthum ist in Thorn nicht; das vornehmste Haus mag 120,000 Thaler besitzen. — Die übrigen kleinen Städte längs der Weichsel führen in einem geringern Verhältnisse eben den Handel wie Thorn; sie nehmen alle von Danzig, theils ihre eigenen Bedürfnisse, theils Waaren zum Verkauf von daher zurück. — Das Bißthum Ermeland ist, wegen des Ackerbaues und der Industrie der Einwohner, der bevölkertste und nahrhafteste Distrikt in der ganzen Provinz. Vornehmlich giebt es viel Garn aus, welches die Engländer, die es sonst nicht über Danzig, nach vorangeführter Verfassung, können gehen lassen, durch Danziger Kaufleute, die ihren Namen dazu hergeben, daselbst aufkaufen. Dieser Garnhandel mag etwa ein jährliches Objekt von 150,000 Thalern ausmachen.

Um nicht noch weitschweifiger zu werden, habe ich mich über verschiedene Gegenstände nicht ausdehnen mögen, sondern mich blos darauf eingeschränkt, einen generalen Umriß der Handlung des ehedem sogenannten Polnisch Preußen zu entwerfen. Dafern Ew. Excellenz über einen oder den andern Punkt eine nähere Erklärung zu haben befehlen, so bin ich solche,

so viel es die damit verbundenen Schwierigkeiten verstatten wollen, jeden Augenblick zu ertheilen erbötig.

Mit aller Ehrfurcht habe ich die Ehre zu beharren

Ew. Excellenz

unterthäniger Diener.

2.

Hochedelgebohrner,
Hochzuehrender Herr,

Auf den Brief, welchen ich an Ihren Korrespondenten geschrieben, habe ich noch keine Antwort erhalten. Es thut mir leid, daß ich Ihnen also den gewünschten Bericht nicht abstatten kann. Ich weiß nicht, woran es liegt, daß mein Brief bis jetzt unbeantwortet geblieben ist: denn ich hatte darin die Sache so dringend vorgestellt, daß ich nicht zweifelte, ich würde die verlangte Nachricht den nächsten Posttag erhalten. Indeß habe ich ihm noch einmal geschrieben, wenn er etwa durch einen besondern Zufall den ersten Brief nicht sollte erhalten haben. Ich hielt es aber auch für nöthig, Ihnen dieß zu berichten, damit Sie mich wegen des Außenbleibens meiner Antwort entschuldigen möchten. Ich bin mit aller Hochachtung

Ew. Hochedelgeb.

ergebenster Diener,

und

3. Hoch-

3.

Hochwohlgebohrner,
Hochzuverehrender Herr Geheimerath,

Ew. Hochwohlgeb. haben mich mit Ihrem Zutrauen beehret, und mir einen Auftrag gegeben, dessen Ausführung meine ganze Sorgfalt erforderte. Je ehrenvoller mir nun dieser Auftrag war, desto mehr bestrebte ich mich, ihn auf das gewissenhafteste ins Werk zu richten, um mich eines Zutrauens würdig zu machen, das mir so schätzbar war; doch will ich nicht weiter von dem reden, was ich gethan habe: der Erfolg selbst mag dieses lehren! Mir würde es schon Belohnung seyn, wenn Ew. Hochwohlgeb. kein Mißtrauen in mich setzten. Ich werde auch auf alle Weise darnach streben, Ihnen zu zeigen, daß Sie sich es nicht dürfen gereuen lassen, mir ein so wichtiges Geschäft übertragen zu haben. Ich bin mit der größten Hochachtung

Ew. Hochwohlgeb.

ergebenster Diener.

4.

Hochgebohrner,
Höchstzuverehrender Herr Graf,

Ew. Hochgräfl. Gnaden haben mir aufgetragen, Ihnen einen Wagen, nach dem Modell, welches Sie mir bezeichnet haben, hieselbst zu bestellen. Ich habe Ihren Befehl pünktlich ausgerichtet, und Sie können

nun den Wagen zu der bestimmten Zeit abholen lassen, oder wenn Sie es befehlen, so kann ich Ihnen denselben auch zuschicken. Ich hoffe, daß er Ihren völligen Beifall erhalten wird, weil derjenige, bei welchem ich ihn bestellt habe, in der ganzen Stadt die beste Arbeit macht, und beständig Ehre damit einlegt. Ich verharre mit der größten Hochachtung

Ew. Hochgräfl. Gnaden

unterthäniger Diener.

5.

Mein Herr,

Die Geschäfte, welche Sie mir aufzutragen die Gütigkeit gehabt haben, sind so schleunig wie möglich von mir bestellt worden. Ich habe an Ihren Herrn Bruder geschrieben, und die Sache mit Ihren Anverwandten in Richtigkeit gebracht. Nunmehr zweifle ich nicht daran, daß alles nach Ihrem Wunsche von statten gehen wird. Sollte noch etwas ermangeln, so bitte ich mir, weil ich noch hier bin, auf das baldigste von Ihnen Nachricht aus. Wie angenehm würde es mir seyn, wenn meine Bemühungen Ihnen nützlich zu werden, gelingen sollten. Wenigstens freuet es mich, daß ich mich mit wahrer Hochachtung nennen darf

Ihren

ergebensten.

6. Hoch-

6.

Hochedelgebohrner,
Hochzuehrender Herr,

Ew. Hochedelgeb. werden verzeihen, daß ich Ihrem Verlangen noch nicht ſo bald, wie Sie wünſchen, Genüge leiſten kann. Künftige Woche werden Sie die verlangten Bücher ganz zuverläſſig erhalten, eher aber wird es mir nicht möglich ſeyn, Ihnen dieſelben zu verſchaffen. Ich erſuche Sie, mich mit nächſtem wiſſen zu laſſen, ob Sie bald an den Herrn C. in W. ſchreiben werden, weil ich wünſchte, daß Sie demſelben eine kleine Anfrage von mir wiſſen ließen, wegen welcher ich ihm nicht gern beſonders ſchreiben möchte. Ich bin mit demjenigen, was Sie in Anſehung unſers Vertrages beſchloſſen haben, ſehr wohl zufrieden, und verharre mit vollkommner Hochachtung

Ew. Hochedelgeb.

ergebenſter Diener.

7.

Wohlgebohrner,
Hochzuverehrender Herr Oberamtmann,

Es freuet mich außerordentlich, daß Ew. Wohlgeb. mit meiner Beſorgung Ihrer hieſigen Angelegenheiten zufrieden ſind. Ich werde mich bemühen, mich Ihres fernern Zutrauens werth zu machen. Hiebei überſchicke ich Ihnen die Rechnungen von dem Sattler und dem Schmidt; ich habe ſo viel wie möglich abzudingen geſucht. Der Schmidt iſt ein billiger Mann,

der Sattler aber nicht. Er fordert dreißig Rthlr.; und hat nicht mehr als einen Dukaten abgelassen. Ich werde inskünftige nichts mehr bei ihm bestellen. Der Preis des Korns ist aufgeschlagen, es wird aber nicht lange dauern. Eilen Sie daher, daß Sie früh genug kommen, ehe Ihnen noch jemand zuvorkömmt. Mit dem innigsten Vergnügen wünsche ich Ihnen Glück zu zu Ihrer Wiederherstellung, und hoffe, Sie mit nächstem in der besten Gesundheit wieder zu sehn. Berichten Sie mir doch, wie Sie es mit Ihrem Bedienten gehalten wissen wollen. Ich verharre mit der größten Hochachtung ꝛc.

8.

Hochgebohrner,
Höchstzuverehrender Herr Graf,

Ew. Hochgeb. haben mir eine erwünschte Gelegenheit gegeben, Ihnen meine Treue und meinen Diensteifer thätig zu beweisen; dafür statte ich Ew. Hochgeb. jetzt den aufrichtigsten Dank ab, und werde mich bemühen, mir Ihr Zutrauen auf immer zu erwerben, womit Ew. Hochgeb. angefangen haben mich zu beehren. Den einen Auftrag habe ich schon besorgt, und bin in einer Unterredung mit dem Herrn von D. ziemlich glücklich gewesen. Ich habe an demselben einen Mann gefunden, der wohl Gründe annimmt, wenn sie ihm nur gehörig vorgetragen werden. Er ist sehr geneigt, auf alle seine Ansprüche Verzicht zu thun, wenn Sie ihm nur die einzige Bedingung zugestehen, daß er für die Schuld seines Neffen nicht mehr zu

haf-

haften braucht. Den andern Auftrag hoffe ich eben so glücklich auszurichten, wenn es mir nur gelingt, den Herrn von F. auf unsere Seite zu bringen. Ich habe schon einige Versuche gemacht, dieses zu bewerkstelligen, und zweifle nicht, daß Sie mir gelingen werden. Ich verharre mit der größten Ehrfurcht

Ew. Hochgeb. ꝛc.

9.

Hochzuehrender Herr,

Ich habe noch keine Gelegenheit gehabt, mit Ihrem Advokaten zu sprechen, sonst würde ich Ihnen schon längst Nachricht ertheilt haben. Anfänglich war er verreist, nachher bin ich einigemale bei ihm gewesen, habe ihn aber nicht zu Hause angetroffen. Er scheinet überhaupt Ihre Sache etwas nachläßig zu betreiben, darum wollte ich Ihnen wohl rathen, einen andern anzunehmen, ehe es schon zu spät ist, und Ihr Prozeß vielleicht gar darüber verloren geht. Ich könnte Ihnen in dieser Absicht Herrn N., einen sehr würdigen Mann, empfehlen, welcher ebenfalls so viel Geschicklichkeit als Rechtschaffenheit besitzt, und auf den Sie sich in allen Stücken sicher verlassen können. Freilich thut Ihnen der erstere große Versprechungen, aber rechnen Sie nicht darauf, daß er sie auch erfüllen wird. Der rechtschaffne Mann sagt nur wenig zu, aber was er verspricht, darauf kann man auch bauen. Lassen Sie mich durch ein paar Zeilen wissen, ob Sie mit meinem Vorschlag zufrieden sind, alsdann werde ich mir ein Vergnügen daraus machen, zu zeigen, daß

ich beſtändig mit der gröſten Hochachtung ſeyn werde

Ihr

ergebenſter Diener.

10.

Hochedelgebohrner,
Hochzuehrender Herr,

So gut wie ich kann will ich Ihnen die verſchiedenen Punkte beantworten, um welche Sie mich in Ihrem Briefe befragt haben. Was zuerſt meine Reiſe anbetrifft, ſo möchte mir dieſelbe ſo bald noch nicht möglich ſeyn, weil ich mit meiner Unternehmung noch lange nicht zu Stande bin. Der Verkauf des W*ſchen Hauſes iſt noch nicht vor ſich gegangen: was Sie mir hierüber auftragen werden, das werde ich mit Vergnügen ausrichten. Was Ihnen das wichtigſte ſeyn wird, iſt die Eröffnung des bewuſten Teſtaments, welches für Sie ſehr vortheilhaft ausgefallen iſt: in kurzem werden Sie gewiß ſchon nähere Nachricht hiervon erhalten. Das neueſte, was ich Ihnen übrigens zu berichten habe, iſt nicht ſehr beträchtlich, außer daß Ihr ehemaliger Korreſpondent, der Herr L., vor einigen Tagen wider alles Vermuthen heimlich entwichen iſt, und den gröſten Theil ſeiner Gläubiger unbefriedigt zurückgelaſſen hat. Wünſchen Sie ſich alſo Glück dazu, daß Sie nicht mehr mit ihm in Verbindung ſtanden. Ich ſchreibe Ihnen dieſe Nachricht deswegen, weil es manchmal angenehm iſt, einer Gefahr, welcher man

ſchon

schon sehr nahe war, glücklich entkommen zu seyn. Wegen der übrigen Punkte, warum Sie mich befragt haben, kann ich Ihnen noch keine gewisse Nachricht ertheilen. Sie können aber so bald wie möglich gewiß darauf rechnen. Ich bin mit vollkommner Hochachtung

Ew. Hochedelgeb.

ergebenster Diener.

11.

Liebster Freund,

Hier schicke ich Ihnen das Bücherverzeichniß, Sie müssen mir die Schuld nicht zuschreiben, daß Sie es nicht eher erhalten haben. Der Buchdrucker ist nicht eher damit fertig geworden, weil er vor der Messe außerordentlich viel zu thun hat. Ich bin sehr mißvergnügt darüber, daß ich Ihren Auftrag nicht eher habe ins Werk richten können, noch mehr aber darüber, daß es scheinet, als ob meine Nachläßigkeit an der Verzögerung desselben Schuld sey, da es sich doch wirklich nicht so verhält. Ich bin gewiß

Ihr

aufrichtiger Freund.

12.

Hochzuverehrender Herr,

Ich hätte sehr gewünscht, Sie vor Ihrer Abreise noch einmal zu sprechen, um Sie von einem Umstande zu be-

nachrichtigen, der Ihnen auf keine Weise gleichgültig seyn kann: Da ich eben zu Ihnen gehen wollte, erfuhr ich, daß Sie schon vor einer Stunde abgereist wären; ich hielt es also für meine Pflicht, Ihnen diesen Brief sogleich nachzusenden, damit er Sie wo möglich einholen möchte, und berichte Ihnen hiedurch, daß Ihr Anverwandter, den Sie schon so lange gesucht haben, sich nicht mehr in Leipzig befindet, sondern von Petersburg aus hieher geschrieben, und sich nach Ihnen und Ihrem jetzigen Aufenthalte erkundigt hat. Ich glaube, daß Ihnen diese Nachricht nicht unangenehm seyn wird, wie sie zuverläßig ist, und Sie nunmehr Ihre Maaßregeln darnach nehmen können. Ich bin

Ihr

ergebenster Diener.

13.

Hochedelgebohrner,
Hochzuehrender Herr,

Ihre Erwartung ist, wider alles Vermuthen, weit übertroffen worden. Der Handel mit unserm Korrespondenten zu London ist in jedem Betracht für Sie sehr vortheilhaft gewesen, und wird es nun in der Folge noch mehr seyn, da Sie ihn insbesondere mit alle den Waaren versehen können, welche er jetzt nothwendig braucht. Sie wünschten auch noch in eine Handlungsgesellschaft zu treten, welche verschiedene Schiffe nach *** ausrüsten wird. Sie können diesen Wunsch ebenfalls sehr bald erreichen. Uebrigens stehen Ihre hie-

sigen

sigen Angelegenheiten außerordentlich gut, und Sie können sich auf meine Bereitwilligkeit verlassen, Ihnen in jedem Falle nach Vermögen zu dienen. Ich bin mit der größten Hochachtung

Ihr

ergebenster Diener.

14.

Liebster Bruder,

Ich und J. hoffen, daß Du glücklich in P. angekommen bist. — Heute Vormittag ist noch weiter nichts vorgefallen, als daß erstens jemand aus der Porzellänfabrike mit einem Billet von dem Herrn Kammerrath K. hier gewesen, welcher aber selbiges, da er hörte, daß Du nach P. wärest, wieder mit zurückgenommen hat; und zweitens Inliegendes von einem jungen Manne, (welcher vermuthlich Herr B. ist,) überbracht worden, mit den Worten: wenn Du auf den Freitag schon wieder zu Hause wärest, so möchten wir Dir selbiges zustellen. Wir grüßen Dich herzlich. Ich bin

Dein

getreuer Bruder.

15.

Liebster Bruder,

In der angenehmen Hoffnung, welche ich und J. hegen, daß Du Dich noch wohl befindest, berichte ich Dir hiermit, daß 1) gestern Vormittag, da mein Brief schon weg war, der Dir von Herrn G. aus B.

empfohlene junge Gelehrte Herr B. da gewesen, welcher in einigen Tagen wiederkommen will. 2) Gestern Nachmittag Herr K., welcher aber Deine Zurückkunft hier nicht abwarten kann, sondern von dem Orte, wohin er reisen wird, Dir schreiben will. 3) Auch gestern Nachmittag der Herr Maj. von B., welcher aber, wie er hörte, daß Du nach P. wärest, weiter nichts sagte, als: es wäre gut, er würde Dich schon noch sprechen. Das schöne Wetter wird Dir gewiß lieb, seyn. Wir freuen uns darüber. Ich bin, so wie auch J.,

Dein

getreuer Bruder.

16.

Von heute, liebster Bruder, habe ich Dir noch zu berichten, daß 1) der Herr Bergrath M. den dritten Theil von G's Werken wieder geschickt, und sich den folgenden hat ausbitten lassen, welchen ich verabfolget, und 2) der Herr Kandidat (wenn ich recht gehört habe) O. hier gewesen, welcher bei dem dortigen Herrn Feldprobst wohnt, nebst welchem er heute wegen einer gewissen Schulfeierlichkeit hier ist. Der Herr Feldprobst hat Dich besuchen wollen, da er aber nebst vorbemeldtem Herrn O. schon in verschiednen Häusern Dich gesucht hat, ehe er an das A— gekommen, so hat er keine Zeit mehr gehabt, und letzterer kam daher allein. Er hatte auf sein Befragen von der M. gehört, daß Du in P., und zwar gestern Morgen schon dahin gefahren wärest; er bezeigte darüber seine Befremdung, daß

Du

Du noch nicht bei dem Herrn Feldprobst gewesen, da selbiger erst heute früh von da weggefahren, rühmte viel von dem Vergnügen bei Deiner Anwesenheit daselbst im vergangenen Winter, und hofften, daß sie Dich noch zu P. treffen würden, und Du sie noch besuchen würdest Ich entschuldigte Dich damit, daß Du in Geschäften da wärest, habe aber für nöthig gehalten, Dir dieserwegen zu schreiben, weil es etwa von Dir erforderlich gefunden werden könnte, aus Höflichkeit dem Herrn Feldprobst Deinen Besuch zu machen. Ich und J. wünschen, daß Dich dieser Brief wohl ausgeruhet treffen möge, und ich bin

Dein

getreuer Bruder.

17.

Liebster Bruder,

Heute Vormittag ist wieder jemand aus der Porzellan-Fabrike von dem Herrn Hofr. K. hier gewesen, welcher ein Billet an Dich, aber mit dem Auftrage hatte, solches wenn Du noch nicht wieder hier wärest, wieder zurück zu bringen. — Derselbe kömmt so eben, da ich dieses schreibe, wieder, und erkundigt sich nach Deiner Zurückkunft. Er sagt: der Herr Hofr. hätten zwar gern Nachricht auf das Billet gehabt, aber da Du nicht zu Hause wärest, so würde es wohl überhaupt nichts seyn; er würde unterdessen morgen Vormittag wohl wieder vorkommen.

Auch ist heute Mittag der Herr Bergrath M. hier gewesen. Derselbe wußte wohl, daß Du nach P. wä-

rest, wollte aber gern unter den Akademischen Akten etwas suchen. Wie ich ihm nun sagte, daß Du sie verschlossen hättest, sagte er: „Hm! das ist übel!“ Er fügte jedoch hinzu: ich möchte Dir nur sagen, wenn Du heute wieder zu Hause kämest, daß Du doch morgen auf die Akademie kommen mögtest.

Noch ist heute Nachmittag jemand von Herrn B. da gewesen, welcher Dich nochmals zum Thee und Abendbrodt gebeten, auf den Fall, daß Du heute Abend noch wieder kämest.

Wir empfehlen uns Deiner Liebe, und ich bin

Dein

getreuer Bruder.

18.

Liebster Bruder,

Gestern und heute ist weiter nichts vorgefallen, als daß gestern Vormittag Herr Doktor E., heute Vormittag der Tischler, welcher die Spinde für die A— zu machen hat, und ein Herr G. hier gewesen. Ersterer hat mir blos ein Kompliment an Dich bestellt; zweiter, am Donnerstage oder Freitage wieder vorzukommen versprochen, und Dritter, welcher, wie J. sagt, schon einmal bei Dir gewesen ist, und wovon Du demselben damals gesagt hast: daß er ein Mahler aus J. wäre, wie ersterer sich Dir empfehlen lassen. Und so eben ist ein Billet vom Herrn Geheimenrath L. angekommen, mit welchem er Dir Deinem Verlangen gemäß einige Data zum Stoff einer Beschreibung des B'r Thors kommunizirt. Sonst ist noch alles wie Du

es

es verlassen hast, auch unsere Liebe zu Dir, womit wir Dich herzlich grüßen, und ich mich unterschreibe als

Dein

getreuer Bruder.

19.

Mein lieber Herr P.,

Mein mit Geschäften überhäufter Bruder, der Professor M., hat mir aufgetragen, Ihnen auf Ihr Schreiben vom 1sten d. M. statt seiner zu antworten, daß er Ihrentwegen mit einem gewissen Herrn Grafen von W. hieselbst gesprochen. Dieser ist im Begriff, eine Reise nach Italien zu machen, und sich da ein Jahr oder was aufzuhalten. Da nun derselbe auf dieser Reise und während seines Aufenthaltes in Italien gern Jemanden bei sich haben will, welcher der dasigen Sprache kundig ist, so wünscht er gar sehr, daß Sie gleich nach Empfang dieses, auf inliegend von ihm erfolgenden Postpaß von da ab hieher reisen möchten, damit er mit Ihnen selbst darüber sprechen könne. Dieser Herr Graf ist ein sehr edler Mann, und würde Ihnen, wenn Sie Neigung finden sollten, sich bei ihm zu engagiren, sehr freundschaftlich und gut begegnen, er will Sie gewiß wieder mit nach Deutschland zurückbringen, und auch alsdann für Ihr sicheres Unterkommen sorgen, und Sie könnten die Reise hieher deswegen wohl thun; denn gesetzten Falls, Sie könnten nicht eins mit ihm werden, so haben Sie doch die Reise frei, und können sich bei dem hiesigen Ober-

Schul-

Schulkollegio oder sonst selbst melden, welches, da es auf diese Weise doch nun einmal anginge, wohl immer vor einer bloßen fremden Fürsprache den Vorzug hätte; aber Ihre Abreise müßte gleich mit der ersten abgehenden Post geschehen. Sie brauchen sich nur bei Ihrer Abreise bei meinem Bruder in der G**straße in des Geheimen Sekretärs R* Hause zu melden, von da ich Sie sodann nach dem Herrn Grafen führen werde. Sollten Sie aber diese Reise nicht machen können, oder sich nicht dazu geneigt finden, so werden Sie so gut seyn, und an meinen Bruder sogleich Nachricht davon geben. Ich bin übrigens mit aller Hochachtung

Ihr

ergebner Freund und
Diener.

Kaufmänniſche Briefe.

1.

(Schreiben eines jungen Kaufmanns, der eine neue Handlung etablirt hat, an einen Fabrikanten.)

Hochgeehrteſter Herr,

Nachdem ich mich in verſchiedenen angeſehenen Handlungshäuſern viele Jahre als Diener aufgehalten, und nun hieſelbſt eine eigene neue Handlung etablirt habe, ſo gebe ich mir hierdurch die Ehre, mich E. E. gehorſamſt zu empfehlen.

Meine Geſchäfte werden vor der Hand in roher Seide und Seiden-Waaren beſtehen *). Vom erſten Artikel nehme ich mir die Freiheit, die Preistourante beizulegen.

Sollte es E. E. gefällig ſeyn, mich mit Ihren Aufträgen zu beehren, ſo belieben Sie ſich der promptеſten Bedienung und der rechtſchaffenſten Behandlung von meiner Seite verſichert zu halten, und untenſtehende Firma gütigſt zu bemerken.

Ich

*) Die Geſchäfte können nicht aus roher Seide ſelbſt beſtehen, ſondern im Verkehr mit roher Seide u. ſ. w.

Ich bin erforderlichen Falls zu einer Nachſicht von drei bis ſechs Monat erbötig, bitte um Ihre Befehle, und habe die Ehre mit vieler Hochachtung zu ſeyn

E. E. dienſtwilligſter.

2.

(Ein Kaufmann empfiehlt einem Edelmanne aufs neue ſeine Kundſchaft.)

Hochwohlgebohrner Herr,
Gnädiger Herr,

Ich muß Ew. Hochwohlgeb. wegen der Freiheit gehorſamſt um Verzeihung bitten, mit welcher ich Sie durch Gegenwärtiges beſchwere. Es geſchiehet nicht, um mich bei Denenſelben zu beklagen, daß Sie mich nun ſchon ſeit zwei Jahren nicht mehr mit Ihren Befehlen beehrt haben, ohnerachtet ich vorhin eine geraume Zeit das Glück gehabt habe, Ihnen immer zu Ihrer Zufriedenheit zu dienen *). Bei dem Bewußtſeyn, Ew. Hochwohlgeb. jederzeit mit aller Rechtſchaffenheit und Billigkeit behandelt zu haben, würde ich mir auch immer noch ſchmeicheln, daß kein Verſehen von meiner Seite die Urſache dieſer Veränderung geweſen ſeyn könne, wenn mir nicht vor kurzem ein Freund verſichert hätte, daß die Nachläſſigkeit eines ehemaligen ſchlechten Handlungsdieners mich Ihres Zutrauens beraubt habe. Dieſes kränkt mich, gnädiger Herr, und ich muß es nothwendig für meine Schuldigkeit halten, Ihnen mein Mißvergnügen darüber auf das nachdrücklichſte

*) Viel zu weitſchweifig!

lichste zu bezeigen. Ich wünschte sogar die Fehler des unwürdigen Menschen, der nun schon seit Jahr und Tag nicht mehr bei mir ist, wieder gut machen zu können. Wenn Sie geruhen wollten, mich wieder Ihres werthen Zutrauens zu würdigen, so würden Sie sehen, daß ich dergleichen Versehen meiner Leute fürs künftige werde zu verhüten suchen.

Ich gebe mir die Ehre, Ew. Hochwohlgeb. als einem Kenner beigehendes Fäßchen frischen Kaviar als eine Probe zu übersenden, und mich und mein Haus zu Gnaden zu empfehlen, der ich mit größter Ehrerbietung verharre

Ew. Hochwohlgeb.

unterthäniger Diener.

3.

(Ein Weinhändler bietet einem fürstlichen Kellermeister Wein an.)

Hochgeehrtester Herr,

Ich habe das Glück gehabt, eine kleine Quantität von einem sehr guten Oberungarischen Wein, der dem Tokayer nichts nachgiebt, zu bekommen, und möchte solchen Ihrem Keller wohl gönnen. Der Vorrath besteht in 1½ Stückfaß. Im Ganzen würde ich solchen E. E. den Ohm zu 50 Dukaten abstehen. Sie werden den Preis sehr vortheilhaft finden, und ich darf gewiß hoffen Ehre einzulegen, wenn E. E. belieben werden, mir Ihre Befehle zukommen zu lassen. Es erwartet dieselben mit Versicherung besonderer Hochachtung

E. E. bereitwilligster Diener.

Berichtſchreiben.

1.

Hochgeehrteſter Herr,

Die Weinleſe fällt dieſesmal in hieſiger Gegend über alle Erwartung gut aus. Wer drei Eimer zu bekommen hoffte, der keltert gewiß noch einmal ſo viel. Dieß giebt nahe Ausſicht auf wohlfeile Preiſe. Man will ſagen, daß der Moſt im Oberlande ſchon für dreizehn Gulden à Eimer baar iſt verkauft worden. Ob es gleich viel regnet, ſo hat der Moſt doch ungemeine Süßigkeit, und giebt Hoffnung zu einem guten Weine.

Da E. E. gewohnt ſind, den Moſt hier von der Kelter einzukaufen und einzulegen, ſo ſchmeichle ich mir, daß Ihnen dieſe Nachricht nicht gleichgültig ſeyn werde. Beliebigenfalls erbiete ich mich E. E. zu angenehmen Dienſten, und bin mit aller Ergebenheit

E. E. bereitwilligſter.

Beliebigenfalls und angenehmen iſt überflüſſig. — Es kann heißen: ich erbiete mich, E. E. Aufträge zu beſorgen.

2.

Hochgeehrteſter Herr!

Die mir von E. E. zur Spedition nach Magdeburg mit Schiffer Tom Jones überſandten zwei Ballen ſind richtig angekommen. Ich finde aber den Pfeffer ſo naß, daß ich Bedenken tragen muß, die weitere Verſendung deſſelben zu veranſtalten, ohne Ihnen ſolches zupor anzuzeigen, und um beſtimmte Befehle für den Fall zu bitten. Dem Schiffer iſt dieſer Beſchädigung halber

halber mit keinem Rechte beizukommen gewesen. Vielleicht ließe er sich hier noch leidlich verkaufen. Und wenn E. E. der Vorschlag gefällt, so werde ich Ihr Bestes gewiß aus allen Kräften dabei wahrnehmen *).

Uebrigens wünsche ich, daß diese Anzeige Ihnen ein Beweis sei von der Aufmerksamkeit, mit welcher ich mir Ihre Geschäfte angelegen seyn lasse, und bin

E. E. dienstwilligster Freund.

Antwort.

Hochgeehrter Herr!

E. E. Geehrtes vom 12ten v. M. meldet mir **), daß der nach Magdeburg bestimmte Pfeffer so naß sei, daß Sie Bedenken tragen, ihn ohne ausdrückliche Ordre zu spediren. Mir ist die Nachricht so unerwartet als unangenehm. Die Schuld liegt gewiß an dem Schiffer, welcher liederlich damit umgegangen seyn muß. Da demselben aber nichts erweislich hat zur Last gelegt werden können, so muß ich den Schaden tragen, und ersuche Sie, ihn in Hamburg bestmöglichst zu verkaufen.

Mit dem Schiffe Adventury, geführt vom Capt. S. gehet morgen ein anderer Ballen Pfeffer, gezeichnet wie vorhin, an E. E. ab, dessen weitere Beförderung

*) Ihr Bestes wahrnehmen, ist kein guter Ausdruck. Es kann heißen: so werde ich aus allen Kräften Ihren Nutzen dabei wahrnehmen.

**) E. E. Geehrtes meldet mir, ist ein gezierter Ausdruck. Es kann heißen: E. E. melden mir, u. s. w.

unter der vorigen Addresse Sie aufs schleunigste zu besorgen sehr gebeten werden.

Der ich die Ehre habe mit aller Werthschätzung zu seyn

E. E. bereitwilligster Diener.

3.

Hochgeehrtester Herr!

Nach E. E. werthem *) Auftrage vom 8. d. M. habe ich den zurückbehaltenen Ballen Pfeffer verkauft, und bin durch den Umstand, daß keiner ihn dem andern gönnen wollte, so glücklich gewesen, ihn über alle Erwartung gut zu verkaufen. Die dafür eingehobenen 560 Mrk. Cour. können E. E. auf mich entnehmen. Sobald der mit Capt. S. anhero gesandte Ballen angekommen seyn wird, werde ich ihn unverzüglich weiter befördern.

Der Schiffer war allem Ansehen nach, und auch nach dem Ausspruch des Kommerzkollegiums, wegen Beschädigung des Pfeffers außer aller Schuld, sonst hätte er gewiß dafür haften müssen. Es ist mir angenehm, daß E. E. dießmal mit der feuchten Waare Glück gehabt haben. Indessen rathe ich doch nicht, dasselbe öfter zu versuchen, weil die Umstände selten so günstig sind.

Ich empfehle mich Ihnen zur Gewogenheit, und bin mit wahrer Ergebenheit

E. E. dienstwilligster.

Einla-

*) Werthem ist überflüssig.

Einladungen
zu kaufmännischen Geschäften.

1.

Hochgeehrtester Herr,

Ich habe seit kurzem die Handlung meiner Schwiegermutter, sel. Herrn B. Wittwe hieselbst übernommen. Selbige hat seit einigen Jahren ihre Waaren von den Herren H° & S° genommen; da ich aber sehe, daß diese Herren sehr hohe Preise stellen, so sehe ich mich genöthigt, eine Aenderung zu treffen, und mich künftig mit dem Vertrauen zu einer billigen Behandlung an E. E. zu wenden.

Meine Rechtschaffenheit wird Ihnen mein Schwager, Herr Karl K. in W., und Herr B. in F., dessen Handlung ich drei Jahr als Diener vorgestanden habe, sehr gern bezeugen. Ich werde jederzeit gleich nach Empfang der Waaren, oder doch in kurzen Fristen, richtige und prompte Zahlung leisten.

Für diesmal erbitte ich mir durch Ueberbringer, dem Fuhrmann H.:

1 Faß Trahn.
1 ℔ Macis,
1 ℔ langen feinen Zimmet,
1 ℔ Gewürznägelein,

wovon E. E. den Betrag bemerken, und die Bezahlung künftige Woche erwarten wollen.

Wenn E. E. mich billig behandeln, so können Sie alle Woche auf meinen Zuspruch rechnen. Indessen habe ich die Ehre zu seyn,

E. E. dienstwilligster.

Antwort.

Hochgeehrtester Herr,

Wenn billige und rechtschaffne Behandlung das Mittel ist, Ihre Freundschaft zu sichern, so darf ich nie befürchten, dieselbe zu verlieren.

Mit Vergnügen übersende ich hiemit durch Fuhrmann H. die anbefohlnen Waaren. Den Betrag der angeschloßnen Note belieben E. E. gefälligst zu bemerken.

Ich werde mich sehr freuen, wenn E. E. mir oft Gelegenheit geben werden, Ihnen durch gute Ausrichtung Ihrer Aufträge zu zeigen, wie gern ich sey

E. E. dienstwilligsten.

2.

Hochgeehrtester Herr,

Endesunterschriebene haben hierdurch die Ehre, E. E. ergebenst zu melden, daß wir die bisherige D*sche Handlung hieselbst gemeinschaftlich übernommen haben, und daß dieselbe durch uns von nun an ganz in der bisherigen Ordnung wird fortgesetzt werden. Aus den bei derselben vorhandenen Papieren ersehen wir mit Ver-

Vergnügen, daß dieß Haus schon seit einigen Jahren die Ehre gehabt hat, Ihnen zu dienen, und wir wünschen sehr, daß es Ihnen gefallen möge, die freundschaftliche Verbindung mit uns fortzusetzen. Wir versichern dagegen E. E., daß wir alles anwenden werden, Ihre Befehle immer zur völligen Zufriedenheit auszurichten.

Da wir die Handlung von den Erben ganz in Statu quo ihres aktiven und passiven Zustandes angenommen haben*), und uns mit unsern werthen Freunden über die Verhältnisse, in welchen sie mit uns stehen, zu verständigen wünschen müssen; so bitten wir um Entschuldigung wegen beiliegender Nota, die auf Ihrem Namen im Contobuche noch ungedeckt stehet. Wäre es Ihnen nicht entgegen, so könnten wir die Summe durch Herrn L* in München für Rechnung Herrn M* & Comp. in Triest 3 Wochen a dato auf Sie ziehen. Wir erwarten indessen hierüber Ihre Befehle und neue anderweitige Aufträge, die wir die Ehre haben, uns angelegentlichst zu empfehlen, als

E. E. bereitwilligste Diener,
H. und L.

*) d. i. da wir die Handlung so angetreten haben, wie sie der vorige Handelsherr gelassen hat, die Schulden zu bezahlen übernommen haben, dagegen aber auch die Summen, welche sie noch zu fordern hat, einzuheben berechtigt sind.

3.

Hochgeehrtester Herr,

Ich gebe mir die Ehre E. E. hiedurch ergebenst zu benachrichtigen, daß ich eine Tabaksfabrike zu Stande gebracht, und daß von heute an alle Sorten Rauch- und Schnupftabak in vorzüglicher Güte und zu billigen Preisen bei mir zu haben seyn werden.

Die Sorten und Preise belieben E. E. aus einliegendem Preiskourante des nähern zu ersehen.

Ich gebe meinen Freunden bei baarer Bezahlung 6 v. H. Rabatt, und bemerke nur noch, daß alle meine Fabrikate mit neben gestempelter Firma bezeichnet seyn werden.

Wollen E. E. mich mit Ihren Befehlen erfreuen, als warum ich ergebenst bitte, so werde ich nicht ermangeln, Ihnen jederzeit alle Aufmerksamkeit zu beweisen, und mit aller Achtung zu seyn

E. E. bereitwilligster Diener.

Vorschlag zu einer Unternehmung.

Hochgeehrtester Herr!

Bei den gegenwärtigen Bewegungen, welche sich in Schweden äußern, scheint ein guter Debit von groben Tüchern keine unsichere Spekulation zu seyn. Wollten E. E. es wohl nicht der Mühe werth halten,

Ihre

Ihre Aufmerksamkeit darauf zu wenden? Ich höre, daß die Lieferanten hier den Tuchmachern, unter dem Vorwande, daß kein Absatz sey, niedrige Preise setzen, und schließe daraus, daß, wenn die Sache mit einiger Klugheit und Vorsicht betrieben würde, dabei recht vortheilhafte Geschäfte gemacht werden könnten. Ich habe Gelegenheit, in der Geschwindigkeit gegen tausend Stück aufzukaufen, wovon ich die Elle mit Inbegriff der Appretur ohne Farbe nicht höher als zu 12 Gr. zu bezahlen denke.

Es sollte mir zu einem großen Vergnügen gereichen, wenn E. E. meinen Vorschlag annehmlich fänden, und mir durch Aufträge Gelegenheit gäben, Ihnen zu Ihrem Vortheile die Bereitwilligkeit zu bezeigen, mit welcher ich Ihnen zu dienen wünsche.

E. E. ergebenster.

Antwort.

Hochgeehrtester Herr,

Ich verkenne das freundschaftliche Wohlwollen nicht, mit welchem E. E. mich in Ihrer Zuschrift vom 13ten d. M. zu einer Unternehmung mit groben Tüchern aufzumuntern beliebet, wenn ich dieselbe gleich nicht für so ganz sicher und vortheilhaft ansehe. Da indessen die Konjunkturen in der politischen Welt dennoch von der Art sind, daß man solche Aussichten nicht schlechterdings von der Hand weisen darf; so habe ich eben nach Stockholm geschrieben, um mich über das, was von der Seite etwa mit Wahrschein-

lichkeit zu e. rten seyn möchte, näher unterrichten zu lassen.

Ich ersuche daher E. E. ergebenst, bis auf weitere Nachricht Ihre Maaßregeln so zu nehmen, daß Sie für den erforderlichen Fall eine gute Lieferung machen können, ohne sich doch so zu beladen, daß im Fall meine Nachricht aus Stockholm die Unternehmung widerriethe, man dadurch in Verlegenheit käme.

Für einen Mann von Ihrer Klugheit und Erfahrenheit ist dies keine zu schwere Aufgabe.

Ich empfehle mich Ihnen zur Freundschaft, und bin von ganzem Herzen

E. E. bereitwilligster Freund
und Diener.

Aviso-Brief.

Hochgeehrtester Herr,

Gegenwärtiges dient lediglich dazu, E. E. zu melden *), daß ich so frei gewesen bin, an Herrn Sam. L° 430 Rthl. a uso auf Sie zu entnehmen.

Sie stellen mir solches in Rechnung, der ich mit Hochachtung bin

E. E. dienstwilligster.
Spe.

*) Dies ist ein ganz unnöthiger Umschweif; und kann heißen: hierdurch melde ich E. E. ꝛc.

Speditions-Briefe.

1.

Hochgeehrteſter Herr,

Beikommende 3 Kiſten, Nro. 1. 2. 3. gezeichnet H. P. B. gehen für Rechnung und auf Gefahr Herrn Martin S. in Magdeburg. E. E. belieben dem Schiffer Hinz die verdungene Fracht nach Inhalt des Frachtbriefes nach guter Ablieferung zu bezahlen, und mit Herrn M. S. in M. ſich deshalb zu berechnen. Die Faktura nebſt dem Connoiſſement hat beſagter Freund bereits erhalten; beiliegendes ſoll blos zu E. E. Nachricht dienen.

Wir wünſchen guten Empfang und ſind

E. E. bereitwillige Diener.

2.

Hochgeehrteſter Herr,

Herr A. wird bei Ueberreichung dieſes E. E. einen Wechſelbrief von 270 Fl. auf Sicht präſentiren, welchen Sie die Güte haben werden zu acceptiren, und mir in Rechnung zu ſtellen. Ich habe Sie damit creditirt, und den vom vorigen Jahre übertragenen Saldo ausgeglichen.

Ich bin ferner mit Ergebenheit

E. E. dienſtwilligſter.

Fracht-

Frachtbriefe.

1.

Hochgeehrtester Herr!

E. E. erhalten durch den Fuhrmann Peter P. von Merseburg 2 Ballen und 4 Fässer in Matten wohl verwahrt; mit nebenstehenden Zeichen bemerkt: H. T. H. Nro. 1—6, welche hier zur Fuhre 10 Schff. 5 Ltr. gewogen, und im Lohne 4 Rthlr. Cour. das Schff. bedungen sind. Ich habe auf diese Fracht bereits 15 Rthlr. bezahlt, und ersuche E. E. unter der Bedingung, daß die Ablieferung drei Tage vor der Messe gut und untadelhaft geschieht, den Rest nachzubezahlen, im entgegengesetzten Fall aber bei etwaniger Verzögerung, diesen Theil der Fracht einzubehalten, und wenn die Güter schadhaft befunden werden, sich deshalb an den Fuhrmann zu erholen.

Nach guter und richtiger Ablieferung aber können E. E. gedachte 6 Stück Güter an Herrn Heinrich H. von Dresden, sobald sich derselbe dazu meldet, gegen Erstattung der Fracht und andere Unkosten und Spesen ausliefern.

Hiemit werden Sie mir gefällig seyn, und mich verpflichten mich Ihnen stets zu beweisen, als

E. E. ergebenster Diener.

2.

Hochgeehrtester Herr!

Ich übersende E. E. hiemit durch den Fuhrmann Stephan K. von Friedberg ein Faß und drei Ballen wohl konditioniert und gezeichnet wie am Rande F. H. Nro. 1—4. Die Ladung wiegt 7 Schiffl. und ist das Schiffl. mit 4 Fl. 45 Kr. zur Fracht bedungen. Es sind hierauf 10 Rthlr. bezahlt, mit der Bedingung, daß die Ablieferung bei Verlust der übrigen Fracht in 5 Tagen geschehe.

Nach guter und zu rechter Zeit geschehener auch wohl beschaffenen Ablieferung zahlen E. E. demselben den Rest der Fracht. Ich wünsche dem Fuhrmann eine glückliche Reise und empfehle mich Ihnen zur Freundschaft, als

E. E. dienstwilligster

Obligationen.

1.

Eine gewöhnliche Obligation.

Ich Endes Benannter urkunde und bekenne hiermit für mich und meine Erben, daß ich zu besserer Einrichtung meiner Handelsgeschäfte bare Ein tausend Thaler B^co von Herrn Jeremias S. zinsbar empfangen habe; entsage daher dem Einwand des nicht erhaltenen Geldes feierlich und wohlbedächtig, und verpflichte mich hiezu

hiermit vorbesagte Hauptsumme der Ein tausi Thaler H^co gedachtem Herrn Gläubiger, seinen Erben, oder andern getreuen Inhabern dieser Obligation vom heute über sechs Monathen m^t 5 pr. C. Zinsen ohne Widerrede und Unkosten z^u bezahlen, bei Verpfändung meines gegenwärtigen und künftigen Mo- und Immobiliar-Vermögens, so viel dazu nöthig ist; alles getreulich und ohne Gefährde. Zu Urkund dessen ist diese Obligation von mir eigenhändig unterschrieben. H., den 12. Mai 17.

Gottlieb Heinrich H.

(Hier sind freilich mehrere veraltete Ausdrücke gebraucht, die aber der Wichtigkeit und Würde der Sache, die hier allein auf den niedergeschriebenen Worten beruht, angemessen und deswegen wohl beizubehalten sind.)

2.

Eine verbürgte Obligation.

Nachdem uns Endesunterschriebener Herr Daniel B. für zweihundert Thaler gute und tüchtige Waaren anvertrauet hat, so bekennen wir solches hiemit und versprechen beide für einen und einer für beide, mithin in solidum, vorbenannte zweihundert Thaler in künftiger Michaelis-Messe dieses Jahres an den Herrn Gläubiger dankbar und ohne Vorbehalt baar abzuführen. B., den 14. März 1793.

Ferdinand B.
Joseph S.

Auf

Auf Anſuchen der Herrn Ferdinand B. und Joſeph S. verbürge ich mich mit meinem Habe und Gute für die richtige Bezahlung der in vorſtehender Obligation von ihnen an Herrn Daniel B. verſchriebenen Summe und Liſte, im Fall ſie zur Verfallzeit mit der Bezahlung ſäumig wären, Zahlung an ihrer Statt. B., den 14. May 179

Johann Z.

Aſſignation.

Auf Vorzeigung dieſes belieben E. E. an Herrn Johann M., die von Ihnen gekauften 2 Packe Waaren Nro. 1. 2. R. S. verabfolgen zu laſſen. Ich halte es genehm. H, den 1. April 1791.

E.

Herrn Salomon B.
in L.

Quittungen.

1.

Schein über empfangenes Geld.

Ich beſcheinige hiermit fünfhundert Thaler von Herrn Eberhard M. in B. für Rechnung des Herrn Tobias Z. richtig empfangen zu haben. H., den 10. März 1790.

Johann Friedrich B.

2.

Quittung und Gegenquittung.

Nachdem wir Endes Benannte unter heutigem dato unsere Rechnungen und Gegenrechnungen gegen einander ausgeglichen und uns völlig Genüge geleistet haben: so quittiren wir uns einander in bester Form Rechtens und erklären, daß wegen des Vergangenen keiner an den andern etwas weiter zu fordern hat; verzichten zu dem Ende und erklären für ungültig alle bisher zwischen uns bestandene Rechnungen, Obligationen, Schuldscheine, Wechsel und Handschriften, sie haben Namen wie sie wollen, aus welchen eine Forderung etwa hervorgehen möchte, sie mögen gefunden seyn oder noch gefunden werden. Urkundlich ist diese gegenseitige Quittung zu beiderseitiger Sicherheit in zween Exemplarien von uns beiderseits eigenhändig unterschrieben und besiegelt, und jedem ein Exemplar ausgeliefert worden. B., den 18. Juni 179.

(L. S.) Friedrich M.

(L. S.) Salomon W.

Wechsel.

1.

Ein Wechselbrief ohne Wort.

— B., den 22. May 1792 — Rtl. 249 Ben.

Auf diesen meinen Sola-Wechsel belieben E. E. auf kurze Sicht zu zahlen die Summe von zweihundert

dert neun und vierzig Mark Hamburger Bco an Herrn Daniel G. Den Werth von ihm empfangen. Sie ſtellen es mir in Rechnung ohne weitere Nachricht von

Joſias Kilian B.

Herrn
Siegismund K.
in H.

2.

Ein indoſſirter gezogener Wechſel.

— Breslau, den 12. März 1791. — 730 Rthlr. Cour.

Drei Monath nach dato zahlen E. E. auf dieſen meinen Wechſelbrief an Herrn Traugott L. oder Ordre die Summe von ſiebenhundert dreißig Thaler Preuß. Cour. Den Werth in Rechnung. E. E. ſtellen es a Conto laut Bericht, von

George D.

Herrn
Johann Friedrich E.
in B.

3.

Ein verbürgter eigener Wechſel.

— 1000 Mark Bco. — Hamburg den 16. Aug. 1790.

Sechs Monat a dato zahle ich an Herrn Friedrich N. oder Ordre die Summe von Eintauſend

Mark Bco. nach Wechselrecht; Valuta habe ich von demselben in tüchtigen Waaren erhalten.

George H.

Für die Sicherheit der in diesem Wechselbriefe verschriebenen Summe verbürge ich mich hiemit dergestalt, daß, wenn Herr H. zur Verfallzeit nicht richtige Zahlung leistet, sich der Inhaber des Briefes an mich zu halten hat nach Wechselrecht.

Andreas K.

Lehrkontrakt.

Nachdem Herr Joachim Heinrich N. in P. sich auf Bitte des Herrn Ludwig Wilhelm P. in R. geneigt erklärt hat, den ältesten Sohn des letztern als einen Handlungsburschen in die Lehre zu nehmen, so ist zwischen beiden nachstehender Kontrakt geschlossen worden:

1) Verpflichtet sich Herr P. für seinen Sohn, Wilhelm Heinrich P., daß derselbe vom 1sten April dieses Jahres an bis zum 31sten März 1796, mithin fünf auf einander folgende Jahre hindurch Herrn N. und seinen Erben oder Nachfolgern als ein rechtschaffner Lehrbursche dienen, die ihm aufgetragenen

Ge-

Geschäfte unverdrossen und mit Fleiß ausrichten, nichts veruntreuen oder zum Nachtheil seines Herrn Principals etwas an andern verrathen, sondern dagegen allen Schaden ab- und allen Nutzen zuzuwenden suchen solle, so viel in seinem besten Vermögen steht.

2) Verbürgt sich Herr P. für die Treue und Ehrlichkeit seines Sohnes mit seinem ganzen Vermögen, und verspricht den Schaden, welchen derselbe durch Fahrlässigkeit und erwiesene Untreue etwa wieder Vermuthen seinem Herrn zufügen sollte, unverweigerlich zu ersetzen.

3) Wird Herr P. während den fünf Lehrjahren für eine anständige Kleidung seines Sohnes sorgen, und Einhundert Thaler Lehrgeld für ihn, die Hälfte gleich im Anfange beim Eintritt in der Lehre und die andere Hälfte am Ende des letzten Jahres entrichten.

4) Dagegen verspricht Herr N. vorbesagten Wilhelm Heinrich P. zu seinem Lehrburschen in seine Handlung aufzunehmen, ihm den erforderlichen Unterhalt an Speise und Trank und Wohnung zu reichen, ihn in allen Handelsgeschäften nach Maaßgabe seines Hauses wohl zu unterrichten, und dazu anzuführen, zu allem Guten zu ermahnen, und ihn nach zurückgelegten Lehrjahren und bewiesener guten Aufführung und Applikation als Handlungsdiener durch weitere Empfehlungen beförderlich zu seyn.

Dieser Kontrakt hat seine Verbindlichkeit bis auf den letzten Tag des fünften Lehrjahres; zu dessen Sicherheit haben beide Kontrahenten denselben doppelt ausgefertiget und eigenhändig unterschrieben und besiegelt. So geschehen P. den 12ten März, 1791.

Joachim Heinrich N.
Ludwig Wilhelm P.

Miethskontrakt wegen eines Hauses.

Es ist am unten stehenden Dato zwischen uns Endesbenannten, namentlich zwischen mir, dem Kaufmann Johann Friedrich E., und mir, dem geheimen Postsekretär Ferdin. Heinrich F., wegen meines, des letztern, in der kleinen L'r Straße belegenen Hauses nachstehender Miethskontrakt verabredet und geschlossen worden.

1) Ich, der Postsekretär ꝛc. F. als Vermiether überlasse an Herrn ꝛc. E., als Miether, mein vorbeschriebenes Haus mit allem Zubehör, Hintergebäuden, Hof, Stallung, Boden und Keller, überall nichts davon ausgenommen, auf zehen hintereinander folgende Jahre, vom 1sten Oktober dieses Jahres an gerechnet, also und dergestalt, daß Herr Miether solches selbst bewohnen, zum Betriebe seiner Handlungsgeschäfte einrichten und benutzen, so viel er davon missen kann an

an-

andere Leute vermiethen möge, wie er ſolches ſeinen Umſtänden angemeſſen und zuträglich findet; und das alles gegen einen jährlichen Miethszins von ſechshundert Thalern Courant.

2) Dagegen verſpreche ich, der Kaufmann ꝛc. E. als Miether, dem Herrn Vermiether vorbeſchriebenen Miethzins der ſechshundert Thaler Cour. jährlich in halbjährigen Raten, nemlich den 1. Oktober und 1. April jeglichen Jahres baar, richtig und prompt zu entrichten.

3) So wie ich, der Vermiether, die auf dieſem meinem Hauſe ruhende öffentliche Laſten und Abgaben trage, ſo wird Herr Miether ſolche zwar, ſo wie ſie fällig ſeyn werden, abführen, mir aber am Ende jeglichen halben Jahres in Rechnung bringen, und ſolche Auslage von mir als gute Zahlung angenommen werden.

4) Ich, der Vermiether, verſpreche das Haus und Zubehör in Dach und Fach, an Thüren, Riegel, Schlöſſer und Fenſtern ganz und feſt, gereinigt und gefegt an den Herrn Miether zu überliefern; dagegen verſpreche ich, der Miether, ſolches die Miethszeit über alſo zu erhalten, nichts davon zu beſchädigen, und am Ende in eben ſo gutem Stande wieder abzuliefern. Sollte aber mittlerweile ohne des Herrn Miethers Schuld etwas an den Gebäuden ſchadhaft werden, ſo wird Herr Miether mir, dem Vermiether, ſolches ohne Zeitverluſt anzeigen, und auf meine Anweiſung die erforderlichen Reparaturen beſorgen, und die davon fallende Ausgabe mir bei Entrichtung des nächſten Miethzins als gute Zahlung in Rechnung bringen. Die kleinen Re-

paraturen an Oefen, Thüren, Fenstern übernimmt Herr Miether für seine eigene Rechnung.

5) Es ist nun zwar dem Herrn Miether vergönnt und freigestellt, in den Gebäuden solche Einrichtungen zu machen, wie er es seiner Bequemlichkeit und seinem Bedürfnisse angemessen findet: doch müssen es solche Einrichtungen seyn, durch welche die Gebäude selbst nicht beschädigt, und mir nichts dafür angerechnet werden. Eben so kann Herr Miether so viel von den Gebäuden an andere ihm anständige Leute vermiethen, als er will; er muß aber für den Schaden haften, den dieselben etwa den Gebäuden zufügen möchten, und sich wegen der richtigen Abführung des mit ihnen verabredeten Miethquantums blos an denselben halten, und mir, dem Vermiether, nichts darüber zur Last legen wollen.

Diesen Kontrakt haben wir beide Theile verabredet, und wohlbedächtig geschlossen; wollen an demselben ohne einigen Vorbehalt und Ausflucht buchstäblich gebunden seyn, und haben zu gegenseitiger Sicherheit denselben zwiefach ausgefertigt und eigenhändig unterschrieben und besiegelt. So geschehen B., den 24sten August, 1790.

Johann Friedrich E.
Ferdinand Heinrich H.

Vollmacht.

Generalvollmacht an einen Handlungsbedienten zur Messe zu reisen.

Da ich Endesbenannter wegen schwächlicher Gesundheitsumstände nicht im Stande bin, auf der bevorstehenden Leipziger Ostermesse in Person gegenwärtig zu seyn, und meinen Geschäften daselbst vorzustehen: so habe ich meinen Handlungsdiener, Joachim Friedrich K. ausersehen, die Messe an meiner Statt zu bereisen, und die vorkommenden Geschäfte zu besorgen. Zu dem Ende bevollmachtige ich denselben hiemit und Kraft dieses in bester Form Rechtens, und gebe ihm freie Gewalt und Macht, in meinem Namen Kontrakte zu schließen, einzukaufen und zu verkaufen, Wechsel einzukassiren, zu acceptiren, auszustellen und zu bezahlen, und alle Handlungsgeschäfte zu verrichten, welche vorkommen mögen, sie haben Namen wie sie wollen. Ich ersuche demnach Jedermann auf Ansicht dieser Vollmacht, besagten Joachim Friedrich K., als meinen rechtlich bestellten Bevollmächtigten anzusehen, ihm Glauben zu stellen, und mit ihm zu handeln, als mit mir selber, so wie ich denn alle von ihm gemachte Handlungen, Unterschriften, Verträge, Versprechungen, Quittungen, u. s. w. so ansehen werde, als hätte ich sie selbst gemacht, und mich zu den von ihm übernommenen Verbindlichkeiten für verpflichtet anerkennen werde. So wie besagter mein Bevollmächtigter ferner Macht und Gewalt hat, in Allem zu handeln, wie er es meinem

Vor-

Vortheil und Nutzen für zuträglich erachten wird, so entbinde ich ihn auch hiemit von aller Verantwortung wegen etwanigen Schadens, der mir aus seinen Verhandlungen zuwachsen könnte, und verpflichte mich, ihn wegen alles Aufwandes und aller Kosten, welche er haben wird, völlig schadlos zu stellen. Zu Urkund dessen habe ich gegenwärtiges Dokument eigenhändig unterschrieben und besiegelt. B., den 12. May 17**.

(L. S.) A. B. L.

(In dieser Vollmacht sind verschiedene gleichbedeutende Ausdrücke, welche füglich wegbleiben können. Die Prüfung und Auswahl derselben kann bei dem Gebrauch dieses Briefstellers zur Uebung des eignen Nachdenkens dienen.)

Vorbegriffe

zu einer,

Theorie der Ornamente

von

Karl Philipp Moritz.

BIBL.
UNIVERS.
LIPS.

Mit Kupfern.

Berlin, 1793.
in Karl Mauhdorff's Buchhandlung.

Sr. Excellenz

dem

Herrn,

Friedrich Anton

Freiherrn von Heinitz

wirklichen Geheimen Etats- und Kriegsrath, Vicepräsidenten und dirigirenden Minister bei dem General- Ober- Finanz- Krieges- und Domainen-Directorio, Ritter des schwarzen Adlerordens, auch Amtshauptmann zu Ravensberg, Erbherr auf Dröschkau, Chef des Departements von Cleve, Meurs, Ostfriesland, Mark, Geldern, Minden, Ravensberg, Tecklenburg und Lingen; desgleichen des Bergwerks und Hütten-Departements, wie auch sämmtlicher Salz- und Münz-, auch Porzellain-Manufakturſachen in allen Königl. Provinzen; Mitglied der Königl. Akademie der Wissenschaften, und Kurator der Akademie der Künste;

dem eifrigen und thätigen Beförderer der schönen und bildenden Künste widmet diese Blätter ehrfurchtsvoll

der Verfasser.

Das Zierliche ſetzt man dem Unbehülflichen, der ſchweren Maſſe, dem Plumpen entgegen. Der menſchliche Geiſt iſt immer wirkſam, er kann die einförmigen todten Maſſen nicht dulden, er ſucht ihnen Leben einzuhauchen, er ſchafft und bildet nach ſich ſelber, von dem armen Wilden, der ſeinen Bogen ſchnizt und ſein Kanot regiert, bis auf den erhabenſten Künſtler —

Was iſt es anders, als der innere Trieb nach Vollkommenheit, der ſich auch hier offenbart, der demjenigen, was an ſich keinen Schluß, keine Grenzen hat, eine Art von Vollendung zu geben ſucht, wodurch es ſich zu einem Ganzen bildet —

Das schönste Säulenkapitäl trägt und stützt nicht besser, als der stumpfe Schaft —

Das kostbarste Gesimse deckt und wärmt nicht besser, als die platte Wand —

Der Mensch will in einem Gebäude nicht nur mit Wohlgefallen wohnen — er will es auch mit Wohlgefallen ansehen — und es arbeiten für die Nahrung des Auges fast eben so viele Hände als für die Ernährung des Körpers. —

Die Kunst kann sich daher unaufhörlich vervielfältigen; denn das Auge siehet sich nimmer satt, und das Ohr höret sich nimmer satt. —

So wie nun aber schon der Anblick des gewölbten Himmels, der grünen Wiesenfläche und des Blattes am Baume, die Seele, welche mit ruhigen Sinnen diesem Anblick eröfnet ist, unmerklich emporzieht und veredelt, so kann auch die geringste wohlgewählte Zierrath durch das Auge die Seele ergötzen, und unmerklich auf die Verfeinerung des Geschmacks und Bildung des Geistes wirken. —

Daher iſt ſelbſt das Streben nach Verzierung ein edler Trieb der Seele, wodurch der Menſch ſich von dem Thiere, das nur ſeine Bedürfniſſe befriedigt, unterſcheidet — und wenn dieſer Trieb nicht mißleitet wird, ſo iſt er eben ſo wohlthätig als der Trieb nach Wiſſenſchaft und nach der hohen Kunſt. —

Wie groß der Trieb des Menſchen nach Schönheit ſey, ſieht man daraus, daß er ſelbſt da, wo die Schönheit nicht mehr ſtatt findet, wenigſtens noch für die Zierde Platz zu gewinnen ſucht.

Der Rahmen.

Warum verschönert der Rahmen ein Gemählde, als weil er es isolirt und aus dem Zusammenhange der umgebenden Dinge sondert.

Die Schönheit des Rahmens und die Schönheit des Bildes fließen aus einem und demselben Grundsatze. — Das Bild stellt etwas in sich Vollendetes dar; der Rahmen umgrenzt wieder das in sich Vollendete.

Er erweitert sich nach außen zu, daß wir gleichsam stufenweise in das innere Heiligthum blicken, welches durch diese Umgrenzung schimmert.

Durch den Werth und Umfang des Gemähldes zeichnet die Grenzlinie sich von selber, wo der Rahmen ein plumpes überladenes Ansehen erhal-

ten, und das Ganze dadurch wie erdrückt ſcheinen würde.

So wie der Rahmen am Gemählde, ſind die Einfaſſungen überhaupt, durch die Idee des Iſolirens oder Heraushebens aus der Maſſe zu Verzierungen geworden; der Saum und die Bordirung am Gewande; der Purpurſtreif auf der Toga der alten Römer; der Ring am Finger; und um das Haupt die Krone und das Diadem.

Abwechselung und Einheit in der Landschaft.

Nichts ist langweiliger und ermüdender, als eine gerade Heerstraße, wo man das Ziel, das man erreichen will, immer in einerlei Richtung vor sich siehet. —

Ein Pfad, der sich schlängelt, ist angenehmer, als ein gerader Weg; da hingegen eine schnurgrade Straße in einer Stadt, die sich auf einmal dem Auge darstellt, an sich schon, wegen der Größe des Gegenstandes, einen angenehmen Eindruck macht.

Ein Garten, der aus lauter krummen labyrinthischen Gängen, und einer, der aus lauter geraden Alleen bestände, würden in ihrer Anlage gleich tadelnswerth seyn! —

Denn die Seele, wenn ſie durch die umgebenden Gegenſtände angezogen werden ſoll, wünſcht bald ein Ganzes auf einmal zu überſehen, und bald ſich wieder in ſanften Krümmungen zu verlieren, wo das, was kommen ſoll, nur zuweilen wie verſtohlen dem Blicke ſich zeigt, und ſich nicht eher in ſeinen Umfange darſtellt, bis man es ganz erreicht hat.

So wie die aufeinander folgenden Töne in der Muſik erſt allmälig ein Ganzes bilden, das mehr in der Erinnerung als in der Wirklichkeit ſich in der Seele darſtellt, ſo iſt eine Gegend, welche nicht auf einmal, ſondern allmälig, ſo wie man ſie durchwandelt, ihr Bild in der Seele abzeichnet.

In einer Landſchaft, wo die verſchiedenſten Gegenſtände aus der Pflanzen- Thier- und Menſchenwelt, ohne Plan und Zweck zuſammen gedrängt ſind, wie z. B. in einigen niederländiſchen Darſtellungen des Paradieſes, herrſcht Vielfältigkeit, aber keine Mannichfaltigkeit.

Wo Mannichfaltigkeit herrscht, da bietet sich bei den verschiedensten Gegenständen dennoch ein Hauptgesichtspunkt für das Ganze dar, worunter sich alles übrige ordnet, und die Uebersicht dem Auge erleichtert wird.

Menschliche und thierische Bildung.

In der menschlichen Form ist bei der größten Mannichfaltigkeit die größte Einheit. — Alle Thiergestalten sind gleichsam nur Abarten oder Spielarten von der menschlichen Form.

Allenthalben ist Leib und Kopf; aber nirgends alles übrige, so auf den Kopf und das Auge hindeutend, wie bei dem Menschen. —

Bei dem Menschen ist das Haupt die Vollendung des Ganzen, und alles übrige weist darauf hin — alles übrige ist dazu gleichsam die Stufenleiter —

Bei dem Thiere bücket sich das Haupt zur Erde, und dient dem Körper nur, um ihn mit Nahrung zu versorgen. —

Bei dem Menſchen iſt der ganze übrige Körper dem Haupte dienſtbar.

Demohngeachtet nimmt die Kunſt in einzelnen Theilen zu der Thierwelt ihre Zuflucht, um ihre Bildungen zu verſchönern — Jupiters Haupt ſchüttelt die Löwenmähne — und auf der Schulter eines Herkules ſtrebt der Nacken des Stiers empor.

Apollo in Belvedere.

Man kann freilich sagen: was für ein erstaunlicher Unterschied findet in der bildenden Kunst der Alten zwischen einem Faun und einem Apollo statt; und doch sind beide schön, ein jeder in seiner Art. —

Ein Faun oder Satyr kann in seinem Charakter eben so übereinstimmend seyn, wie ein Apollo in dem seinigen. — Wer aber den Apollo gebildet hat, den wird doch wohl ein jeder für einen größern Künstler halten, als denjenigen, welcher nur einen vollkommnen Faun zu bilden fähig war. —

Wer einen Apollo bilden konnte, in dessen Macht stand es auch gewiß, einen vollkommnen Faun zu schaffen, aber nicht umgekehrt konnte je-

der, der einen vollkommnen Faun zu bilden fähig war, auch einen Apoll hervorbringen.

Denn wenn wir gleich zugeben, daß ein jedes Ding in seiner Art vollkommen ist, so müssen wir doch auch gestehen, daß die Arten selber sich wieder untergeordnet sind, und die eine mehr Vollkommenheiten in sich faßt, als eine andere. —

So enthält die ganze Thierwelt nicht so viele Vollkommenheiten in sich, als der Körperbau des Menschen. — Der Löwe und das Pferd sind von majestätischer Bildung — die aufrechte Stellung des Menschen aber, und sein zum Himmel empor gehobenes Antlitz, erhebt ihn über beide und über die ganze Thierwelt —

Auch läßt die Menschenbildung von dem Geistigen, was sie in sich faßt, am meisten durch ihre sanfte Oberfläche durchschimmern, und erhält dadurch bei der Körperlichkeit ein erhabenes geistiges Gepräge, welches der ganzen übrigen Thierwelt mangelt.

Wo nun dies geistige Gepräge am deutlichsten hervorleuchtet, das ist auch der erhabenste Gegen-

stand der Kunst; je mehr sich dieß Gepräge verliert, und der Ausdruck sich dem Thierischen wieder nähert, desto untergeordneter ist das Kunstwerk. —

In den Bildungen der Alten aber, so wie in ihren Dichtungen, spielt die Thierwelt in die Menschenwelt — es ist der lachende wollüstige Faun, der gleichsam den Gegensatz zu einem majestätischen Apollo macht. — Allein von dem Schönsten war der Maaßstab zu allen niedern Bildungen einmal genommen. In dem hohlem Leibe des unzestalten Satyrs fand man die Bilder der Grazien versteckt.

Spielarten des Geschmacks.

Bei den Spielarten des Geschmacks herrscht die Mannigfaltigkeit über die Einheit, bei dem ächten Geschmack ist die Mannigfaltigkeit der Einheit untergeordnet.

Durchbrochene und eingelegte Arbeit, Mosaiken, Grotesken und Arabesken, sind Spielarten des Geschmacks, wo die Mannichfaltigkeit das Herrschende und die Einheit ihr untergeordnet ist.

Man kann wohl behaupten, daß die Peters-Kirche in Rom selbst eine Spielart des Geschmacks im Großen ist; es ist eine Riesenidee, ein Pantheon in der Luft zu erhöhen — aber die Vernunft sieht keinen Zweck davon ein. —

Der ganze untere Theil ist entweder nur wie ein Gerüst zu dem obern zu betrachten, oder der obere Theil, die Kuppel selbst, bleibt immer ein überflüßiger Aufsatz zu dem untern."

Beim Anblick des mailändischen Doms weiß man kaum, ob man dies Gebäude nicht vielmehr wie eine aufgethürmte Stadt, als wie ein Gebäude betrachten soll — unzählige Gipfelchen und Thürmchen, wie lauter kleine Häuser, streben aus der ungeheuren Masse empor, und nur durch den mittelsten höchsten Gipfel erhält das Ganze eine Art von Vereinigungspunkt.

Die Säule.

Unter Zierrath denken wir uns dasjenige gleichsam Ueberflüßige an einer Sache, wodurch sie nicht nützlicher wird, als sie schon war, sondern nur besser ins Auge fällt.

Durch die angebrachte Zierrath soll unsre Aufmerksamkeit mehr auf die Sache selbst hingeheftet werden, so daß wir bei ihrem bloßen Anblick gern verweilen.

Die Zierrath muß also nichts fremdartiges enthalten, sie muß nichts enthalten, wodurch unsre Aufmerksamkeit von der Sache abgezogen wird, sondern sie muß vielmehr das Wesen der Sache, woran sie befindlich ist, auf alle Weise andeuten, und bezeichnen, damit wir in der Zierrath die Sache gleichsam wieder erkennen und wieder finden.

Je bedeutender daher die Zierath iſt, deſto ſchöner iſt ſie.

Wenden wir nun dieſen Satz auf die Zierathen in der Baukunſt an, ſo muß es einleuchtend werden, ob dieſelben weſentlich oder zufällig ſind, ob ſie durch andere erſetzt werden können, oder nicht?

Das Kapitäl der korinthiſchen Säule iſt mit Laubwerk verziert, wo zwiſchen den Blättern zarte Stengel ſich hervordrängen, die oben unter dem Deckel ſchneckenförmig ſich in ſich ſelbſt zurückkrümmen. —

Das Kapitäl der joniſchen Säule hat nur die ſchneckenförmig in ſich ſelbſt zurückgekrümmten Auswüchſe oder Voluten, ohne die Blätter.

Das Kapitäl der doriſchen und toskaniſchen Säule iſt ganz ohne dieſen zarten Auswuchs und trägt nur die ſichtbare Spur des Drucks von oben an ſich, indem es mehr oder weniger Ringe und Reifen um ſich herzieht, und ſtufenweiſe über ſeinem Stamm hervortritt.

Die toskanische und dorische Säule sind kürzer, in sich gedrängter, und tragen blos das auf ihnen ruhende Gebälke —

Die ionische und korinthische Säule sind schlanker und aufgeschossner, und heben das auf ihnen ruhende Gebälk empor.

Je kürzer die Säule im Verhältniß gegen ihre Dicke ist, destomehr nähert sie sich dem Block, der ungebildeten blos tragenden Masse: je schlanker sie aber ist, destomehr nähert sie sich dem Gebildeten, Emporstrebenden und Wachsenden.

Die korinthische Säule, als die schlankste von allen, muß daher das Zeichen des Wachsens und Emporstrebens am deutlichsten an sich tragen: nun giebt es aber in der ganzen Natur keine vollkommenere Bezeichnung des Wachsens und Emporstrebens, als den zarten Blätterwuchs, wo noch nichts geendigt und geschlossen ist, sondern immer neue zarte Sprößlinge sich hervordrängen können, und wo dies Hervordrängen und innere Streben zugleich weit deutlicher ins Auge fällt, als bei dem Stamme selbst.

Die zarten Sprossen aber, die zwischen dem Laubwerk in gerader Linie empor schiessen würden, wenn sie durch den Druck von oben nicht gehemmt wären, bezeichnen eben dadurch am deutlichsten die innere wachsende und strebende Kraft, daß sie sich nun in sich selbst zurückkrümmen und ihren Wachsthum nach unterwärts in sich selbst vollenden, nachdem er von oberwärts gehemmt ist.

Man versuche es bei der korinthischen Säule, das Laubwerk und diese schneckenförmig gewundenen Stengel mit irgend einem andern Zierrath zu vertauschen, und gebe Acht, ob nicht das Ganze auf einmal ein unbedeutendes todtes Ansehen erhalten, und als ein müßiges Spielwerk ins Auge fallen wird.

Warum nicht Blumen und Früchte, statt der Blätter? — Eben deswegen, weil hier ein durch den Druck von oben gehemmter Wuchs oder gehemmtes Emporstreben bezeichnet werden soll; und Blumen und Früchte in ihrem Wuchs schon geschlossen und vollendet sind, und nicht ferner gehemmt werden können. Die Blume senkt ihr

Haupt und die Frucht zieht den schwer beladenen Ast zu Boden.

Durch Blumen und Früchte würde unsre Aufmerksamkeit, von dem eigentlichen Begriffe des durch den Druck gehemmten Emporstrebens der schlanken Säule abgezogen, und auf etwas fremdes, nicht zur Sache gehöriges gelenkt werden.

Denn die Säule hat ja weiter nichts als das erscheinende Emporstreben mit dem Baumstamme gemein, nicht aber seine nährende fruchttragende Kraft.

Der Baum hat weiter nichts zu tragen, als seine eigene zu ihm gehörende Frucht, die Säule trägt etwas außer sich, dem sie mit leichtem Wuchs entgegen strebt, und eben dieser Anschein von leichtem Entgegenstreben würde ja durch alles Schwere und Niederziehende an der Säule selbst gehemmt und verhindert werden.

Wollte man den Blätterwuchs an dem Kapitäl der korinthischen Säule mit Federnschmuck vertauschen, so würde das Ganze dadurch wie unterbrochen scheinen; weil Federn mit dem Begriffe ei-

nes emporschießenden Stammes nichts gemein haben, sondern die Aufmerksamkeit auf etwas anders, auf die belebte Bildung lenken, wodurch der Eindruck des Ganzen gehemmt wird.

Bei allem aber, was schön ins Auge fallen soll, kömmt es eben darauf an, daß der einfache Begriff des Ganzen durch nichts Unübereinstimmendes gestört und unterbrochen werde.

Die korinthische Säule vollendet sich auf dem Punkte, wo die zwischen den Blättern hervorsprossenden zarten Stengel zuletzt in ihrem Wachsthum wie gehemmt, paarweise unter dem Deckel in Spirallinien sich in sich selbst zurück krümmen, ohne Blätter gewonnen zu haben. — In dieser letzten Vollendung steht die Säule, als ein feines und schlankes Ganze da, welches gleichsam noch mehr Kraft in sich hat, als nur das auf ihm ruhende Gebälk zu tragen, und gewissermaßen den Ueberfluß seines innern Wuchses, seiner zartesten Vollendung in sich selbst wieder aufnimmt.

Die ionische Säule tritt in bescheidne Grenzen zurück, sie verhält sich sanftentgegenstrebend, aber

auch sanft leidend gegen den Druck von oben; sie schießt nicht bis zu dem üppigen Blätterwuchs der korinthischen Säule empor, welche das Gebälk nur gleichsam schwebend über sich trägt — Sie krümmt sich nur in ihren zartesten Vollendungen durch bloße Spirallinien in sich selbst zurück. Durch die zarten Auswüchse bezeichnet sie ebenfalls, nur im mindern Grade, als die korinthische Säule, die Fülle ihres innern emporstrebenden Wachsthums; durch die Krümmungen dieser zarten Auswüchse bezeichnet sie den Druck des Gebälks von oben; und dadurch, daß nur diese zarte Sprossen, aber sie selber sich nicht krümmt, bezeichnet sie bei der Schlankheit und dem emporstrebenden Wuchs, ihre inwohnende Stärke, wodurch sie dem Drucke in der Masse widersteht, und nur in ihrer letzten Vollendung seine Spur trägt.

Arabesken.

Der Ausspruch des Horaz: „Mahlern und Dichtern war von jeher alles zu wagen erlaubt,“ scheint in den Arabesken das herrschende Gesetz zu seyn.

Zu den Zeiten des August lebte schon ein gewisser Ludius in Rom, der, wie der ältere Plinius erzählt, zuerst die Wände der Zimmer mit kleinen Landschaften bemahlte, wo lastragende aufgeschürzte Frauen durch Sümpfe wadeten und sich fürchteten zu fallen, und dergleichen sonderbare Gegenstände mehr, welche von dem Ernst der alten Kunst abwichen.

Vitruv eifert dagegen, als gegen einen unverzeihlichen Mißbrauch der Kunst: die Alten, sagt

er, nahmen den Stoff zu ihrer Mahlerei von wahren und ernsten Gegenständen. —

Die Neuern pflanzen ein dünnes Rohr anstatt der Säulen hin — sie stellen auf langen Leuchtern stehende Figuren dar — zarte, in sich gewundene Seengel schießen hervor, auf denen phantastische Wesen tanzen, wovon man nicht weiß, wie sie dahin kommen. — Aus den Blumen wachsen Köpfe, die halb Menschen, halb Thieren ähnlich sind, u. s. w.

Alle diese Deklamationen der Kunstverständigen aber halfen nichts, da die Phantasie einmal zu spielen geneigt war.

Unter dem Pabst Leo dem Zehnten wurden zuerst in den Ruinen von dem Pallast und den Bädern des Titus, die mit eukaustischen Mahlereien verzierten Wände wieder aufgefunden; und alles lief nun plötzlich hinzu und bewunderte. Raphael mit seinen Schüler Johann von Udino kam auch dahin, und man giebt ihm Schuld, daß er hier von der alten Mahlerei verschiedenes vernichtet habe, um

ſich das Verdienſt der neuen Erfindung davon zuzueignen.

Dies war nun für die Neuerungs- und Modeſucht und für den ſpielenden Geſchmack ein erwünſchter Fund. —

Es entſtand ein neuer Zweig der Kunſt, der durch den Zufall, daß in verſchütteten unterirrdiſchen Wohnungen oder Grotten, dieſe muthwilligen Spiele der Phantaſie wieder aufgefunden wurden, ſeine Benennung des Groteſken erhielt, welche Benennung nachher zu einem allgemeinen Kunſtworte wurde, das auch zu einer beſondern Unterſcheidung des Komiſchen überhaupt dienen mußte, welches man nun da, wo es ins Poſſierliche und Phantaſtiſche fällt, das Groteske Komiſche nennt. —

Die Logen oder auswendigen gewölbten Gänge, welche in dem innern Hofe des vatikaniſchen Palaſtes um den obern Stock laufen, waren von Bramante unvollendet geblieben, und Raphael verzierte nun die vierzehn Pfeiler, welche die dreizehn Gewölbe in dieſen Logen unterſtützen.

Thiere — Masken — Laubwerk — Kameen Vasen — Trophäen — Sirenen — Termen und Terminetten — Satyren — kleine Schilde — Gestängewerk — Pavillons — Waffen — Insekten — u. s. w. befinden sich in diesen Zusammensetzungen in der wunderbarsten Mischung —

Demohngeachtet reihet sich auch hier noch alles zu einer gewissen Einheit. — Es ist gleichsam die Stufenleiter der Wesen, die man hier hinaufsteigt — ein schönes Labyrinth, worin das Auge sich verliert —

Nur muß man sich wohl hüten, diese Zusammenfügung, wie eine Art von Hieroglyphen zu betrachten, wo man alles deuten will — in einigen dieser Zusammensetzungen entdeckt sich wohl eine Art von Plan — Vieles aber ist auch blos ein Werk der Laune, wo schlechterdings keine Ausdeutung weiter möglich ist, sondern die muthwilligen Spiele der Phantasie sich blos um sich selber drehen —

Es ist das Wesen der Zierde selbst, die sich an kein Gesetz bindet, weil sie keinen Zweck hat, als den, zu vergnügen —

Ueber Kuppeln, Thürme, Obelisken und Denksäulen.

Selbst die Kuppeln sind schon eine Spielart des Geschmacks, weil man im Grunde, blos zur Pracht und ohne einen vernünftigen Zweck, ein Gebäude aufs andre setzt. — Die ernste Baukunst der Alten vermied diesen üppigen Auswuchs — sie fühlten, daß die Majestät eines Gebäudes auf seiner Zweckmäßigkeit und Einheit beruhet.

Demohngeachtet aber haben diese modernen Kuppeln noch ein weit ernsteres und edleres Ansehen, als die Thürme; weil ihr Umfang zu ihrer Höhe doch weniger unverhältnißmäßig ist, und der Begriff eines Gebäudes sich eher damit verträgt.

Ein Thurm, besonders, wenn er isolirt steht, scheint ein Gebäude aus einer andern Welt, und für eine andre Gattung von Wesen zu seyn, als die auf der Erde wohnen. —

Wenn ich hingegen die trajanische oder antonische Säule anblicke, so verschwindet der Begriff von einem Gebäude ganz, obgleich diese Säulen von solchem Umfange sind, daß Treppen darin hinauf gehen.

Die Basreliefs, welche sich in Spirallinien an diesen Säulen hinaufwinden, um die Thaten der Kaiser zu vereinigen, denen sie zum Andenken errichtet sind, enthüllen sogleich dem Auge ihren Zweck, und machen, daß wir sie gleichsam wie eine erhabene Schrift betrachten, worin die Nachwelt lesen soll. —

Der Obelisk hat zu eben diesem Endzweck freilich ein ernsteres Ansehen, weil er, wegen seiner Zuspitzung, den Begriff des Tragens nicht erweckt, da hingegen eine Säule, die nichts trägt, schon mehr eine Spielart des Geschmacks ist.

Man kann die Vorstellung von Unzweckmäßigkeit nicht vermeiden, wenn man auf den thurmhohen über alle Häuser emporragenden trajanischen und antoninischen Säulen die Statüen erblickt, welche sie tragen. Als Fußgestell zu diesen Statüen betrachtet, ist das Verhältniß ungeheuer, und doch tragen diese Säulen weiter nichts.

Anstatt der goldnen Kugeln, worin die Asche des Antonin und Trajan aufbewahrt wurde, stehen jetzt die Statüen der Apostel Petrus und Paulus auf diesen Säulen, und machen einen sonderbaren Kontrast mit den Basreliefs, welche die kriegerischen Thaten jener Beherrscher der Welt verkündigen, und sich nun bis zu den Füßen dieser Apostel den Pfeiler hinauf winden.

Um diese Säulen mit Wohlgefallen zu betrachten, muß man über ihrem schönen Inhalt gewissermaßen ihre Form vergessen; das Auge muß bis zum Gipfel diese Schlangenlinien hinaufwandern und und gleichsam Zeile für Zeile wie in einem Buche lesen.

Die ägyptische Pyramide ist ein majestätisches Gebäude, weil ihr Umfang zu ihrer Höhe nicht

unverhältnißmäßig ist, und weil sie selber durch ihre Zuspitzung nach oben zu, als ein erhabenes Todtendenkmal, bezeichnend und bedeutend wird.

Wir stellen nun die Pyramide — den Obelisk — die kolossale Säule — die Kuppel — den Thurm — und das Thürmchen — nebeneinander, um den stufenweisen Uebergang von dem Ernsthaften und Großen zu dem Spielenden und Tändelnden zu bemerken.

Das chinesische Thürmchen weicht von der ersten Baukunst der Alten am meisten ab, und dient gleichsam, um den höchsten Grad des Kindischen und Spielenden zu bezeichnen.

Die Minarets oder schmalen Thürmchen auf den türkischen Moscheen, sind im Grunde bloße Gerüste für die Priester, um das Volk zum Gottesdienste zusammen zu berufen, da man sich keiner Glocken bedienen darf; sie sind daher auch nicht von größerem Umfange, als zu diesem Endzwecke nöthig ist, und machen schon deßwegen keinen widrigen Anblick.

Unter

Unter den Glockenthürmen sind die alten spizzigen oder stumpfen Thürme immer noch erträglicher, als die modernen, wo man das Unverhältnißmäßige des Umfanges zu der Höhe durch allmälig kleiner werdende Absätze zu verdecken sucht.

Allein dies hat gerade das Ansehen, als ob eine Anzahl kleiner und schmaler Stockwerke von verschiedenen Gebäuden, statt nebeneinander zu stehen, auf einander gestellt wären.

Am häßlichsten nimmt sich bei diesen modernen Thürmen die kleine Wölbung auf der Spitze aus, welche die Stelle der Kuppel vertreten soll, und wie eine Zwergenkappe auf der Scheitel eines Riesen sitzt.

Raphaels Stanzen.

Man kann wohl sagen, daß die berühmten Raphaelischen Stanzen im vatikanischen Pallaste unter allen Zimmern in der Welt am prächtigsten und am schlechtesten dekorirt sind.

Als Verzierung betrachtet, ist die Mahlerei in diesen Zimmern höchst tadelnswerth — denn das Auge findet nirgends Ruhe — wohin man blickt, ist alles bemahlt, und die Einfassung der größern Gemählde selbst besteht wieder aus kleinern Gemählden, wodurch das Ganze ein überladenes Ansehen erhält.

Man sieht, daß Raphaels Geist mit dem erhabenen Despotismus der Kunst hier herrschte, dem alles übrige weichen und sich unterordnen

mußte. — Der größte Mahler war ein sehr unfähiger Dekorateur. —

Auch sind diese Zimmer zu kostbar, um bewohnt zu werden, so wie die Mahlerei zu vortrefflich, um als Zierde zu dienen. Die Zimmer selbst sind nichts weiter, als ein Rahmen zu dieser bewunderungswürdigen Darstellung — man denkt fast nicht mehr daran, daß um der Zimmer willen die Gemählde da sind. —

Demohnacachtet aber sind die Gegenstände wohl ausgesucht, um den Wohnplatz eines Oberhauptes der christlichen Kirche zu bezeichnen. —

Der erste christliche Kaiser, Konstantin, mit dem Zunahmen, der Große, hält eine Anrede an sein Heer — in der Luft von Engeln emporgetragen erscheint ihm das triumphirende Kreuz, mit den Worten: in hoc signo vinces!

Das Christenthum überwindet auch im Schlachtgetümmel — Maxentius wird vom Konstantin besiegt. —

Der Pabst Silvester taufe den Kaiser —

Der Kaiser schenkt dem Pabste des heiligen Petrus Erbtheil. —

Strafende von Gott gesandte Engel peitschen den Heliodor aus dem Tempel zu Jerusalem, den er berauben will. — Eine Anspielung auf die priesterliche Macht — der Pabst hat die Feinde aus dem Kirchenstaate vertrieben.

In der Messe zu Bolsena ereignet sich ein Wunder. — Dem einsegnenden Priester beim Abendmahl steigen Zweifel auf, und plötzlich wird er gewahr, daß bei der Konsekrirung der Hostie das Kelchtuch blutig wird, — in den Mienen der Zuschauer liest man den Ausdruck von Verwunderung und Erstaunen. —

Die Apostel Petrus und Paulus erscheinen dem Attila in der Luft, um gegen ihn zu fechten. — Der Pabst Leo der Zehnte ist in diesem Gemählde auf einem Maulesel reitend abgebildet, und Raphaels Lehrer, Perugino, reitend auf einem weissen Pferde vor ihm her. —

Ein Doppelgemählde, wo auf der einen Seite der Apostel Petrus im Gefängniß abgebildet ist,

unter den ſchlafenden Wächtern ruhend, wie ihn der Engel weckt, und auf der andern Seite, wie der Engel ihn hinausführt. —

In allen dieſen Gemählden alſo die ſtreitende und triumphirende Kirche. — Nun ſind in einem Zimmer die Philoſophie, die Jurisprudenz, die Theologie und die ſchönen Wiſſenſchaften dargeſtellt.

Die Schule von Athen, welche die griechiſche Philoſophie in ihren erhabenen Lehrern vor's Auge bringt. —

Der Streit über das Sacrament, welcher die Theologie in ihren unbegreiflichen Geheimniſſen darſtellt. —

Die Jurisprudenz iſt ſehr bildlich dargeſtellt: Klugheit, Mäßigung und Stärke begleiten die Gerechtigkeit — Juſtinian überreicht dem Trebonius die Pandekten — Gregorius der Neunte übergiebt einem Advokaten die Dekretalien.

Von den Fakultäten iſt die Arzneikunſt ausgelaſſen — die ſchönen Wiſſenſchaften aber ſind in der Abbildung des Parnaſſes, ſo wie die

Philosophie in der Schule von Athen, mit inniger Verehrung für das griechische Alterthum von dem Künstler dargestellt.

Das letzte Zimmer scheint ganz dazu bestimmt, um die päbstliche Macht und Hoheit in ihr glänzendstes Licht zu stellen —

Leo der Vierte siegt über die Saracenen bei Ostia. —

Er krönet Karl den Großen —

Er löscht mit seinem Segenspruch eine Feuersbrunst in der Nähe des Vatikans. —

Er schwört, von Bischöfen umgeben, auf das Evangelium, um seine Unschuld zu betheuren.

Die Vase.

Das eigentlich Fassende selbst, die Vase, bietet schon an sich zur Zierrath, weil sie den Begriff des Isolirens oder des in sich fassens durch sich selbst bezeichnet.

Die Form der Vase ergiebt sich von selbst aus der natürlichen Idee des Fassens.

Was fassen will, eröfnet, erweitert sich allmälig — denn wenn es gleich unten so weit, wie oben wäre, so würde es sich mehr leidend als thätig zu verhalten scheinen, und den lebendigen Begriff des Fassens nicht bezeichnen.

Dieser Begriff des Fassens mahlt sich am deutlichsten an dem Kelche der Blumen, der sich nach oben zu über sich selbst zurückbiegt, um noch mit dem äußersten Rande die fallenden Thautropfen

aufzufaſſen, und nichts vorbeizulaſſen, was ſich von oben ſeiner Umgebung nähert.

Es war daher auch bei den Alten die natürlichſte und am nächſten liegende Idee, die Vaſen gleich von unten auf dem Kelche der Blumen ähnlich zu bilden.

So wie nun das Faſſende ſich von unten allmälig erweitert und auseinander tritt, ſo iſt es auch natürlich, daß es ſich nach oben zu wieder etwas zuſammenziehe, um das Gefaßte aufzubewahren, und von oben her zu ſchützen.

Trägt nun die Vaſe den Charakter des Aufbewahrens, ſo muß ſie ſich ſpäter und enger unter ihrem Rande, oder ihrer Vollendung, zuſammenziehen.

Trägt ſie die Spur des Schöpfens, ſo muß ſie ſich kaum merklich unter ihrem Rande in ſich ſelber ſchmiegen.

Iſt ſie blos darreichend, ſo muß ihre Erweiterung nach dem Rande zu durch gar keine Einziehung unterbrochen werden.

Ueber die Allegorie.

In ſo fern eine Figur ſprechend iſt, in ſo fern ſie bedeutend iſt, nur in ſo fern iſt ſie ſchön. —

Dies Sprechende und Bedeutende muß aber ja in dem rechten Sinne genommen werden: die Figur, in ſo fern ſie ſchön iſt, ſoll nichts bedeuten, und von nichts ſprechen, was außer iſt, ſondern ſie ſoll nur von ſich ſelber, von ihrem innern Weſen durch ihre äußere Oberfläche gleichſam ſprechen, ſoll durch ſich ſelbſt bedeutend werden.

Daher wird durch bloß allegoriſche Figuren, die Aufmerkſamkeit, in Rückſicht auf die ſchöne Kunſt, zerſtreuet, und von der Hauptſache abgezogen.

Sobald eine schöne Figur noch etwas außer sich selbst anzeigen und bedeuten soll, so nähert sie sich dadurch dem bloßen Symbol, bei dem es, so wie bei den Buchstaben, womit wir schreiben, auf eigentliche Schönheit nicht vorzüglich ankömmt. —

Das Kunstwerk hat alsdann nicht mehr seinen Zweck blos in sich selbst, sondern schon mehr nach außen zu.

Das wahre Schöne besteht aber darin, daß eine Sache blos sich selbst bedeute, sich selbst bezeichne, sich selbst umfasse, ein in sich vollendetes Ganze sey. Ein Obelisk bedeutet — die Hieroglyphen daran bedeuten, etwas nach außen zu, das sie nicht selber sind, und erhalten blos durch diese Bedeutung ihren Werth — weil sie sonst an sich selber ein müßiges Spielwerk wären. —

Soll nun ein schönes Kunstwerk bloß deswegen da seyn, damit es etwas außer sich andeute, so wird es ja dadurch selbst gleichsam zur Nebensache — und bei dem Schönen kömmt es doch immer darauf an, daß es selbst die Hauptsache sey. —

Die Allegorie muß alſo, wenn ſie ſtatt findet, immer nur untergeordnet und mehr zufällig ſeyn; ſie macht niemals das Weſentliche oder den eigentlichen Werth eines ſchönen Kunſtwerks aus. —

Wenn der borgheſiſche Fechter z. B. auch außer ſich ſelbſt noch etwas bedeuten ſollte, ſo würden wir doch bei der Betrachtung ſeiner innern Schönheiten, auf dieſe äußere Bedeutung wenig Rückſicht nehmen, weil er gar nichts weiter außer ſich ſelbſt zu bedeuten braucht, um unſre ganze Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehen.

Wo die Allegorie ſtatt findet, muß ſie immer untergeordnet, ſie muß nie Hauptſache ſeyn — ſie iſt nur Zierrath — und blos allegoriſche Kunſtwerke ſollten eigentlich gar nicht ſtatt finden, oder doch nie vorzüglich um der Allegorie willen für wahre Kunſtwerke gelten.

Die Allegorie kann bei großen Gemählden als eine Art von erklärender, höherer Sprache angebracht werden, wie bei der Vermählung der Pſyche von Raphael; wo unter den Hauptgemählden rings an den Wänden beſondere kleinere Felder ange-

bracht sind, in welchen Amoretten mit den Attributen der höhern Gottheiten spielen, die bei der Hochzeit der Psyche zugegen sind.

Die allegorischen Vorstellungen sollen das Ganze nur umgaukeln; nur gleichsam an seinem äußersten Rande spielen — nie aber das innere Heiligthum der Kunst entweihen — sobald sie auf die Weise untergeordnet bleiben, und in ihre bescheidene Grenzen treten, sind sie schön —

Ueberschreiten sie aber diese Grenzen, wie z. B. die Figur, welche die Gerechtigkeit mit verbundenen Augen, dem Schwerdte in der einen und der Wage in der andern Hand darstellt, so ist nichts dem wahren Begriff des Schönen mehr widersprechend, als dergleichen Allegorien.

In der allegorischen Darstellung der Gerechtigkeit widerspricht ein Symbol dem andern, sobald die Figur an und für sich selbst kunstmäßig betrachtet wird. —

Der Gebrauch des Schwerdtes erfordert ja eine ganz andere Stellung, als der Gebrauch der Wage, die Wage eine ganz andere Stellung, als das

Schwerdt, und der Gebrauch von beiden erfordert offne Augen. —

Nichts ist niedriger, als diese Figur; bei ihr erscheint nichts in Bewegung, nichts in Thätigkeit; sie hält blos maschinenmäßig das Schwerdt und die Wage, und die verbundenen Augen machen sie noch unthätiger. — Die ganze Figur ist überladen und sieht von sich selbst erdrückt, wie eine todte Masse da.

Die Bachantin schwingt den Thyrsusstab. — Herkules lehnt sich auf seine Keule — Diana spannt den Bogen. — Die Gerechtigkeit aber hält Schwerdt und Wage, mit verbundenen Augen, in den Händen.

Sobald die Allegorie auf die Weise jedem Begriffe von Schönheit in den bildenden Künsten widerspricht, verdienet sie gar keinen Platz in der Reihe des Schönen, und hat, ohngeachtet alles Aufwandes von Fleiß und Mühe, weiter keinen Werth, als der Buchstabe, mit dem ich schreibe.

Die Fortuna von Guido mit fliegenden Haaren, und den Spitzen der Zehen die rollende Ku-

nel berührend, iſt eine ſchöne Figur, nicht deswegen, weil das Glück dadurch treffend bezeichnet wird, ſondern weil das Ganze dieſer Figur Uebereinſtimmung in ſich ſelber hat. —

Die rollende Kugel berühret nur immer in einem Punkte, mit ihrer Spitze den Boden, ſo wie die Fortuna mit der Spitze der Zehen wieder die rollende Kugel berührt, und durch das fliegende Haar den eilenden Lauf bezeichnet. —

Kein Symbol iſt hier dem andern widerſprechend. — Leben, Leichtigkeit, Bewegung, Wechſel, ſind hier ſo harmoniſch bezeichnet, daß die Bezeichnung ſelbſt zur Hauptſache wird, und die Idee ſich unterordnet. — Denn wenn man die Fortuna von Guido erblickt, macht man keine Betrachtungen über den Wechſel des Glücks, ſondern ergötzt ſich an dem Umriß und der Fülle dieſer leicht und zart entworfener Luftgeſtalt. —

Eben ſo wenig wird man die Aurora von Guido betrachten, um dadurch den Gedanken an die eigentliche Morgenröthe in ſich zu erwecken. — ſondern der Gedanke an die Morgenröthe wird nur

hingebracht, um das Gemählde selbst zu erklären, welches hier das Herrschende ist, und für sich allein die Aufmerksamkeit fesselt. —

Durch die Macht des Pinsels ist die Idee untergeordnet — sie dient dem Kunstwerke, das Kunstwerk dienet nicht ihr. —

Die Morgenröthe wurde von dem bildenden Künstler zum Gegenstande gewählt, weil eine Zusammensetzung schöner Figuren durch diese Idee veranlaßt wurde; und diese Figuren wurden nicht deswegen zusammengesetzt, damit der Gedanke an die eigentliche Morgenröthe dadurch erweckt werden sollte, welche das Auge selbst in der Natur weit schöner sieht, als irgend ein Pinsel sie darstellen kann. —

Die Wiedererinnerung an den eigentlichen Schimmer der Morgenröthe, liegt bei dem Anblick dieses Gemähldes nur gleichsam im Hintergrunde der Einbildungskraft, und läßt sich bescheiden in ihren Grenzen, um den Eindruck dieses schönen Ganzen nicht zu stören. —

Raphaels Villa.

Nichts Reizenderes kann man ſich denken, als die Verzierung von Raphaels Schlafgemach, das er ſich ſelbſt auswahlte.

An der einen Wand iſt die Hochzeit des Alexander mit der Roxane abgebildet; an der andern ſieht man eine Gruppe von Liebesgöttern, die ſich eine Trophäe zum Ziele genommen haben, worauf ſie alle zugleich ihre Pfeile abdrücken, und in deren Stellungen eine ſo reizende Mannichfaltigkeit und Abwechſelung herrſcht, die das Auge ergötzt, man mag das Gemählde betrachten, ſo lange man will.

Auch das Deckengemählde hat Bezug auf den Triumph der Liebe. Man tritt in dies kleine Schlafgemach wie in ein Heiligthum, und in das Landhaus des Künstlers, wie in einen Tempel; nur Schade, daß der jetzige Besitzer diesen einfachen ländlichen Sitz in einen englischen Garten mit allerlei Spielwerk von winzigen Hügeln, Brücken, Boskets u. s. w. verwandelt, und ewig Schade, wenn auch die Behausung des Künstlers selbst ein Raub dieser geschmacklosen Zierde und Verschönerungssucht werden sollte, da man jetzt noch Wallfahrten zu diesem stillen Wohnplatze des Künstlers anstellt, wo er, im sanften Genuß seiner Tage einmwiegt, vielleicht seine frohsten Stunden verlebte.

Der Wettkampf im Ringen.

Hinter den Schranken stehen die Zuschauer; zwei kleine Pyramiden, als das Ziel, um welches man beim Wettlauf den Wagen lenkte, bezeichnet den Kampfplatz, wo die Spiele gefeiert werden. Zwei Paare sind aufgetreten, die nach den Regeln der Kunst miteinander ringen. Einer hat den andern schon zu Boden geworfen; bei dem zweiten Paare ist der Sieg noch unentschieden.

Der Wettkampf im Wagenrennen.

Auf demselben Kampfplatze wechselt nun die Scene; zwei Wettrenner mit ihren Wagen, die nach dem Ziele streben, peitschen die Rosse an — ein abgesprungenes Rad am Wagen raubt dem vordersten seinen Sieg.

Der Wettkampf im Scheibenwerfen.

Derselbe Schauplatz bleibt, und an die Stelle des Wettrennens tritt der Wurf mit der Diskus-

beiden Scheibenwerfer, der eine mit dem Ausdruck von Heftigkeit und Anstrengung aller Muskeln, der andre mit Sicherheit und ruhiger Ueberlegung, um durch die Luft den entscheidenden Wurf zu lenken. —

Auf die Arbeit folgt nun der Lohn! —

Die Austheilung der Preise.

Die Richter sitzen auf Stühlen am Ende des Kampfplatzes, neben dem Ziele der Laufbahn, und theilen die Preise aus. — Ein Jüngling empfängt mit bescheidner Miene den Kranz von wilden Oelzweigen, welcher der Lohn des Siegers war. Die andern stehen wartend hinter ihm, um, wen die Reihe trift, zu den Richtern hinzuzutreten.

Herkules.

Herkules führt dem Admet, welcher mit freudigem Entzücken seine Arme ausstreckt, aus dem

Sohne des Donnergottes, schmiegt sich zu seinen Füßen.

Die Vermählung des Herkules mit der Göttin der Jugend.

(Ueber dem vierten Eingange.)

Herkules mit der Linken auf seine Keule gestützt, reicht Heben seine rechte Hand zum Bunde. Die versöhnte Juno, neben dem Donnergotte sitzend, segnet gnadenvoll den Bund. Zu dem Ohre Jupiters bückt sich Merkur, ihm eine Botschaft bringend. Auf der andern Seite zunächst dem vermählten Paare sitzt Venus, die den Eros umschlungen hält, während daß Anteros zu ihren Füßen spielt. — Pluto reicht der Proserpina noch einmal den Apfel dar, durch dessen Genuß sie auf ewig die Seinige ward. Den Schluß der Götterversammlung machen die Grazien. — Neben dem Jupiter und der Juno sind Minerva und Vulkan in ihrem Gespräch vertieft, und werden vom Apollo

gien hingewiesen, denen selber die Weisheit huldigen muß.

Ganymedes tränkt den Adler Jupiters, welcher den Blitz in seinen Klauen trägt. —

Unter dem Basrelief an beiden Seiten der Thüre sind die Bildsäulen des Apollo und der Diana wiederum freistehend nachgeahmt, und beschließen das Ganze, auf die ewig wiederkehrende Verjüngung im All der Schöpfung deutend. —

Eine Priesterin der Vesta, die am Altare den Opferkrug ausgießt. —

Ein Genius, der im vollen Lauf den Pegasus lenkt. —

Ein Terme — zieren den Raum zwischen den Fenstern am obern Ende des Saals. —

Nachahmungstrieb und Neuerungssucht.

Der Nachahmungstrieb hüllt allmälig, was ineinander war, auseinander, um es zu entwikkeln. —

Die Neuerungssucht reißt das, was durch Natur und Kunst schon entwickelt auseinander war, voneinander, und trägt es wieder zusammen. —

Ihre Bildungen werden sonderbar, das heißt, einzig in ihrer Art, ohne schön zu seyn — abentheuerlich, das heißt, wie durch den wunderbarsten Zufall in eins zusammengeworfen — ungeheuer, das heißt, so einzig durch Disharmonie, wie das Schöne durch Harmonie. —

Widerlegung,

des falschen Ausspruchs:

de gustibus non est disputandum.

Gewiß liegen die Grundsätze des Geschmacks eben sowohl im Verstande, als im Gefühl. — Man glaubt zu fühlen, daß etwas schön ist: man fühlt es durch den Gedanken. — Darum läßt sich wohl über den Geschmack reden. —

Die Schweifungen und Krümmungen an einem Gebäude sind deswegen nicht schön, weil sie mit dem Begriffe des Gebäudes nicht übereinstimmend sind, wo das auf den Säulen ruhende Gewölbe in grader Richtung liegt.

Es ist nicht sowohl das Auge, welches durch die krummen Linien in den [illegible]

als vielmehr der Verstand. — Die Wellenlinie ist nicht an sich schön, sondern wegen des Begriffs von Bewegung, wo derselbe damit verknüpft ist.

Ein Weg, der sich hinschlängelt, ein Fluß, der sich hinschlängelt, sind deswegen reizende poetische Bilder, weil die Krümmungen mit dem Begriff der Bewegung harmonisch sind, der bei Weg und Fluß der herrschende ist.

Eben deswegen sind auch die Wellenlinien bei den thierischen Körpern schön, weil hier der Begriff der Bewegung der herrschende ist. — Bei den Pflanzen würden sie schon nicht so schön seyn, denn da herrscht der Begriff des Feststehens.

Bei den Gebänden ist der Begriff des Feststehens ganz der herrschende — und die Wellenlinie ist mit diesem Begriff ganz disharmonisch.

Bei dem Schiffe hingegen ist die krumme Linie schön, weil sie mit dem Begriffe von Bewegung harmonirt, der bei einem Schiffe der herrschende ist.

Die widrigſte Geſtalt eines Kahns würde die von einem Troge ſeyn — an welchem der Begriff von Beweglichkeit durch nichts bezeichnet würde.

Bei Stühlen, Tiſchen, wo der Begriff des Feſtſtehens der herrſchende iſt, iſt daher auch die Wellenlinie immer ſchlecht angebracht. — Wo ſie die Alten anbrachten, da verknüpften ſie ſie mit der Thiergeſtalt. — Das Tiſchblatt wurde von einem Greif oder Centaur emporgetragen. — Der Stuhl ſtützte ſich auf Bärenfüße. — —. Der verbeſſerte Geſchmack in Mobilien hat ſich auch damit angefangen, daß man die krumme Linie mit der geraden vertauſcht.

Die Paulskirche in Rom.

Dieser majestätische einsame Tempel liegt vor der Porta S. Paolo, welches die alte Porta trigemina ist, die von den drei Horaziern, welche aus diesem Thore gegen die drei Kuriazier hinauszogen, den Nahmen führt.

Beim ersten Eintritt in die Paulskirche fühlt man sich auf die sonderbarste Weise überrascht, indem man die höchste Pracht mit der höchsten Einfalt verknüpft sieht; denn achtzig antike Marmorsäulen stützen eine platte hölzerne Decke, die sich über das ganze ungeheure Gebäude hin erstreckt, und mit der Majestät der Säulen,

Die Kirche iſt nach der Peters-Kirche in Rom die größte, und ganz nach gothiſcher Bauart, welches die melancholiſche Pracht bei ihrem Anblick noch vermehrt.

Denn die ganze Kirche iſt öde und leer; keine Gemählde, keine Zierrath ſchmückt die Wände dieſes Tempels; man blickt zwiſchen den vier Säulenreihen in die weiten Gänge, bis zum Hochaltar hinauf, der ſich, wenn man im Eingange ſteht, in ganz dunkler Perſpective zeigt.

An den Seiten ſind keine Altäre; der Fußboden iſt uneben, wie auf einer Straße; das Licht fällt von oben durch die Scheiben der gothiſchen Fenſter hinein; die ungeſunde Luft verſcheucht im Sommer die Mönche aus dem Kloſter, das zu dieſer Kirche gehört; es wird nur ſelten Gottesdienſt darin gehalten, und ſo wie man keinen Menſchen ſieht, vernimmt man auch weiter keinen Laut in dieſem unermeßlichen Gebäude, als von dem wiederhallenden Fußtritt.

jetzt wie öde und verwaist über den entschwundenen Glanz der Vorzeit zu trauren, und mehr ein neues Todtendenkmal zu bilden, als einen Tempel zu schmücken.

Oben an der schmalen Wand, die unter dem Dache auf den Säulen ruht, sieht man die Abbildungen von zweihundert und funfzig Päbsten, welche Zahl nemlich diejenigen in sich begreift, die seit dem fünften Jahrhundert regiert haben. — Dieß ist der einzige traurige Schmuck dieser Kirche, welche dadurch wieder zu einem erhabenen Mausoleum wird, das auf den Stützen eines Grabmahls der glänzenden Vorzeit ruhet.

Einförmigkeit und Mannichfaltigkeit.

Bei großen Gegenſtänden findet die Seele ſelbſt an der Einförmigkeit Wohlgefallen, — wie an dem Anblick der blauen Himmelswölbung, der unendlichen Meeresfläche und eines Säulenganges, der ſelbſt durch ſeine Fortdauer, wo ſich doch immer wieder dieſelbigen Gegenſtände dem Auge darbieten, ergötzt, und wo es einen majeſtätiſchen Eindruck macht, je weniger man gleichſam das Ende davon abſieht —

Denn da eine einzige Säule ſchon etwas Prachtvolles iſt, ſo macht ihre Anzahl und ihre Folge einen Reichthum der Vorſtellung aus, der an ſich

Eine einzige Säule ist schon an sich ein Ganzes, das die Seele füllt, welche sich ergötzt, diesen einzigen Begriff immer wieder nicht abwechselnd, sondern vervielfältigt und sich gleichsam in sich selber spiegelnd zu finden.

Von den kleinern Gegenständen erfüllt das Einzelne die Seele nicht ganz, daher ist ihr die Abwechselung nicht zuwieder, sondern angenehm, weil sie immer noch Raum genug für neue Begriffe hat. —

Von dem Großen und Erhabenen will man viel, von dem Kleinen vielerley sehen. Ein Eichenhain, ein Cypressenwald, sind schön in ihrer Einförmigkeit; ein mit den abwechselndsten Farben spielendes Blumenbeet, ist schön in seiner Mannichfaltigkeit. —

Große hohe Bäume nehmen sich besser in geraden Gängen aus; denn es wäre Schade, wenn hier die Pracht des Ueberblicks verlohren ginge,

durch diese täuschende Darstellung allein, ein schönes Gemählde in der Seele hervorbringen.

Niedrige Bäume und Gesträuche passen besser zu krummen Gängen, weil eine Uebersicht des Ganzen hier doch zu kleinlich ist, und kein Interesse für die Seele hat, deren vorstellende Kraft durch große und erhabne Gegenstände gleichsam ausgedehnt und erweitert zu seyn strebt.

Bei großen Gegenständen ist daher die Uebersicht, bei kleinen die spielende Ueberraschung schöner. —

Ein erhabenes Gedicht braucht nicht zu überraschen, oder die Ueberraschung ist doch nur sein kleinstes Verdienst; denn man empfindet seine Schönheiten erst ganz, wenn man es zum öftern lieset, und auf die ganze Folge der Darstellung immer schon vorbereitet ist.

Ein leichter, blos unterhaltender Roman hingegen, den man nur einmal lieset, soll vorzüglich durch überraschende Scenen gefallen.

die Scenen überraschend seyn; in einem ernsten Trauerspiele hingegen, liegt an der Ueberraschung wenig, und es kommt nicht sowohl darauf an, daß sich unerwartete Vorfälle ereignen, als vielmehr darauf, daß eine Begebenheit, sie mag uns nun bekannt oder unbekannt seyn, uns durch die Darstellung immer wichtiger werde, und immer mehr Interesse für uns erhalte.

Und unsere dramatischen Dichter suchen daher durch die Häufung unerwarteter Vorfälle, den Mangel an Interesse, das sie ihren Gegenständen nicht geben können, zu ersetzen, und den Zuschauer, den sie nicht zu rühren wissen, wenigstens in ein betäubendes Erstaunen zu versetzen.

So, wie bei allen ernsten Gegenständen, muß auch bei Gebäuden das Ueberraschende und Auffallende niemals gesucht werden, wenn die Baukunst nicht in einen kindischen und fatalen Geschmack ausarten soll.

Ein Gebäude soll durch seine edle Simplicität

immer mehr an ſich feſſeln, und durch den Reiz der nachdenkenden Vernunft Beſchäftigung geben.

Ein Gebäude, das durch eine phantaſtiſche und abentheuerliche Zuſammenſetzung die Seele blos in Erſtaunen verſetzt, wird für einen geübten und geläuterten Geſchmack ſehr bald ſein Intereſſe verlieren, und wenn die erſte Ueberraſchung vorbei iſt, mit Verachtung und Gleichgültigkeit betrachtet werden.

Ein Deckengemählde von Pietro von Kortona.

Das Deckengemählde von Pietro von Kortona in dem Pallaſt Barberini, iſt eines der prachtvollſten, aber auch der abentheuerlichſten, was man ſich denken kann; ſo ſonderbar iſt das Chriſtliche mit dem Heidniſchen in der allegoriſchen Darſtellung untermiſcht.

Pabſt Urban der Achte aus dem Hauſe Barberini, hat ſeiner unbegrenzten Eitelkeit hier ein blei-

hat; denn darauf zielen im Grunde alle diese sonderbar gemischten Symbole ab.

Es ist nehmlich die geistliche Gewalt, welche hier den Friedenstempel aufschließt, die Furien verjagt, und den Cyklopen befiehlt, zum Schutz der Kirche Waffen zu schmieden.

In der Mitte des Gewölbes wird das barbarische Mayen in den Himmel unter die Sterne versetzt. Keine geringere Personen, als die Zeit, die Vorsehung, die Parzen, und die Ewigkeit, sind mit dieser wichtigen Handlung beschäftiget.

Minerva schleudert den Donner auf die Titanen. —

Herkules tödtet die Harpyen. — Religion und Glaube ist auf der einen, und die Wollust auf der andern Seite allegorisch abgebildet.

In den Wolken schweben die Gerechtigkeit und der Ueberfluß.

Mitten unter den heiligen Erscheinungen

Frieden; und in der Mitte ſtehen zwei Frauenzimmer. Dieſe heißen: die Kirche und die Klugheit.

Auf die Weiſe iſt in dieſem Deckengemählde die geiſtliche Gewalt allegoriſch dargeſtellt.

Häußliche Einrichtung der Alten, und Verzierungen in ihren Zimmern.

Die Häuser sind größtentheils an sanften Abhängen gebaut; die Stockwerke sind nicht aufeinander gethürmt, sondern man wohnte unten und oben auf ebener Erde.

Wenn man in die Thürz tritt, kömmt man zuerst auf einen Hof, der im Vieck gebaut, und mit einem Säulengange umgeben ist.

Alles scheint darauf eingerichtet, daß man sich, auch innerhalb seiner Wohnung, des milden Klima

Unter den bedeckten Gängen sind unmittelbar die Eingänge in die Zimmer, welche rund umher liegen, und ihre Erleuchtung mehrentheils durch die Thüre selbst haben, die daher gewöhnlicher Weise eröfnet seyn mußte.

Im Winter erwärmte ein Kohlenbecken die Zimmer, wie es in den italienischen Stuben noch itzt der Brauch ist.

Die Fußböden der Zimmer sind gröstentheils von Mosaik. In dem einen Hause liest man beim Eintritt über die Schwelle mit schwarzen Marmorstiften auf dem weißen Grunde, das Wort Salve, eingelegt.

Alles hat gleich ein wirthbares und vertrauliches Ansehen, wenn man in den kleinen Hof, mit dem bedeckten Säulengange tritt, in dessen Mitte gemeiniglich ein Wasserbehälter ist, und an dessen Seite die Eingänge zu den Wohnzimmern mit einem Blick zu übersehen sind.

weggebracht, und in den Muſeum zu Portici aufgeſtellt.

Nichts iſt einladender und reizender, als die bedeutungsvollen, der Beſtimmung der einzelnen Zimmer ganz angemeſſenen Verzierungen, welche man noch häufig findet.

Ueber dem Brunnen ruht ein Flußgott, und Nymphen zu beiden Seiten gießen Waſſer aus ihren Muſcheln; in der Küche iſt ein Opfer des Aeskulap abgebildet, um deſſen Altar ſich eine Schlange windet; in dem Putzzimmer beſchäftigen ſich die Grazien mit dem Kopfputz der Liebesgöttin; und in dem Schlafzimmer ruht Venus in den Armen des Adonis.

Die übrige Mahlerei in den Zimmern beſteht aus Arabesken, die aber durch ein reizendes Köpfchen in ihrer Mitte, oder durch irgend eine mythologiſche Darſtellung in einem Medaillon, im-

Die Altäre der Alten.

Die Altäre, die man den Göttern weihte, schmückte man jedesmal, ehe man opferte, mit Zweigen von dem Baume, welcher der Gottheit, der man das Opfer brachte, vorzüglich heilig war. Wodurch man viele reizende Ideen aus der wirklichen Welt auf einmal vor die Einbildungskraft brachte.

So schmückte man den Altar des Apollo mit Lorbeerzweigen, welche den Helden und den Dichter krönen; mit Myrthen den Altar der Venus, und den Altar der Minerva mit Zweigen von dem

fand man den Göttern geweihte Altäre. Freundschaftsbündnisse, Aussöhnungen und Heirathen wurden bei diesen Altären geschlossen und versiegelt, indem man bei den feierlichen Versprechen, das man that, mit der Hand den Altar berührte, und die Gottheit, der er geweiht war, zum Zeugen rief. So mußten obrigkeitliche Personen ihren Eid ablegen, indem sie den Altar der Themis berührten.

Das Wahre wurde auf die Weise mit dem Sinnbildlichen stets verknüpft, und man kann daher sagen, daß die Religion der Alten, im eigentlichen Sinne, eine Religion der Einbildungskraft war.

Von den marmornen Altären selber kann man sich einen sehr deutlichen Begriff machen, weil sich eine große Anzahl davon unter den Resten des Alterthums erhalten hat, und weil man sie auch

ſich auf die Verehrung der Gottheit beziehen, welcher der Altar geweiht iſt.

Die einfachſten Verzierungen an den Altären aber, und die man am häufigſten findet, ſind eine Opferſchaale und ein Opfermeſſer in Basreliefs an den Seiten des Altars, deſſen Beſtimmung dadurch auf die ſimpelſte Art bezeichnet, und durch dies einfache Symbol gleichſam dem Auge erklärt wurde.

Auch die Guirlanden und andere Zierrathen, womit man die Altäre ſchmückte, findet man auf vielen der alten Denkmäler dieſer Art in den Marmor ſelbſt ausgehauen. Es war das erſte Geſchäft der bildenden Kunſt, die zufälligen Zierrathen, an dem Gegenſtande ſelber bleibend darzuſtellen, und als weſentlich damit zu verknüpfen.

Die Tempel der Alten.

Die Tempel der Götter bei den Alten waren zum Theil schon durch den Ort bezeichnend, wo sie standen. Die Schutzgötter der Städte hatten gewöhnlich auf den höchsten Anhöhen, wo man die Stadt übersehen konnte, ihre Tempel; Apoll und Bachus bei den Schauplätzen; Herkules bei der Rennbahn und bei den Kampfplätzen, wo die Körperkraft sich zeigte; die Tempel des Vulkans und der Bellona mußten eigentlich vor der Stadt gebauet seyn, in so fern man es für Unglück bedeutend hielt, Krieg und Feuersbrunst innerhalb der Mauren durch diese Tempel zu bezeichnen.

Diese Tempel, welche allenthalben die Blicke auf sich zogen, luden zu feierlichen Spielen und

Wettkämpfen, zu Siegen und Triumphen, zur Vertheidigung des Vaterlandes und zugleich zum frohen Genuß des Lebens ein.

Sie ragten mitten aus den öffentlichen Lebensscenen empor, die dadurch geweiht, und an die religiösen Gebräuche angeschlossen wurden.

Die Bildſäulen der Götter.

In dem ſchönen Alterthum waren die Bildſäulen der Götter dasjenige, was wegen des Ausdrucks von Hoheit und Würde in der veredelten Menſchenbildung am ſtärkſten die Aufmerkſamkeit auf ſich heften muſte; weil in den Götteridealen die erhöhte Jugendſtärke, Körperkraft und Schönheit im Grunde ſich ſelber wiederfand, und die Menſchheit eigentlich nur das Gepräge ihrer eignen Bildung in den Göttergeſtalten ehrte.

Wo dieſe Bildſäulen ſtanden, in Häuſern, in Tempeln, auf dem Felde, oder am Wege, da waren ſie bezeichnend und bedeutend, indem ſie durch ihren Anblick an irgend eine Wohlthat der Natur, an irgend einen Genuß des Lebens, oder

an irgend einen der Vorzüge des Menschen erinnerten; und auf die Weise zu ausdruckvollen Symbolen wurden, woran eine Anzahl schöner Nebenideen sich reihen konnten, die alle auf das wirkliche Leben und den Genuß desselben einen unmittelbaren Bezug hatten.

Die Haine der Götter.

Dies waren die älteſten Tempel, welche der Natur gleichſam am nächſten lagen. An den Bäumen waren Hirſchgeweihe, Bärenhäute, und Bogen und Pfeile der Diana zu Ehren aufgehängt; und an feſtlichen Tagen ſchmückte man die Haine mit Blumenkränzen aus.

Es wurde für einen Kirchenraub gehalten, wenn jemand irgend einen Baum in einem heiligen Haine zu beſchädigen wagte; ſo daß ſogar Gebete und Opfer vorher angeſtellt wurden, wenn die Aeſte nothwendig mußten behauen werden.

Dieſe in die heiligen Gebräuche verwebte Ehrfurcht gegen das Lebloſe, hat an ſich ſelber

ſchen etwas Schönes und Anziehendes; es iſt, als ob das Band zwiſchen dem Menſchen und der umgebenden Natur dadurch gleichſam enger geſchlungen würde.

Die Kampfspiele im Cirkus.

Die Kampfspiele im Cirkus wurden durch einen religiösen Aufzug vorbereitet, worinn sich alles vereinigte, was nur irgend durch sinnbildlichen Ausdruck von Hoheit und Würde auf die Gemüther der Sterblichen wirken kann.

Durch einen solchen Aufzug wurde die Verehrung aller übrigen Götter, in das Fest, welches man einer besondern Gottheit zu Ehren feierte, mit eingeschlossen, und ihre Bildsäulen im Pomp mit aufgeführt. Die majestätische Folge des ganzen Götterchores bildete vor den Augen des Volks ein bewegliches Pantheon.

Voran wurde eine geflügelte Victoria mit einem Palmzweige in der einen, und einem Kranze in

der andern Hand, getragen. Denn es ist die Siegesgöttin, welche bei jedem Kampf, sey's Treffen oder Spiel, den Vorsitz hat.

Dann folgten die hohen Schutzgottheiten Roms. Jupiters Bildsäule mit dem Blitz bewaffnet, Juno mit dem majestätischen Pfau, Minerva mit Helm und Spieß, und dann nach der Reihe die Bildsäulen der übrigen Gottheiten.

Geschmückte Knaben leiteten die zum Wettrennen bestimmten Pferde, welche zu dem Feste gleichsam geweihet waren. — Dann folgte der Zug der obrigkeitlichen Personen, der Senat und die Söhne der Ritter. — Hierauf die Fechter und Ringer, und die Chöre von Sängern, wovon das erste aus Männern, das zweite aus Jünglingen, und das dritte aus Kindern bestand; nebst den Pfeiffern und Cytherspielern, an welche sich ein Haufe aus dem Volke in allerlei Verkleidungen muthwillig scherzend anschloß. Dann kamen die Priester, welchen ihre Gehilfe das Opfergeräthe nachtrugen,

und endlich die Opferschlächter mit den bekränzten Opferthieren. —

Es mischte sich nichts Strenges, nichts Düsteres in diese Feierlichkeit. — Die Bildsäulen der Götter selber waren schön, und durch dieselben und ihre Attribute, wurde Hoheit, Macht und Würde auf mannichfaltige Weise sinnbildlich ausgedrückt.

Die tanzenden Männer, Jünglinge und Knaben, welche auf eine natürliche und ungesuchte Weise das fortschreitende Alter bezeichneten, boten den Augen ein eben so schönes als bedeutendes Schauspiel dar. Das Opfergeräthe selbst, welches nachgetragen wurde, die Rauchpfannen, Opfertische und Dreifüße, machten einen schönen und mahlerischen Anblick; und die bekränzten Opferthiere vollendeten gleichsam das Gemählde, welches dieser Zug in der Einbildungskraft zurückließ.

Das Ganze zusammengenommen, war ein majestätisches Bild des immer fortschreitenden Lebens, mit seinen abwechselnden ernsten und komischen Sce-

nen. Nichts war darin ungöttlich, nichts wurde ausgeschlossen, was frohen Lebensgenuß gewährt, und Scherz und Lachen schloß sich in dem schönen Zuge mit an.

Die

Die Verzierungen der Peterskirche in Rom.

Was zuerst beim Eintritt in die Peterskirche den Eindruck von Gröſse vermindert, iſt der Glanz und die Reinlichkeit, welche einem von allen Seiten, wie aus einem geſchmückten Wohnzimmer entgegen ſtrahlet; hier erſcheint einem nichts Wüſtes und unerreichbar Hohes, die Nettigkeit und Sauberkeit ſelber bringt der Einbildungskraft alles ſo nahe, als ob man es mit Händen greifen und faſſen könnte.

Auch durchſchauet man alles mit einem einzigen Blicke: nichts Winklichtes und Verborgenes

läßt die Einbildungskraft weiter schreiten, als das Auge siehet; darum scheint auch bei dem ungeheuren Umfange, alles so beschränkt und nahe aneinander, als ob man von den Wänden eines angenehmen warmen Zimmers eingeschlossen würde.

Kurz, einem ist wohl bei diesem Anblicke; die Höhe, Breite und Länge dieses ungeheuren Gebäudes macht nichts weniger, als einen schauerlichen Eindruck; man fühlt sich in dieser Weite gar nicht, wie verlohren, sondern von allen Seiten bequem und gemächlich eingeschlossen.

Statt daß in dem gothischen Dome alles darauf angelegt ist, daß die Höhe furchtbar, die Weite wie eine Wüste erscheine, und das Ganze Schauer und Bewunderung erregen, so ist hier alles darauf angelegt, bei dem erstaunlichsten Umfange, dennoch die Idee des Angenehmen, Bequemen und Wohnbaren zu erregen. Bei dem gothischen Gebäude soll das Haus einer Felsenmasse, hier soll die Felsenmasse dem Hause ähnlich sehen.

Statt daß man dort durch die ungeheuren Verhältnisse gezwungen wird, mit einer Art von

Entſetzen empor zu ſchauen, und der Geiſt ſich unter der Maſſe gleichſam erdrückt fühlt, fühlt man ſich hier durch einen ſanften Zug emporgehoben, weil das Ebenmaaß der Verhältniſſe, die man erblickt, mit dem Geiſte des Menſchen harmonirend und ſein eignes Werk iſt, worinn er ſich allenthalben wieder erkennt und wieder findet, da er in dem gothiſchen Gebäude mit einer Art von wilder Schwärmerei ſich ſelber in ſchauervollen Labyrinthen zu verlieren ſucht.

Hier blickt das Auge gleich beim Eintritt zu der ſchön gewölbten Decke empor, die mit ihrer geſchmackvollen Verwölbung ſich ſanft dem Blicke entgegen zu ſenken ſcheinet.

In der Mitte erhebt ſich die Wölbung der Kuppel, welche auf dem Erdboden nicht ihres Gleichen hat, und demohngeachtet nichts weniger als einen furchtbaren Eindruck macht, ſondern das Auge allmählig, durch ihre ſanfte Krümmung bis zu ihrem Schlußpunkt in die Höhe zieht.

Unter dieser schönen Wölbung steht der zierlich geschmückte Hochaltar unter dem vergoldeten Baldachin, welcher auf vier gewundenen bronzenen Säulen ruhet, und selbst die Höhe eines ansehnlichen Gebäudes hat, ob er gleich dem Auge nur wie eine bloße Zierde erscheint.

Das schönste von der Peterskirche aber bleibt immer der Eindruck des Ganzen, wenn man seine Augen nicht auf Kleinigkeiten heftet, und sich durch die überflüßige Pracht und Verzierungen der einzelnen Theile nicht irren läßt. Denn so gewaltig ist der Eindruck dieses Ganzen, daß wenn man nur seine Augen darauf heftet, alle das Kleinliche und Spielende verschwindet, womit eine kindische Ehrfurcht es auszuschmücken suchte.

Verzierungen
an den
Marmorsärgen der Alten.

In einem Zimmer des Kapitoliums in Rom befinden sich eine Anzahl antiker Marmorsärge, an welchen sich die schöne Vorstellungsart der Alten in den reizendsten Bildern darstellt.

Die Amazonenschlacht.

Auf dem einen dieser Särge, von parischem Marmor, ist eine Amazonenschlacht abgebildet. — Auf der Fronte des Deckels sieht man weinende Amazonen und andere, deren Arme gebunden sind.

Unter den Gebeinen in diesem Sarge fand man versteinerten Balsam, und einen kleinen gold-

nen Ring mit Edelgesteinen besetzt. Scheinen nicht jene Sinnbilder auf das Grabmal einer Heldin zu deuten, die vielleicht, wie Zenobia, selbst ins Treffen ging, und als ein Opfer ihres Heldenmuthes fiel, den die bildende Kunst in dem Marmor verewigte?

Der umgestürzte Terminus.

Auf einem andern Sarge ist die Zeit abgebildet, welche die Hülle eines erblaßten Jünglings umfaßt. —

Ein Terminus hinter ihr ist zu Boden gestürzt. —

Diana mit der Fackel, von einem Liebesgott begleitet, steigt vom Wagen, um ihren Endymion zu suchen. —

Unter diesem schönen Symbol pflegten die Alten häufig den Tod des Jünglings anzudeuten. —

In dem Deckel des Sarges sind drei kleine Oefnungen, in welche man wahrscheinlich bei dem Todtenopfer den heiligen Wein ausgoß.

Prometheus.

Diesem Sarge gegenüber steht ein anderer, wo auf der rechten Seite die Sonne auf ihrem Wagen emporsteigt, und auf der linken sich niedersenkt, wo Diana, als die Göttin der Nacht, verweilt. —

Prometheus bildet den Menschen aus Thon; Minerva steht ihm bei, und setzt dem Neugebildeten einen Schmetterling aufs Haupt, um gleichsam den Geist ihm einzuflößen. —

Nach oben zu ist eine Gestalt, die alles genau zu beobachten, und das Schicksal des Neuerschaffenen zu überdenken scheint.

Amor und Psyche umarmen sich, um auf die Vereinigung der Seele und des Körpers anzuspielen.

Die Elemente unter ihren Symbolen, fachen das Leben an, und erhalten es während seiner kurzen Dauer. —

Nun aber ruht schon unter dem Wagen der Diana die Hülle des neugebildeten Menschen, und der Schmetterling flieht von ihm: ein Genius mit

der umgekehrten Fackel und den Kranz in der andern Hand, blickt traurig zur Erde nieder. —

Die Seele, in Gestalt der Psyche, wird vom Merkur nach Elysium geleitet; und Prometheus, an dessen Leber der Geier nagt, büßt nun für seine Schöpfung des hinfälligen Menschen. —

Auf dem Deckel ruht ein Jüngling, wie im sanften Schlummer, mit zwei Mohnkugeln in der Hand. —

Ein Knabe hält eine Frucht in der einen und einen kleinen Vogel in der andern Hand. —

Man schreibt gern diesen Sarg dem schönen Diadumenianus, einem Sohne des Kaisers Makrinus zu, der in seinem zwölften Jahre mit seinem Vater ums Leben kam.

Die neun Musen.

Auf noch einem andern Sarge sind in den reitzendsten Stellungen die neun Musen abgebildet — auf der einen Seite ist Sokrates sitzend, und vor ihm eine verschleierte Frau, auf einen

niedrigen Säulenschaft gestützt, die mit ihm zu philosophiren scheint.

Auf der andern Seite ist Homer sitzend abgebildet, und vor ihm eine unverschleierte Frau, die ihm ein Volumen überreicht.

Der Deckel ist, gleichsam um den Ernst zu mildern, mit scherzenden Abbildungen von Meerungeheuern, Nereiden u. s. w. rund umgeben. —

Man fand diese Urne drei Meilen von Rom, auf dem Wege nach Ostia.

Konnten wohl schönere Symbole den Sarg eines Weisen, eines Redners oder Dichters zieren? —

Diana und Endymion.

Auf dem letzten Sarge steigt Diana von ihrem Wagen, um den schlafenden Endymion zu besuchen; Morpheus, Amoretten und Genien, Hirten und Heerden sind umher. —

Den Deckel zieren fünf abgetheilte Basreliefs.

Auf dem ersten sieht man zwei Parzen, die den Lebensfaden spinnen, und Lacheſis, die ihn abschneidet.

Auf dem zweiten Telesphorus, den Gott der Wiedergenesung.

Auf dem dritten, Pluto und Proserpina, mit dem Cerberus zu ihren Füßen.

Auf dem vierten, Merkur, welcher die Seelen zur Unterwelt geleitet.

Auf dem fünften, Mann und Frau sich umarmend, und auf einem Ruhebette sitzend; einen Hund zu ihren Füßen.

Ein Leichenstein.

Bei der Thür steht ein schöner Leichenstein, auf welchem sich zwei runde Höhlungen befinden, welche die Aschentöpfe des liebenden Ehepaars in sich faßten, dessen die Inschrift erwähnt. —

Mit angenehmen Schauer betrat ich jedesmal dieses Zimmer, welches nach Jahrtausenden noch das heilige Andenken der Todten in schönen Symbolen aufbewahrt, und auf die süßeste Art mit den Bildern des Todes uns vertraut macht. —

Marmornes Grabmaal

zum Andenken

des seligen

Grafen von der Mark

auf

Sr. Königl. Majestät von Preußen

allerhöchsten Befehl

auf der Neustadt in der Dorotheenkirche zu Berlin errichtet,

von

G. Schadow

Königl. Hofbildhauer und Rector der Akademie der schönen Künste.

(Von diesem Kunstwerke hat der Kurfürstl. Pfalzbaierische Hofkupferstecher Herr Sintzenich einen vortreflichen Stich in schwarzer Kunst geliefert.)

Auf einem marmornen Sarkophag ist der junge Graf in einer ruhenden Stellung abgebildet. Die Brust scheint athmend, und die Stärke und Fülle seiner Glieder zei Leben an. Der Künstler hätte zu viele Schönheit aufopfern müssen, wenn er die gänzliche Erschlaffung im Tode hätte darstellen wol-

len. Zu seinem Haupte liegt ein Helm; das Schwerdt entsinkt der Rechten. Beides eine Anspielung auf seine Neigung zu einer kriegerischen Laufbahn. Die reich gestickten Schuhe, und die Decke, welche über den Sarg herunter fällt, bezeichnen den hohen Stand des entschlafenen Jünglings.

Der Sarg im antiken Geschmack von Schlesischen Freiburger Marmor, ruht frei auf leichten Füßen auf zwei Staffeln erhoben. Die halberhabene Arbeit darauf ist von Karrarischen Marmor inkrustirt, und stellt den Augenblick vor, wie die Göttin Minerva den Jüngling in ihre Schule der Künste und Wissenschaften aufnehmen wollte, und die Zeit ihn ihr entreißt, er sträubt sich, die Zeit aber zeigt den unterirrdischen Weg, den die abgeschiedenen Seelen nehmen müssen; auf einem dabei liegenden Schilde ist das gräfliche Wapen.

Auf der rechten Seite des Sarges ist der Tod, wie ihn die Griechen abgebildet, dargestellt, ein Jüngling mit erloschner Fackel, er hält einen Kranz von Rosen, worin man einen Schmetterling bemerkt, unter welchem sich die Alten die Seele dachten.

Auf der linken Seite sieht man des Todes Bruder, Morpheus, oder den Schlaf; man erkennt ihn an dem Sinnbilde des Schlafs, der Mohnstaude, welche zu seinen Füßen hervorkeimt, sein Haupt ist mit Mohnblumen gekränzt.

Oben sieht man in einer Nische die drei Parzen: Lacheſis hält das Buch des Verhängnisses, und scheint den Augenblick bestimmt zu haben, wo Atropos den Faden zerreißen soll. Klotho, die ihn gesponnen, sucht die Atropos abzuhalten. Das Zerreißen des Fadens deutet auf die Hinwegrafſung in der Blüthe der Jugend, da nicht Alter oder Schwäche die Schuld des Todes sind. Man findet eine ähnliche Vorstellung in einem kleinen Bilde auf dem hiesigen alten Schlosse von Michel Angelo, dessen Geschmack in der Bekleidung seiner berühmten Sybillen in der Sixtinischen Kapelle, der Künstler nachzuahmen gesucht hat, weil die Parzen in Ansehung des Hohen und Geheimnißvollen mit jenen Wesen etwas Aehnliches haben.

Alle hieran verfertigte Bildhauer Arbeit, so wie auch die Guirlande von Eichenlaub, sind von

Karrarischen Marmor. Die Stufen und der ganze Corps d'Architekture ist von Schlesischem Kaufungischer Marmor, der röthlich aussieht. Die Fugen der Stücke sind alle symmetrisch gewählt. Das Frontispice ist von Schlesischem dunkelblauen Freiburger Marmor. Die Nische ist aus Priborner Marmor, woran jedoch die obere Schaale ein wegen seiner Grösse und Güte besonders schätzbares Stück Marmor ist.

Auf einer Tafel von schwarzem Brabanter Marmor befindet sich folgende Inschrift vom Hrn. Professor Ramler.

FRID. GUILIEL. MAURIT. ALEXANDER. MARCH. COMES.
NAT. D. IV. JAN. MDCCLXXIX.
DENAT. D. I. AUG. MDCCLXXXVII.
PARENTIS PROSECUTUS LACRIMIS
EGREGIIS VIRTUTIBUS ORNATUS
ARTIBUS INGENUIS MATURE INSTRUCTUS
AD ALTIORA SE CONTULIT STUDIA
COLLITUM CHORIS IMMIXTUS.

Friedrich Wilhelm Moritz Alexander
Graf von der Mark.
Gebohren den 4ten Januar 1779.
Gestorben den 1. Aug. 1787.
Beweint von Vaterthränen,
Geschmückt mit Seelenadel
Früh sich den edlen Künsten weihend,
Trat er die höhere Laufbahn an,
Dem Chore der Himmlischen zugesellt.

Gewand und Faltenwurf.

Apollo Musagetes

(im Vatikan in Rom.)

Dieser weibliche Apollo ist Harmonie und Wohllaut in seiner ganzen Stellung. —

Seine Körperbiegung ist nach vorwärts, und sein Gewand wird von dem Hauch der Luft sanft zurückgeweht. — Je länger man dies Gewand betrachtet, desto harmonischer scheinen seine Falten sich zu werfen, und gleichsam in das tönende Saitenspiel zu rauschen. — Der Mantel über dem Leibrocke vermehrt die Würde und Fülle des Ganzen.

Die schrägen Parallellinien, in welchen die Falten sich zurückbiegen, und nach unten zu wieder

der vorwärts treten, geben einen anſchaulichen Begriff von der Einheit des Mannichfaltigen, welcher macht, daß die Harmonie der Tonkunſt ſelber in dieſer Figur verkörpert zu ſeyn ſcheint. —

Auch der Ausdruck in der Miene iſt wie auf erhabene Töne horchend — und der Schluß an dem Lorbeerkranze um das Haupt vollendet das Ganze in Eines, und macht gleichſam das Vollendete dieſer Bildung aus, in welcher alles muſikaliſche Bewegung iſt.

Denn ſelbſt die Linie, in welcher der Arm ſich emporhebt, und der Fuß vorwärts tritt; bezeichnet Takt und Rhytmus, und Ruhe und Ernſt im Blick bezeichnen göttliche Hoheit.

Die tragiſche Muſe. —

(im Vatikan in Rom.)

Die tragiſche Muſe tritt majeſtätiſch und ernſt einher — ihr Gewand iſt unter dem Buſen gegürtet, und ſinkt über das durchſchimmernde Knie herab. —

Sie hält die tragische Larve in der rechten Hand, und deutet mit der linken gleichsam den Fall des Edlen an. —

Wie kömmt es, daß die Falten im Gewande einen so unwiderstehlichen Reiz für das Auge, oder vielmehr für die Einbildungskraft haben? — Ist es etwa, weil sie eine gewisse Fülle und Ueberfluß bezeichnen, welche der unterliegenden Bildung gleichsam freien Spielraum läßt? — oder weil durch das Auge die Seele beschäftiget wird, die Zweck und weise Anordnung selbst in dem bemerkt, was sonst ein bloßes Spiel des Zufalls ist? —

Daß gerade in dieser Stellung das Gewand so und nicht anders fallen mußte, und daß Erhabenheit und Würde nicht nur durch den Körper und seine Stellung, sondern auch durch das Gewand, das ihn umhüllt, hervorschimmert, ist ein hoher Triumph der Kunst, die auch in dem zufällig scheinenden Faltenwurf die schaffende Natur nachahmet.

Beschreibung
eines
neuen Gesellschaftssaals

in der ehemaligen Wohnung des Königl. Staatsministers Freiherrn von Heinitz

im

Dorvilleschen Hause

zu Berlin

von

Johann Christian Genelli,

Architekt. *)

— — αἱ μῦσαι χρυσαμπυκες — —
Ἐννέα τῆσιν ἀδὸν Θαλίαι καὶ τέρψις ἀοιδῆς.

HESIOD. THEOGONIA. V. 915. 916.

Wenn der Architekt verzieren will, so muß er zu den andern bildenden Künsten seine Zuflucht nehmen. Denn die Architektur bietet nur todte Gegenstände dar, die blos dann ineressiren, wenn

---

*) Diese Beschreibung ist von dem Architekten Herrn Genelli selbst verfertigt.

ſie in ihrer Anordnung weſentlich ſind. Will er dieſe beleben, ſo muß er Sachen anbringen, die Geiſt und Herz beſchäftigen können: Geſchichten, Sinnbilder, poetiſche Fictionen; oder doch Darſtellungen aus der überall belebten Natur. Dies ſind Zierrathen für die Architektur: Säulen und Gebälke müſſen da nützlich ſcheinen, wo ſie hingeordnet ſind; und können zierlich, aber nicht Zierrath ſeyn.

Dem gemäß, werden hier nur die poetiſchen Bilder dieſes Saales erkläret, weil die Architektur deſſelben, die nur der Symmetrie des Raumes, der bequemen Eintheilung wegen, und gleichſam als Gerüſt zu jenen angebracht iſt, keiner Erklärung bedarf. Nur dieß ſey beiläufig angemerkt, daß ſie, nach Erforderniß des Ortes und weil ſie nur in Farben ausgeführt werden ſollte, ſehr leicht und flach angegeben iſt. In einem Raume, wo die vier Wände hinreichend zu Stützung der Decke ſind, freies Säulenwerk anbringen, oder gar die Wände durchbrechen, um dieſen Stützen Platz zu verſchaffen, wäre ungereimt und über-

füßig, und würde in ſo engem Raume plump ausfallen; um ſo mehr, da dergleichen Gegenſtände in der Mahlerei nur Einen Geſichtspunkt verſtatten, außer welchem bloße Verwirrung erſcheint, die durch keinen andern Reiz vergütet wird.

Die Muſen, die, wie Heſiod ſagt, fröhliche Gelage, und das Vergnügen des Geſanges lieben, ſind die erſten Vorſtellungen in dieſem Saale. Sie ſind ſitzend in Niſchen, zu welchen die Geſtalt des Fenſters die Veranlaſſung gab, oben herum geordnet, wo ſie von ihrer Höhe die Ausſicht über den Saal führen, und die Verſammlung unter ihren göttlichen Schutz nehmen. Weil aber, nach der Einrichtung des Saals, eilf ſolcher Niſchen angebracht werden mußten: ſo iſt der Chor der neun Helikoniſchen Schweſtern mit ihrer gemeinſchaftlichen Mutter Mnemoſyne, und Apollo, dem Herrſcher, vermehrt worden; und zwar ſo, daß Phöbus Apollo, der mit dem harmoniſchen Klange ſeines Pſalters den Tanz der Sphären leitet, und den Menſchen Heil und Gedeihen bringt, grade dem Fenſter gegenüber, von ſeinem Sitze h[illegible]

gleichsam den ganzen Saal beherrschet. An den Seitenwänden ist Mnemosyne die erste, wenn man in den Saal tritt; und dann folgen ihre Töchter in der Ordnung, wie sie Hesiodus anführt.

Ob sie gleich alle in ruhiger Stellung sind, so hat man doch gesucht, durch Gestalt und Geberde ihre Charaktere auszudrücken; wozu noch die Wahl der Farben in ihren Gewändern kömmt, welche von den Herkulanischen Musen entlehnt sind, außer die der Euterpe, welche unter diesen verloschen, und der Mnemosyne, die unter den benannten Bildern nicht befindlich ist.

Apollo, der stets Blühende, sitzt, auf seine Leier gestützt, bald in grünes Gewand gehüllt, und mit Lorbeern gekränzt. Mnemosyne, das Gedächtniß oder die Denkkraft, Mutter der Erfindungen, der Musen, Tochter des Himmels, und der ältern Gottheiten eine, sitzt in nachdenkender Stellung mit himmelblauem Kleide; sie ist in einen weißen Mantel ganz eingehüllt, hat das Haupt mit dem goldnen Diademe geschmückt; und wie Apollo Sohlen unter den Füßen. Klio, die Ruhm-

volle, Muſe der Geſchichte: ſitzt nachläßig, in einem Volumen leſend; ſie hat ein violettes Kleid, und einen dunkelrothen Mantel, das Haupt mit Lorbeern gekränzt, und iſt barfuß. Euterpe, die Ergötzende, Muſe der Tonkunſt: müßig ſitzend mit übergeſchlagenen Beinen, und ihre Flöten in den Händen; in gelbem Kleide und karmeſinrothen Mantel, und mit Epheu bekränzt. Thalia, die Fröhliche, Muſe der Komödie: in der einen Hand eine komiſche Maske, die ſie betrachtet, in der andern einen Hirtenſtab; in grünem Kleide mit rothem Mantel, und das Haupt mit Lorbeern bekränzt. Melpomene, die Melodiſche, Muſe der Tragödie: mit der tragiſchen Maske und einer Keule; hat ein blaues Kleid und rothen Mantel, eine goldne Kopfbinde und einen Lorbeerkranz, goldne Armbänder und einen Kothurn unter dem rechten Fuß. Terpſichore, die Freundin des Tanzes: auf der Leier ſpielend; ihr Kleid ſpielt in zwei Farben, himmelblau und hellroth, und der Mantel iſt blau; ſie iſt bekränzt, und hat Sohlen unter den Füßen. Erato, die Sängerin der

Liede: den Psalter schlagend; in rosenrothem Kleide und Mayengrünem Mantel, und mit Myrthen bekränzt. Polymnia, die Gedächtnißreiche, Muse der Fabel: den rechten Zeigefinger auf den Mund legend, zum Zeichen des verdeckten Verstandes in ihren Gesängen; in grünem Kleide und blauem Mantel, einen Lorbeerkranz auf dem Haupte, und Sohlen an den Füßen. Urania, die Himmlische, die in den Sternen wandelt, mit der Himmelskugel; in blauem Kleide und gelbem Mantel; sie hat Schuhe an, und einen Lorbeerkranz. Kalliope, mit schöner Stimme, die Sängerin der Helden: leicht geschürzt, mit grünem Rock und weißem Mantel, einem Epheukranze, rother Kopfbinde, Ohrringen, Armbändern am Oberarm, und Sohlen an den Füßen; sie hält ein zusammengerolltes Volumen in der Rechten. Diese, sagt Hesiod, ist die vortreflichste: denn sie begleitet Herrscher und Helden, und bringt ihre Thaten auf die Nachwelt — und hier schließet sie den blühenden Kreis.

Außer der einer jeden zukommenden Charakteriſtik ſind noch auf den Sockeln, worauf ſie ſtehen, ihre griechiſchen Titul angebracht, die, inſofern ſie bei den Herkulaniſchen Muſen angezeiget ſind, nach dieſen abgeſchrieben worden; zu den übrigen hat man ähnliche hinzugefügt. Sie ſind folgendermaßen zu ergänzen. ΦΟΙΒΟΣ. ΑΠΟΛΛΩΝ: *Phoibus Apollón* — ΜΝΕΜΟΣΥΝΗ. ΑΙΔΟΙΗ: *Mnemoſyne aidoie:* die Ehrwürdige — ΚΛΕΙΩ. ΙΣΤΟΡΙΑΝ; *Kleió historian:* die Geſchichte — ΕΥΤΕΡΠΗ. ΑΥΛΟΙΝ: *Eyterpe auloin:* die Flöten — ΘΑΛΕΙΑ. ΚΟΜΩΙΔΙΑΝ: *Thaleia komoidian:* die Komödie — ΜΕΛΠΟΜΕΝΗ. ΤΡΑΤΩΙΔΙΑΝ: *Melpomene Tragoidian:* die Tragödie — ΤΕΡΨΙΧΟΡΗ. ΛΥΡΑΝ: *Terpsichore lyran:* die Leier — ΕΡΑΤΩ. ΨΑΛΤΡΙΑΝ: *Erato pſaltrian:* der Pſalter — ΠΟΛΥΜΝΙΑ. ΜΥΘΟΥΣ: *Polymnia mythus:* die Fabeln — ΟΥΡΑΝΙΗ. ΑΣΤΡΑ: *Uranie aſtra:* die Sterne — und ΚΑΛΛΙΟΠΗ. ΠΟΙΗΜΑ: *Kalliope poiema:* das Gedicht.

Unter diesen Nischen bleiben durch die Art der Anordnung nur noch neun Felder: denn eine derselben kömmt über den Kamin, eine andre über den großen Spiegel, der zwischen beiden Thüren angebracht ist. So wie die obern Musen ihren heiligen Schutz über den Saal ausbreiten, und der Versammlung ihre erfreulichen Gaben, Ergötzung des Geistes, und die sanft vergleichende Rede, welche die Menschen in Liebe vereint, und muntre Scherze verleihen: also sollten in diesen untern Feldern mehr für den Sinn reitzende Bilder angebracht werden, die den Menschen auch an sein obstisches Dasein erinnern, und ihn zum fröhlichen Genuß desselben auffordern. Hiezu ward das Bild des Komus gewählt, des Gottes der Gaßereien, der Luft und Fröhlichkeit; unter dessen schwärmenden Tanze des Lebens lachendere Seite geschildert wird.

Dem Unbefangenen, unbekannt mit Kummer und Druck, der des Neides Zahn nie fühlte, jeden gegenwärtigen Augenblick genoß, und den künftigen stets mit neuen Freuden herannahen sah;

dem lacht die gesegnete Natur; dem ist das Leben ein jauchzender Tanz auf blumiger Aue. Aber wenn er angefeindet, dem Kummer und Druck unterliegt, die Gegenwart entrückt, die Zukunft ohne Hoffnung sieht; dann erst schilt der Mensch galsüchtig die Natur und sein Daseyn. Doch letztere Darstellung durfte hier keinen Platz finden.

Es ist demnach in fortschreitenden Bildern auf dunklem Grunde, die, wie die der Musen, bei der Thür anfangen, unter dem Tanze des Komus der fröhliche Gang des Lebens geschildert. Man fängt an mit der Vorbereitung zu diesem Tanze; und schließt mit der Ermüdung und Ruhe nach selbigem. In dem ersten Gemählde bindet sich der Gott die Sohlen unter; im zweiten windet er sich einen Kranz; im dritten zündet er seine Fackel an; im vierten füllt er sich die Schaale; im fünften tanzt er, diese in der Hand; im sechsten leert er sie tanzend; im siebenden schwärmt er Bacchisch, hoch die Fackel schwingend; im achten taumelt er nur noch ermüdet, und läßt die Fackel sinken; und im neunten ruht er mit übergeschla-

genen Beinen, auf die ausgelöschte Fackel gestützt. Herder führt aus dem Philostrat einen ähnlichen ruhenden Komus an; *) und wer fühlt hierbei nicht sogleich das Bild des sanften Entschlafens nach einem schönen genußreichen Leben? Vielleicht, dies sei im Vorbeigehen gesagt, stellen ähnliche Genien auf Römischen Grabmählern oft nichts als diesen ruhenden Komus vor. In der Anwandlung des Schlafs scheint er, wie auch Philostrat es angiebt, zu vergessen, was er in den Händen hält, und öffnet sie. Daß man ihm aber einen Schmetterling auf den Kranz gesetzt, den er in der Linken hält, soll ihn nicht zum Todesgenius umbilden; soll nur den Verstand an dies sanfte Gleichniß erinnern, daß eine Reihe von Aufmunterungen zur Freude so passlich zu schließen scheint.

Noch befinden sich zwei Gottheiten in dieser Gesellschaft, die aber nur als Nebenbegriffe zu betrachten sind; da sie zwar mit obigen verwandt sind, doch aber in die wesentliche Verbindung je-

*) In der Abhandlung: wie die Alten den Tod gebildet, im zweiten Brief.

ner ersten Begriffe nicht eigentlich hingehören. Die erste ist Amor, der in der Musen Nachbarschaft wohnt. In dem mittlern Basrelief ist: dem Spiegel ist er vorgestellt auf der Flöte spielend, und um ihn tanzen sieben Genien im Kreise; eine Anspielung auf die Pythagoräische Harmonie der Sphären. Ueber der wirklichen Thüre reitet er im Triumph auf einem Löwen, die Leier in der Hand; und ihn begleiten seine Gespielen mit den erbeuteten Waffen der mächtigen Götter. Es drückt seine Macht aus, die stolzesten Gemüther zu bändigen; und entspricht jenem griechischen Epigramm:

Siehe die Liebesgötter! verwegene, hüpfende Knaben,
rüsten mit Waffen sie sich, zieren mit Beute sich aus,
Und es ist Götterbeute. Der schwinget den Bacchischen Thyrsus;
Dieser Mavors Schild und den gefiederten Helm:
Der trägt Jupiters Blitz, und der den Köcher Apoll's;
Dieser Neides Schmuck, jener den hohen Triden.
Zittert, Menschen, der Liebe; sie hat den Himmel bezwungen;
Allen Unsterblichen hat Cypris die Waffen geraubt.

Ueber der falschen Thüre ist er vorgestellt, wie er mit seinen Gespielen zwei Widder gegen einander hetzt: auf einem derselben reitet ein Amorin noch,

da sein Gegner von dem andern herabgefallen ist. Amor hetzt oft die sanftesten Gemüther gegen einander.

Die andere Gottheit ist Bacchus. Auf einer großen Vase, die auf dem Kamin steht, ist dessen Triumph vorgestellt. Er fährt auf einem Wagen, von einem Pardel und einem Bocke gezogen, auf denen zwei spielende junge Faunen reiten, begleitet von seinen fröhlichen Genossen. Durch die Masken am Bauche, und die Schnäbel, Apollons Vögel, die oben auf dem Deckel liegen, und mit ihren Hälsen gleichsam den Griff desselben bilden, wird übrigens dies Gefäß genauer für den Ort bestimmt.

Dies ist die Beschreibung der poetischen Darstellungen, mit welchen dieser Saal ausgeschmückt ist; zu welcher nur noch hinzugefügt wird, daß die Sphinx und der Greif, die über den Thüren, zu beiden Seiten der Nische Apollons sitzen, Attribute dieses Gottes sind. Sie sind die Hüter seines Heiligthums, und deuten, die Sphinx mit der Maske, welche keine theatralische ist, auf die

Orakel, die in räthselhafter Dunkelheit das Schicksal verkündeten; und der Greif mit der Leier, auf die Macht der Harmonie. Die jugendlichen Figuren, die rund herum den Kamin zu stützen scheinen, sind blos schmückende Darstellungen aus der belebten Natur, die durch ihre Mannichfaltigkeit ergötzen: ohne andern Zweck, als der Architektur, mit welcher sie genauer verbunden sind. *)

*) Was die Ausführung betrifft, so sind die Figuren sämmtlich von dem Historienmahler Herrn Karstens, die Architektur aber ist vom Herrn Hechheim gemahlt: die Masse, was die Figuren anlangt, vom Hofbildhauer Herrn Schadow, übrigens aber vom Herrn Werner, Modelleur in der Porzellainfabrick, verfertigt.

Ein römischer Senator. *)

Der rechte Fuß ist emporgehoben, und berührt nur mit den Zehen den Boden, indeß die Last des Körpers auf dem linken ruht. —

Die Toga wirft sich mit halbrunden niederfallenden Falten um Hüfte und Knie der linken Seite, während das rechte, vorgestreckte Bein bis an das Knie entblößt ist. —

Der schräge Faltenwurf der Toga über der Brust, und die senkrechten Falten, die vom Arme hinuntersteigen, bilden einen reizenden Gegensatz. —

Besonders schön und bedeutend ist die Falte, welche am Ellenbogen die Biegung des rechten Armes bezeichnet. —

Der

*) Siehe die erste Kupfertafel.

Der Körperbau iſt nur halb durch dies Gewand verdeckt, und ſchimmert halb hindurch.

Das Gegeneinanderüberſtehende bildet einen ſchönen Gegenſatz — der linke Arm iſt, ſo wie das rechte Bein, entblößt. — Der rechte Arm iſt, ſo wie das linke Bein, bedeckt. —

Der linke Arm geſenkt und ruhend, in der Hand die papierne Rolle — der rechte Arm emporgehoben, mit der Hand und dem ausgeſtreckten Zeigefinger den Ausdruck der Rede begleitend. —

Das emporgehobene Gewand bezeichnet die Emporhebung des Armes und enthüllt zugleich einen Theil des Körperbaues. —

Das Haupt iſt natürlich umlockt; der Hals entblößt — die Tunika dicht anliegend — der Ermel deckt nur den linken Oberarm. —

Die weite Toga über der Tunika deckt nur die Schulter — ſteigt hernieder, umſchlingt die linke

Hüfte, und wird vom rechten Arme wieder em-
porgetragen. —

So wiegt sich, im schönen Wechsel, Niedersen-
kung und Emporstegen gegeneinander ab. —

Ein reichsstädtischer Bürgermeister. *)

Das vollkommene Gegentheil von der voranstehenden Figur. —

hier

Anstand, Würde, Leben, Bewegung, und Leichtigkeit. —

dort

Plumpheit, Steifheit; schwere unbehülfliche Masse. —

Den Kopf entstellt:

Das hangende Unterkinn;

Die aufgedunsene Wange;

Die fast verquollenen Augen;

Der ungeheure Wulst von erborgten Haaren, den Kopf verbergend, auf beiden Schultern zu-

*) Siehe die zweite Kupfertafel.

Hand, mit den herabhangen Zipfeln auf beiden Seiten;

Der spitze Hut, der die Scheitel deckt;

Der steife Kragen, der den Hals umschließt; und auf welchem das breite Kinn mit seiner Unterlage ruhet. —

Statt der leichten Tunika, umhüllt den Leib und deckt die Schenkel die ungeheure Doppelweste, mit den steifen Schößen, mit Knopflöchern und mit Knöpfen von oben bis unten ausstaffiert. —

Auf den Schultern ruhet, statt der vollen und schönen natürlich faltenreichen Toga, der kurze Mantel, der, wie von Holz geformt, über dem Knie und Rockschooß sich in gerader Linie abschneidet. —

Die Kniegürtel über den steifen Waden schnüren das Beingewand zusammen. —

Auf den ganz gleichen Füßen steht die schwere Körpermasse, wie auf zwei bauchichte Säulen gestützt. —

Der Fuß iſt in den gebundenen unförmlichen dicken Schuh gepreßt, worin die kleine Schnalle, ihn, wie ein Vorlegeſchloß, verwahrt. —

Die Hände ſind vor der Bruſt zuſammen, auf dem Bauche ruhend — die linke hält ein Papier, indeß die rechte phlegmatiſch worauf deutet. —

Statt daß in der voranſtehenden Figur der ausgeſtreckte Zeigefinger der rechten Hand den Ausdruck der beweiſenden Rede bedeutend und ſchön begleitet, iſt hier die Bewegung der Hand mit der Miene des Geſichts vollkommen übereinſtimmend:

Phlegmatiſch kalt und ſtolz befehlend. — —

Eine römische Matrone. *)

Ernst und sittsam senkt sich die Tunika der Matrone bis auf die Füße herab. —

Die Toga über der Tunika wird von dem linken Arme emporgetragen, indeß die rechte sich niedersenkt, und auf dem fallenden Gewande ruht, das, über die Tunika hinaufgezogen, in seinem sanften Fall sich ründet. —

Ueber dem linken Fuße steigt die emporgezogene Toga mit schrägen Faltenwurf in die Höhe. —

Hier ist nichts schrof abgeschnittnes, sondern lauter allmälige Uebergänge, und sanftes Ineinanderfließen.

Das Gewand, welches sich von oben bis unten niedersenkt, bildet ein ununterbrochenes Ganze. —

*) Siehe die dritte Kupfertafel.

Der Wurf der Toga über die Schulter bezeichnet mit drei halbverlohrnen Linien die ſanfte Ründung. —

Die Senkung und Erhebung des Gewandes, das um den Körper natürlich fällt, und nirgends zu genau anpaſſend und angemeſſen iſt, giebt der ganzen Figur ein harmoniſches, edles und volles Anſehen, wodurch ſie erſt ein würdiger Gegenſtand für die bildende Kunſt wird.

Eine Prinzessin von Parma. *)

Was in der voranstehenden Figur sanft gerundet ist, das ist hier scharf und eckigt. —

Der Wulst auf den Schultern verhüllt und entstellt den Körperbau, den dort der schöne und natürliche Faltenwurf bezeichnet. —

Statt daß sich dort das Gewand von oben bis unten niedersenkt, und ein ununterbrochenes Ganze bildet, schneidet es hier sich um die Hüfte ab, nimmt nach unten wie eine Glocke zu, und spitzt sich nach oben bis zum Halse, den unter dem Kinn eine steife Binde umschließt. —

Auch hier steigt ein weites Gewand, das Falten wirft, von der Hüfte nieder; nur daß es sich über den Füßen in zu gerader Linie abschnei-

*) Siehe die vierte Kupfertafel.

det, ſtatt daß dort die Toga ſich ſchräg in die Höhe zieht. —

Ein Theil des Gewandes deckt bei der vorausſtehenden Figur, das Haupt, und ſenkt ſich in ſanften Falten nieder, ſtatt daß hier der abgeſonderte dichtanliegende Hauptſchmuck einen ſteifen gezwungenen Umriß bildet.

Die Kleidung von der Hüfte an ſondert ſich — der Leib iſt dicht umſchränkt. —

Das flatternde Gewand auf dem Rücken vereinigt gewiſſermaßen wieder das getrennte Ganze. —

Das zu feſt anliegende, genau angemeſſene, und den einzelnen Theile des Körpers beſonders anpaſſende, iſt der Charakter der gothiſchen Kleidung. —

Die ſteife Binde um den Hals; der dicht anliegende Schuh um den Fuß; der enge Strumpf um die Wade, die Schnürbruſt um die Hüften:

Das leichte, lockere, flatternde, den Körper ſanft umhüllende, iſt ſchön und geſchmackvoll, und bezeichnet das griechiſche und römiſche Gewand.

Durchbrochene Arbeit.

Eine Spielart des Geschmacks, welche sich in der durchbrochenen Arbeit äußert, erstreckt sich von dem Münster in Strasburg, bis auf die Schnalle am Schuh, und den stählernen Knopf am Kleide. —

Durch die Durchbrechung der harten Masse, giebt man dem stählernen Knopf das Ansehn des zierlich Ausgearbeiteten. — Dies ist nun freilich wohl kein Verdienst, weil es zu dem Endzwecke des Knopfs, als Knopf, nichts beiträgt, eben so wenig, wie die Durchbrechung an dem gothischen Gebäude auf die Bequemlichkeit und wahre Zierde des Hauses, als Haus, abzweckt.

Freilich ließe sich bei dem gothischen Thurme für die Durchbrechung wohl ein Grund angeben:

weil nehmlich die Höhe des Thurms an ſich ſchon zu ſeinem Umfange ein unpaſſendes Verhältniß hat, ſo muß das Ungeheure durch den Begriff der Leichtigkeit gemildert werden, womit die abentheuerliche Maſſe in die Luft empor ſteigt, und durch ihre eigene Laſt nicht niedergedrückt erſcheint.

Der Schnalle am Schuh, dem ſtählernen Knopf am Kleide giebt die Durchbrechung das Anſehn von Zierlichkeit und Zartheit, womit die Vorſtellung des Leichtzerbrechlichen verknüpft iſt, die mit der harten Maſſe auf eine angenehme Weiſe kontraſtirt.

Man kann auch an dieſen Spielarten des Geſchmacks wohl abwechſelnd Vergnügen finden, wenn durch die Betrachtung ſolider Maſſen das Auge geſättigt iſt. —

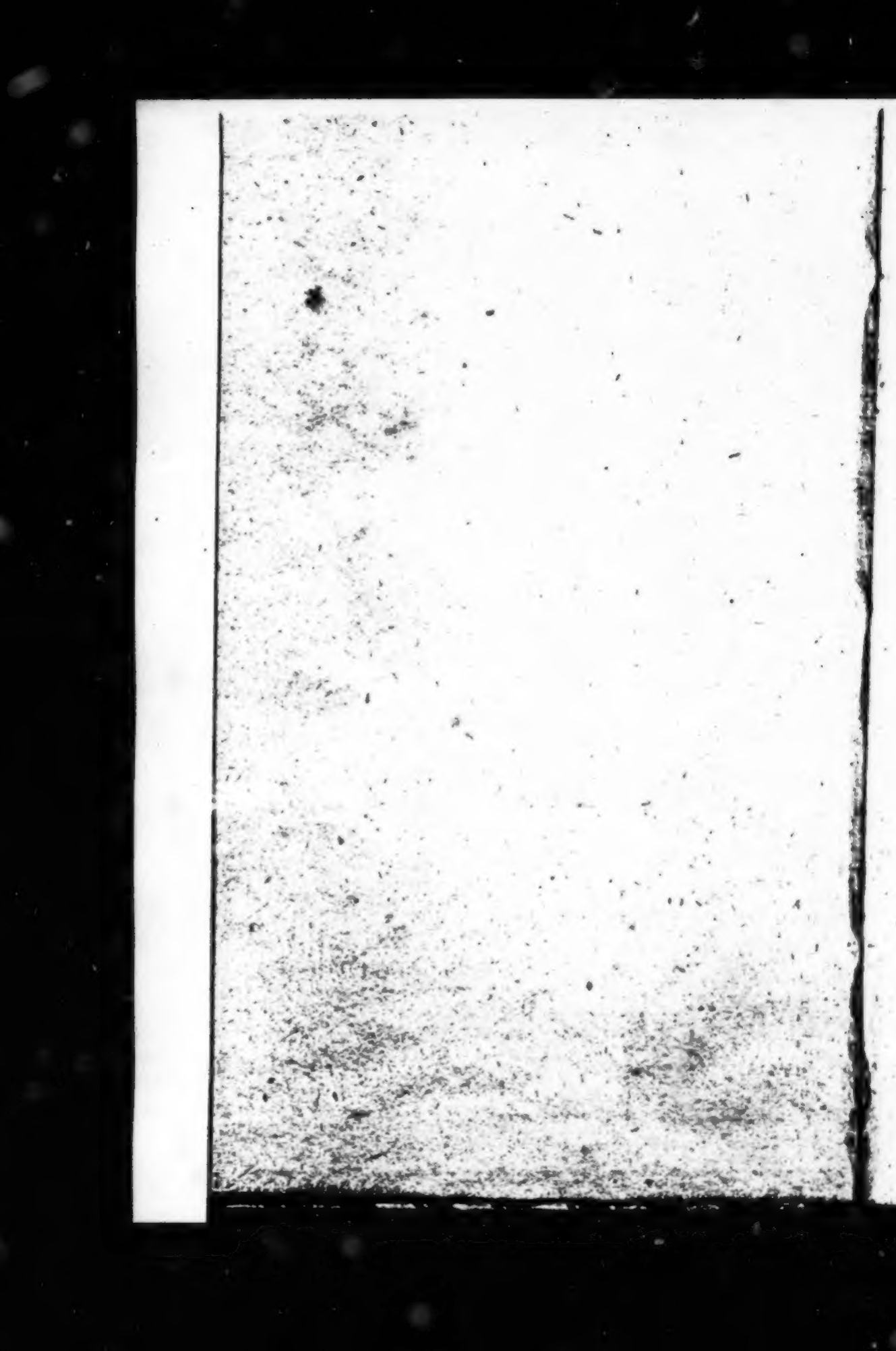
Das Geschmacksurtheil.

Die Alten waren Künstler mit der Einbildungskraft und mit dem Verstande zugleich; diejenigen, welche von ihnen abwichen, waren blos Künstler mit der Einbildungskraft: es war ihnen gleichsam zu lästig, den Flug der Einbildungskraft immer wieder zurückzurufen; sie ließen sich durch ihren Gegenstand selbst mit einer Art von Vergnügen in Labyrinthe verleiten, statt daß sie hätten wünschen sollen, desselben immer Meister zu seyn, und ihn in ihrer Gewalt zu haben. Ihre Zusammensetzungen verhalten sich daher zu den Kunstwerken der Alten, wie ein arabisches Feenmährchen zu der Iliade des Homer.

So wie wir uns nun zuweilen am kindischen Spiel ergötzen, können auch die sonderbarsten Ausschweifungen der Einbildungskraft uns wohl Vergnügen erwecken; nur müssen wir sie für das halten, was sie sind, und das Studium und die Betrachtung der edleren Werke des Geistes nicht darüber vernachlässigen: denn durch diese bekommen wir doch erst den wahren Maßstab für das Schöne, nach welchem wir es bis in seine feinsten Abstuffungen verfolgen und würdigen können, und wodurch uns zugleich die Grenzen des Abentheuerlichen und Abgeschmackten bezeichnet werden, welche doch irgendwo statt finden müssen, weil man sonst gar nicht sagen könnte, daß irgend etwas geschmackvoll sey.

Freilich kömmt es nun darauf an, von wem das Urtheil, daß etwas geschmackvoll oder geschmacklos sey, ausgesprochen wird; weil der eine sich wirklich an einer Sache sehr ergötzen kann, wovon ein andrer verächtlich seinen Blick abwendet.

Hierin beruht aber alles auf der Vergleichung; wer dieſe anzuſtellen noch nicht Gelegenheit oder Muße gehabt hat, deſſen Urtheil verdient Schonung und Nachſicht, wer aber bei der Vergleichung ſelber durch das Edle und Schöne ungerührt bleibt, den werden auch keine Gründe überzeugen; er wird den Gott der Harmonien mit ſeinem Saitenſpiel verdammen, und für die Pfeiffe des Pan entſcheiden. —



Versuch

15, einer Fs 1436.

kleinen praktischen

Kinderlogik

welche

auch zum Theil

für

Lehrer und Denker

geschrieben ist.

Herausgegeben

von

Karl Philipp Moritz

Königl. Preußischen Hofrath und Professor, ordentlichem Mitgliede der Königl. Akademie der Wissenschaften und des Senats der Akademie der bildenden Künste.

Zweite Auflage.

Mit sieben Kupfertafeln von Dan. Chodowiecky.

Berlin,
bei August Mylius 1793.

PUBL.
UNIVERS.
LIPS.

Vorrede.

Ich habe mich der sieben Kupfertafeln zu diesem Buche, welche nicht eigentlich zu diesem Endzwecke verfertiget sind, nur bedient, weil sie zufälliger Weise auch zu meiner Idee paßten. Uebrigens ist diese kleine praktische Kinderlogik mir unter den Händen das geworden, was sie eigentlich nicht werden sollte, aber doch bei dem natürlichen Gange des Denkens werden mußte — in dem ich bei der Ausarbeitung nothwendig auf Ideen stieß, die ich in diesem Zusammenhange zu verfolgen mich nicht erwehren konnte. Der letzte Theil dieser praktischen

Kinder-

Kinderlogik ist daher eigentlich keine Kinderlogik mehr — Dieser letzte Theil mag aber nun als ein Leitfaden für den Lehrer, der etwa von diesem Buche für Kinder Gebrauch machen will, betrachtet werden, oder auch für sich selbst seines Inhalts wegen, die Prüfung der Denker verdienen, so wird die Ausarbeitung desselben, hoff ich, auch in diesem Zusammenhange nicht ohne Nutzen seyn.

Versuch

Versuch

einer kleinen

praktischen

Kinderlogik.

Fritz war ein unordentlicher Knabe. Wenn er sich des Abends auszog, so warf er den einen Schuh unter'n Ofen, den andern setzte er unter's Bette.

Das eine Strumpfband steckte in der Rocktasche, und das andere hing unter'm Spiegel. Rock und Weste lagen oben und der Hut lag unten.

Nun hatte Fritz überdem noch die böse Gewohnheit, nicht früh aufzustehen. Wenn also die Sonne ins Fenster schien, und um acht Uhr zur Schule geläutet wurde, so mußte es Hals über Kopf mit dem Anzuge gehen: und nun war es ein trauriger Anblick, wie der arme Fritz mit dem einen Schuh

und Strumpf am Fuße in der Stube herumhüpfte, und den andern suchte; wie er sich den einen Strumpf mit einem Bindfaden aufbinden mußte, weil er das Strumpfband, das in der Rocktasche steckte, nicht finden konnte; wie der Hut, von alle dem Zeuge, was die Nacht darauf gelegen hatte, zerdrückt war, und sich gar nicht wieder ins Geschicke bringen ließ.

Und da es nun vollends an das Büchersuchen ging, so steckte die lateinische Grammatik in einem Stiefel, das Schreibebuch lag zu den Füßen im Bette, die Schreibefedern lagen auf dem Feuerheerde, und das Dintefaß stand zwischen dem weißgewaschnen leinenen Zeuge —

Die Federn waren halb verbrannt, das Dintefaß war umgefallen, und die weiße Wäsche beschmutzt; das Schreibebuch war in einen Klumpen mit den Füßen zusammengetreten, und die lateinische Grammatik wurde gar nicht gefunden, sondern blieb so lange im Stiefel stecken, bis Fritz einmal einen anziehen wollte, und mit dem Fuß nicht hinein kommen konnte.

Verwildert und mißvergnügt ging dann Fritz zur Schule, wo er gemeiniglich zu spät kam. Die Mutter schalt, der Vater drohte, aber alles half nichts. Es ging so einen Tag und alle Tage.

Da nun Fritzens Eltern fast alle Hoffnung aufgaben, daß sie selbst je im Stande seyn würden, ihn wieder zur Ordnung zu gewöhnen, und auch leider! wegen vieler andern Geschäfte nicht Zeit genug hatten, sich so viel als nöthig war, mit der Erziehung ihres Sohnes zu beschäftigen, so sahen sie sich nach einem Mann um, dem sie das wichtige Geschäft der Erziehung ihres einzigen Sohnes auftragen könnten, und sie waren so glücklich einen solchen zu finden, der alle ihre Wünsche und Erwartung übertraf.

Die vorzüglichste Bitte der Eltern an ihn war gleich im Anfange; er möchte doch ihren Sohn, wo möglich, zur Ordnung zu gewöhnen suchen — weil nun Fritz auch erst vierzehn Jahr alt war, so sagte Stahlmann, (dis war der Nahme des jungen Mannes) habe er noch alle Hoffnung, einen ordentlichen Knaben aus ihm zu ziehen.

Und nun fing Stahlmann auch von Stund an seine Lektionen mit Fritzen damit an, daß er ihn bey

jeder Gelegenheit zusammenlegen und zusammenstellen ließ, was zusammen gehörte, und von einander absondern ließ, was nicht zusammengehörte.

Die Früchte davon zeigten sich bald. Fritz stand mit mehr Vergnügen auf, kam zur rechter Zeit zur Schule, und betrug sich den ganzen Tag über vernünftiger und besser, so daß sich auch seine Eltern selbst über die schnelle Verwandlung wunderten, und seinen Lehrer Stahlmann fragten, wie das doch zuginge.

Stahlmann gab zur Antwort, das ganze Geheimniß bestehe darinn, daß er Fritzen bey jeder Gelegenheit lehre, zusammenzulegen und zusammenzustellen was zusammen gehöre, und von einander abzusondern was nicht zusammen gehöre.

Durch die beständige Uebung gewöhnte sich Fritz dermaßen zu diesem Gedanken, daß es ihm am Ende so geläufig wurde, das zusammengehörige zusammenzustellen und zu legen, daß er gar nicht einmal mehr daran dachte, es thun zu wollen, wenn er's that.

Wenn er sich des Abends ausgezogen hatte, lagen Knieschnallen, Strümpfe und Strumpfbänder zusammen, die Schuh mit den Schuhschnallen

schnallen standen unter'm Stuhle: kurz die Kleidungsstücke hatten sich gleichsam von selbst, indem er sie mit Bedacht hinlegte, so geordnet, wie sie auf und neben einander liegen mußten, um mit der leichtesten Mühe stückweise so wieder angezogen werden zu können.

Und wenn nun Fritz am Morgen aufstand, so war er fertig, ehe man sichs versahe: der Vater drohte, die Mutter schalt, nicht mehr. Fritz stand von selber früher auf, wie sonst, weil er sich nicht mehr vor der Beschwerde des Anziehens fürchtete.

Er kam zur rechten Zeit zur Schule. Denn die lateinische Grammatik steckte nicht mehr im Stiefel, das Schreibebuch lag nicht mehr im Bette, und die Federn nicht mehr auf dem Heerde: sondern Grammatik, Federn und Schreibebuch, hatten, als zusammengehörige Sachen, ihren Platz in Fritzens kleinem Schreibepulte, wo sie auch hingehörten.

Stahlmann mochte nun mit Fritzen gehen und stehen, wo er wollte: so hatte er immer Gelegenheit genug, ihn bemerken zu lassen, was von den verschiedenen Gegenständen die er vor sich sahe, zusammengehörte, und was nicht zusammengehörte.

Wenn sie im Felde spazieren gingen, so suchten sie allerlei Kräuter und Pflanzen, die sie mit sich zu Hause nahmen, und diejenigen, die sich ähnlich waren, aus dem verwirrten Haufen heraussuchten, und zusammenlegten, bis endlich alles seinen angewiesenen Platz erhalten hatte.

Fritzens Eltern wollten ihm zur Belohnung seines nunmehrigen guten Betragens ein Naturalienkabinet kaufen. Stahlmann aber verbat es, und suchte es vielmehr so zu veranstalten, daß Fritz sich selbst allmälig ein Naturalienkabinet anlegen mußte, um auch auf die Art zu lernen, das zusammengehörige zusammenzulegen, und das Verwirrte zu ordnen.

Um nun aber seine Aufmerksamkeit auf alle Weise zu reizen, und ihm die große Wissenschaft des Eintheilens und Ordnens, die er ihn lehrte, noch angenehmer zu machen, schafte Stahlmann sieben Kupfertafeln an, wovon jede wieder eine Anzahl kleiner Kupfertafeln enthielt, die fast nichts mit einander gemein hatten, als daß sie auf einer Platte abgedruckt waren. Diese kleinen Kupfertafeln stellten allerlei ganz von einander verschiedene Gegenstände dar, die man nun ohngeachtet ihrer großen Verschiedenheit hier dicht neben einander erblickte.

Ob nun gleich diese Kupfertafeln zu einem andern Behuf verfertiget waren, so glaubte Stahlmann doch, sie könnten auch dazu dienen, seinen Zögling die grosse Kunst des Eintheilens und Ordnens des Vergleichens und Unterscheidens, worauf die ganze Glückseligkeit des vernünftigen Menschen beruhet, dadurch auf eine angenehme und spielende Art zu lehren. Dies that er nun folgendermaßen:

Er nahm die erste Kupferplatte vor, auf welcher zufälliger Weise der Esel zu dem bunten Schauspiele den Anfang macht, dann folgen: ein lesender Knabe; ein schreibender Mann; ein pflügender Bauer; ein Hund und ein Fischer. Der Esel steht auf dem Erdboden; der Knabe lieſt in einem Buche an einen Baumstamm gelehnt; der Mann schreibt an einem Tisch, die Feder in der Hand; der Bauer treibt den Pflug mit der einen Hand und in der andern hält er die Peitsche; der Hund steht an einem Strauch; der Fischer senkt das Netz in den Teich. Hier ist also untereinander gemischt:

Lebendes und Lebloſes

Eſel	Erdboden
Knabe	Buch, Baumſtamm
Mann	Feder, Tiſch, Stuhl.
Bauer	Pflug, Peitſche,
Hund	Strauch
Fiſcher	Netz

Das Lebende ſetzt das Lebloſe in Bewegung, oder:

Das Lebende — wirkt — auf das Lebloſe.

Der Eſel — tritt — auf den Erdboden.

Der Knabe — lehnt ſich — an den Baumſtamm.
und — hält in der Hand — das Buch.

Der Mann — ſitzt — auf dem Stuhle am Tiſche.
und — ſchreibt — auf das Papier mit der Feder.

Der Bauer — treibt — mit der Hand den Pflug.
und — hält mit der andern — die Peitſche.

Der Hund — ſteht — am Strauch.

Der Fiſcher — ſenkt — das Netz in den Teich.

Das Lebende tritt auf das Lebloſe, es lehnt ſich daran, es ſteht daran, es hält es, es treibt

treibt es, es senkt es nieder, und hebt es wieder empor.

Der Bauer wirkt auf die Pferde und treibt sie, die Pferde wirken auf den Pflug, und ziehen ihn, der Pflug wirkt auf die Erde, und zerschneidet sie.

Die Hand des Mannes wirkt auf die Feder und führet sie, die Feder wirkt auf das Papier und bemahlt es mit Buchstaben.

Die Hand des Fischers senkt das Netz ein, und das Netz faßt die Fische auf —

So pflanzt sich die Wirkung von dem Lebenden auf das Leblose und von diesem wieder auf das Lebende fort.

Fritz wird also zuerst einen großen Strich machen müssen zwischen

Lebend und Leblos.

Alles was er noch bis jetzt in der Welt gesehen hat, und künftig sehen wird, muß er unter eine von diesen Benennungen bringen — Er kann also die Welt füglich eintheilen, in die lebende und leblose Welt —

Nun wirkt zwar der Pflug auch in die Erde, und die Feder auf das Papier, ob sie gleich lebloſe

Dinge

Dinge sind — Allein, der erste Anstoß mußte doch erst durch ein lebendes Wesen geschehen.

Und wiederum welch ein Unterschied ist dazwischen: Das Pferd setzt den Pflug in Bewegung, und der Bauer setzt das Pferd in Bewegung?

Das Pferd geht vorwärts und zieht den Pflug, weil es von der Peitsche getrieben wird.

Den Bauer aber treibt nichts vorwärts, was noch hinter ihm wäre; ihn treiben bloß seine Gedanken die in ihm sind —

Die Erde muß durch den Pflug erst aufgeschnitten werden, wenn sie den Saamen, der in sie gestreuet wird, aufnehmen und Früchte tragen soll.

„Schnitte ich jetzt die Erde nicht auf, so würde „sie mir keine Früchte tragen, und ich würde dereinst „meinen Hunger nicht stillen können.„

Das ist der innre Gedanke, der den Bauer treibt, daß er mühsam mit der einen Hand den Pflug in die Erde drückt, indem er mit der Peitsche in der andern die Pferde vorwärts treibt — so weit denkt er in die Zukunft, indes die Pferde bloß den gegenwärtigen Zwang fühlen, und den gegenwärtigen Schmerz fürchten, den sie von der Peitsche erdulden müßten, wenn sie nicht vorwärts gingen.

Es giebt also in der lebenden Welt wieder einen großen Unterschied zwischen

vernünftig und unvernünftig

zwischen

Mensch und Thier.

Der Bauer wirkt auf die Pferde als ein lebendes und vernünftiges Wesen; die Pferde auf den Pflug, als lebende, aber unvernünftige Wesen; der Pflug in die Erde als ein unvernünftiges und zugleich lebloses Wesen.

Der Bauer wirkt durch den Gedanken an das Zukünftige, das Pferd durch die Furcht vor Schlägen, der Pflug aber durch keines von beiden, sondern bloß von außen her angetrieben.

Und nun also welch ein neuer großer Unterschied in der

lebenden Welt

zwischen

Menschenwelt und Thierwelt

lesender Knabe — Esel

schreibender Mann — Pferd

pflügender Bauer — Hund

Fischer — Fisch.

In der Thierwelt bleibt alles immer so, wie es einmal von der Natur eingerichtet ist; die Bienen haben seit Jahrtausenden ihre Cellen, die Schwalben ihre Nester gebaut, und bauen sie noch immer fort, ohne in ihrer Kunst zurück oder vorwärts gekommen zu seyn.

Wie aber verändert sich alles in der Menschenwelt?

Der Mensch läßt die Natur nicht, wie sie ist, sondern schaft sie sich nach seinem Belieben um — Die Thiere lassen den Wald wie er ist, und legen sich dankbar in seinen Schatten; die Menschen zwingen den Wald mit der Axt ihnen zugleich Wohnung und Wärme zu geben, indem sie von den abgehauenen Baumstämmen Häuser bauen, die sie mit andern Baumstämmen wieder erwärmen.

Das Thier begnügt sich mit seinem Körper, und mit den Gliedmaßen, die ihm zu seinem nothwendigen Gebrauch gegeben sind — der Mensch sucht durch mancherlei von ihm selbst erfundene Werkzeuge seine Gliedmaßen zu verlängern oder zu vervielfältigen, und auf die Weise seinem Körper gleichsam etwas zuzusetzen, indem er die Natur an seinem eignen Körper nachahmt.

Sein Arm mit der hohlen Hand gnügt ihm nicht zum Schöpfen, er ahmt ihn also durch den Löffel nach, womit er nun bequemer die Speisen zum Munde führt —

Durch den eisernen Hammer ahmt er die Stärke seines Arms mit der geballten Faust nach; durch das spitzige Eisen die Schärfe seiner Nägel, und durch die Säge die Schärfe seiner Zähne.

Durch den Stuhl bildet er seine im Sitzen gebogenen Knie, durch den Tisch die Erhöhung seines Schoßes, wovon er zuerst Speise genoß, und durch die Bekleidung die Haut seines Körpers nach, die ihn nicht hinlänglich vor der Witterung schützte.

Die Vollkommenheit der Natur gnügte also dem Menschen nicht, er wollte sie noch vollkommener machen, und gleichsam eine neue Schöpfung in der Schöpfung wieder hervorbringen.

Das ist ihm denn auch gelungen, und daraus ist nun eine Menge von Dingen in der Welt entstanden, welche die Natur für sich nie würde hervorgebracht haben, als Häuser, Uhren, Mühlen, Statüen, Gemählde, u. s. w.

Alle diese Dinge, sagt man, hat nicht die Natur, sondern der Fleiß des Menschen oder die Kunst hervorgebracht.

Fritz mußte also aufs neue einen großen Strich machen: zwischen

Natur und Kunst

denn alles, was er vor sich sieht, wird er immer unter eines von diesen beiden Benennungen bringen können — Alles dasjenige was die Kunst als ein Werk hervorbringt, ist eigentlich lebloo — denn das Lebende hervorzubringen hat sich die Natur selbst vorbehalten — Es wäre also aufs neue zu unterscheidn in der

leblosen Welt

zwischen

Naturwelt	und Kunstwelt
Erdboden	Buch
Baumstamm	Pflug
Strauch	Peitsche
	Netz
	Tisch
	Stuhl
	Feder

Die Kunst hat hier so eingegriffen, daß der Natur fast nichts übrig geblieben ist — denn selbst der

 Acker

Acker iſt auch ein Werk der Kunſt, oder des menſchlichen Fleißes, weil die Natur von ſelbſt keinen Acker hervorbringt, und ſo auch der Teich, welcher von Menſchenhänden gegraben wird.

Die ganze Bekleidung des Knaben, des ſchreibenden Mannes, des Bauers und des Fiſchers muß zur Kunſtwelt gerechnet werden, ſo auch die Riemen und das Sattelzeug der Pferde.

Nur auf der kleinen Kupferplatte, wo der Eſel, und auf der, wo der Hund ſteht, ſieht man die bloße Natur; auf den vier übrigen erblickt man allenthalben Natur mit Kunſt vermiſcht.

Will man nun die Naturwelt für ſich allein betrachten, ſo muß man die lebende Welt, und den Menſchen ſelbſt, als ein bloßes Thier betrachtet, wieder dazu rechnen; und denn zerfällt ſie, in die

lebende Naturwelt und lebloſe Naturwelt.
Der Menſch und alle Thiere. Pflanzen, Metalle und Steine.

Und will man die Kunſtwelt wieder für ſich allein betrachten, ſo muß man den Menſchen, als Künſtler wieder mit dazu rechnen, alsdenn zerfällt ſie ebenfalls in die

lebende Kunstwelt	leblose Kunstwelt
dazu gehören	dazu gehört
Alle Künstler und Handwerker oder Menschen die irgend eine Wissenschaft durch Uebung erlernt haben.	Alles dasjenige, was diese Menschen durch die Kunst hervorgebracht haben.

Freilich werden sogar auch Thiere in die Kunstwelt herüber gezogen, indem der Mensch sie zu seinem besondern Gebrauch abrichtet; und in so fern gehören denn auch diese mit zur lebenden Kunstwelt.

Wir haben also erstlich eine große Grenzlinie gezogen:

zwischen

Dem Lebenden und Leblosen

zweitens zwischen

Dem Vernünftigen und Unvernünftigen.

Mensch und Thier.

drittens zwischen

Natur und Kunst

viertens zwischen

lebender Natur und lebloser Natur

lebender Kunst und lebloser Kunst

Bey dem lesenden Knaben, schreibenden Mann, pflügenden Bauer, und das Netz einsenkenden Fischer

ſehe ich die Kunſt in der Ausübung oder im Leben — Das Buch, die Feder, der Pflug, und das Netz ſind bloße todte Werkzeuge, deren ſich die lebende Kunſt bedient; ſie gehören alſo zu der lebloſen, jene hingegen zu der lebenden oder thätigen Kunſtwelt —

Der Eſel, der Hund und das Pferd gehören zu der lebenden, der Baumſtamm und der Strauch aber zu der lebloſen Naturwelt —

Allein die vor den Pflug geſpannten Pferde ſind ſchon gewiſſermaßen in die Kunſtwelt mit hinübergezogen worden, ſo wie der gepflügte Erdboden.

Man ſchlage aber den Pflug, und den Tiſch und Stuhl in Stücken, ſo bleibt nichts, als Stein und Eiſen übrig, und was vorher zur Kunſtwelt gehörte, gehört nun wieder zur lebloſen Naturwelt.

Man ſieht alſo daß die ganze Kunſt nur in der Zuſammenſetzung beſteht: denn ſobald man das Zuſammengeſetzte wieder auseinander nimmt, ſo iſt die bloße Natur wieder da.

Man ſieht ferner, daß die Kunſtwelt gegen die Naturwelt, im Grunde nur ſehr klein und unbedeutend ſeyn muß, weil ſie doch bloß Menſchenwerk, und der Menſch eigentlich ſelbſt nur ein Werk der Natur iſt.

Was ist ein kleines Schiff gegen das große Weltmeer, was ein kleines Haus oder gar eine Stadt gegen viele Meilen lange Wälder und Wüsten.

Aber eben weil die Kunstwelt nun einmal des Menschen Werk ist, so lebt und webt er darinn vom Morgen bis an den Abend, und sie liegt ihm oft mehr am Herzen, als die große schöne Natur, die er nicht gemacht hat.

Und welch ein Unterschied und eine Stufenfolge findet wieder unter den Künsten selber statt?

Fischen — lesen

Pflügen — schreiben.

Das Netz ins Wasser senken um Fische zu fangen — Die Augen aufs Buch heften, um Gedanken zu fassen.

Den Pflug in die Erde drücken, um Furchen zu ziehen; die Feder in die Dinte einzutunken, und sie denn stärker oder schwächer aufs Papier zu drücken, um durch Töne Gedanken zu mahlen.

Welche auffallende Verschiedenheit von Beschäftigungen denkender und handelnder Wesen!

Der Körper bedarf Speise, um fortzudauren; darum sind Pflug und Netz

Die

Die Seele bedarf Gedanken — darum sind Buch und Feder —

Sie will ihre Gedanken mittheilen durch schreiben und durch das Lesen neue Gedanken sammlen.

Das giebt eine neue Grenzlinie in der Kunstwelt zwischen solchen Künsten die mehr für den Geist, und solche, die mehr für den Körper erfunden sind.

Für den Geist	Für den Körper
lesen	pflügen
schreiben	fischen
mahlen	backen
zeichnen	brauen
rechnen	schmieden
dichten	kochen u. s. w.

Jetzt wird es schon leichter fallen, die Gegenstände auf der folgenden Kupfertafel unter ihre Klassen zu ordnen.

Die zweite Kupfertafel

enthält folgende Gegenstände:

Ein Mädchen, die strickt; eine Rose; eine Katze, die auf einem Küssen schläft; eine Frau in einem Lehnsessel, die in einem Buche liest; und unten sind verschiedene krumme Linien angebracht, welche eine

Abbildung der verschiedenen Bewegungen seyn sollen, die man beim Tanz macht.

Nur die Rose ist hier allein der Natur ganz getreu geblieben, in das Uebrige hat sich alles schon die Kunst mit eingemischt.

Das Mädchen sitzt auf einem Stuhl und strickt — Eine sehr lobenswerthe Erfindung des menschlichen Fleißes, den Händen eine leichte Beschäftigung zu geben, die auch für Kinder nicht zu schwer ist, und wodurch sie doch gleichsam spielend etwas Nützliches hervorbringen.

Der zarte Faden, der vorher noch auf einen Knäuel gewunden war, wird nun auf mannichfaltige Weise ineinandergeschlagen, und bildet in seinem Gewebe die Gestalt des Fußes nach, den er bekleiden soll.

So weiß der Fleiß und die Kunst des Menschen sich alles anzupassen; die Wolle, die noch vor kurzem das Lamm bedeckte: muß jetzt gefärbt und dicht ineinandergewebt, dem Menschen zu einer noch weit bequemeren Hülle dienen, als dem Lamm, dem sie entsprossen war.

Die festgewebte Haut der Thiere, die er getödtet hat, muß sich seinem Fuße anschmiegen, und seine Sohlen

indem er einhertritt, vor dem verletzenden Dorn, und dem brennenden Sande schützen.

Und eben die Wolle, die ihn kleidet, bedeckt auch in den festen Filz zusammengezwängt, sein Haupt vor Regen und Sonnenhitze, und ist zugleich die Zierde des Mannes.

Die zartgesponnene Hülle des Seidenwurms muß aufs neue gewebt und gesponnen auch die Hülle des Menschen werden, der sich die ganze Natur unterthan zu machen strebt, und in Gold und Seide gehüllt, als der König der Schöpfung einhertritt.

Die Rose, wie sie hier einsam steht, ist ein Bild der sich selbst gelassenen unverfälschten Natur, die der Mensch noch nicht nach seinen kleinlichen Bedürfnissen umgeschaffen hat. —

Der Anblick der reinen und unverfälschten Natur ist wohlthätig und erquickend — darum ist ein Spaziergang ins freie, aus dem Gewühl der Stadt so angenehm — Man sieht da so viele Dinge, die alle ohne des Menschen Zuthun da sind. Man ergötzt sich an der schönen Gestalt der Aeste und Zweige auf den Bäumen; man findet an dem Anblick eines Blättchens Vergnügen, das vom Winde hin und her bewegt wird.

Es ist Pflicht für den Menschen sich oft von der Betrachtung der Dinge, die mit Menschenhänden gemacht sind, zur Betrachtung derer, die nicht mit Menschenhänden gemacht sind, loszureißen. — Denn das erhebt die Seele wieder zu großen Empfindungen, die sonst durch die unzähligen kleinen Gegenstände der menschlichen Kunst erstickt werden.

Der volle Anblick des Himmels und der Erde, eines Baumes der über uns rauscht, und einer Blume die zu unsern Füßen emporblüht, ist mehr werth, als der Anblick aller Kunstwerke, Gemählde und Statüen, die je die schöpfrische Kunst des Menschen hervorgebracht hat.

Es scheint aber, als ob selbst die Natur einen gewissen Unterschied in der Hervorbringung ihrer Werke beobachtet habe, indem sie einige mehr zum Nutzen, und andre mehr zum Vergnügen gebildet zu haben scheint. — An dem was weniger nutzt, hat sie desto mehr Schönheit verschwendet, um uns gleichsam schadlos zu halten.

Der stolzende Halm, dessen körnichte Frucht uns nährt, prangt nicht mit solchen reizenden Farben, als die Rose, die uns bloß durch ihren Geruch ergötzt; und die Tulpe, welche sogar auch des Duftes entbehrt,

behrt, hält uns durch ihre noch glänzenderen Farben schadlos — Der Regenbogen, welcher das Auge ergötzt, ohne zu nutzen, ist das Schönste, was die Natur im Einzelnen hervorbringt — er ist der Abglanz des Schönen, das durch den rund umher sich verbreitenden Lichtstrahl allenthalben auf dem Erdkreis zerstreut ist.

Die Natur macht also selbst einen Unterschied zwischen dem Schönen und Nützlichen; das Schöne ist gemeiniglich weniger nützlich, und das sehr Nützliche ist gemeiniglich weniger schön.

Diesen Unterschied hat auch der Mensch in den Künsten nachgeahmt, die deswegen in die schönen und nützlichen Künste zerfallen.

Zu den schönen Künsten rechnet man z. B. die Mahlerei, die Musik, die Bildhauerkunst, u. s. w.

Zu den nützlichen z. B. die Maurerei, das Tuchweben; den Ackerbau, die Viehzucht u. s. w.

Nun kann man aber weit leichter ohne Gemählde und Statüen, als ohne Obdach, Brodt und Kleider sich behelfen.

Hat man aber Brodt und Kleider und ein festes Obdach, so macht es einem auch Vergnügen, Gemählde und Statüen zu betrachten.

Dies mag noch zur Erklärung dienen vom Unterschiede zwischen dem Nützlichen und Schönen.

So gehört auch die Tanzkunst zu den schönen Künsten.

Das eigentlich nützliche oder nothwendige Gehen, beschreibt immer die kürzeste Linie von dem Orte wo man weg geht, bis zu dem, wo man hin will, und also gemeiniglich gerade Linien; aber das nicht sowohl nützliche oder nothwendige als vielmehr angenehme und ergötzende Spatzierengehen und Tanzen beschreibt lauter krumme Linien — — denn es ist einem nicht drum zu thun, daß man an einen gewissen Ort bald hinkommen will; sondern man bewegt sich vielmehr um sich zu bewegen.

Unten in der Kupferplatte sind einige der verschiedenen Wendungen vorgezeichnet, welche beim Tanzen gewöhnlich sind. Indem man sich fortbewegt, beschreibt man nehmlich diese Linien, welche hier bezeichnet sind, auf dem Fußboden.

Die Katze, welche auf dem Küssen ruhet, ist schon mit in die häusliche Welt des Menschen hineingezogen — sie ist ein zahmes Thier —

Dies soll uns auf den groben Unterschied aufmerksam machen, welcher zwischen den Thieren statt findet,

in so fern sie den Menschen scheuen, und in so fern sie sich zu ihm halten, sich von ihm füttern, zu seiner Arbeit, und zu seinem Vergnügen gebrauchen lassen, und gerne bei ihm wohnen.

Manche Personen finden an Katzen einen großen Wohlgefallen; so daß sie dieselben auf alle Weise pflegen, und ihnen gütlich thun.

Diejenige, welche hier so sanft auf einem Küssen ruhet, scheinet eine glückliche Katze zu seyn, und mag vielleicht der Dame angehören, die gleich daneben auf einem Lehnsessel sitzt und in einem Buche liest.

Die Katze ist demohngeachtet eines der grausamsten Raubthiere, welche die armen Mäuschen oft zu ihrer Lust noch lange quälen, ehe sie ihnen den Tod geben. — Allein der Mensch darf freilich des Umgangs mit den Raubthieren sich so sehr nicht schämen, da er selbst vom Fleische der Thiere lebt, die er getödtet hat, und eines der ärgsten Raubthiere ist, die es nur auf Erden giebt: denn er begnügt sich nicht damit, nur auf eine Art Jagd zu machen: sondern vor ihm ist der Vogel in der Luft, und der Fisch im Wasser nicht sicher.

Aber das scheint nun freilich einmal die Ordnung der Dinge so mit sich zu bringen — daß eines

das

das andere zerstört, und in sich verwandelt. So müssen selbst diejenigen, welche sich des Fleisches ganz enthalten, doch den Bau der Pflanzen zerstören, die ihnen Nahrung geben.

Aber aus der anscheinenden Zerstörung wächst wieder neues und beßres Leben hervor — doch davon ein andermal mehr!

Wir schreiten nun zur dritten Kupfertafel fort, wo wir eine weit größre Anzahl ganz verschiedner Gegenstände, als auf den beiden vorhergehenden antreffen:

Ein Buch, eine Nase, ein Lamm, ein Pferd,
Ein Schwein, ein Auge, ein Schwerdt, eine Kugel,
Die Sonne, eine Schlange, eine Maus, eine Blume,
Eine Brücke, Feuer, eine Gans, eine Spitze,
Ein Floh, eine Wand, ein Brunnen, und noch
eine Schlange.

Hier stellen wir untereinander:

Nase	Lamm	Sonne	Buch
Auge	Pferd	Feuer	Schwerdt,
	Schwein	Blume	Kugel
	Schlange		Brücke
	Maus		Spitze
	Gans		Wand
	Floh		Brunnen

Welch

Welch eine Mannigfaltigkeit von Gegenſtänden iſt hier durcheinander geworfen, die nichts mit einander gemein zu haben ſcheinen, und doch wie leicht iſt eine Verbindung zwiſchen dieſen allen —

Ich darf mir nur Auge und Naſe an dem Antlitz eines Menſchen denken, der ein entblößtes Schwerdt in der Hand tragend, ein Pferd regieret, mit dem er über eine Brücke reitet, wo ein Schwein ihm unterläuft, u. ſ. w.

Die Sonne glänzt am Himmel, und bringt die Pflanzen zur Reife, die mit dem Waſſer, das aus dem Brunnen geſchöpft iſt, nachdem man ein Stück Fleiſch von einem Lamm oder einem Schwein hinzugethan hat, über dem Feuer gekocht werden.

Die Sonne erleuchtet den ganzen Erdkreis und wärmt ihn, und lockt aus der Erde die Blumen hervor, u. ſ. w.

Naſe und Auge ſind hier als Theile des menſchlichen Körpers abgeſondert dargeſtellt — — und ſind nunmehro etwas Unförmliches, und Unzweckmäßiges — ſie gehören als Theile mit zur lebloſen Natur — Leben und Bewegung kömmt erſt durch den Zuſammenhang der Theile — Die Naſe zieht nicht für ſich den Duft der Blumen ein, ſondern alle Nerven des

Kör-

Körpers sollen auf eine angenehme Weise dadurch erschüttert werden; das Ohr faßt nicht für sich allein den Klang, noch das Auge für sich allein das Bild der schönen Natur auf — sondern durch jeden Sinn, auf den von außen her gewürkt wird, theilet sich die Empfindung unvermerkt allen übrigen Sinnen mit. — —

Aus der Thierwelt ist hier eine kleine Anzahl von Geschöpfen zusammengestellt, unter denen dennoch die bewundernswürdigste Mannigfaltigkeit herrscht. —

Zu den Thieren deren sich der Mensch zu seinem Nutzen bedient, gehören:

Das Lamm, das Pferd, das Schwein und die Gans —

Wie viel geht von diesen Thieren nach ihrem Tode in die Kunstwelt über? — Haut, Wolle, Haar, Federn —

Leder, Tuch, Bürsten, Schreibfedern — Und nun was entsteht aus allen diesen wieder, und welche neue Verbindung kömmt hinein?

— Schuhe, Stiefeln, Kleider, die mit Bürsten gebürstet werden —

Buchstaben, die mit Federn, die von der Gans genommen sind, geschrieben werden.

Geschriebene Bücher, die aus solchen Buchstaben bestehen. —

Betten, die mit den dünnern Federn der Gans gestopft werden.

Bücher in Schweinsleder eingebunden. So ist die Kunst genöthigt, alle ihren Stoff aus der Natur zu nehmen. —

Wer nun zum erstenmale Stiefeln, ein Kleid, eine Bürste, ein ausgestopftes Bette, und einen mit der Feder geschriebenen Brief, und zu gleicher Zeit ein Pferd, ein Lamm, ein Schwein und eine Gans vor sich erblickte, der würde sich schwerlich einbilden können, daß diese letztern lebenden Gegenstände einst der Stoff zu den erstern werden, die so erstaunlich davon verschieden sind.

Eine solche Gegeneinanderstellung aber lehrt, wie die Kunst in die Natur eingreift, indem sie dieselbe umarbeitet, und fast ihr ganzes Wesen verändert.

Das Schaf, das Schwein und die Gans werden dem Menschen in ihrem Leben nicht durch eigentliche Arbeiten nützlich — aber was für einen Gebrauch macht der Mensch nicht von dem Pferde! — wie vermehrt er durch dasselbe seine Macht und seine Stärke,

indem er sich gleichsam mit ihm in ein Wesen verwandelt, sich auf die Weise die Schnelligkeit und stärkere Anzahl seiner Füße zu eigen macht, und sich der Gliedmaßen des Pferdes bedienet, als ob es die seinigen wären. —

Welche Dinge kann der Mensch nun vermittelst dieser Vermehrung seiner eigenen Stärke durch fremden Zusatz nicht ausrichten?

Er kann ein bewegliches Obdach um sich her bauen, daß ihn fast so gut, wie seine Wohnung, vor jeder Witterung schützt, und kann sich in dieser künstlichen Wohnung fortziehen lassen, so weit und wohin er will.

Was würden ihm aber diese beweglichen künstlichen Wohnungen ohne die Stärke des Rosses helfen?

Welche Bequemlichkeit verschaft es nun dem Menschen, daß er viele hundert Meilen reisen kann, ohne nur einen Fuß aufzuheben — daß er den Zweck erreichen kann, ohne die Mittel anzuwenden!

Das Schaf arbeitet zwar nicht für den Menschen, aber es thut noch mehr; es kleidet ihn mit seiner Wolle, und nährt ihn mit seiner Milch —

Der Mensch läßt sogar durch die Verdauungswerkzeuge andrer Thiere den gröbern Stoff der Pflan-

zen

zen erst verfeinert, und in die gesundeste Nahrung für sich verwandelt werden. — Und statt, daß er den Stoff zur Leinwand unmittelbar aus dem Pflanzenreiche nimmt, so läßt er den Stoff zu seiner wärmern Bekleidung, erst aus dem Pflanzenreiche ins Thierreich übergehen, und auf der Haut der Lämmer zu Wolle wachsen, denen er sie nun mit Bequemlichkeit abnimmt, und zu seinem Gebrauche verarbeitet.

Damit nun aber der Mensch sich seiner Uebermacht nicht überhebe, so giebt es wieder einige Thiere, die ihm Schaden zufügen, und über die er nicht eigentlich Herr werden kann, als die Schlange, der Floh, und die Maus.

Aus der Kunstwelt sind nun auf dieser Kupferplatte folgende Gegenstände dargestellt:

Buch	Spitze
Schwerdt	Wand
Kugel	Brunnen
Brücke.	

Durch die Wand schützt sich der Mensch gegen Regen und Wind, durch das Schwerdt mit Spitze und Schneide vertheidigt er sich gegen feindliche Angriffe —

Durch die Brücke bahnet er sich einen bequemen Weg, worauf er trocknes Fusses über breite und schmale Flüsse geht, und nun statt eines Kahnes mit dem rollenden Wagen hinüber fährt.

Der hölzernen Kugel bedient er sich zum Spiel, um Kegel damit umzuwerfen, der eisernen im Kriege, um Menschen damit zu tödten.

Kugel und Schwerdt, Wölbung und Spitze, werden von dem Menschen zur Zerstörung gebildet. —

Er gräbt das Eisen mit unsäglicher Mühe aus dem Bauch der Erde, um Waffen davon zu schmieden, womit er seines gleichen tödtet. — Doch er bedient sich des Eisens auch auf eine edlere Art, um den Pflug, die Säge, die Axt und die Schaufel zu bilden. — Den Pflug, um Furchen in den Acker zu ziehen; die Schaufel um das Erdreich im Garten zu umgraben: die Axt, um die Bäume im Walde zu fällen; die Säge, um sie zu seinem Gebrauch zu zerschneiden.

Aus Holz, und Kalk, und Stein fügt er künstlich dichte Wände zusammen, die kein rauhes Lüftchen durchlassen.

Wenn es ihm an Waſſer fehlt: ſo gräbt er in die Tiefe der Erde, bis es ihm entgegenquillt; Baumſtämme höhlt er zu Röhren aus, und leitet das Waſſer unter ſeinen Füßen, bis an den Ort hin, wo es ihm am bequemſten zu ſchöpfen iſt.

So entſtand eine der nützlichſten und wohlthätigſten Erfindungen des Menſchen, der Brunnen.

Wenn wir nun gegeneinanderſtellen

Wand, Brücke, Brunnen

und

Schwerdt, Spitze, Kugel

ſo entſteht in unſrer Vorſtellung der Gegenſatz von

Krieg und Frieden

von

Vertheidigung und Ruhe.

Die Menſchen ſichern ſich in Häuſern zuſammen; wenn ein Fluß ihre Wohnung trennt, ſo bahnen ſie ſich durch Brücken einen Weg zu einander; ſie graben Brunnen, aus denen ſie gemeinſchaftlich Waſſer ſchöpfen —

Wand, Brücke, Brunnen

ſetzen die Menſchen zuſammen.

Schwerdt, Spitze, Kugel

trennen ſie. —

Aus den Gegenständen, die hier aus der Kunstwelt dargestellt sind, ist nun noch übrig

das Buch.

Dies ist das vielumfassendste von allen.

Ein Buch ist ein großer und erhabner Gegenstand.

Es ist eine Erfindung des Menschen, die alles andere übertrifft —

Alles was der Kopf des Menschen in sich faßt, das kann auch das Buch in sich fassen —

Das Buch ist ein Abdruck des menschlichen Geistes — denn es ist eine Darstellung seiner Gedanken durch Worte. —

Das Buch kann mit keinem andern Gegenstande aus der Kunstwelt in Vergleichung gebracht werden — es steht einzig und für sich allein da — denn es kann alle Gegenstände aus der Natur- und Kunstwelt in sich fassen.

Um ein Buch zu schreiben, mußte der Mensch erst die große Kunst erfinden, Töne zu mahlen —

Er mußte also unsichtbare Gegenstände, wie die Töne sind, durch sichtbare Zeichen, wie die Buchstaben sind, vor das Auge zu bringen suchen.

Welch

Welche erstaunliche Dinge hat der Mensch durch diese große Erfindung ausgerichtet! — Welch eine neue Verbindung ist dadurch unter den Menschen, die auf dem ganzen Erdkreis zerstreut sind, entstanden!

Der Mensch kann seine Worte, die sonst nur den Ohren vernehmlich waren, vermittelst der Buchstaben, die er aufs Papier mahlt, dem, der mehr als tausend Meilen weit von ihm entfernt ist, vors Auge bringen.

Seine Stimme schallt auf die Weise über Meer, und Berg und Thal. — Der Europäer schließt seine Geschäfte mit den Einwohnern von Amerika, als ob er zwischen seinen eignen Wänden mit ihm spräche. —

Weit voneinander entfernte Länder und Königreiche schließen Bündnisse miteinander, wie einzelne Menschen, die in einer Stadt wohnen. — Handel und Gewerbe erstreckt sich über den ganzen Erdboden; Verschiedenheit des Himmelstriches, der Gesichtsfarbe, Religion, Sitten, und Gebräuche, trennt die Menschen nicht mehr voneinander. —

Daß nun Menschen über Meere und Länder sich miteinander besprechen und Unterhandlungen pflegen,

Verträge schließen, Tausche treffen, und ihre gesellschaftlichen Angelegenheiten besorgen können;

Daß die Geschichte der Vorwelt mit allen ihren nützlichen Erfindungen, Künsten, und Wissenschaften auf uns gekommen ist;

Daß der Mund der Gestorbnen noch immer zu uns redet, und wir die hinterlassenen Schätze ihres Geistes besitzen;

Daß wir wissen, was die Menschen, die tausend Jahre und länger vor uns lebten, Edles und Schönes gedacht und gethan haben;

Das verdanken wir alles den vierundzwanzig kleinen Figuren, die wir Buchstaben nennen, und aus denen alle Bücher der Welt zusammengesetzt sind.

Dergleichen Dinge, die an sich so groß, so erhaben, und so wundervoll sind, werden uns durch den öftern Gebrauch so alltäglich und gewöhnlich, daß wir fast nichts mehr dabey denken, und die großen Vortheile, die uns daraus erwachsen, nicht mehr so lebhaft empfinden, wie wir es sollten.

Was für ein Verdienst um das menschliche Geschlecht hat der nicht, der zuerst diese vierundzwanzig

kleinen

kleinen Figuren erfand, wodurch alle Wissenschaften, alle menschlichen Begebenheiten, alle Dinge, die am Himmel und auf Erden sind, in dem kleinen Umfange eines Buches dergestalt reden können!

Und welch ein Verdienst hat nicht wiederum derjenige, der die Kunst erfand, diese Buchstaben, (die von den buchenen Stäben, worin sie zuerst geschnitten wurden, ihren Nahmen führen,) in Metall zu giessen, wo man sie nun, wenn von jedem Buchstaben eine hinlängliche Anzahl gegossen ist, die in besondern Kästchen liegen, nach Gefallen nebeneinandersetzen und Wörter daraus bilden kann, die nun, wenn die Fläche der zusammengesetzten Buchstaben mit schwarzer Farbe bestrichen ist, zu unzähligenmalen auf weisses Papier abgedruckt, und vervielfältigt werden können.

Eine ganze Seite also, die sonst jedesmal Wort für Wort mußte abgeschrieben werden, steht nun, wenn die kleinen metallnen Figuren einmal zu Worten zusammengesetzt sind, in weniger als einer Minute, auf dem Papier da — und zwar mit weit mehr Schönheit und Ordnung, als wenn die Worte geschrieben wären — denn wenn man etwas, daß sehr schön geschrieben ist, bezeichnen will, so sagt man: es ist geschrieben, als ob es gedruckt wäre.

Hierdurch wird es nun möglich gemacht, daß die Gedanken eines einzigen Menschen in kurzer Zeit und mit leichter Mühe, unter vielen tausend Menschen verbreitet werden können —

Die Erlernung aller Wissenschaften wird dadurch erleichtert und allgemeiner gemacht —

Und die Seelen der Menschen können sich nun, in jeder Entfernung durch die Bücher miteinander unterreden, und sich untereinander belehren; ja durch die Bücher können sogar die Todten um ihre Meinung befragt werden —

Wie denn der Verfasser des Buchs, das in einer der Kupferplatten steht, mit Namen Horatius Flaccus, schon vor mehr als tausend Jahren gestorben ist, und dennoch jetzt den Menschen, die ihn lesen, die Weisheit des Lebens lehrt; so daß einer unsrer Dichter, der erst vor Kurzem gestorben ist, ihn

seinen Freund, seinen Lehrer und
seinen Begleiter

nannte, weil er die Schriften desselben, die in lateinischer Sprache verfaßt sind, zu seiner Lieblingslektüre gemacht hatte.

Zu der Zeit, da Horaz in Rom lebte, war die Buchdruckerei noch nicht erfunden, sondern die

Bücher

Bücher mußten mühsam auf Pergament geschrieben werden; waren also viel kostbarer und seltener, als zu unsern Zeiten.

Dasselbe Buch also, welches lange vorher geschrieben wurde, ehe man noch an Buchdruckereien dachte, ist jetzt durch die Buchdruckerei, die erst seit ein paar hundert Jahren erfunden ist, weit mehr vervielfältigt und verbreitet, als es bei seiner Entstehung war.

Fast in allen Schulen von ganz Europa werden die Schriften des Horaz gelesen und erklärt, und aus der lateinischen in jede Landessprache übersetzt. Jeder Mensch, der es zu seinem Geschäft macht, seinen Geist zu bilden, sucht auch den Horaz verstehen zu lernen.

So wirkt also durch diese vierundzwanzig kleinen Figuren, die entweder geschrieben oder gedruckt sind, der Geist des Menschen noch nach seinem Tode auf die kommenden Geschlechter fort —

Wenn wir in dieser Rücksicht ein Buch, als eine Erfindung des menschlichen Geistes, betrachten, so muß es uns ein erhabner, ein ehrwürdiger Anblick seyn.

Der Weg, der jetzt einem Buche bei seiner Entstehung vorgeschrieben wird, ist folgender:

Aus den Händen des Schriftstellers, der es schreibt, wandert es in die Werkstätte des Buchdruckers, der es druckt; von da in den Laden des Buchhändlers, der es verkauft; alsdenn wieder in die Werkstätte des Buchbinders, der für seinen äußern Schmuck sorgt, und von da in die Studierstube des Gelehrten, der sich daraus neue Kenntnisse sammlet, oder in die Bibliothek des Mannes von Geschäften, bei dem das Lesen nur Nebensache ist.

Durch die Hervorbringung, den Vertrieb und die äußere Verzierung des Buches werden also schon eine große Anzahl von Menschen in Bewegung gesetzt.

Wie weit mehr aber durch das Lesen der Bücher — der ganze gelehrte Stand lebt und webt zum Theil in der Bücherwelt. — Der Arzt, der Rechtsgelehrte, der Religionslehrer, der Philosoph, ziehen alle ihre ersten Kenntnisse aus Büchern; hernach nehmen sie die Erfahrung zu Hülfe.

Die Bücher machen einen so großen Theil der menschlichen Dinge aus, daß man sie beinahe nicht,

als eine untergeordnete Klasse von Dingen in der Kunstwelt betrachten kann, sondern sich außer der großen Natur- und Kunstwelt, noch eine

Bücherwelt

denken muß.

Denn die Bücher sind gleichsam eine Welt außer den Menschen geworden, die nicht in ihm, sondern worin er lebt — weil kein menschlicher Kopf, das mehr zusammenfassen kann, was die Bücher, die in der Welt sind, enthalten.

Daher kömmt es, daß ein jeder sich nur ein gewisses Fach der Gelehrsamkeit wählt, worauf er vorzüglich seine Aufmerksamkeit richtet —

Die Gelehrten sind also entweder Geschichtschreiber, Naturforscher, Mathematiker, Sprachkundige u. s. w.

Alles dieß und weit mehr ist noch immer unter dem Begriffe Buch enthalten. —

Wir schreiten nun zu der vierten Kupfertafel fort, die folgende Gegenstände enthält:

Tisch	Helm	Vogel
Adler	Schild	Kreuz
Storch	Bogen	Thurm
Affe	Köcher	Schlüssel
Frosch	Hund	Schaaf
Schwanz	Baum	Schiff
Stern	Ohr	Tod
Mond	Fuchs	

Auf dieser Kupfertafel befinden sich dißmal mehr Gegenstände aus der Natur, als aus der Kunstwelt.

Aus der Kunstwelt sind nur

Tisch	Haus
Helm	Kreuz
Schild	Thurm
Bogen	Schlüssel
Köcher	Schiff

Aus der Naturwelt sind:

Adler	Mond
Storch	Baum
Affe	Ohr

Frosch

Frosch	Fuchs
Schwanz	Vogel
Stern	Schaaf.

Zuletzt zeigt sich ein menschliches Todtengerippe, welches wieder zu der zerstörten Naturwelt gehört. —

Aus der zerstörten Naturwelt entsteht sonst eigentlich durch die Umarbeitung des Menschen die Kunstwelt, als

Tisch, Haus, Kreuz, Schiff. —

Die Natur bringt von selbst weder Tisch, noch Haus, noch Kreuz, noch Schiff hervor — sondern sie bildet den Baum mit seinem Stamm, seinen Aesten, Zweigen und Blättern —

Welch ein Unterschied ist zwischen diesem schöngebildeten Baum, und dem Hause, das mit Fenstern, Thüren, Treppen und Schornsteinen versehen, auf der Kupfertafel gleich darneben steht!

So auch zwischen dem Tische, der oberwärts steht, und dem Schiffe, das unterwärts die Fluth durchschneidet!

Ein Baum, ein Tisch, ein Haus, ein Schiff — welche ganz von einander verschiedene Dinge, in ihrer

Gestalt

Gestalt und Form, und doch so ähnlich in der Materie, woraus sie gemacht sind.

Die Kunst muß die Natur zerstören, ehe sie ihre neue Bildung anfangen kann. — Dem Baume müssen seine Aeste mit allen ihren Zweigen und Blättern abgestreift, die Rinde, die seinen Stamm beschützt, genommen, und er muß von der Wurzel, die ihm Nahrung und Wachsthum gab, abgehauen, sein inneres wachsendes Leben muß in ihm getödtet werden — damit er sich als künstliches Gebälk zur Wohnung des Menschen füge, oder sich zur Wölbung des bauchigten Schiffes krümme, oder mit seiner glatten, gehobelten Fläche, dem Menschen zu einer bequemen Erhöhung diene, die ihm seine Arbeit, und den Genuß der Speise erleichtert.

Haus und Schiff
Erde und Meer.

Ein Schiff, ein schwimmendes Haus — worinn der Mensch von einem Welttheile zum andern reisen, und alle Bequemlichkeiten des Lebens mit sich führen kann, als ob er auf dem festen Lande wohnte —

Ein Gebäude, das mit seinem starken und festineinandergefügten Gebälk der Gewalt des Sturmwindes und der Wellen widersteht; das mit Flügeln

von Leinwand verſehen, die denn ein günſtiger Wind aufſchwellt, mit ſeinem zugeſpitzten Schnabel, durch das Steuerruder gelenkt, die Fluth durchſchneidet, und mit Behendigkeit ſich wenden läßt, um vermittelſt der Seegel den Wind, von der Seite wo er am günſtigſten iſt, aufzufangen.

Ein bewegliches, durch die Kunſt des Menſchen gleichſam beſeeltes Haus — eine bequeme Herberge, die der Menſch auf jahrelangen Reiſen beſtändig mit ſich führt —

Eine Anzahl mehrerer ſolcher Schiffe heißt eine Flotte, und iſt gleichſam eine ſchwimmende Stadt —

Das bodenloſe Meer wird zum Schauplatz des Krieges, der Zerſtörung und des Verderbens gemacht — zwei feindliche Heere rücken in ſchwimmenden Bollwerken, mit Geſchütz bepflanzt, gegeneinander — Am hohen Maſtbaum weht die Flagge — Der Donner des Geſchützes beginnt — Die Gegenſtände hüllen ſich in Dampf und Nebel — Das Meer wird mit Blut gefärbt —

Aber das Schiff des betriebſamen Kaufmanns, führt auch aus den entfernteſten Welttheilen tauſend Bequemlichkeiten des Lebens herzu, die wir

jetzt

jetzt täglich genießen, und die uns sonst kaum den Namen nach bekannt seyn würden.

Die stehenden Häuser in den Städten haben einen großen Theil ihres innern Schmucks, den schwimmenden Häusern auf dem Meer zu danken.

Das stehende Haus ist ein großes Werk des Menschen, worinn er sich gleichsam selbst übertroffen hat, indem eine solche Masse, die sich gleich einem Berge emporhebt, das Verhältniß seiner körperlichen Größe so weit übersteigt —

Aber das schwimmende Haus auf dem Meere ist ein noch weit größeres und erhabneres Werk des Menschen — weil er sich dadurch gewissermaßen die Natur unterthänig macht, und das unergründliche Meer in festes Land verwandelt, das er nach Gefallen bereisen kann —

Indeß kömmt es bei dem stehenden Hause mehr auf Pracht und Schönheit an, als bei dem schwimmenden Hause, das doch immer nur eine Herberge, und keine bleibende Wohnung ist, wobei es mehr auf den Gebrauch als auf das in die Augen fallende ankömmt.

Auch sind die stehenden Gebäude nicht so sehr dem Zufall unterworfen, der sie zerstören kann, als die schwim-

ſchwimmenden — ſie ſind mehr auf die Dauer — und der menſchliche Geiſt ſucht ſich durch die Darſtellung des Edlen und Schönen in ihm, zu verewigen, und ſich ein bleibendes Denkmahl zu ſtiften.

Das Haus, welches hier auf der Kupfertafel dargeſtellt iſt, gewährt einen weit ſchönern Anblick, als das Schiff —

Bei dem Schiffe bemerkt man die Verhältniſſe der Theile gegeneinander nicht mit ſo leichter Mühe, als bei dem Hauſe.

Das Haus iſt, durch die Thüre, in zwei gleiche Hälften getheilt; und jede Hälfte hat wieder ihre Nebenabtheilungen —

In dem Hauſe ſind zwei Reihen Wohnungen übereinander, welche durch die übereinanderſtehenden Fenſter bezeichnet werden.

Die Fenſter in den Wohnungen an der Erde haben kleine zugeſpitzte Gibel; die obern nicht. —

Man bemerkt übrigens an dem Hauſe drei Abtheilungen; die untere, die obere, und das Dach, wodurch das Ganze oben einen ſchönen Schluß erhält —

Wenn die Wand des Hauses ohne Unterbrechung durch Fenster und Thüren, und ohne die Abtheilung, welche zwischen dem untern und obern Stock gemacht ist, in einem fort ginge; oder wenn die Fenster in derselben statt ihrer zierlichen Einfassung, und wohlproportionirten Größe, unförmliche Löcher wären, so würde das Vergnügen, welches der Anblick dieses Gebäudes gewährt, wegfallen: man würde eine große Stein- oder Felsenwand, aber kein durch die menschliche Kunst hervorgebrachtes, wohlgeordnetes Ganze zu sehen glauben.

Eine Mauer oder Wand, die grade in die Höhe steht, ohne oben eine Einfassung, oder einen Schluß zu haben, macht einen unangenehmen Anblick; denn sie könnte unaufhörlich so fortgehen — man denkt sich kein Ganzes, nichts Vollendetes darunter.

Sobald sie aber oben eine Art von Kranz oder Einfassung hat, giebt sie gleich einen weit schönern Anblick — eben so wie eines von diesen Fenstern, welches ohne die Einfassung umher ebenfalls keine ordentlichen Grenzen hätte, wodurch es aus der umgebenden Masse herausgehoben, und für sich als ein Ganzes dargestellt würde.

Darinn beſteht eigentlich das Weſen des Schönen, daß etwas aus der Maſſe der übrigen Dinge herausgehoben, gleichſam um ſein ſelbſt willen, mit Fleiß und Sorgfalt bearbeitet, Bildung und Form erhält.

Daher liebt der Menſch auch bei dem Schönen die Einfaſſung ſo ſehr, wodurch er es gleichſam von den übrigen Dingen, unter denen es ſich ſonſt verlieren könnte, abſondert, um den eignen innern Werth deſſelben zu bemerken. —

So bekommen Gemählde und Spiegel einen Rahmen. —

Zuweilen wird ſchon die bloße Einfaſſung ein Zeichen der Verſchönerung und Veredlung, wie bei den Ringen und der Krone, wo die letztere ein Haupt, das über andere herrſcht, durch die koſtbare Einfaſſung gleichſam aus der Menge der übrigen heraushebt, und es gewiſſermaßen als geheiligt und mit einer hohen Würde der Menſchheit begabt, darſtellt.

Es iſt daher in der Natur der menſchlichen Seele gegründet, daß die Könige Kronen tragen.

Um nun wieder auf das Haus zurückzukommen, ſo iſt der obere etwas hervorragende Theil unter dem

Dache gleichsam auch der Kranz oder die Krone desselben, wodurch es seinen lezten Schluß erhält — Das Dach ist gleichsam auch eine Zugabe oder Aufsaz zu diesem Kranze, der nicht zu sehr ins Auge fallen muß, wenn er nicht das schöne Verhältniß des Ganzen stören soll —

Bei schlechtgebauten Häusern ist daher das Dach auch immer so viel als möglich versteckt —

Die Häuser mit hohen spizen Dächern, machen einen sehr widrigen Anblick — sie sehen großen Bergmassen ähnlicher als Häusern —

Unter dem Brunnen steht ein Kreuz — eine der allereinfachsten Zusammensezungen — ein Stück Holz in die Länge, und das andre queer darüber gelegt, macht den ganzen Bau aus —

Die Figur des Kreuzes ist den Christen ehrwürdig — sie pflanzen es auf ihre Grabhügel, stellen es auf ihre Altäre, und tragen es als einen Schmuck oder ein Ehrenzeichen von Gold oder andrer kostbarer Materie an ihrer Brust.

„Weil der Stifter der christlichen Religion am Kreuze starb — so haben die Bekenner seiner Lehre

sich

ſich dieſer Figur zum Zeichen ihres Bekenntniſſes bedient —

Wie aber der Menſch ſehr leicht das Zeichen für die Sache ſelber nimmt — ſo hat der Aberglaube das Kreuz angebetet, und alſo offenbare Abgötterei damit getrieben — der Begriff

Kreuz

erweckt eine groſſe Menge von Begriffen, die durch den wunderbaren Zuſammenhang der Dinge mit ihnen verwandt geworden ſind —

Man denkt ſich dabei:

Mönch,	Kloſter,	Pabſt,
Altar,	Kirche,	Abendmahl,
Taufe,	Beichte,	Prieſter,
Bibel,	Evangelium,	Kanzel,
Meßgewand,	Paternoſter,	Weihnachten,
Oſtern,	Pfingſten, u. ſ. w.	

Hier iſt eine neue Welt von Begriffen, die ſich vor unſern Blicken enthüllt — Dieß ſind die religiöſen Begriffe —

Religiöſe Begriffe.

Dieſe können weder unter den Begriff der Naturwelt noch der Kunſtwelt gebracht werden —

Sie machen eine ganz eigene Klasse von Ideen aus — die mit den übrigen in wenig oder gar keiner Verbindung stehen —

Taufe, Beichte, Evangelium —
Brunnen, Lamm, Haus. —

Was, für erstaunlich von einander verschiedene Begriffe, wovon die erstern drei aus der religiösen und die letztern drei aus der Natur- und Kunstwelt sind.

Und doch werden die Gegenstände aus der Natur und Kunst in die Welt der religiösen Begriffe zum Theil hinübergezogen, und mit den letztern gleichsam überkleidet —

Als der Baum des Erkentnisses des Guten und Bösen, der im Paradiese stand, und wovon den ersten Menschen zu essen verboten ward —

Das Lamm Gottes, welches der Welt Sünde trägt —

In meines Vaters Hause sind viel Wohnungen, indem Jesus von dem Himmel und den Wohnplätzen der Seligen redet —

Oft verändern auch die Begriffe aus der Kunstwelt, wenn sie mit den Begriffen aus der religiö-

sen Welt überkleidet werden, ihre Namen — so heißt ein Haus, worinn Menschen einsam leben, um durch bloßes Beten Gott zu ehren, den sie weit mehr durch gute Handlungen ehren würden, ein Kloster; und ein Haus, wo viele Menschen gemeinschaftlich zusammenkommen, um Gott durch Gebet und fromme Gedanken zu verehren, eine Kirche.

Ein Tisch, von welchem das Abendmahl genossen wird, heißt ein Altár, u. s. w.

Selbst in die Eintheilung der Zeit, die sonst die Natur selber durch Sonnenaufgang und Untergang, durch die Mondswechsel, und die Veränderung der Jahreszeiten macht, greifen die religiösen Begriffe ein.

Unsre Jahrzahl fängt von der Geburt des Stifters unsrer Religion an. — die wichtigsten Begebenheiten, welche sich mit ihm ereignet haben, werden durch Feste, wo man einige Tage von der Arbeit ruhet, von uns gefeiert — und durch eben diese Feste werden in den Köpfen der meisten Menschen die wichtigsten Einschnitte in den großen Zeitraum gemacht, welchen wir ein Jahr nennen.

Man sagt:

Ostermesse, Michaelismesse,
Weihnachtsmarkt, Pfingstochsen.

Und setzt also Begriffe aus der religiösen und Begriffe aus der Kunst- und Naturwelt, auf die sonderbarste Art zusammen.

Ein Markt und die Auferstehung Christi.
Ein Markt und die Ueberwindung des Drachen durch den Erzengel Michael.
Ein Markt und die Geburt Christi.
Ein gemästeter Ochse und die Sendung des heiligen Geistes.

Es ist ein Wunder, daß die menschlichen Begriffe in den Köpfen nicht ein Chaos werden, und sich noch immer so wieder auseinander herausfinden — da sie auf eine so höchst seltsame Art untereinander gemischt sind —

Tisch, Haus, Kreuz, Schiff.

sind Gegenstände, wozu der Stoff größtentheils aus dem Pflanzenreiche genommen ist, in welchem der Mensch erst die Natur zerstören muß, um aus dieser Zerstörung eine neue Welt von Gegenständen hervorgehen zu lassen.

Die

Die übrigen Gegenstände aus der Kunstwelt auf dieser Kupfertafel sind

Helm, Schild, Bogen, Köcher, Spieß,
Thurm, Schlüssel —

Der Stoff zu diesen Gegenständen ist größtentheils aus einem andern Reiche der Natur genommen, das man das Mineralreich nennet, und wo der Mensch eigentlich nicht zerstören darf, indem er hervorbringt, weil dasjenige, dem er durch die Kunst Bildung und Form giebt, vorher noch eigentlich gar keine Bildung und Form gehabt hat.

Die Steine, aus denen der stumpfe Thurm aufgebaut ist, waren im Steinbruche ganz unförmlich, da sie jetzt durch die Zusammensetzung einige Form erhalten haben.

Der Schlüssel ist eine neue Bildung des Menschen, aus einem Stoffe, dem die Natur vorher gar keine bestimmte Gestalt und Bildung gegeben hatte.

Das Pflanzenreich giebt dem Menschen Nahrung und Kleidung —

Das Thierreich giebt dem Menschen Nahrung und Kleidung —

Das Mineralreich giebt ihm trennende und zusammenfügende Werkzeuge, Sicherheit, Vertheidigungsmittel —

Der Mensch zerstört das Thierreich und Pflanzenreich

Das Mineralreich, welchem die Natur keine Bildung und Form gegeben hat, wird nicht von dem Menschen gestört, sondern es zerstört den Menschen, indem es zu seinem eignen Verderben von ihm gebildet wird —

Wir wollen aus der vorigen Kupfertafel
Schwerdt, Kugel, und Spitze eines
Pfeils

hieher ziehen, um diese Begriffe gegen Bogen, Köcher, Helm und Schild zu halten

Stahl schützt gegen Stahl — Helm und Schild schützen Kopf und Brust gegen Schwerdt und Pfeil —

Aber weder gegen die Gewalt der zerschmetternden Bombe, noch der kleinsten Kugel von Blei, welche durch die Macht des angezündeten Pulvers aus dem tödtenden Rohre gejagt wird — —

Darum halten Helm und Schild in unſern Tagen den Tod und die Zerſtörung nicht mehr zurück; ſondern ſind als eine unnütze Laſt hinweggeworfen —

Die zerſtörenden Werkzeuge haben über die ſchützenden die Obermacht gewonnen —

Mit der erhöhenden Kraft der Zerſtörung hat die Beſchützung nicht gleichen Schritt gehalten — Der Bogen und Pfeil iſt hinweggeworfen, und das tödtende Feuergewehr an ſeine Stelle getreten —

Helm und Schild iſt auch hinweggeworfen, aber an ſeine Stelle iſt nichts getreten.

Das Eiſen rächt an dem Menſchen die zerſtörte Thier- und Pflanzenwelt —

Die weiche Wolle des Schafs kleidet ihn —

Die Stämme des Baumes geben ihm Wohnung und beſchützen ihn vor Wind und Regen —

Aber das Eiſen, daß er ſelbſt zu ſeinem Verderben geſchmiedet hat, zerſchmettert und tödtet ihn —

Es iſt das nützlichſte und gefährlichſte Werkzeug in der Hand des Menſchen — Zerſtörung bleibt immer ſein vorzüglichſter Zweck

Durch die Axt fällt der Baum, durch das Beil der Stier —

Durch die Säge wird die ganze Zusammensetzung des Brunnens zerstört —

Durch das Messer wird die ganze innere Zusammensetzung des Thieres aufgelöst, und aus ihren festesten Fugen gebracht —

Durch die Sense fallen Aehren —

Der Mensch zerstört durch das Eisen die Thier- und Pflanzenwelt — um eine neue Schöpfung von seiner eignen Arbeit daraus hervorgehen zu lassen —

Bald beneidet er sich untereinander diese neue von ihm selbst hervorgebrachte Schöpfung —

Daraus entsteht Krieg und Streit — Eben das, wodurch diese Schöpfung hervorgebracht wurde, zerstört sie wieder —

Die glühende Kugel verwandelt Paläste in Schutthaufen —

Die Spitze des Eisens kehrt sich gegen den Menschen selbst — und weil er damit die Ordnung der Natur zerstörte — so zerstört es ihn wieder.

Der Schlüssel

ist ein Bild des Eigenthums, das der Mensch unter sich eingeführt hat —

Er banet ein Haus um sich her, wodurch er gleichsam einen Kreis um sich zieht, der ihn von alle dem absondert, was ihn in nähern oder entferntern Kreisen umgiebt

Das Haus hat eine Thüre, die Thüre hat einen Schlüssel —

Der Schlüssel endigt das Haus in seiner Zusammensetzung — er ist die letzte festeste Fuge desselben, wodurch man den Eingang in dasselbe nach Gefallen möglich und unmöglich machen kann —

Der Mensch kann auf die Weise mitten unter einer unzähligen Menge von Menschen die kostbarsten Dinge, zur Bequemlichkeit und Pracht, unangetastet um sich her liegen haben —

Der Reiche und Begüterte kann mitten unter einer unzähligen Menge armer, hungriger und nothleidender Menschen wohnen, ohne daß er sich im Genuß seiner Herrlichkeiten darf stören lassen, wenn etwa sein Herz eben so verschlossen ist, als seine Thüre.

Er ist durch das mächtige Schloß sowohl als die Gesetze gegen Gewalt und Raub gesichert — und wenn er von seinen Ueberfluß giebt, so genießt er der Wonne des freiwilligen Gebens, und übt sich in den Empfindungen des sanften Wohlwollens und der Menschenliebe.

Der Schlüssel ist ein Bild des Habens des Besitzens — er macht, daß das Edlere von dem minder Edlen fest umschlossen, und vor jedem Angriffe gesichert wird —

Das Stärkere wird zur Umgebung und Umschließung des Schönern und Edlern gebraucht —

Beim Schlüssel denkt man sich nothwendig Eigenthum —

Denn ein gemeinschaftliches Gut bedarf keiner Absonderung —

Was verschlossen ist, ist eigentlich nur für denjenigen da, in dessen Macht es, durch den Besitz des Schlüssels steht, die feste Umgebung hinwegzuräumen; für alle übrige Menschen ist es so gut, als ob es gar nicht da wäre. —

Das heißt Eigenthum, Besitz —

Durch

Besitzthum.

Durch den Besitz entsteht nun in der Welt Geiz, Verschwendung, Neid, Processe, Diebstahl, Raub —

Und durch den Besitz ganzer Länder entsteht Krieg, Mord und Blutvergießen —

Der Schlüssel trennt die Herzen der Menschen, wie ihre Häuser voneinander —

Aber durch kleine runde Gold - und Silberstückchen werden sie wieder untereinander in Verbindung gebracht —

Der Mensch kann sich nicht leicht entschließen, sich von dem zu trennen; was er durch seinen eignen Fleiß hervorgebracht hat, wenn er nicht einen hinlänglichen Ersatz dafür erhielte, den er nun wieder sein Eigenthum nennen kann, und wofür er wieder andere Bedürfnisse eintauschen kann —

Dieser Tausch der menschlichen Bedürfnisse würde unendlichen Schwierigkeiten unterworfen seyn, wenn ihn nicht die kleinen runden Gold - und Silberstückchen, erleichterten, die ohne Mühe aus einer Hand in die andre gehen, und nach deren geringern oder größern Anzahl der Werth aller menschlichen Bedürfnisse einmal abgemessen ist. —

Weil aber nun eine große Anzahl dieſer kleinen Gold- und Silberſtückchen, einen unvergleichbar kleinern Raum einnehmen können, als die Dinge, deren Beſitz dadurch möglich gemacht wird, ſo wird auch dadurch das Haben ſehr erleichtert, indem einer den Werth aller der Dinge, die für das Geld können angeſchaft werden, gleichſam unter ſeinem Schloſſe hält — dieß befördert den Geiz —

Und weil er auch bei der Ausgabe dieſer Gold- und Silberſtückchen nicht wirkliche Bequemlichkeiten und Bedürfniſſe gegen andere Bequemlichkeiten und Bedürfniſſe umtauſcht, ſo fühlt er den Verluſt ſeines Eigenthums nicht ſo ſehr — das befördert die Verſchwendung.

Der Geizige vergißt den Gebrauch der Sache über den Werth derſelben, wornach ſie abgemeſſen wird; der Verſchwender vergißt den Werth der Sache über ihren Genuß —

Der Geizige denkt ſich das Geld ganz als die Sache ſelbſt der Verſchwender bloß als Zeichen.

Weil nun der Geizige das Geld ſich ganz als die Sache ſelbſt denkt, ſo muß er freilich Bedenken tragen, es auszugeben, weil es ihm alsdann in ein

bloßes

bloſses Zeichen verwandelt ſcheinen würde, wonach der Werth eines Dinges abgemeſſen wird. —

Und weil der Verſchwender ſich das Geld bloß als Zeichen denkt, ſo iſt es ſehr natürlich, daß er es ſobald wie möglich, in die Sache ſelbſt zu verwandeln ſucht, da der Beſitz leerer Zeichen von Dingen für ihn keinen Werth hat —

Der Sparſame wird die Mittelſtraße zwiſchen beiden halten — er wird dem Verſchwender darinn folgen, daß er das Geld bloß für Zeichen beim Beſitz hält — aber er wird dem Geizigen darinn nachahmen, daß er das Geld bei der Ausgabe für eben ſo wichtig, als die Sache hält, die er dafür eintauſcht —

Die Grundſätze des Verſchwenders beim Beſitz werden ihn zur Ausgabe des Geldes zwingen — aber die Grundſätze des Geizigen bei der Ausgabe werden ſeinem Gebrauch des Geldes die gehörigen Grenzen ſetzen.

Das Geld iſt alſo eine Sache, deren wahrer Werth erſt durch den vernünftigen Gebrauch des Menſchen beſtimmt wird, und wobei derſelbe ſeine Vernunft zu üben Gelegenheit hat —

Nirgends fließen die Begriffe von Zeichen und Sache mehr ineinander, als hier — nirgends ist die Grenzlinie zwischen beiden unmerklicher gezogen —

Daher erfordert es die größte Anstrengung der Seelenkräfte, das verwickelte Verhältniß von Sachen und Zeichen im Ganzen zu übersehen —

Die Wissenschaft, welche sich mit dieser Uebersicht beschäftigt, heißt Finanzwissenschaft —

Und weil nun der Schlüssel erfunden, und das Recht des Eigenthums herrscht —

Da die Gold- und Silberstückchen einmal das Triebrad aller menschlichen Gewerbe und Künste geworden sind — so ist auch jene Wissenschaft eine der nöthigsten und nützlichsten, ohne welche eine Verbindung von Menschen, die ein Staat genannt wird, nicht regiert und in Ordnung erhalten werden können.

Fabel.

Die Gegenstände aus der Naturwelt auf dieser Kupfertafel sind:

Adler,	Storch,	Affe,
Frosch,	Schwan,	Stern,
Mond,	Baum,	Ohr,
Fuchs,	Vogel,	Schaf.

Der Adler fliegt der Sonne zu —

Der Storch verwechselt seinen Aufenthalt mit der Jahreszeit.

Der Affe ahmt die Stellung und Bewegung des Menschen nach —

Der Frosch sitzt im Sumpfe, und stimmt seinen heisern Gesang an —

Der Fuchs schnappt mit List seine Beute hinweg —

Das Lamm läßt sich geduldig zur Schlachtbank führen —

Welche mannigfaltig verschiedene Eigenschaften der Thiere, die hier nebeneinander aufgestellt sind!

Ein jedes dieser Thiere hat etwas, das gleichsam seinen Charakter in der Thierwelt bestimmt —

Weil nun der Charakter bei den Thieren etwas Bleibendes ist; weil der Fuchs seit undenklichen Zeiten immer listig, der Wolf immer grausam, das Schaf immer geduldig gewesen ist; so eröffnete sich die Einbildungskraft des Menschen hier ein neues Feld, wo sie ungehindert wirken konnte —

Weil man die auffallendste Charaktere der Thiere einmal kennt, so legte man diesen Thieren Vernunft und Sprache bei, und sezte sie in eben solche Beziehung und Verhältnisse unter- und miteinander,

wie in der Menschenwelt statt finden, daraus entstand

Die Fabelwelt. —

Der Storch sollte z. B. mit dem Fuchs in Verbindung gebracht, und die List des letztern auffallend gemacht werden, um zu zeigen, wie auch der Listigste zuweilen durch einen, wovon er es nicht gedacht hätte, überlistet werden kann.

Der hochbeinigte Storch mit seinem langen Schnabel hat schon etwas Unbehülfliches in seinem Wesen, welches macht, daß die Begriffe von List und Behendigkeit bei ihm gar nicht haften wollen —

Selbst seine Gravität, mit der er einhertritt, fällt ins Komische — und sein ganzes Aeußere ist so beschaffen, daß man ihn schon von selbst als einen Gegenstand betrachtet, an dem der Witz sich üben, und ihn lächerlich machen kann.

Der Fuchs hingegen hat in seinem ganzen Aeußern schon etwas Behendes und Gewandtes, das gleich ins Auge fällt.

Die Fabel erhält also hierdurch schon eine gewisse Wahrscheinlichkeit, wenn sie von dem Fuchs erzählt, daß er den Storch zum Besten gehabt habe —

Der Fuchs ladet also den Storch ein, daß er bei ihm speisen soll — und setzt ihm eine Brühe in einer flachen Schale vor —

Der Storch mit seinem langen Schnabel macht hierbei eine lächerliche Figur — die Brühe ist für ihn so gut, als ob sie gar nicht da wäre, indes der Fuchs sie mit seiner Zunge behende ausleckt, und seinen Gast unaufhörlich zum Essen nöthigt.

Nach einiger Zeit bittet der Storch den Fuchs wieder zum Essen, und setzt ihm kleingebrockte Speisen in einer Bouteille mit einem sehr langen Halse vor —

Hier macht der Fuchs eine noch weit lächerlichere Figur, als vorher der Storch, indem er die Bouteille von außen beleckt, während daß der Storch mit seinem langen Schnabel einen Brocken nach dem andern heraushohlt —

Man freut sich über die wohlgewählte Rache —
Und daß die List überlistet ist.

Man hat sich einmal schon gewöhnt, bei dem Fuchse die List zu denken — dieß hat zu den vielen kleinen Erdichtungen Veranlassung gegeben, die schon seit Aesops Zeiten, von ihm unter den Menschen verbreitet sind —

Indem man dem Fuchs Vernunft und Sprache beilegt, so kömmt sein ganzes Aeußeres zu statten um sich in ihm gleichsam die List und Verschlagenheit selber zu denken. —

Indem man also diejenigen lächerlich machen wollte, die sich durch Schmeicheleien berücken lässelt — so mußte im ganzen Thierreich, was den listigen Schmeichler anbetraf, die Wahl zuerst auf den Fuchs fallen —

Derjenige, der sich schmeichlen ließ, mußte eine Eigenschaft an sich haben, die von jedermann als das Gegentheil von schön und bewundernswürdig anerkannt war —

Niemand wird die Stimme des Raben, wenn er seinen krächzenden Gesang anstimmt, für schön und bewundernswürdig halten —

Diese ist also ein würdiger Gegenstand der hinterlistigen Schmeichelei des Fuchses —

Allein der Fuchs muß bei seiner Schmeichelei auch irgend einen Endzweck haben, sonst trägt sie nicht den Charakter der List —

Da der Rabe nun ein Raubthier ist, so denkt man sich ihn mit einer Beute, oder mit einem geraubten Käse, den er im Schnabel trägt —

Der Fuchs hat also nun einen besondern Endzweck, auf welchen er seine Schmeicheleien hinrichten kann —

Er muß auf ein Mittel denken, dem Raben seinen Schnabel zu öffnen, damit er den Käse herausfallen lasse. — Um also den Ehrgeiz des Raben rege zu machen, lobt er erst sein glänzendes Gefieder, wodurch er sich von allen Vögeln des Waldes auszeichnet, und fügt denn hinzu, wenn seine Stimme eben so vorzüglich wäre, so würde er der König unter den Vögeln seyn —

Die natürliche Folge davon war, daß der Rabe nun auch seine Stimme wollte hören lassen, um zu zeigen, daß sie seiner nicht unwürdig wäre —

Um dies zu thun, eröffnete er den Schnabel, und ließ den Käse fallen — der Fuchs hatte nun seinen Zweck erreicht, und ging mit dem Käse davon —

Der Rabe ist überhaupt nicht übel gewählt, um ein eingebildetes, stolzes Wesen vorzustellen, weil er ebenfalls in seinem Gange und Stellung etwas komischgravitätisches hat —

Ein sehr natürliches Bild der Aufgeblasenheit und des Stolzes aber ist der Frosch —

Durch die Verwandtschaft der Begriffe, fällt einem bei dem Aufblasen seiner Haut, die Gemüthsart gewisser Leute ein, welche in allem gröber scheinen wollen, als sie wirklich sind —

Er bläst sich auf, wie ein Frosch —

Diese Verwandtschaft der Begriffe ist vermuthlich die erste Veranlassung zur Entstehung einer kleinen sehr lehrreichen Fabel gewesen wodurch der Stolz, es andern, die mehr vermögen, gleich zu thun, in ein sehr lächerliches Licht gestellt wird —

Um dieß zu bewirken, mußte ein Thier gewählt werden, daß den Frosch so auffallend wie möglich, an Größe übertrifft — Die Wahl des Fabeldichters fiel auf den Ochsen — sie hätte auch auf den Elephanten fallen können — aber es war weit wahrscheinlicher, daß der Frosch einen Ochsen, der auf der Wiese an einem Sumpfe weidete, als daß er einen Elephanten zu sehen bekam —

Es hätte auch statt des Ochsen ein Pferd gewählt werden können, aber es sollte hier nur bloß auf Größe und Dicke ankommen, die der Frosch einem andern Thier beneidete; bei dem Pferde fällt die eigentliche Größe und Dicke, wegen der Schönheit,

und

und dem wohlgeordneten Ebenmaß seiner Glieder, nicht so sehr in die Augen, als bei dem Ochsen —

Der Frosch verglich sich also mit dem Ochsen, und weil er in dieser Vergleichung etwas zu verlieren glaubte, so suchte er durch das Aufblasen seiner Haut den Mangel zu ersetzen —

Um die Scene noch komischer zu machen, traut er sich selber bei dieser Vergleichung nicht ganz, sondern frägt bei jeder wiederholten Anstrengung, womit er sich aufbläst, seine Jungen, die um ihn herstehen, ob er nun größer sey, als der Ochse?

Diese können ihm nie eine andre, als eine verneinende Antwort geben: und weil er sich immer noch stärker aufbläst, so muß er endlich vor Aufgeblasenheit bersten —

Diese erdichtete Scene aus der Thierwelt, thut weit mehr Wirkung auf die Seele, als das wirkliche Beispiel eines einzelnen Menschen, der sich durch Stolz, und dadurch daß er es Mächtigern gleich thun wollte, ins Verderben stürzte —

Jener bleibt immer der eine einzelne Mensch — es folgt aus einem Beispiele noch keine allgemeine Wahrheit; und dann wird auch die Aufmerksamkeit

mehr auf die Geschichte, als auf die Lehre oder den allgemeinen Satz gelenkt, der daraus gezogen werden soll —

Bei der Fabel hingegen weiß ich, daß die Erzählung, nur um der Wahrheit oder des Hauptgedankens willen, der darunter verborgen liegt, erdichtet ist —

Ich nehme an dem Schicksal eines Frosches und eines Ochsen nicht Antheil, wie an dem Schicksale eines Menschen: was ihm begegnet, interessirt mich nur in so fern es mir Stoff zum Nachdenken giebt. —

Daß ein Frosch vor Aufgeblasenheit berstet, erregt mein Mitleid nicht so sehr, als wenn in einem wirklichen Beispiele, ein Mensch durch seinen lächerlichen Stolz sich am Ende ins Verderben stürzt — dann wird das Komische tragisch, hier bleibt es komisch —

Der Adler ist in der Fabelwelt der König unter den Vögeln — so wie der Löwe der König der Thiere —

Der Adler und der Löwe werden auch oft gewählt, wenn durch erdichtete Erzählungen aus der Thierwelt, Mißbrauch der Macht, Tyrannei und Unterdrückung soll dargestellt werden. —

Man trägt ſich vom Löwen und vom Adler mit manchen kleinen Geſchichten von der Art —

Beſonders iſt eine kleine Fabel ihrem Erfinder vorzüglich gut gerathen, wodurch der Satz ins Licht geſtellet werden ſoll, daß der Mächtige, der einen böſen Willen hat, und zugleich auch einen liſtigen Rathgeber erhält, auch dem Stärkſten widerſtehen kann —

Hier ſoll alſo gegeneinander geſtellt werden Macht und von ihr angegriffene Stärke —

Mächtig iſt der Adler, wenn er auf Raub ausgeht — aber das felſenfeſte Haus der Schildkröte widerſteht ſeinem Angriff —

Er trägt ſie in ſeinen Klauen in die Luft empor, und ſie beſchweret ihn nur durch ihre Laſt, ohne ihm zu nutzen — ſeine Macht reicht nicht hin, ihre Schaale zu zerdrücken, ob er gleich den Willen dazu hat —

Die Schildkröte iſt durch die Natur ſelbſt gegen ſeinen Angriff geſichert —

Aber was geſchieht? eine Krähe fliegt vorbei — und wird die Rathgeberinn des Adlers —

Die

Die List vereinigt sich mit der Macht, und der Untergang der armen Schildkröte ist gewiß —

Die listige Rathgeberinn bedingt sich einen Theil von der Beute aus, und sagt dem Adler, er solle die Schildkröte aus der Höhe herab auf einen harten Felsen fallen lassen, damit ihre Schale zerschmettert würde, und er dann seinen Raub mit Bequemlichkeit und Muße genießen könne.

Der Adler thut, was ihm die Krähe gerathen hatte — und es war nun um die Schildkröte geschehen —

Welch ein anschauliches Bild von Macht, List, und Zerstörung giebt diese kleine Erdichtung! —

Adler — Krähe — Schildkröte —

sind drei Begriffe, welche hier in eine so natürliche und passende Beziehung auf einander gebracht werden, daß sogleich ein Bild das andre, eine Idee die andre erweckt, und man auf einmal einen Aufschluß über eine unzählige Menge einzelner Fälle im menschlichen Leben erhalten zu haben glaubt, die man nun alle unter diesem allgemeinen Sinnbild oder Gleichniß, das in der Fabel liegt, erkennt — Es familiirt sich alles dem Begriffe den die Fabel entwickelt, ohne daß wir es uns deutlich bewußt sind,

eine

eine Anzahl von Erinnerungen, Beobachtungen und Erfahrungen aus dem Leben, die dadurch unter einen Hauptgesichtspunkt gebracht werden, aus dem wir sie nun betrachten — das ist, was wir Aufschluß über eine Sache nennen —

Weil das Schaaf eines der sanftesten Geschöpfe, und bei seiner Hinrichtung am geduldigsten ist, so denkt man sich unter demselben gern die leidende Unschuld, die von der tyrannischen Macht unterdrückt wird —

In dieser Rücksicht, hat man in einer kleinen Fabel, die auch schon sehr alt ist, den Wolf und das Lamm nebeneinandergestellt —

Man wollte zeigen, wie die Unschuld von der Macht unterdrückt wird: und da man nun grade den Wolf und das Lamm wählte, so machte sich die Fabel beinahe von selbst — wenn von Wolf und Lamm erzählt wird, daß sie zusammengekommen sind, so erwartet schon jedermann nichts anders, als daß das letztere von dem erstern wird leiden müssen.

Allein wenn die Gewalt gleich kein Bedenken trägt, ungerecht zu seyn, so will sie es doch wenigstens nicht scheinen, sondern sucht lieber irgend einen Vor-

Vorwand aus der Luft zu greifen, wodurch sie sich zu ihrer That berechtigt glaubt —

Die Erdichtungskraft, welche ganz voneinander verschiedene Dinge zusammensetzt, und sie wie eins betrachtet, nimmt die Verstellungskunst von dem Menschen und setzt sie noch zu der natürlichen Grausamkeit des Wolfes hinzu — so nimmt sie auch Vernunft und Sprache von dem Menschen und giebt sie dem Wolfe —

Daraus entsteht ein Wesen, das in der wirklichen Welt nicht statt findet — ein Geschöpf der Einbildungskraft — ein redender und denkender Wolf —

Der Wolf muß sich, um einen Vorwand zu haben, von dem Lamm beleidigt glauben —

Der Fabeldichter muß hier sinnen, wie er dieß möglich und gewissermassen wahrscheinlich macht —

In der Nähe kann das Lamm den Wolf nicht beleidigen; denn es wird ihm gewiß nicht von freien Stücken nahe kommen —

Es mußte ihn also in der Ferne beleidigt haben — dieß ist aber nur möglich, wenn etwas zwischen dem Wolf und dem Lamm ist, wodurch sie auch in

einiger

einiger Entfernung voneinander miteinander in Verbindung kommen, oder in irgend einige Beziehung aufeinander gebracht werden können —

Jedes Land kann nicht wohl irgend eine Kommunikation in der Entfernung unter ihnen hervorbringen; aber ein Fluß, ein Bach — aus welchem etwa beide trinken —

Wenn dieser Bach nun etwa von einer Anhöhe herabflöße, so konnte das Lamm etwa oben stehen, und das Wasser trüben, ehe es zu dem Wolf hinunterkömmt; dann hätte der Wolf einigen gerechten Vorwand, zornig auf das Lamm zu seyn —

Aber das Lamm stand ganz unten am Bache und trank, und der Wolf stand oben — und doch beschuldigte der Wolf das Lamm, es habe ihm das Wasser trübe gemacht.

Wie natürlich war nun die Vertheidigung des Lammes gegen diese Beschuldigung, daß das Wasser ja von ihm zu dem Wolf in die Höhe fließen müsse, wenn das wahr seyn sollte, was der Wolf behauptete.

Da nun der Wolf hierauf nichts sagen konnte, so ergriff er schnell einen andern Vorwand, und behauptete

hauptete, das Lamm habe vor sechs Monaten übel von ihm gesprochen —

In der Geschwindigkeit hatte er das Alter des Lammes nicht recht in Erwägung gezogen, und das Lamm machte ihm den wichtigen Einwurf, daß es ja vor sechs Monaten noch nicht gebohren gewesen sey.

„Nun so hat dein Vater doch übel von mir ge„sprochen", sagte der Wolf, und zerriß das Lamm —

Der Vorwand, unter welchem der Wolf das Lamm zerreißen will, wird immer schwächer und unbedeutender: daß es übel von ihm gesprochen haben sollte, war lange nicht eine solche Beleidigung, als wenn es das Wasser wirklich getrübt hätte; und daß sein Vater übel von dem Wolf gesprochen haben sollte, war wiederum noch viel unbedeutender, als wenn es selbst von dem Wolf übel gesprochen hätte —

Dies war aber auch die Absicht des Fabeldichters: es sollte zuletzt nur gleichsam ein Schatten eines Vorwandes übrig bleiben, welcher der Macht immer noch hinlänglich genug war, um die Unschuld zu unterdrücken.

Erst

Erst sollte das Lamm den Wolf durch That, hernach durch Worte, und endlich gar durch die Worte, die ein andrer gesprochen hatte, beleidigt haben —

Das war ohngefähr der Plan des Fabeldichters, nach welchem er diese Fabel ausarbeitete.

Und da die erste Wahl aus der Thierwelt gehörig getroffen, und die erste Hauptbeziehung, vermittelst des Baches erfunden war, so machte sich nun die Fabel gleichsam von selbst — die Bilder fügten sich ineinander, und aus ihrer Zusammensetzung entstand ein kleines Ganze, daß die Seele nun auf einmal umfassen, und eine große Menge Begriffe aus dem menschlichen Leben darunter sammlen kann —

So ohngefähr wie wir uns die Entstehung dieser Fabel denken, ging der menschliche Geist zu Werke, da er, nicht zufrieden mit der Natur- und Kunstwelt, sich auch eine eigene

erdichtete Ideenwelt

schuf.

Man kann also nun eine neue große Grenzlinie ziehen zwischen der

wirklichen Welt

und

Ideenwelt.

Die wirkliche Welt existirt zwar auch in der Idee des Menschen, aber die Ideenwelt unterscheidet sich dadurch, daß sie außer der Idee des Menschen gar nicht da ist —

In diese Ideenwelt gehören nun alle Erzählungen von Hexen und Gespenstern; alle Feenmährchen; auch gehört die ganze Mythologie oder Götterlehre dahin, durch welche die Welt schon seit den ältesten Zeiten mit unzähligen neuen Wesen bevölkert worden ist, die außer der Einbildungskraft des Menschen nirgends waren.

Dahin gehörte, Apollo, Mars, Minerva, Jupiter, und alle Götter und Göttinnen im Olymp —

Diese Wesen entstanden, indem man das Unpersönliche in der Welt persönlich; und es sich dadurch gewissermaßen gleich machen wollte —

So dachte man sich unter Jupiter die Luft und den Himmel — unter Neptun das Meer — und unter Pluto die Erde — .

Diese ungeheure Massen, Luft, Erde, Meer, waren für die spielende Einbildungskraft zu unbehülflich — man suchte sich ihre Darstellung zu erleichtern, indem man ihnen die Persönlichkeit mittheilte —

Nun

Nun konnte man mit ihnen reden, Gebete an sie richten, ihnen Opfer bringen, und sie sich als höhere Wesen denken, weil man dem, was durch seinen Umfang und seine Größe den Menschen so klein macht, nun auch noch menschliche Vernunft und Gedanken dazu verlieh —

So schuf sich die Einbildungskraft Götter — —

Die Weisheit ist so etwas Vortreffliches an dem Menschen, daß man eine Begierde in sich empfindet, sie aus sich herauszudenken, um sie auch außer sich, als ein Wesen höherer Art verehren zu können — man umkleidete diese allgemeinen Begriffe mit Persönlichkeit, gab ihnen einen Körper und einen Namen — so entstand Minerva, die Göttin der Weisheit; Apollo, der Gott der Künste; Mars, der Gott des Krieges, u. s. w.

So wie der Mensch in der Kunstwelt eine neue Schöpfung durch Zusammensetzung voneinander verschiedener wirklicher Dinge hervorbringt; so bringt er, da ihm dieß noch nicht gnügt, in seinem eignen Gehirn wieder eine andere Schöpfung hervor, die noch weit sonderbarer ist, als seine Umformungen der Steine zu menschlichen Gestalten, der Asche zu Glas u. s. w.

Er läßt Thiere reden; Luft, Erde und Meer denken und handeln; einen Fluß sich selbst aus seiner Urne ausgießen, indem er ihm Persönlichkeit, das ist, einen Nahmen und einen Körper giebt —

Sprache.

Dies leitet uns auf einen neuen großen Unterschied zwischen

dem Menschen selbst
und
allem, was außer ihm ist —

Woher kömmt es, daß der Mensch alles, was außer ihm ist, gleichsam in sich zu verwandeln, und ihm seine Natur, sein Wesen mitzutheilen sucht —

Weil er Persönlichkeit und Bewußtsein hat, so ist er so geneigt, diese Eigenschaften auch den leblosen Dingen, die um ihn her sind, in seinen Gedanken mitzutheilen.

Und was ist wohl natürlicher, als diese Neigung, da der Mensch, bei allem, was er außer sich denkt, wenn er sich dessen bewußt seyn soll, nothwendig erst sich selbst denken muß —

Alle andern Vorstellungen, die er hat, müssen also durch die immerwährende Vorstellung von ihm selber nothwendig erst durchgehen, und nehmen davon ihre Farbe und ihr Gepräge an. —

Darum

Darum drückt der Menſch der ganzen Natur, indem ſie durch ſeine Vorſtellung geht, gleichſam den Stempel ſeines Daſeyns auf —

Er bildet die unförmlichſten Gegenſtände ſeinem Körper nach —

Der untere Theil eines Berges heißt ihm der Fuß, der obere Theil der Rücken deſſelben —

Und wenn die Einbildungskraft einmal erhitzt iſt — ſo wird die ganze lebloſe Natur um ihn her belebt; ſie verwebt ſich inniger, ſtärker mit ſeinem Weſen — Berge hüpfen — Das Meer und die Erde freuet ſich —

Auf die Weiſe hat nun auch der Menſch der lebloſen Welt die Verſchiedenheit ſeines Geſchlechtes aufgedrückt, und ſie ſich als

Mann und Weib

gedacht, indem er das Lebloſe, ſo wie das Lebende gepaart hat, als:

Der Apfel	—	Die Birne
Der Hut	—	Die Mütze
Der Mund	—	Die Naſe
Der Fuß	—	Die Hand
Der Stock	—	Die Ruthe
Der Stuhl	—	Die Bank

Der Haß — Die Liebe
Der Zorn — Die Sanftmuth
Der Wald — Die Wiese.

Was man sich also von den leblosen Dingen dem weiblichen Geschlecht ähnlicher denkt, das enthält in der deutschen Sprache den Artikel die, und was man sich dem männlichen Geschlecht näher denkt, den Artikel der — ein Wort von der erstern Art nennt man ein Femininum, und von der andern Art ein Masculinum —.

Hierinn stimmen nun aber die Sprachen nicht überein —

In der lateinischen Sprache denkt man sich oft irgend etwas Lebloses dem weiblichen Geschlecht ähnlicher, was man sich in der deutschen Sprache dem männlichen Geschlecht ähnlicher denkt —

Der Tisch z. B. ist im Deutschen ein Masculinum, mensa im Lateinischen hingegen ist ein Femininum, und würde wörtlich übersetzt die Tisch heißen — wie sehr nun die Vorstellungsart der Menschen hierinn voneinander abweicht sieht man aus den Kupfertafeln, wo die Gegenstände alle mit den lateinischen Nahmen benannt sind, und von denen allemal

das

das rothe Blatt lauter Feminina, und das schwarze lauter Maskulina enthält —

Durch diese Eintheilung, welche durch roth und schwarz bezeichnet ist, zerfallen also alle die Gegenstände in zwei Theile, nicht in Ansehung der Sachen, die sie darstellen, sondern in Ansehung der Nahmen, wodurch diese Sachen in lateinischer Sprache bezeichnet werden —

Der lateinische Nahme eines Dinges ist deswegen vorzüglich merkwürdig, weil eine und eben dieselbe Sache von mehrern Nationen, die sonst in den Sprachen ganz verschieden sind, mit diesem Nahmen zugleich benannt wird —

Die lateinische Sprache wird in Spanien, Frankreich, Italien, England, Holland, u. s. w. sowohl als in Deutschland in den Schulen gelehrt, wodurch sie zu einer Art von Universalsprache geworden ist, in welcher sich die Gelehrten der ganzen Welt einander verstehn —

Weil nun dieß einmal so ist, so wird auf die Erlernung der lateinischen Sprache in der Jugend der vorzüglichste Fleiß gewandt — und weil es nun im Lateinischen eben so seltsam klingt, wenn man z. B. sagen wollte, bonus mensa, als wenn im Deutschen

einer sagte: die gute Tisch, so sucht man beim Unterricht in der lateinischen Sprache vorzüglich mit den Unterschied zwischen Maskulinum und Feminimum recht einzuschärfen —

Dieß ist nun auch eine Absicht bei diesen Kupfertafeln gewesen, indem der Unterschied zwischen schwarz und roth dem Gedächtniß hat zu Hülfe kommen sollen —

Weil uns aber die zu unserm Endzweck gehörigen Sachen selbst wichtiger gewesen sind, als die Nahmen wodurch sie bezeichnet werden, so sind wir bis jetzt auf diesen Unterschied zwischen schwarz und roth noch nicht aufmerksam gewesen — indeß soll uns dies auf einen andern wichtigen Unterschied führen, zwischen

den Dingen
und
ihren Benennungen.

Die Benennungen der Dinge machen wieder unter sich eine Welt von Verhältnissen und Beziehungen aus, die alle in dem Bau der Sprache gegründet sind, welche gleichsam ein Abdruck der ganzen Schöpfung ist —

Sache — Welt
Wort — Sprache.

So

So wie nun nicht das Stillstehende, sondern das Lebende und sich Bewegende, diese unaufhörliche Umwälzung und Kreislauf in den Dingen das eigentliche Wesen der Welt ausmacht —

So machen auch die Wörter, welche Leben und Bewegung anzeigen, als sezen, heben, steigen, fallen, tragen, haben, das eigentliche Wesen der Sprache aus — die andern Worte, als Schlüssel, Haus, Thür, sind bloße Benennungen oder Nahmen von Dingen, welche erst durch die Leben und Bewegung anzeigenden Wörter in Verbindung gebracht werden müssen —

als der Schlüssel öffnet die Thüre und durch die Thüre gehe man in das Haus —

durch die Worte

öffnen, gehen, durch und in

kömmt erst Zusammensetzung, Verbindung und Beziehung in die Rede, die vorher aus bloßen Nahmen bestand, welche, wenn ihnen auch noch so viel hinzugesetzt wäre, doch kein Ganzes würden ausgemacht haben —

Schlüssel — Thurm — Haus —

Die ganze Sprache zerfällt also in

Wort und Nahmen

verbindende Bestandtheile, und Bestandtheile, die verbunden werden.

Im gewissen Verstande ist in den Sprachen alles Nahme, und nur ein einziges wirkliches Wort: das ist das Wort

ist

welches die Welt unsrer Begriffe schließt — und mit einer belebenden und ideenverbindenden Kraft, durch die ganze Sprache herrscht, wie der Geist des Menschen durch den Körper —

Die Wissenschaft, welche sich vorzüglich mit der Entwickelung dieser und ähnlicher Begriffe beschäftigt, heißt:

die Sprachlehre.

Von den Gegenständen aus der Thier- und Kunstwelt, die auf der vierten Kupfertafel enthalten sind, wenden wir uns nun zu den großen Gegenständen, welche nicht zu einer besondern Abtheilung der Dinge in der Welt gezogen werden können, sondern die große Welt im Ganzen mit ausmachen, weil sie selbst ganze Weltkörper, wie unsere Erde sind —

Mond — Sterne —

aus der vorigen Kupfertafel wollen wir die Sonne

dazu

dazu nehmen — und in unsern Gedanken nebeneinanderstellen:

Sonne — Mond — Sterne —

Welch eine neue Art von Gegenständen! wie verschieden von Bäumen, Pflanzen und Thieren!

Der Anblick der Sonne und des Mondes ist einzig in seiner Art —

So wie wir das bekannte Antlitz eines Freundes begrüßen, so begrüßen wir mit jedem Tage das Antlitz der Sonne, die immer jung und neu, und doch unverändert wieder emporsteigt —

Die Sonne und der Mond sind das einzigste in der Natur, alles andere ist mehrmal da —

Diese beiden großen Gegenstände der Betrachtung des Menschen bringen daher auch Einheit in das Mannigfaltige —

Sie schlagen durch ihr immerwährendes Auf- und Niedergehen gleichsam den Takt zu den großen Revolutionen, die sich auf diesem Erdenrund ereignen —

Sie geben den Menschen Zeichen, Zeiten, Tage und Jahre —

Sie

Sie ordnen seine Vorstellungen von dem Lauf der Dinge —

Sie sind das stets sich Gleichbleibende mitten unter dem was unaufhörlich abwechselt —

Alles was der Mensch erlebt, daß knüpft er an diese großen immer wiederkehrenden Veränderungen in der Natur:

Sonnen Auf- und Niedergang

Mondswechsel

Sommer — Winter — Frühling — Herbst —

Damit entsteht zugleich das Bedürfniß der Zahl —

Was sich ganz gleich ist, und nicht verbunden da ist, wie alles dasjenige, was aufeinander folgt, kann nur durch die Zahlen unterschieden werden —

Der Mensch zählet also von einem Vollmond bis zum andern zwölfmal — während der Zeit hat die Sonne zweimal Tag und Nacht gleich gemacht, und also den Herbst und den Frühling hervorgebracht — einmal hat sie durch ihre stärkste Annäherung den Sommer, und einmal durch ihre weiteste Entfernung den Winter verursacht —

Diese

Diese vier großen sichtbaren Einschnitte in den Lauf der menschlichen Dinge,

Frühling — Sommer — Herbst — und Winter —

ordnen das Jahr, und die Geschäfte des Menschen — —

Während das Kriege geführet und wieder Frieden geschlossen, Staaten und Provinzen zerstört, und andre wieder errichtet, Geschlechter untergehen, und andre wieder geboren werden —

folgen Frühling, Sommer, Herbst und Winter immer in gleicher unverrückter Ordnung aufeinander, und nach jedem vollendeten Kreislauf, macht der Mensch einen neuen großen Einschnitt, in die Reihe seiner Vorstellungen von dem Lauf der Dinge, aus deren Anhäufung die Zahl der Jahre entsteht —

Diese immer wiederkehrenden größern und kleinern Einschnitte in den Lauf der Dinge, sind die Gründlage der Geschichte, und die festeste Stütze unsers Gedächtnisses, daß ohne dieses Hülfsmittel die Begriffe von dem aufeinanderfolgenden auf mannigfaltige Art verwirren, und sie statt einer wohlgeordneten Reihe, welche wir schnell durchlaufen, und was wir wollen, herausfinden können, in ein ver-

wirrtes Chaos zusammenwerfen, und uns die Vergangenheit unsers Daseyns in undurchdringliches Dunkel hüllen würde.

Zeit und Zahl

sind zwei große und erhabne miteinander auf das genaueste verwandte und verknüpfte Begriffe —

Daß der Mensch sagen und denken kann: eins zwei —

Daß er sagen und denken kann: heute — morgen —

Das dehnet sein Daseyn über den gegenwärtigen Moment aus, worinn er sonst, mit alle dem, was ihn umgiebt, verschlungen würde — die Begriffe

eins — zwei

heute — morgen

gehören zur Grundlage seines vernünftigen Denkens —

Wie kam er denn auf diesen Unterschied, wie kam der Mensch auf die Begriffe von Zeit und Zahl?

Dieser Unterschied, und diese Begriffe sind von Anbeginn der Welt — in die ganze Natur, die sich dem Menschen darstellet, mit eingewebt —

Die

Die Natur selbst lehrte den Menschen die große Kunst zu unterscheiden, und zu zählen: sie war es, die ihn schon in der grauen Vorzeit

die erhabenste Logik

lehrte —

Die ganze Natur scheint ein Abdruck des menschlichen Verstandes, so wie der menschliche Verstand ein Abdruck der ganzen Natur zu seyn — eine so bewundernswürdige Uebereinstimmung findet zwischen der Natur der menschlichen Begriffe und ihrem großen Gegenstande statt —

Der größte und auffallendste Unterschied der von Anbeginn in die Natur gelegt war, ist der zwischen

Licht und Finsterniß

Ein Unterschied, der dem Menschen auch in der Kindheit seines Verstandes nicht entgehen konnte —

Das Licht, wodurch erst aller Unterschied der Dinge, ihre Farben und Gestalten, dem Auge sichtbar werden, und selbst im Gegensatz gegen die Finsterniß —

Das unterscheidende und ordnende gegen das
nicht unterscheidende
und verwirrende Principium.

Noth-

Nothwendig mußte in der vorstellenden Kraft des Menschen, durch diesen Unterschied, die erste tiefste Furche gezogen werden, deren Spur durch die mannigfaltig zuströmenden Bilder, am Tage nicht wieder vertilgt werden konnte. —

Hier wurde der erste Grundstein des menschlichen Denkens gelegt — Vorstellungen von dem Allerentgegengesetztesten

von Wahrheit und Irrthum
gut und böse
recht und unrecht

worauf die ganze Macht unsers Denkens beruhet, wurde hier die erste Bahn gebrochen —

Auch mußte sich durch diesen Unterschied zuerst die Zunge des Menschen zu dem Jubel lösen, womit er das kommende Licht begrüßte, und zu der Klage, womit er zuerst die furchtbare Dunkelheit der Nacht hereinbrechen sahe —

Er fühlte sich gedrungen, die ersten Laute der Sprache zu stammeln:

Nachdem er das Licht von der Finsterniß unterscheiden gelernt hatte,

so nannte er das Licht Tag, und die Finsterniß Nacht.

Nach

Nachdem nun die erste schärfste Grenzlinie gezogen war, so kam der zweite große Unterschied an die Reihe, zwischen

oben und unten

Himmel — Erde

In der Dunkelheit der Nacht war Himmel und Erde eins — der Himmel schien auf der Erde zu ruhen, und die Erde an den Himmel zu stoßen —

Die Gestalten der Dinge waren erloschen — die Erde war wüste und leer —

Aber mit der Geburt des Lichtes am Morgen zog sich das blaue Gewölbe des Himmels allmälig in die Höhe — und die Berge senkten sich vor dem Blick des Menschen nieder, indem sie sich von dem auf ihren Häuptern ruhenden Nebel trennten.

Die große Lichtmasse, die nun einmal in der Vorstellung des Menschen von der Finsterniß abgesondert war, zerfiel in

Himmel und Erde —

In den lichten blauen Aether, der emporsteigt, und die undurchsichtige schwere Erde, die sich niedersenkt —

Dieser zweite große Unterschied drang sich der Beobachtung des Menschen auf, so oft er sein Auge emporhub und es wieder niederschlug —;

Himmel und Erde war also die Erste Geburt des Lichts, das aus der Finsterniß emporstieg —

Himmel und Erde ist der große Gedanke des Menschen, womit er alles umfaßt, was ihn umgiebt — Von der Sonne, die am Himmel glänzt, bis auf das Würmchen, das am Blatte flimmert —

Indem nun der Mensch sein Auge von der festen undurchdringlichen Erde worauf sein Fuß sich stützt; auf die wallende Wasserfläche warf, die in ihrem Schooße das Bild des Himmels spiegelt, welch eine neue Furche mußte plötzlich durch diesen Unterschied in seiner vorstellenden Kraft gezogen werden!

Erde — Meer —
fest — flüssig

Nun war die große Masse geordnet —

Licht — Finsterniß
Himmel — Erde
Erde — Meer —

Die kleinern Unterschiede konnten nun allmälig an die Reihe kommen —

Auf der Erde lernte der Menſch Bäume, Pflanzen und Kräuter; und am Himmel Sonne, Mond und Sterne unterſcheiden —

Nachdem jene großen Unterſchiede ſich ihm tief eingeprägt hatten, ſo war er nicht mehr in Gefahr ſeine Begriffe zu verwirren, und die Dinge auf Erden, mit den Dingen am Himmel zu vermiſchen —

Das Licht war ihm nun erſt helle geworden, ſeit er es mit der Dunkelheit verglich —

Der Anblick des Himmels, wurde ihm erſt reizend, wenn er ſein Auge von der undurchſichtigen Erde zu ihm emporhob —

Die Erde wurde ihm erſt feſt und ſicher, ſobald er ſie gegen das wankende, wallende Meer verglich —

Und nun nachdem er ſich dieſe großen Unterſchiede tief eingeprägt hatte, erhielt er erſt Muße, ſich das Ganze der Schöpfung auch im Kleinen zu ordnen. —

Seine vorſtellende Kraft faßte die lebloſen Gegenſtände eher, als die lebenden, weil dieſe ihm gleichſam feſten Stand hielten, und ſeiner Aufmerkſamkeit nicht ſo bald entwiſchten —

Die Gestalt des Baumes, der ihm seine Frucht darbot, spiegelte sich am längsten in seinen Augen, und seine Blicke konnten mit Muße darauf verweilen — er lernte also das Einzelne im Ganzen

den Baum im Walde
den Ast am Baume
den Zweig am Aste und
das Blatt am Zweige

unterscheiden —

Noch ehe seine Aufmerksamkeit sich auf die Himmelskörper heftete, die ihm durch ihren immerwährenden Kreislauf zu schnell entwischten, und seine Beobachtung täuschten, bis es ihm gelang, nachdem er sich von dem Stillstehenden ein klares Bild in seiner Seele entworfen, auch das Aufeinanderfolgende bei dem immerwährenden Kreislauf der Sonne, des Mondes und der Gestirne, mit seiner vorstellenden Kraft zu fassen, und nach dieser festen und bestimmten Folge nun alles übrige, was in dem Lauf der Dinge aufeinanderfolgt, zu ordnen —

Endlich gelang es ihm auch, sich durch den wiederholten Anblick der lebenden Geschöpfe, die sich vor seinem Blick hin und her bewegten, ein festes Bild von ihnen einzuprägen —

Es fügte sich, daß sie sich so oft, gleichsam freiwillig, seinem Blick darstellten, bis er eine Gattung, eine Klasse von der andern allmälig unterscheiden lernte, und ihnen Nahmen gab —

Die großen Unterschiede zwischen

Himmel, Erde und Meer

welche sich ihm schon einmal eingeprägt hatten, waren Ursache, daß er nun

Die Vögel unter dem Himmel,
Die Fische im Meer, und
Die Thiere auf Erden,

in seiner Vorstellung gehörig zu ordnen wußte,

Daß in seiner Einbildungskraft die Vögel nicht schwammen; der Fisch nicht ging; und das Thier nicht flog —

Die ganze leblose und belebte Schöpfung ordnete sich in ihm in mannichfaltige Arten und Unterarten der Dinge — Diese Schöpfung stand zum zweitenmal in der Seele des Menschen da — dessen Blick nun zum Gefühl seines eignen Daseyns in ihm selbst zurückgedrängt wurde, nachdem er an den Dingen, die ihn umgaben, seine Neugier gesättigt hatte —

Er fand nun in sich eine Welt, die ihm noch ein weit größeres Feld seiner Betrachtung darbot, als die Welt außer ihm —

Leben und Tod

Das letzte Werk, die Krone der Schöpfung war

der denkende Mensch

Dieß ist die Schöpfungsgeschichte des menschlichen Verstandes.

Die erhabne Logik der Natur — Ihr Grundriß liegt in der Schöpfungsgeschichte Mosis.

An diese Schöpfung schließt sich

der Tod,

welcher durch das von Fleisch entblößte Knochengebäude des Menschen im Bilde dargestellt wird.

Die ganze Natur scheint alle ihre Kräfte aufgeboten zu haben, eine Zeitlang in dem Umfange dieses Schädels und dieses Knochenbaues, ein wunderbares Spiel von Gedanken und Empfindungen zu unterhalten, wodurch sie sich gleichsam selbst übertrifft, indem sie erst den höchsten Gipfel ihrer Schönheit und Vollkommenheit in der Vorstellung eines denkenden Wesens erreicht, das sich ihrer mit reinem Herzen freuen kann —

Und

Und nun hat sie selbst diesen kostbaren Spiegel zerschmettert, worin sie sich ihre Gestalt so herrlich abbildete —

Statt jener Augen, worinn sich so oft das Antlitz der Sonne mahlte, sind hier ein paar leere grauenvolle Oeffnungen —

Die Lippen auf welchen die Freuden und das Lächeln wohnte, sind verschwunden —

Alle die weichen Fibern, welche jeden sanften Eindruck annahmen, und ihn dem Sitz des Denkens zuführten, sind von der harten Knochenmasse abgelöst, die noch eine Zeitlang der gänzlichen Zerstörung trotzt; und selbst in ihrer Zerstörung noch Ueberreste der Würde in Gang und Stellung zeigt, und wie die Ruinen eines zerfallnen Göttertempels, Staunen und Ehrfurcht einflößt —

Hier sollte also das Ende dieser Schöpfung seyn, die sich in dem Geiste des Menschen bildete? —

Mit dieser traurigen Verwandlung sollte nun alles aufhören?

Die sonst so sparsame Natur sollte hier allein mit solchem Aufwande sich nur eine desto prächtigere Zerstörung haben schaffen wollen —

Sie sollte nur deswegen in jedem einzelnen Menschen eine eigne neue Schöpfung, eine neue Welt hervorgebracht haben, um ihr Werk desto öfter wieder zerstören zu können?

Menschen- und Thiergerippe wären also der letzte bleibende Endzweck ihrer immerwährenden Schöpfung, und damit die Zahl sich immer mehr anhäufe, ließ sie Millionen geboren werden, die alle wieder ein Grab verschlingt, das nie gesättigt wird?

Dies Knochengebäude soll länger dauren, als der denkende Mensch, das Meisterstück der Natur? —

Zwar macht die Knochengestalt die größte Scheidewand zwischen alle diesen Gedanken und Vorstellungen —

Leben und Tod

steht im fürchterlichtem Gegensatz nebeneinander —

Diese Knochengestallt ist die furchtbare Trümmer einer zerstörten Welt —

Anfang und Ende

des Daseyns

ist beides für uns in gleiches Dunkel gehüllt —

Hier

Hier ist der Schlußpunkt alles unsers Denkens von zwei Seiten —

Hier senkt sich der Horizont bis auf den Boden nieder — und die Aussicht ist gehemmet —

Indem man diese Knochengestallt betrachtet, so verschwindet alles; Thürme, Paläste, Städte, Wünsche, Hoffnungen, Wissenschaften, Künste — alles ist in Nacht verschwunden, alles ist in das erste Chaos der Dinge zurückgesunken —

Die Gedanken schwinden uns — wenn wir uns an die Stelle dieses Knochengebäudes versetzen sollen —

Wir staunen und staunen — und sehen nicht, wie es möglich ist, daß unser Wesen so verwandelt werden kann —

Eine solche Verwandlung unsers Wesens scheint uns ein Widerspruch —

Wir sind geneigt zu glauben, daß nur die Hülle unsers eigentlichen Wesens, aber nicht unser Wesen selbst auf die Weise verwandelt ist —

Denkender Mensch — Knochengerippe —
Es läßt sich kein Uebergang von dem einen zu dem andern denken —

Das, was dachte, kann nicht so verwandelt werden —

So wie aus der Zerstörung neues Leben hervorgeht, so ergänzt die anhaltende Betrachtung dieses Todtengerippes einen erhabnen Gedanken, einen neuen Begriff in der Seele, der plötzlich die Schrecken des Todes verschwinden macht —

Das, was ich hier vor mir sehe, ist von meinem denkenden Ich zu verschieden, als daß dieses je darinn sollte verwandelt werden können —

Hier sehe ich harte, steife Körpermasse, die sich anfaßt, wie Holz und Stein — Dieses ist aus dem Innersten meines Körpers herausgehoben — und steht nun vor mir da — als ein Gegenstand meiner Betrachtung —

Diese betrachtenden und beobachtenden Gedanken in meinem Innern, wie unendlich verschieden sind sie von dem Gegenstande, den ich vor mir sehe!

Ich muß dem, was in mir betrachtet und beobachtet, nothwendig einen andern Nahmen, als dieser harten und steifen Körpermasse geben —

Einen Nahmen, der Leben und Bewegung, Denkkraft und Thätigkeit bezeichnet —

Ich fühle mich gedrungen, eine neue Grenzlinie in meiner Vorstellung zu ziehen, zwischen

Körper und Geist

Aus der dunklen Mitternacht dämmert das Morgenroth — aus der zerstörten Körperwelt steigt

die Geisterwelt

empor —

Das unverwandte Anschauen des Todes läßt uns einen Blick hinter den geheimnißvollen Vorhang thun, der das, was jenseit des Grabes ist, vor unsern Augen verhüllt —

Unser Gesichtskreis erweitert sich wieder, und schließt uns eine heitre Ferne auf —

Bauet die Natur, um zu zerstören?

Nein, sie zerstört nur, um zu bauen — Das Bauen und Bilden ist ihr Zweck, die Zerstörung ist nur Mittel —

In jedem Herbst fallen die Blätter vom jungen Stamme, und andere brechen im Frühling wieder hervor, indes der Stamm mit jedem Jahre wächst, und fester und stärker wird —

Menschen werden geboren und sterben; der Staub von Millionen mischt sich zu dem Staube, aber

aber mitten durch die Zerstörung wächst die Geister-welt empor; sie arbeitet sich durch Tod und Verwüstung durch — und nimmt mit jedem Menschenalter zu —

Die immerwährende Vervollkommnung der Geisterwelt ist das Fortschreitende in der Natur — ohne dieß Fortschreitende würde der Kreislauf der Dinge selbst ohne Zweck und ein bloßes absichtloses Spiel seyn —

Was hilft es, wenn das Rad am Wagen sich ewig um seine Axe dreht, ohne daß der Wagen vorwärts rollt —

Hat nicht selbst der Erdball die doppelte Bewegung, daß er unaufhörlich fortschreitet, während er sich um seine Axe drehet —

Der immerwährende Kreislauf der Natur ist:

Leben und Tod —
Jugend und Alter
Bildung und Zerstörung.

Dieß ist ihr Drehen um ihre Axe, dieß ist immer abwechselnd Tag und Nacht —

Wie die junge Morgenröthe, so steigt mit jedem Menschenalter die jugendliche Welt empor — um

nach

nach ihrem vollendeten Lauf in das Dunkel des Grabes wieder hinabzusinken. —

Wo ist nun das Fortschreitende bei dem ewigen Kreislauf, bei dem Drehen um die Axe, welches doch nothwendig ist, wenn alles nicht ein zweckloses Spiel seyn soll? —

Was anders kann dieß seyn, als die immerwährende Vermehrung und Vervollkommnung der Geisterwelt, die mit jedem vollendeten Kreislauf wächst und zunimmt —

Hier ist ein unübersehbares Feld —

Eine trostvolle Aussicht in ein unendliches Gewebe voll Mannichfaltigkeit und Einheit, bei dessen Betrachtung der Geist Ewigkeiten hindurch nicht ermüden kann.

Diese neue Grenzlinie, die wir gezogen haben, schneidet schärfer und tiefer ein, als alle vorhergehende —

In der ganzen Körperwelt findet kein ähnlicher Unterschied statt, wie der zwischen Körper und Geist —

Der Körper muß bei dieser Gegeneinanderstellung erst ganz verschwinden, ehe man den Begriff Geist zu denken im Stande ist —

Geist

Geist hat keine Grösse, keine Ausdehnung — ein Millionentheilchen eines Sandkorns übertrifft ihn daran — bei ihm ist alles in ihm selbst, in das Bewustseyn seines Ichs hineingedrängt —

Alles ist bei ihm ineinander
Nichts außereinander

Bei dem kleinsten Körpertheilchen hingegen sind die noch kleinern Bestandtheile immer wieder außereinander — es können also einige Theile davon abfallen, während daß andere bleiben — das Ganze ist zerstörbar, es kann zertheilt werden —

Körpertheilchen können nie ganz ineinander, sondern müssen immer zum Theil außereinander seyn. — Das macht sie zerstörbar —

Bei den Begriffen und Vorstellungen läst sich nichts außereinander denken — alle Vorstellungen die wir von Jugend auf gesammlet haben, können immer ineinander bestehen —

Darum heißen sie auch Begriffe — eine Vorstellung, die ausser dem Zusammenhange aller übrigen bestehen sollte, würde keine Vorstellung seyn; sie würde gleichsam in der Luft zerflattern —

Diese Kraft des in sich Zusammendrängens alles dessen, was sonst zerstreut und einzeln ist, ist es

eben

eben, was der Lateiner cogitare nennt, und was das Wesen unsers Geistes ausmacht —

Dieß ist eine vom Körper ganz verschiedene, und wenn sie einmal da ist, unzerstörbar Kraft —.

Was diese zusammenhaltende Kraft von dem, was vorher einzeln und zerstückt war, einmal in sich zusammengezwängt, und zu einem Ganzen gebildet hat, daß kann sie nie wieder fahren lassen —

Denn hier ist alles in — das Umfassende wird stets wieder umfaßt —

Alles ist eins.

Das Eine trotzt der Zerstörung — Zerstörung ist Entzweiung, Trennung —

Nichts ist in der Welt wirklich eins, als worinn nichts außereinander, sondern alles ineinander ist —

Die wahre Einheit ist also unsichtbar — Alles was wir sonst eins nennen, ist bloße Täuschung, weil wir uns dasjenige, was eigentlich außereinander ist, als ineinander denken —

Nicht die Sache, sondern unsere Vorstellung von der Sache ist eins geworden — so ist das ganze Universum in unsrer Vorstellung eins geworden —

Jedes

Jedes denkende Wesen ist also ein Vereinigungspunkt des rundumher zerstreuten — diese denkenden Wesen, müssen, als voneinander zerstreut und einzeln, wiederum einen großen Vereinigungspunkt haben — weil sie sich sonst untereinander verlieren — und weil nicht alle in einem, und einer in allem dargestellt werden kann, ihr Daseyn nicht fest und gesichert genug, sondern gewißermaßen nur zufällig wäre — kurz, die Natur unserer Denkkraft selber zwingt uns — irgend einen großen Vereinigungspunkt anzunehmen, der wiederum alle denkende Wesen zusammenfaßt —

Diesen großen Vereinigungspunkt nennen wir:

das höchste denkende Wesen

oder

Gott.

Unsre Denkkraft schließt sich gleichsam von selber an diesen großen Vereinigungspunkt an, ohne den sie sich verlassen, einsam, abgerissen fühlt —

Alle einzelnen denkenden Wesen finden sich hier zusammen, wie die einzelnen Gedanken in der Seele des Menschen — die einzelnen denkenden Wesen sind Begriffe des höchsten denkenden Wesens —

Bei

Bei dem höchsten denkenden Wesen ist alles ineinander — Zeit, und Raum, und Zahl, aber ist außereinander — es kann also bei ihm weder Zeit, noch Raum, noch Zahl statt finden.

Eingeschränkte denkende Wesen nehmen zwar auch keinen Raum ein, aber sie bedürfen doch Zeit, weil sie das, was außereinander ist, nicht auf einmal in den Vereinigungspunkt zusammendrängen können — worinn es gebracht werden muß, um gedacht zu werden —

Dadurch entsteht der Begriff von Zeit und Zahl — die das Zerstückte in eins verwandelnde Kunst verliert hier ihre Stärke —

Sie ist gleichsam genöthigt, das einmal Zusammengefaßte, eine Zeitlang wieder auseinander zu lassen, um alles andre dazu zu fassen —

Eins löst sich wieder in zwei auf —

Was in Ansehung des Raumes eins war, fällt in Ansehung der Zeit wieder auseinander —

eins —

einmal —

sind voneinander sehr verschiedne Begriffe —

Die Welt wird in der Vorſtellung eines denkenden Weſens eins — aber ſie wird nicht auf einmal eins —

Zu dem Zuſammendrängen in eins gehört eine wiederholte Anſtrengung der Denkkraft.

Durch das Gefühl dieſer wiederholten Anſtrengung bildeten ſich die Begriffe von Zeit und Zahl —

Indem wir nun den höchſten Vereinigungspunkt aller denkenden Weſen ſuchen, ſo müſſen wir uns das Gefühl dieſer wiederholten Anſtrengung nothwendig bei derſelben hinwegdenken —

Die höchſte und letzte Verwandlung des Abgeſonderten in eins, muß nothwendig ganz und vollſtändig ſeyn — Sie leidet nicht die mindeſte Vereinzelung mehr —

Die höchſte Denkkraft muß nicht nur Alles ſondern auch alles auf einmal umfaſſen —

Das ganze Daſeyn der höchſten Denkkraft drängt ſich daher in weniger als einen Augenblick zuſammen —

Der Begriff von Zeit verſchwindet ganz, und macht dem Begriff von Ewigkeit Platz, der hier an ſeine Stelle tritt —

Unendliche Zeit iſt nicht Ewigkeit, eben ſo wenig, wie unendlicher Körper Geiſt iſt —

Der Begriff von Körper muß vorher ganz verſchwinden, wenn der von Geiſt in ſeiner höchſten Reinigkeit emporſteigen ſoll —

So muß auch vorher der Begeiff von Zeit verſchwinden, wenn der Begriff Ewigkeit rein und lauter gedacht werden ſoll —

Der Geiſt hat keine Ausdehnung —

Die Ewigkeit hat keine Dauer —

Ein Sonnenſtäubchen übertrifft den Geiſt an Ausdehnung —

Ein Augenblick übertrifft die Ewigkeit an Dauer —

Auf dieſer Wage muß alſo Geiſt nicht gegen Körper, und Ewigkeit nicht gegen Zeit gewogen werden —

Der ganze Unterſchied zwiſchen Geiſt und Körper beruhet auf den beiden ſimpeln Begriffen

in	und	aus
Intenſion	—	Extenſion
Geiſt	—	Körper

in macht das Wesen des Geistes, aus das Wesen des Körpers aus —

Das allerkleinste, wo noch alles außereinander ist, muß nothwendig dasjenige, wo alles ineinander ist, an Größe und Ausdehnung übertreffen — Eingeschaften, worinn jenes mit diesem gar nicht wetteifert, weil sie Dinge von ganz verschiednen Wesen sind — die nichts als das Daseyn miteinander gemein haben —

Bei allen endlichen denkenden Wesen verschwindet nur der Begriff der Ausdehnung, den sie zu ihrem Daseyn nicht bedürfen —

Bei dem einzigen unendlichen denkenden Wesen aber verschwindet auch zugleich der Begriff von Zeit, deren es zu seinem Daseyn nicht bedarf —

Der endliche Geist ist nicht im Orte, aber er ist noch in der Zeit —

Der unendliche Geist ist weder im Ort noch in der Zeit — Ort und Zeit sind in ihm —

Die endlichen Geister sind in der Zeit — weil sie von der großen Weltmasse, wo alles schon, wie der Baum in seinem ersten Keim, da ist, immer erst eins nach dem andern herausnehmen und betrach-

ten, und also die Ursach von der Wirkung getrennt denken müssen, welche der unendliche Verstand mit einemmale umfaßt, so daß keine Folge der Dinge, die er sich schon einmal als fest ineinander gegründet, und als wirklich vorhanden denkt, bei ihm statt findet —

endlich und Zeit
unendlich und ewig

sind unzertrennlich miteinander verknüpfte Begriffe —

Endliche, eingeschränkte vorstellende Kräfte — können das nur vermittelst der Zeit, oder nacheinander bemerken, was die uneingeschränkte, unendliche Kraft, auf einmal, ohne des kleinsten Zeitraums zu bedürfen, leisten kann —

Zeit ist also bloß Resultat der Einschränkung unsrer vorstellenden Kraft —

Das Leben wird den Sterblichen hienieden gleichsam tropfenweise in Stunden und Augenblicken zugezählt — Der völlige Genuß desselben ist ihm vielleicht erst in einem andern Zustande aufgespart —

Der Mensch lebt nicht Tage, nicht Jahre, sondern nur Stunden, und Augenblicke — nur durch die Erinnerungskraft wird die Geschichte des einen

auf den andern fortgepflanzt, und auf die Weise die Einschränkung der vorstellenden Kraft der Seele einigermaßen ersetzt —

Erinnerung

ist also das feste Band, welches alle die verschiedenen Zustände unsers Daseyns zusammenknüpft, und ein Ganzes daraus macht —

Die höchste vorstellende Kraft, welche sich alles auf einmal denkt, bedarf also der Erinnerung nicht, die nur ein Ersatz der Unvollkommenheit, der Einschränkung ist —

Diese Kraft der Seele heißt Erinnerung, weil sie das Aufeinanderfolgende, das sonst in der Idee stets außereinander bleiben würde, wieder ineinander zwingt, und es dem Selbstbewußtseyn einverleibt —

Alles unser Denken ist daher gewißermaßen ein Erinnern — ein Umfassen gewisser Begriffe mit andern —

Es ist die Verwandlung des

aus in in

Darum heißt es erinnern — machen, daß alles in den Umfang aller unsrer von Kindheit auf gesammleten Vorstellungen kömmt, was vorher gleichsam

ſam außer dem Bezirk derſelben, in irgend einem Eindruck des Gehirns ſchlummerte —

Erinnerung und Zeit ſind wiederum nothwendig miteinander verknüpfte Begriffe; es läßt ſich keine Erinnerung ohne Zeit, und wiederum keine Zeit ohne Erinnerung denken — wo keine Zeit ſtatt findet; da kann auch keine Erinnerung ſtatt finden.

Es giebt noch eine Kraft der endlich denkenden Weſen — dieſe iſt:

die Kraft zu urtheilen

oder das Vermögen, zwei Begriffe miteinander zu verbinden oder voneinander zu trennen —

Dies geſchieht vermöge des Wörtchens iſt — und die Anſtrengung der Denkkraft dabei hat vorzüglich zum Endzweck, eine Idee in den Zuſammenhang aller übrigen von Kindheit auf geſammleten zu bringen, oder ſie daranzuknüpfen.

Dieß Anknüpfen aber kann nicht anders, als vermittelſt des allgemeinſten und abgezogenſten Begriffes geſchehen, der in der menſchlichen Seele ſtatt findet — dieſes iſt der Begriff des Daſeyns, welcher gleichſam durch alle übrigen Begriffe durchläuft, und auf dem ſie gewiſſermaßen gereihet ſind —

Das Urtheil ist ebenfalls eine Art von Erinnerung der Einverleibung einer Idee in den Zusammenhang aller übrigen —

Daß nun unsre Denkkraft selbst da Einschnitte machen kann, wo in der Natur keine sind, daß sie die Eigenschaften der Dinge von den Dingen selbst, in unsrer Vorstellung trennen kann — daß macht nun die mannichfaltigen Verbindungen und Beziehungen zwischen unsern Ideen möglich, wodurch das Denken befördert wird.

Baum zum Beispiel ist nur noch eine bloße Vorstellung, noch kein Gedanke, unsre Denkkraft hat sich noch mehr leidend als thätig dabei verhalten — sie hat sich noch nicht bemühet, das Bild vom Baum in den Zusammenhang aller übrigen von Kindheit auf gesammelten Bilder zu knüpfen —

Allein die vorstellende Kraft, welche sich bis jetzt leidend verhalten hatte, fängt an, sich für den Baum zu interessiren, sie fängt an, über ihn nachzudenken, und wird nun auf einmal thätig —

Ihr erstes Geschäft ist hier z. B. die grüne Farbe von dem Baum zu trennen, und sie sich zugleich an dem Baum und an andern Dingen zu denken — dadurch wird das Bild von Baum sogleich in

eine

eine Reihe von Bildern verwebt, die zu gleicher Zeit mit in der Seele erwachen — es läuft nun gleichsam ein gemeinschaftlicher Faden durch

Baum, Wiese, Gras, Laubfrosch, u. s. w.

weil bei allen diesen Gegenständen die als von dem Baum abgesondert gedachte Eigenschaft grün stattfindet —

Jemehr Eigenschaften sich nun die vorstellende Kraft als abgesondert von dem Baum denkt, in einen desto stärkern Zusammenhang, mit allen übrigen Vorstellungen die in der Seele schlummern, bringt sie ihn, um desto deutlicher und fester wird dadurch das Bild vom Baume —

Allein wenn auch alle mögliche Eigenschaften des Baumes erschöpft würden, so wäre es doch unmöglich, daß Bild von demselben dadurch an alle Begriffe, die nun in der Seele sind, zu knüpfen, und ihn dadurch gleichsam ihrem Zusammenhange einzuverleiben —

Um den Baum auf einmal in den Zusammenhang aller unsrer Gedanken zu bringen, muß das an ihm gedacht werden, was allen Dingen in der Welt und also auch allen unsern Begriffen von demselben nothwendig zukömmt, dieses ist das Daseyn, welches

durch das mächtige ideenverbindende Ist bezeichnet wird, das uns von dem Thier unterscheidet, und die Grundlage unsers Denkens ist.

Um zu urtheilen müssen wir also erst trennen, um wieder verbinden zu können —

Dieß setzt die Denkkraft unsrer Seele erst in Thätigkeit — und verwandelt die vorstellende in die urtheilende Kraft —

Das was in der Natur an sich schon zusammengehört, soll in unsrer Vorstellung erst zusammengesetzt werden —

Indem wir urtheilen legen wir die Natur gleichsam auseinander, oder zergliedern sie, um sie wieder zusammensetzen zu können —

Dies scheint man dunkel bei dem Wort urtheilen empfunden zu haben, wodurch dieser Begriff bezeichnet wird — urtheilen, die Natur bis in ihre Bestandtheile auflösen, und der Zusammensetzung derselben nachspähen —

Hier ist also der Unterschied zwischen Vorstellung und Urtheil

Vorstellung	Urtheil
der grüne Baum.	der Baum ist grün.

Sage

Sage ich der grüne Baum, ſo empfinde ich, daß ſich meine Denkkraft mehr leidend verhält; ſage ich hingegen der Baum iſt grün, ſo deucht es mir, daß dieſelbe ſich mehr thätig verhalte —

der grüne Baum

ſchwebt bloß meiner Seele vor — die Bilder, welche in ihr ſchlummern, bleiben in Ruhe —

ſage ich hingegen der Baum iſt grün; ſo durchlaufe ich ſchnell eine Reihe von Bildern, die dadurch erweckt werden — ich denke:

Der Baum iſt ſo wie mein Kleid
Der Baum iſt ſo wie das Gras
Der Baum iſt ſo wie der Laubfroſch

Dieß kommt daher, weil ich mir vermöge der trennenden Kraft der Seele, grün als abgeſondert von dem Baume, und als eine Eigenſchaft gedacht habe, die nicht nur dem Baume, ſondern mehrern Dingen zukömmt —

Dadurch kömmt nun auf einmal Leben und Thätigkeit in meine ſchlummernden Ideen —

Es entſtehen neue Verhältniſſe und Beziehungen —

Durch grün iſt dem Baume in der Reihe einer großen Anzahl von Dingen ein Platz angewieſen; die

ich

ich mir nun wegen dieſer Eigenſchaft mit ihm zugleich denke —

Durch iſt hat er ſeinen angewieſenen Platz in dem Zuſammenhange aller der Dinge erhalten, die ich mir in meinem ganzen Leben gedacht habe — und worinn er ſich in Anſehung meines Denkens nur dadurch unterſcheidet, daß ich ihn gerade jezt, in dieſem Augenblick denke.

Um alſo zu urtheilen, muß ein weniger allgemeiner Begriff erſt an einen allgemeinen und zu gleicher Zeit an den allervollkommenſten Begriff des Daſeyns geknüpft werden —

Urtheilen heißt alſo nach dieſer Vorausſetzung etwas in irgend einem Augenblick als zum Mittelpunkt des Bezirkes aller ſeiner Ideen machen — und um dieſen Mittelpunkt einen kleinen, und zu gleicher Zeit den größten Kreis zu beſchreiben —

Dasjenige, was ich nun zum Mittelpunkte von etwas machen will, muß nothwendig von kleinerm Umfange, als der Kreis ſeyn, den ich darum herziehe —

Dasjenige, worüber ich urtheile, oder wovon ich etwas behaupte, muß immer ein individuelleres oder wenigſtr

weniger allgemeiner Begriff seyn, als dasjenige, was ich davon urtheile oder behaurte —

Darum läßt sich auch ein Urtheil nicht umkehren: — ein Baum iſt zwar grün — aber alles grün iſt nicht Baum —

Alles grün — Baum

Hier kann das erſte unmöglich als der Mittelpunkt des leztern gedacht werden: — denn der Mittelpunkt würde ſich über den Umfang ausdehnen —

Zuweilen fällt der kleine Umkreis mit dem Mittpunkt zuſammen, welches denn eigentlich ein bloßes Spiel der Denkkraft iſt, weil ſie dadurch nicht fortſchreitet, ſondern immer auf demſelben Fleck ſtehen bleibt. Ich ſage z. B.

Ein Baum iſt — ein Baum

Und habe im Grunde nichts als den Nahmen von dem Baum gedacht — Ich habe die Vorſtellung vom Baum zwar in dieſem Augenblick zum Mittelpunkt des ganzen Bezirks meiner Ideen gemacht — aber der Mittelpunkt iſt in ſich ſelbſt zurückgefallen — ich habe außer jenem gröſten keine kleinern Kreiſe um ihn her beſchrieben —

Will ich aber nun ferner über den Baum nachdenken, und nicht bloß bei ſeinem Nahmen ſtehen blei-

bleiben — ſo beſchreibe ich etwa nächſt jenem größten Zirkel dasjenige, wodurch er in Verbindung mit allen mir übrigen Ideen, ſelbſt mit denen von Gott, Geiſt und Seele kömmt, demjenigen, welcher nächſt dieſen am größten iſt, um ihn her; dieß iſt der Begriff

Körper

Ich ſage alſo:

Ein Baum — iſt — ein Körper —

Durch Körper habe ich alſo den Mittelpunkt ſchon mehr eingeſchloſſen oder einen engern Zirkel — als durch iſt um ihn beſchrieben —

Fahre ich nun fort: ein Körper, welcher wächſt — ſo iſt der Zirkel noch enger geworden —

Und ſo geht es fort, bis der engſte Zirkel ſich in dem Mittelpunkt ſelbſt wieder verliert; und dann kann ich auch das Urtheil umkehren —

Durch das Urtheil habe ich alſo auf keine Weiſe in den Baum hineingedacht, ſondern ich habe ihn von außen her mit ſo viel Fäden, als mir möglich war, an meine übrigen Ideen angeknüpft, und ihn alſo in den Zuſammenhang meiner Ideen hineingedacht —

Die

Die Zirkel fallen immer in dem Mittelpunkte wieder zusammen — mein ganzes Urtheil ist doch im Grunde ein bloßes Ideenspiel.

Es ist ein bloßes Erinnern oder Hineindenken des einen ins andre, des weniger Allgemeinen in das Allgemeinere —

Erinnerungskraft und Urtheilskraft fließen also hier wieder in eins zusammen —

Noch eine Kraft der Seele nennt man
die schließende Kraft
derselben —

Diese fällt aber wiederum mit der urtheilenden in eins zusammen — denn jedes Urtheil ist zugleich das, was man einen Schluß nennt —
ich sage nehmlich:
Alles was Ausdehnung hat, ist Körper
Nun hat ein Baum Ausdehnung, also ist ein
Baum ein Körper —

oder:

Der Baum hat Ausdehnung —
Also ist er ein Körper

oder:

Weil der Baum Ausdehnung hat;
so ist er ein Körper —

Was heißt das anders, als:

Der Baum ist ein Körper

oder

ein Wesen das Ausdehnung hat —

Ich habe hier nichts Unbekanntes aus dem Bekannte herausgefunden — das ganze läuft wiederum auf ein bloßes Ideenspiel heraus —

Beweisen ist im Grunde weiter nichts als erklären —

Mich fragt jemand: warum ist der Baum ein Körper?

Ich antworte: weil er Ausdehnung hat —

Der erstere hätte mich nur fragen dürfen:

was ist ein Körper?

Ich hätte ihm geantwortet:

ein Wesen, das Ausdehnung hat —

Und dann würde er, vermittelst dieser Erklärung, die Richtigkeit meines Urtheils eingesehen haben — es hätte keines Beweises bedurft —

Die Frage warum will auch wieder nichts, als einen gröfsern Zirkel beschrieben haben, worinn sie den Begriff fest halten kann —

Und

Und die Antwort weil bezeichnet wiederum weiter nichts, als das nothwendige gleichzeitige Zusammendenken des allgemeinern mit dem weniger allgemeinen Begriffe, oder des Begriffes mit seiner Erklärung —

Ausdehnung ist Körper

und

Körper ist Ausdehnung

Diese beiden Begriffe können verwechselt werden, und treffen also in einen Mittelpunkte zusammen, und doch scheint es uns, als hätten wir wirklich etwas gedacht; wenn wir sagen:

Weil dieser Baum Ausdehnung hat,
so ist er ein Körper —

gleichsam, als ob wir dadurch etwas mehr gesagt hätten, als

weil ein Baum ein Körper ist,
so ist er ein Körper —

Durch die Umschreibung durch andre Worte verstecken wir die Einschränkung unsrer Denkkraft, und überreden uns, daß wir durch Schlüsse etwas herausgebracht haben, was wir doch vorher schon wußten, und was wir gleichsam eine Zeitlang nicht wissen wollten, um unsrer Denkkraft einen Zeitvertreib zu machen.

Durch alle Schlüsse kommen wir am Ende wieder dahin, daß ein Körper ein Körper und ein Baum ein Baum ist — und also wieder zu dem Punkte von dem wir ausgegangen sind —

Das eigentliche innere Wesen der Dinge kann nicht durch Schlüsse, sondern nur durch Erfahrungen herausgebracht werden —

Gesetzt aber ich hätte noch nie einen Baum gesehen, und man sagte mir, daß ein Baum ein Körper wäre, so wüßte ich, daß er Ausdehnung hätte, und also auch fühlbar wäre.

Denn, dächte ich, er ist ein Körper — was heißt dies denn, als daß ich nothwendig die Begriffe von Körper, Ausdehnung, Fühlbarkeit, u. s. w. zusammendenken muß —

und also wenn der Baum ein Körper ist, zu gleicher Zeit denken muß, daß er Denn auch Ausdehnung hat —

Daß ich also zu gleicher Zeit den Begriff mit seiner Erklärung denken kann, ist eigentlich was ich schließen nenne —

welches auch durch die zeitbedeutenden Worte denn, wenn, weil bezeichnet wird —

Dieſer Baum iſt grün — weil er grün iſt — heißt eigentlich weiter nichts — als ſo lange er grün iſt —

Der Schluß unterſcheidet ſich nur in Anſehung der Zeit vom Urtheile;

dieß denkt ſich mehr auf einmal und glaubt daher ſtärker zu denken —

Wir haben ſchon bemerkt, das der Begriff von Zeit bloß durch unſre wiederholte Anſtrengung beim denken entſtanden ſey, die ein Reſultat unſrer Einſchränkung iſt — und wenn wir nun den Begriff mit ſeiner Erklärung zu gleicher Zeit zuſammendenken, ſetzen wir uns gewiſſermaßen über dieſe Einſchränkung weg, und glauben mehr zu thun, als bloß Begriffe zu verbinden — wir glauben ſie ineinanderzuſchließen — Das heißt, den allgemeinen Begriff mit ſeiner eignen Erklärung gleichſam zu umfaſſen, und den weniger allgemeinen Begriff in dieſe doppelte Umfaſſung auf einmal hineinzudrängen —

Die ſchließende Kraft der Seele iſt die verſtärkte urtheilende Kraft —

Ein Schluß iſt ein aus mehrern Urtheilen zuſammengedrängtes Urtheil —

Das Urtheil beschreibt zu gleicher Zeit nur zwei Kreise um den Mittelpunkt; den Kreis des Daseyns, und den Kreis der Art des Daseyns

Der Schluß beschreibt zu gleicher Zeit drei Kreise: — den Kreis des Daseyns, die Art des Daseyns, und die Art von der Art des Daseyns —

Ein Baum ist ein Körper, ein Körper hat Ausdehnung —

Diese zwei ganzen Urtheile, werden wieder durch die schließende Kraft miteinander verbunden, so wie vorher die beiden einzelnen Vorstellungen durch die urtheilende Kraft verbunden wurden —

Ich denke mir die Ausdehnung im Körper und zugleich im Baum. Dieß

zugleich

macht das Wesen des Schließens aus, und so wie das Verbinden durch ist bewerkstelligt ward — so wird das Schließen durch die Zeitpartikeln denn, weil und wenn bewirkt —

Sie urtheilen vermittelst des Begriffes vom Daseyn im Allgemeinen, welches durch ist bezeichnet wird —

Wir

Wir schließen vermittelst des Begriffes vom zugleich Daseyn, welches durch weil, wenn und denn bezeichnet wird —

Wir denken uns die Ausdehnung am Baum nicht unmittelbar, sondern erst mittelbar durch den allgemeinen Begriff von Körper —

Wir denken das eine durch das andere — Diese Vorstellungsart ist in der französischen Sprache üblich — darum bezeichnet sie unser weil oder den eigentlichen Aktus des Schließens mit dadurch.

Ich frage warum, wenn ich ein Urtheil prüfen will —

warum ist der Baum ein Körper?

Ich will einen allgemeinen Begriff, der sowohl den vom Körper als vom Baum umschließt — und von dem alles, was auf den Körper paßt, zu gleicher Zeit auf den Baum paßt — damit nun durch dieß doppelte Anknüpfen an einen noch allgemeinern Begriff, die Begriffe von Körper und Baum, selbst noch fester miteinander verknüpft, oder an einandergeschlossen werden.

Man folgen zwei Kupfertafeln auf denen

Einheit und Mehrheit

auf eine auffallende Weise nebeneinandergestellt ist, so daß man zugleich sieht, wie durch die Vereinigung mehrerer menschlichen Kräfte etwas bewirkt wird, daß einem unmöglich wäre — also die Begriffe

Einheit — Mehrheit

menschliche Kraft,

sind es, die hier unser Denkkraft einen neuen Spielraum geben.

Der Mensch trägt Menschen

Der Mensch zieht Menschen

Der Mensch bewacht Menschen —

Drei Knaben ziehen stärker als einer

Drei Schaafscheerer werden mit einer Anzahl Schafe schneller fertig, als einer —

Drei Menschen können mehr Menschen auf ihrem Rücken forttragen als einer —

Drei Soldaten können mehr Gefangne in Verwahrung halten, und ihnen den Ausgang verwehren, als einer —

Der fromme Aeneas trägt seinen alten Vater auf dem Rücken aus den Flammen von Troja —

Die Weiber in Weinsberg, welches von Kaiser Konrad belagert, und eingenommen wurde, trugen ihre Männer auf dem Rücken hinaus, da der Kaiser ihnen verstattete, das Kostbarste mitzunehmen, was jede hätte —

Je größer hier die Anzahl von Trägern war, je mehrere konnten dadurch gerettet werden —

Durch diese Vereinigung mehrerer menschlicher Kräfte zu einem Zweck, sind nun in der Welt erstaunliche Dinge entstanden —

Städte — Kriegsheere — Staatsverfassungen — Dämme gegen das Meer — egyptische Pyramiden — unterirdische Kanäle — Kriegsschiffe — Schachten — Bergwerke — Manufakturen und Fabriken —

Welch ein Unterschied, wenn wir nebeneinanderstellen,

der einzelne Mensch und der Mensch in Gesellschaft

Der einzelne Mensch — mit Hülle und Lagerstätte für sich, und für seine Bedürfnisse Wasser zum Trunk, und Wurzeln und Kräuter, zur Nahrung —

Der Mensch in Gesellschaft mit Städten, Kriegsheeren, Vestungen, Manufakturen und Fabriken —

Eine Anzahl Menschen treten zusammen in Verbindung, um wieder einen Körper auszumachen, worinn sich einige entschließen Arm und Fuß zu seyn; indes andere der Kopf sind, wodurch Arm und Fuß in Bewegung gesetzt werden —

Der Staatskörper hat einen Kopf zur Regierung — den Regenten mit seinen Räthen —

Es hat Arme zur Vertheidigung — das Kriegesheer —

Nichts giebt einen auffallendern Beweis, wieviel vereinigte menschliche Kräfte vermögen, als ein Kriegsheer —

Daß viele tausend Menschen auf den Wink eines einzigen Hand und Fuß mit eben der Leichtigkeit bewegen, wie ein einzelner Mensch —

Daß diese ungeheure Maschine gleichsam wie an einem Drath aufgezogen, alle die Bewegungen machen muß, die ein einzelner Mensch, der diese Maschine regiert, für gut befindet —

Daß auf einen ungeheuern Wurf dieser in Bewegung gesetzten Maschine auf einmal tausende fallen

und

und Tod und Verderben rund umher, wohin man sieht, verbreitet wird. —

Das alles wird durch die vereinigten menschlichen Kräfte bewirkt, die sich hier nur vereinigt zu haben scheinen, um sich wechselseitig wieder zu zerstören —

Vereinigte Kräfte müssen wieder vereinigten Kräften entgegengesetzt werden —

Ein Soldat bewacht hier einen Gefangenen — aber drei Soldaten bewachen drei Gefangene, deren gefährliche Unternehmungen man vielleicht schon kennt und fürchtet —

Wenn ein Staat seine Kräfte zur Vertheidigung und Sicherheit in ein Kriegsheer zusammenzieht, so thut dieß auch der benachbarte Staat —

Und so treiben sich die gegeneinandergestellten vereinigten Kräfte zuweilen bis aufs höchste.

Der Staatskörper wird ausgesogen und ausgemergelt, weil alle seine Kraft und Stärke, statt gleichmäßig vertheilt zu werden, sich in die Arme, die er zu seiner Vertheidigung braucht, zusammenziehen muß.

Staatsverfassung.

Die vereinigten Kräfte mehrerer Menschen bringen viel Gutes und viel Böses hervor —

Das Böse besteht vorzüglich darinn, daß der einzelne Mensch zu sehr darüber vernachlässiget und vergessen wird, indem man ihn nicht mehr selbst als ein Ganzes, sondern als einen untergeordneten Theil eines größern Ganzen betrachtet, und der einzelne Mensch zu häufig bloß Hand und Fuß seyn muß, da er doch auch der Bestimmung der Natur gemäß, zugleich Kopf seyn, und über sich und die Verhältnisse in der Welt zu denken Freiheit und Gelegenheit haben sollte. —

Bei der Vereinigung mehrerer menschlicher Kräfte zu einem Zweck geht es nun so zu, daß die körperlichen Bewegungen mehrerer Menschen, durch die lenkenden Gedanken eines einzigen eine gewisse Richtung erhalten, wovon sie nicht abweichen dürfen, wenn das Werk, was man hervorbringen will, zu Stande kommen soll —

Diejenigen, welche z. B. einmal zum Herzureichen der Materialien bei Errichtung eines Gebäudes bestimmt sind, müssen immer Materialien zureichen, und dürfen sich nicht einfallen lassen, ihrer thätigen

Kraft eine Richtung auf etwas anders zu geben, weil sonst die ganze Sache in Unordnung gerathen würde —

Die jedesmaligen Zuträger der Materialien müssen also, so lange, bis das Gebäude fertig ist, auf jeden andern freywilligen Gebrauch ihrer thätigen Kräfte Verzicht thun —

Dies Verzichtthun ist vorzüglich bei jener Vereinigung mehrerer menschlicher Kräfte nothwendig — und es würde ohne dasselbe nichts von dem großen menschlichen Werke zu Stande gekommen seyn —

Der einzelne Mensch hebt seinen Fuß nicht in die Höhe und streckt seine Hand nicht aus, wenn nicht sein eigner Gedanke ihn dazu treibt —

Er hebt seinen Fuß in die Höhe, weil er denkt, er will sich fortbewegen; und streckt seine Hand aus, weil er denkt, er will Speise zu sich nehmen —

Nun ist es sehr sonderbar, daß es einem Theile der Menschen gelungen ist, den andern zu etwas in Bewegung zu setzen, wozu dieser selber die Gedanken nicht hat —

Wie z. B. zu der Errichtung eines Gebäudes, wozu der Baumeister, nicht aber der Zuträger der Materialien den Gedanken hat —

Der Zuträger der Baumaterialien arbeitet also zu einem Zweck, der nicht in seinem, sondern in dem Kopfe eines andern Menschen existirt —

Der Zuträger entäußert sich eine Weile seiner Denkkraft, und wird blos Hand und Fuß —

Er bewegt sich nun einmal so, ohne sich weiter darum zu bekümmern, warum er sich so bewegt —

Wie ist das möglich, daß der einzelne Mensch seine freie Selbstthätigkeit so aufgiebt;

Daß sich alle seine Bewegungen den ganzen Tag über, um kein Warum in seinem eignen Kopfe, sondern um das Warum in dem Kopfe eines andern drehen —

Es würde nicht möglich seyn, wenn den einzelnen Menschen nicht ein Zweck untergeschoben würde, weswegen er eine Zeitlang das Band zwischen Geist und Körper gleichsam zerreißt — indem er jeder seiner Bewegungen nicht durch seinen eignen, sondern durch die Gedanken eines andern ihre Richtung vorschreiben läßt —

Der Zweck, der seiner Denkkraft listiger Weise untergeschoben wird, ist, als müsse er dieß thun, weil

weil er sonst seine körperlichen Bedürfnisse nicht würde befriedigen, seinen Hunger nicht stillen, seinen Körper nicht bedecken können —

Der listigere und verschlagnere Theil der Menschen hat nehmlich Mittel gefunden, dem ehrlichen und gutmüthigern, seine nothwendigen Bedürfnisse auf gewisse Wrise zu entreissen und abzuschneiden, um sie ihm nur unter der Bedingung wieder zufließen zu lassen, daß er eine Zeitlang auf die natürliche Verbindung seiner Geistes- und Körperkräfte Verzicht thut — und wie eine bloße Maschine durch die Gedanken eines andern seinen Arm ausstrecken, und seinen Fuß emporheben läßt, wie der Soldat auf das Kommandowort thun muß —

Ein anders ist, wenn z. B. eine Gesellschaft von Menschen in Verbindung tritt, von denen jeder einzelne mit den übrigen ein großes Haus zu bewohnen wünscht, daß aber durch die Kräfte eines einzigen nie würde hervorgebracht werden können —

Diese Anzahl von Menschen wählen einen unter sich, durch dessen Gedanken sie ihren Arm nach einer gewissen Richtung ausstrecken, und ihre Füße nach einer gewissen Richtung wollen emporheben lassen —

Hier ist allen der Zweck gemeinschaftlich — allen ist daran gelegen, daß das Haus fertig werde — Einer denkt zwar für alle, aber er denkt für sie nur die Art der Erreichung des Zwecks, nicht den Zweck selber —

Wenn er den Zweck etwa erst für sich allein hatte, so war er genöthigt, etwa vorher eine Rede an die übrigen zu halten, wodurch er seinen Zweck erst in die Köpfe verpflanzen mußte, ehe er nur daran denken durfte, von den Armen und Füßen eines einzigen zur Erreichung seines Endzwecks Gebrauch zu machen —

Hier findet also nichts Gewaltsames, keine Beraubung der natürlichen Freiheit, kein Zerreissen der Verbindung zwischen Gedanken und Bewegung statt — niemand ist hier ganz Maschine —

Jeder bewegt Hand und Fuß, weil er will — das Warum steht in seiner eignen Seele, und nicht in der Denkkraft eines andern —

Nur die Art und Weise wie, und die Richtung, nach welcher er Hand und Fuß, zur Erreichung des gemeinschaftlichen Endzwecks, bewegt, läßt er sich freiwillig durch die Gedanken eines andern vorschreiben —

Denn er hat diesen Gedanken eines andern gleichsam zu seinem eignen Gedanken gewählt —

Denken wir uns nun unter dem Hause die Einrichtung eines Staats, in sofern dieselbe von einem einzigen oder von allen Mitgliedern desselben abhängt — so haben wir den Unterschied zwischen

Monarchie und Republik

In der Republik müssen von dem denkenden Theile, der sich die Erreichung grosser Endzwecke vorsetzt, erst Reden an das Volk, oder dessen Repräsentanten gehalten werden, um diesen Endzweck in die Köpfe der einzelnen Mitglieder des Staats zu verpflanzen, ehe diese sich willig finden lassen, durch Vereinigung und Unterordnung ihrer Körper und Geisteskräfte dieselben befördern zu helfen —

Die einzelnen Mitglieder eines wirklich republikanischen Staates wählen sich selbst die Gedanken, durch welche sie gelenkt werden wollen, in ihren Obrigkeiten und Regenten —

In einem monarchischen Staate ist es nicht nöthig, daß Reden an das Volk oder dessen Repräsentanten gehalten werden, um die Endzwecke desjenigen, der sich für alle übrigen zu denken unterfängt,

erst

erst in die Köpfe derselben zu verpflanzen, ehe ihre Arme und Füße und selbst ihre untergeordneten Geisteskräfte, zur Beförderung dieser Endzwecke in dem Kopfe eines einzigen gebracht werden — "denn alle einzelne Mitglieder eines solchen Staats haben gleichsam einen Bund zusammen gemacht, daß warum aller ihrer Handlungen, Bewegungen in politischer Rücksicht, nicht in ihren eignen Köpfen, sondern in dem Kopf eines einzigen existiren zu lassen; dessen Gedanken sie nicht einmal aus ihrem eignen Mittel zur Lenkung ihrer Kräfte zu gewissen Endzwecken, gewählt, sondern ihn schon in Mutterleibe, da er noch keinen Gedanken gedacht, als den künftigen gewissen Lenker aller ihrer politischen Bewegungen anerkannten — und dieß alles bloß wegen des höchstzufälligen Umstandes, daß derjenige, der ihn zeugte, gerade ein Fürst war, welcher das Glück gehabt hatte, auch wieder von einem Fürsten gezeugt zu werden —

"Da nun bei den Menschen nichts zufälliger ist, als die Geburt desselben — so scheint eine ungeheure Menge von Menschen seit undenklichen Zeiten ein Bündniß miteinander gemacht zu haben —

daß sie Sklaven des Zufalls seyn wollen —

in einer gewissen Richtschnur aller ihrer politischen Handlungen und Bewegungen lassen sie sich durch einen längstverjährten Vertrag, die Gedanken eines Menschen aufdringen, der noch nicht geboren ist —

Die letzte Kupfertafel enthält noch sechs Darstellungen aus dem menschlichen Leben:

Der Mensch in Bewegung — der Mensch in Ruhe
Der Mensch in Beschäftigung mit dem Schönen
— mit dem Ernsthaften
Der Mensch im Genuß des häuslichen Glücks —
der offnen und schönen Natur —

Lauter neue auffallende Unterschiede!

Bewegung — Ruhe
Spielendes Ergötzen — Ernst und Nachdenken —
Ein Wohnzimmer — die große Natur —

Wir wollen also zuerst gegeneinanderstellen Bewegung und Ruhe —

Der Zustand der schnellsten Fortbewegung ist das Laufen — der Zustand der höchsten Ruhe ist das Liegen und Schlafen.

Dort welch eine Anstrengung, hier welch eine Abspannung aller Muskeln und Sehnen —

Der Mensch versetzt sich, indem er liegt, auf eine Weile in einen todtenähnlichen Zustand —

Laufen — Gehen — Stillstehen — Sitzen — Liegen — sind die Uebergänge, wodurch sich der stärkste Grad der Fortbewegung allmälig in den Zustand der höchsten Trägheit verliert —

Nun kann sich aber der Mensch in diesen todtenähnlichen Zustand der Ruhe und Trägheit versetzen, so oft er will, um zur Bewegung und Anstrengung wieder neue Kräfte zu schöpfen —

Er ist weder zur Thätigkeit noch zur Ruhe gezwungen — er ist mit allen seinen Fibern und Muskeln ein Werkzeug von sich selber, es hängt von ihm ab, den Bogen zu spannen, und ihn wieder abzuspannen, so oft er will —

Derselbe Mensch, der in dem vorhergehenden Augenblick noch lauter Leben und Thätigkeit, bei dem noch jede Muskel zur Fortbewegung seines Körpers angestrengt war; liegt nun auf einmal freiwillig in völliger Abspannung da —

und ruhet sich aus.

Das Uhrwerk dieser Maschine, die wir Körper nennen, hängt also doch mehr von uns, als wir von ihr ab, wir können ihr doch Stillstand gebieten, so oft wir wollen —

Bewegung und Ruhe
Wachen und Schlaf
Sind die auffallendsten Erscheinungen gegeneinander, die man sich denken kann — die uns nur deswegen so wenig rühren, weil wir durch den täglichen Anblick ihrer so gewohnt worden sind —

Der Zustand der Bewegung ist das eigentliche Leben, welches durch den abwechselnden Zustand der Ruhe nur einige sanftere Schattirungen erhält, damit es mit desto angenehmern Farben spiele —

Der Tag ist zu Leben und Bewegung —
Die Nacht ist zur Ruhe geschaffen —

Licht und Leben, Bewegung und Freude sind verwandt, so wie Finsterniß und Trägheit oder Stille und Traurigkeit —

Das Licht des Tages bringt Fülle und Leben
Die Finsterniß der Nacht bringt Leerheit und Tod —

Der Schlummer täuscht uns die Nacht hinweg, indem er uns freien Willen, deutliches Bewußtseyn und Gefühl unsers Daseyns raubt, damit wir nur die Lieblichkeit des Tages empfinden —

Aber oft kehrt der Mensch die Ordnung der Natur um, indem er

im Genuß oder in der Arbeit

die Grenzen überschreitet, und sich die Nacht zum Tage macht —

Wie dieser im tiefen Nachdenken verloren, unter Büchern vergraben, der mit der nächtlichen Lampe vor sich, am Tische sitzt, und ein Bild der angestrengten und ernsthaften Beschäftigung des Geistes ist — indes das Bild darneben,

den ergötzenden und spielenden Genuß desjenigen darstellet, was ebenfalls erst durch die Anstrengung der menschlichen Geisteskräfte hervorgebracht werden mußte.

Denn das Tonstück, daß von dem jungen Frauenzimmer auf dem Klavier gespielt wird, indem der junge Mensch, der neben ihr steht, die Flöte dazu bläßt, gewährte dem Verfasser desselben erst Vergnügen nach der Arbeit —

Hier gewähret es Vergnügen ohne Mühe —

So wie das Buch, das durch Nachtwachen und mühsamen Fleiß des Schriftstellers erst mußte hervorgebracht werden — nachher, wenn es beim Lesen

Ver-

Vergnügen und Nutzen gewährt, das Vergnügen und den Nutzen ohne Mühe gewährt —

Der Leser darf es nur lesen — und dies Lesen selbst ist bei einem Werke, das den Geist unterhält, eben so wenig eine Mühe zu nennen, als die angenehme Zermalmung der Speisen im Munde, die an sich selbst schon Genuß ist.

Das Spielen auf dem Klavier, das Blasen der Flöte ist

ein Spiel,

das Studiren des Mannes bei der Nachtlampe ist

eine Beschäftigung

Dieß soll uns noch aufmerksamer machen auf den merkwürdigen Unterschied zwischen

Spiel und Beschäftigung

Ich nenne die regelmäßige Berührung des Klaviers mit den Fingern, das Einathmen der Luft in die Flöte, ein Spiel, weil es weiter keinen Zweck hat, als sich selbst —

Das Nachdenken des Mannes mit der Lampe scheint meinen Gedanken kein Spiel zu seyn, weil es mit Anstrengung verknüpft ist, die sich in dem Halten des Kopfes, der gleichsam von der zu großen Anstrengung schwer wird, und in der ganzen Stellung zeigt —

Ich denke also, daß der Mann sich auf keine so mühsame Art bei der Nachtlampe noch beschäftigen würde, wenn diese seine Beschäftigung keinen Zweck als sich selber hätte — wenn er nicht etwas dadurch herausbringen oder hervorbringen wollte, was ihm in der Folge die gegenwärtige Mühe belohnt —

Dieß ist der vorzüglichste Unterschied zwischen Spiel und Beschäftigung.

Darum sagt man auch:

ich mache das spielend, oder

die Arbeit wird mir zum Spiel,

wenn einem etwas so leicht wird, daß man in der Arbeit selbst schon Vergnügen findet, wenn man auch keinen Zweck weiter dadurch zu erreichen hoffte —

Der Begriff von Spiel verträgt sich nicht mit dem Begriff von mühsamer Anstrengung, — ausgenommen wenn der Mensch die mühsame Anstrengung selbst zum Spiel macht, indem er sich ihr, ohne weiter einen Zweck dadurch zu erreichen, um ihrer selbst willen, freiwillig unterzieht —

Nun frägt es sich, ob der Mensch im Ganzen genommen mehr arbeitet, oder mehr spielt —

Das

Was sind die größten menschlichen Unternehmungen, da sie doch von der Zeit wieder verschwemmt werden, und oft keine Spur zurücklaßen, anders als ein großes Spiel, wo die Anwendung der menschlichen Kräfte, die dazu erfordert wurden, keinen Zweck, als sich selbst gehabt zu haben scheinen —

Man sagt daher auch eine Kraft will freien Spielraum haben —

Allein indem der Mensch auf die Weise spielt, indem er Kartenhäuser baut, die ein Hauch umweht, und Königreiche und Republiken stiftet, die die Zeit zerstört —

so läßt ihn die gütige Natur gleichsam spielend ihre großen Endzwecke zur Veredlung und Bildung seines Geistes erreichen, der in diesen großen und kleinen Spielen seine Denkkraft übt, um dereinst einen höhern Flug zu nehmen —

Durch dieß ganze Buch sind die Ideen auf mannichfaltige Weise in Bewegung gesetzt worden, bloß um in Bewegung gesetzt zu werden — das jetzige, was also dadurch in der Seele veranlaßt wird, ist:

ein Ideenspiel —

Dieß Ideenspiel wollen wir mit dem letzten beiden Darstellungen des Menschen

im Genuß des häuslichen Glücks und im Genuß der schönen Natur beschließen.

Welch ein Unterschied zwischen einem Wohnzimmer und der großen Natur!

Und doch ist das Wohnzimmer mitten in der großen und offnen Natur so angenehm — denn es hat Fenster, wodurch der Anblick der ganzen schönen Natur bloß ans Auge gebracht werden kann, ohne daß unser Gefühl der Unbequemlichkeit eines rauhen Lüftchens ausgesetzt wird —

Durch das Wohnzimmer macht sich der Mensch von Sturm und Regen, von Frost und Schnee, und allen Unbequemlichkeiten der Witterung unabhängig —

Im Winter versucht er Wärme, im Sommer Kühlung hineinzubringen — er macht sich in seinen vier Wänden zum Herrn der ihn umgebenden Natur —

In diese vier Wände eines Wohnzimmers drängen sich daher auch die meisten Scenen menschlicher

licher Glückſeeligkeit zuſammen, die in der weiten Welt, über Meer und unter entfernten Himmelsſtrichen vergeblich geſucht wird —

Das wahre Glück iſt in der Einſchränkung nicht in der Ausbreitung zu ſuchen —

Daher iſt nun die reizende Idee von
häuslicher Glückſeeligkeit

entſtanden —

Der Begriff von Wohnung, Haus oder Obdach führt ſchon ſo viele dunkle Nebenbegriffe von Sicherheit, Ruhe, Geſelligkeit, Beſchützung u. ſ. w. mit ſich, daß die Seele dadurch beſtändig mit einer Reihe angenehmer Bilder erfüllet wird, ſo oft man ſich dieſen Begriff lebhaft denkt.

Das Haus, die Wohnung knüpft ſchon an ſich das Band zwiſchen den Menſchen feſter, und iſt gleichſam der erſte Keim zu der größten menſchlichen Verbindung —

Aus einzelnen Häuſern entſtehen Dörfer und Städte, die mit ihrem Zubehör Länder und Königreiche ausmachen —

Aber die ganze Wohlfahrt von Ländern und Königreichen muß doch immer wieder auf das einzelne

Haus

Haus, und auf die Glückseeligkeit, die darin herrscht, zurückgeführt werden —

Denn in dem ganzen Umfange eines mächtigen Königreiches kann doch einer z. B. nur in einer Stadt, und in der ganzen Stadt nur in einem Hause, und in dem ganzen Hause nur in einem Zimmer seinen jedesmaligen wirklichen Aufenthalt finden —

In sein eigentliches Wohnzimmer, in dem Schooße seiner Familie, drängt sich sein wirkliches Daseyn, das durch die bürgerliche Geschäfte gleichsam zerstreut wurde, am meisten wieder zusammen —

Aber der Ort täuscht den Menschen wie die Zeit —

Er glaubt Jahre zu leben, und lebt nur Augenblicke —

Er glaubt ein Land, eine Stadt zu bewohnen, und bewohnt nur den jedesmaligen Fleck, wo er steht oder liegt, das Zimmer, worinn er arbeitet, das Gemach, worinn er schläft —

Diese Täuschung macht, daß der Mensch sein Glück so selten in dem gegenwärtigen Augenblick

und auf dem jedesmaligen Fleck ſeines wirklichen Daſeyns ſucht —

Er lernt die Koſtbarkeit des gegenwärtigen Augenblicks, und dieſes Flecks, wo er ſein wirkliches Daſeyn hat, nicht einſehen — darum ſucht er das Glück in der Zukunft, und jagt ihm allenthalben, außer dem Bezirk ſeiner Wohnung nach —

Sich von dieſer Täuſchung los zu machen, führt zur wahren Glückſeeligkeit —

Die geſelligen Freuden des Lebens aus den groſſen Zirkeln wieder in die kleinern zuſammenzudrängen, dahin ſollte das Beſtreben aller gehen, die das kurze menſchliche Leben von Langerweile und Ueberdruß befreien wollten —

Wenn nun das einzelne Haus, auch alles übrige wegfiele, ſo bleibt rund umher die ſchöne offne Natur, die eigentlich das wahre Element iſt, worinn der Menſch, ſobald er aus ſeiner Wohnung tritt, athmen und ſich bewegen ſollte —

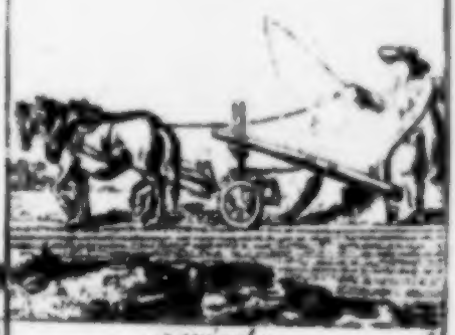
Sich dieſer einfachen Glückſeligkeit, ohngeachtet der unauflöslichen Verflechtung in den menſchlichen Verbindungen, die einmal da ſind, ſo viel wie möglich zu nähern, iſt das Beſtreben des Weiſen.

Das höchste Ziel seiner Wünsche ist häusliche Zufriedenheit, verbunden mit dem ungestörten Genuß der schönen Natur.

asinus.

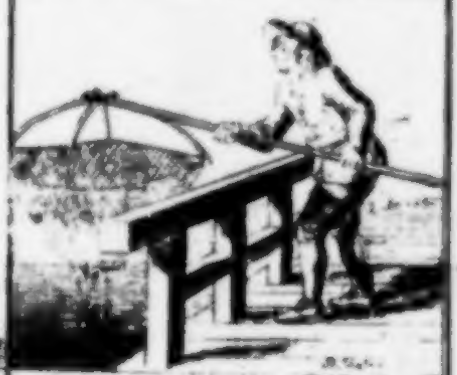
puer.

scriba.

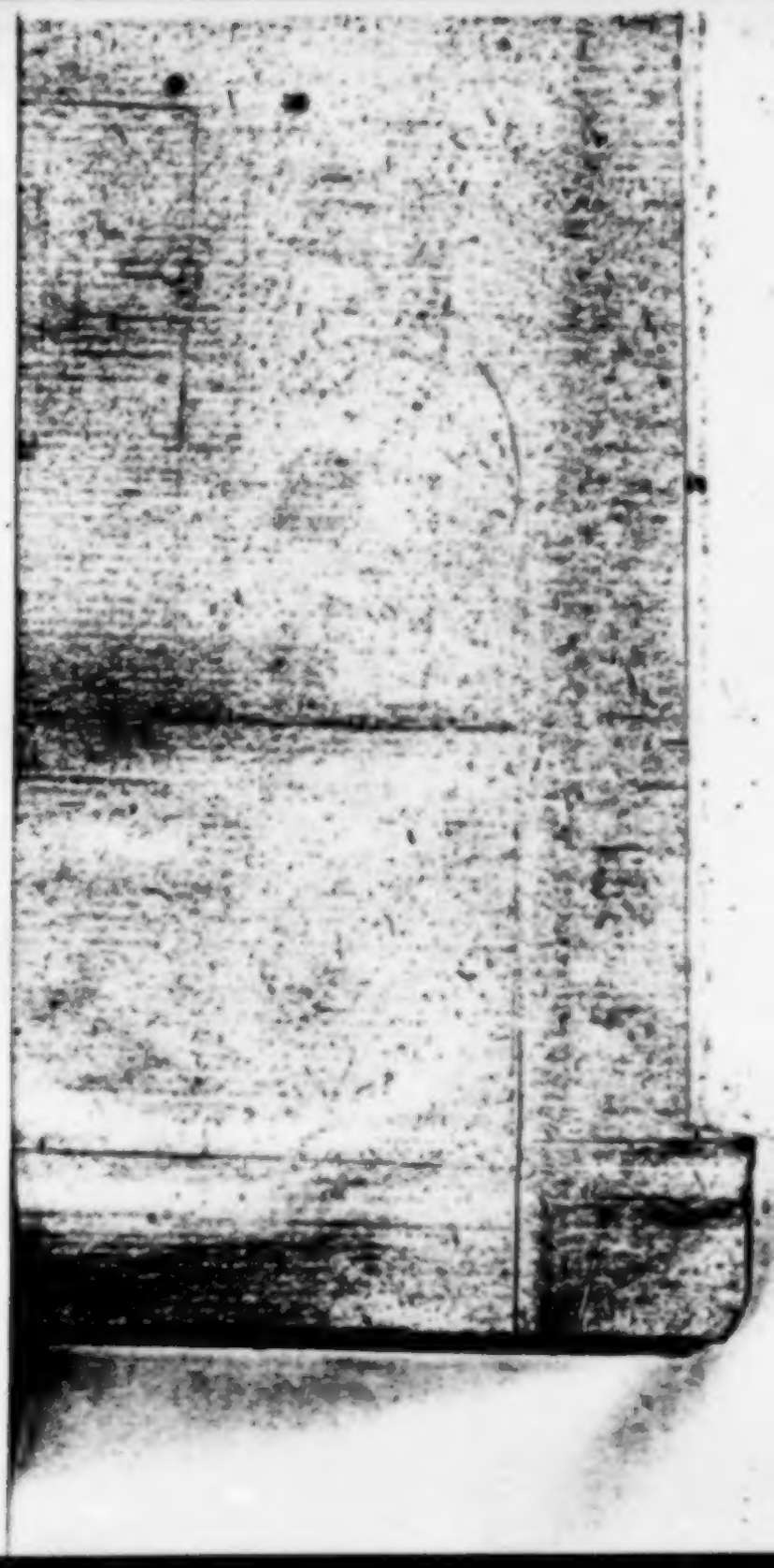


agricola.

canis.



piscator.



puella. 1

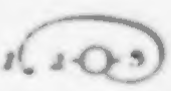
rosa. 2

fœtus. 3

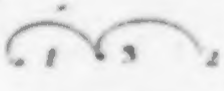
mulier. 4

1 Tour.

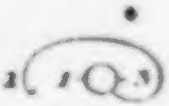
2 Tour.

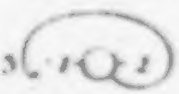


3 Tour.



4 Tour.



5 Tour.

6 Tour.